Timoclea

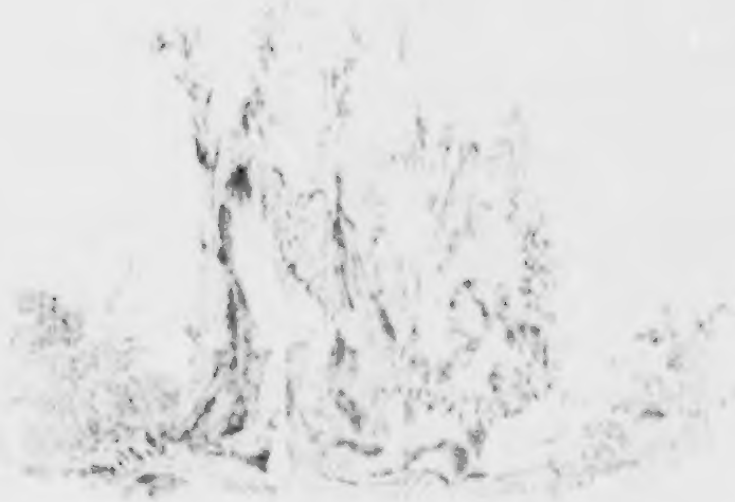
und

Charitides

eine Geschichte

von

A*** R***



Leipzig,

bey Christian Gottlob Hilschern, 1773.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Timoclea und Charitides

eine Geschichte.

Erstes Hauptstück.

Wo man glauben wird in der Mitte der Geschichte zu seyn.

Oben auf dem Verdecke des Schiffes eines Syrakusanischen Freybeuters, rufte Timoclea weinend ihre Arme nach ihrem Charitides — eilend lief er auf den wolligten Felsen, der drohend über die

Fläche des Meeres hinaus ragte, um seine Timoclea mit seinen Augen zu begleiten. Armer Charitides! das Schiff schwindet in der Entfernung wie ein Nebel dahin — lange stand er so, gefühllos auf der schwindlichten Spitze des Felsens. Stilles Abendroth glänzte aus Westen über die Fläche des Meeres daher und vergoldete den Felsen. Eine Thräne fiel zur Tiefe durch die Röthe des Abends hinab, und seine Klagen ergossen sich längst dem felsigten Ufer — wärest du, so sprach er: der Fels von Leucade, ich würde in die Tiefe hinabspringen, und meine Liebe in dem Gewässer ertränken, aber wozu diente mir wohl der isthmische Fels. — Hier schwieg er, und die Verzweiflung malte ihre schrecklichen Züge auf seine Stirne, eine plötzliche Röthe überzog ihn, die Füße zitterten; noch einen finstern, lebenden Blick über die Tiefe die im Abgrunde mit fernen, sterbenden Gethöne am Gestade zurückstürzte, und plötzlich wagt er mit geschlossenen Augen zur Tiefe hinab zu — als schnell ihn etwas am Saume seines Kleides hielt. Er sahe zurück, und ein schrecklicher Löwe zerrte an seinem Gewande, und zog ihn sanft hinter

sich

ſich her. Charitides vergaß ſeine Geliebte, von jedem Schrecken eines nahen Todes gefoltert. Eben der, welcher ſich ſo muthig den Felſen hinabſtürzen wollte, bebte itzo für den bloßen Gedanken des Todes, er folgte ſeinem Führer, und fand ſich bald in einer Grotte, die ſich durch den Felſen dehnte. Hierher legte ſich der Löwe vor den Eingang, und bewachte den attiſchen Weiſen.

Zweytes Hauptſtück.

Etwas, das vielleicht ſo unerwartet nicht iſt.

Charitides, der ſich von ſeinem Schrecken erholte, da er ſahe, wie ſtill der brave Löwe ſich im Eingange hielt, ſetzte ſich neben in der Grotte auf eine Raſenbank nieder, die mit friſchen Roſenblättern beſtreuet war. Wie wunderbar nicht der Himmel mit den Sterblichen ſpielt, ſo dachte der Weiſe: morgen wollte ich mit meiner beſten Timoclea an dem Altare Hymens mich auf

ewig verbinden, um der Glückseligste aller Sterblichen zu werden. Ein Spatziergang am Gestade des Meeres neben meinem Mädchen, der so viele Reize für mich hatte, beraubt mich derselben, (hier seufzte er) vielleicht auf immer! — Unerforschliches Schicksal! Waren unsre Freuden nicht unschuldig und rein? Timoclea! Timoclea! — ein Seufzer, der ihm einen Strom von Thränen entpreßte, erstickte seine Rede — eine plötzliche Ohnmacht überfiel ihn, und leblos sank er auf die Blätter der Rosen nieder — Ein dumpfer Lärm tönte itzt in den nächtlichen Gängen der Felsengrotte. Ein Stein fiel in der Ferne von dem Gewölbe der Höhle, und — Cyane trat hervor — der Löwe eilte seiner schönen Gebieterinn entgegen, und leckte ihr hofmäßig die Hand. Sie sahe den Weisen. — Gütige Götter! einen schönern Sterblichen hatte die schöne Nymphe noch nie gesehen. —

Charitides war jung, seine Wangen blühten vom Feuer der Jugend, männliche Züge waren auf seinem Angesichte zerstreuet, seine Arme zeigten die Stärke eines Mannes. Kurz, er war mit dem berühmten Phanias

der

der Schönste in Athen. Cyane, die sonst grausame Cyane, blieb mit einigem Nachdenken vor ihm stehen. Eine Röthe überzog ihre glühenden Wangen, und goß sich sanft über den wallenden Busen. Ein unnennbares Etwas schlich sich durch ihn, und hob ihn mit einem Seufzer höher empor. Unglückliche Cyane! Charitides liebt schon, und ist getreu. Doch ihre Blicke hefteten sich fest auf den schlafenden Jüngling, beschämt wich sie zurück; aber die Liebe führte Sie zum Weilen zurück. Wie nennt ihr, reizende Mädchen, jenen unwiderstehlichen Hang der euch zum Jünglinge führt, und den Busen beben macht? Sollte es nicht der milde Hang zur Liebe seyn? Cyane, die wilde Cyane, würde es geläugnet haben. Es sey Instinkt oder sonst ein Trieb zum geselligen Leben, genug daß er eben sowohl das Glück einer Sage macht wie des Jünglings — Cyane war schön, und was das artigste war — jung. Sie blühete wie eine Rose, die im Morgenstrale sich öffnet, wenn der Thau ihren Busen benetzt. Auf den Wangen mischte sich das schönste Roth mit einer Weiße, der nur die kleinen Lilien des Mayes gleichen, ihre

Brust hob sich in jugendlichem Glanze empor, und wallte frey den Westen des Frühlings entgegen, ein weißes Gewand umflog leicht den schlanken Leib, und wich sanft jedem Zephir, der in den Falten spielte. Ihr Fuß — doch der war allzu schön, daß ich ihn malen möchte. Ein Kranz von Veilchen und grauen Myrthen durchflochten, lief längst dem Saum ihres Gewandes hin, und streute holde Gerüche um den pochenden Busen, und ihre Wangen. Der jüngsten der Grazien war die schöne Lyane ähnlich.

Nie hatte ihr Herz die Liebe empfunden, nie das Glück einer empfindenden Leidenschaft. Aber — warum neigt sie neugierig ihr Haupt näher zu den Wangen des schlafenden Jünglings? warum — doch diese Fragen sind zu oft schon beantwortet; kurz, mit einer gewissen Aengstlichkeit, er möchte erwachen, sah Sie ihn an, und doch konnte dieses Sie nicht bewegen den gefährlichen Weisen zu fliehen. Sie setzte sich neben ihn auf die Rasenbank nieder und betrachtete ihn so nahe, daß man hätte glauben sollen, sie — habe ein blödes Gesicht. Charitides träumte eben von seiner Timoclea, er wollte

Sie

Sie mit aller Hitze eines zärtlichen Geliebten umarmen, streckte plötzlich seine Arme aus, erwachte und drückte — Cyanen an seinen Busen —

Drittes Hauptstück.

Aoraſt.

Timoclea saß indessen in einem Winkel des Schiffes und — weinte. Was könnte auch ein Mädchen in diesem Falle wohl sonst thun? Wäre Timoclea kein attisches Mädchen gewesen, so wüßte ich es wohl. Sie hätte nach der Regel jenes Weisen, der tausend Weiber mästete, gedacht — **es ist drum Alles eitel.** Sie hätte nach heutigem Styl den Charitides vergessen, um den Herrn Schiffshauptmann zu besiegen. Ein, **ich habe**, sagt der wohlweise Herr Sancho; ist besser, als zehn, **hätte ich.**

Timoclea war aber ein Mädchen aus der alten Zeit, drum hatte Sie den thörigten Begriff, man müßte seinem Liebsten treu bleiben. Sie sahe auf die Rose nieder, die Cha-

ritides ihr an den jugendlichen Busen gesteckt hatte, und weinte wieder. —

Thörichtes Kind! sagte der Herr Hauptmann, und griff ihr unter das Kinn; Du wirst doch nicht ewig weinen wollen! Komm in die Kajüte, ich will dich schon trösten — Adrast, so hieß er, war ein Stutzer aus Syrakus, und erhielte diese Stelle durch die Liebe seiner Schwester, die einem Minister deswegen eine zweyfache Supplique übergeben hatte.

Was hätte Timoclea dem Hauptmann antworten sollen? Ein Mädchen, das wie Sie auferzogen war, voll Natur und Unschuld, mußte verlegen werden. Ein modernes Frauenzimmer würde einen Knix gemacht haben, und an dem Arme des Herrn Kapitains freyleich zur Hangmatte — doch — ich wollte sagen, zur Kajüte gegangen seyn. Aber Timoclea war viel zu unerfahren in den artigen Sitten, als daß Sie sich aus der Anrede des Herrn Hauptmanns hätte wickeln können; zum Glücke rief der Junge im Mastkorbe: Ein Korsar! ein Korsar!

Vier-

Viertes Hauptſtück.

Charitides ſpielt die Rolle eines Weiſen.

Götter! wie erſchrack der gute Charitides, da er Cyanen in ſeinen Armen erblickte. Er fuhr zurück und wäre der Zauberinn entflohen, aber — der Löwe lag ja vor dem Eingange. Cyane, die wilde Cyane, die kein Löwe erſchrecken konnte, ſtand mit ähnlichem Entſetzen für dem unglücklichen Jüngling. Sie konnte nichts reden und ſtand eben ſo ſtumm vor Ihm, wie die Bildſäule des Phidias.

Aber, hätte dieſe Umarmung ihr nicht alle Grauſamkeit benommen, würde Sie wohl ſo verſtummt geweſen ſeyn? Zum Glücke war ſie keine von unſern Andächtigen, ſonſt hätte Sie den Jüngling gelästert, weil er Sie — blos umarmet hatte. In dem Kuſſe des ſchönen Charitides hatte Sie etwas eingeſogen, das alle ihre Adern durchglühte. Die Röthe ihres runden Angeſichts erhob ſich, Sie

Sie sahe abwärts auf den klopfenden Busen. Ein Blick, der alles verrieth, begegnete dem Jünglinge. Endlich brach er die gefühlvolle Pause. Verzeihe, so sprach er: und faßte Cyanen beym weißen Arme, verzeihe einen Traum, der mich alles Entzücken fühlen ließ, und mich noch — unglücklicher macht. Er seufzete und sah auf die weiße Hand Cyanens nieder. Das schüchterne, oder besser zu sagen, das überraschte Mädchen wollte die Hand zurückziehen, aber ein unfreywilliges Zucken der Nerven brachte ein sanftes Drücken hervor, das Charitides im Innersten seines Herzens empfand.

Ob der Jüngling mehr bey ähnlichen Fällen empfindet als das Mädchen, mag — Wieland entscheiden! Unser Weltweise vergaß plötzlich alle Lehren des Plato, und fand, trotz aller Unempfindlichkeit des zenonischen Systems, daß er ein — Mensch war. Lebe wohl, Timoclea, die du das Schiff mit deinen Thränen benetzest, und den getreuen Charitides denkest!

Er sahe Sie zärtlich an, und glaubte in ihrem Angesichte die Züge seiner Timoclea zu finden. Eben wollte er vor ihr niederfallen,

als plötzlich das innere Theil der Höhle sich öffnete, und —

Fünftes Hauptstück.

Etwas ganz Unerwartetes.

Ein Korsar! Ein Korsar! rief der Junge im Mastkorbe. Wer die Robinsons unserer Zeit gelesen, der kann sich den Lärmen vorstellen, der auf dem Schiffe entstand. Man lief an die Kano — doch das hieß ich mir wirklich einen Fehler gegen das Kostüme, der unverzeihlich wäre. Sie liefen also jeder nach seinem Bogen und Pfeile, und wenn Adrast nicht vergessen hatte die Balliste mitzunehmen, auch an die Balliste.

Adrast, war er gleich ein artiger Herr, so hatte er doch wider die Gewohnheit dieser Leute so viel Muth, als man nöthig hat mit einem einzigen Schiffe zehen feindliche anzugreifen. Er eilte, und theilte das griechische Feuer an die Schleudrer aus; jeder hatte seinen Posten. Und nun lagen der Achiver

und

und Syrakusaner auf einen Pfeilschuß von einander. Obgleich Adrast dem attischen Führer überlegen war, so hatte doch Agathocles (so hieß der feindliche Führer) geübtere Schleuderer. Die Seegel und Tauwerke des Syracusaners brannten schon vom Feuer der Achiver, und zum Glücke war keine Pulverkammer im Schiffe, sonsten wären sie alle in Gefahr gewesen in die Luft zu fliegen.

Timoclea, die nach der beliebten Methode in Ohnmacht hätte fallen sollen, verstand diese Kunst nicht; und wie hätte man Sie wieder zu sich selbsten bringen können, da man noch kein Eau de Reine, oder sonst ein Wasser kannte, welches unsern ohnmächtigen Damen das Leben wieder zu geben, vermag. Sie freute sich im Gegentheil, so viel es sich in Ihren Umständen thun ließ, daß die Feinde Athenienser waren. Das Schiff wurde in wenig Zeit erobert, obgleich Adrast wie ein Löwe fochte, und gefährlich verwundet war. Man warf die Seegel und Tauwerke, die in vollen Flammen stunden, über Bord, das Schiff zu erretten.

Agathocles war damals ein Mann von funfzig Jahren. In seinen Zügen herrschte so viel

viel Güte, als zu unsern Zeiten Dummheit, in den Gesichtern unsers Hochwohlgebornen Adels. Er war ein Glied des Areopagus, und hatte durch die vielen Siege, die er gegen die Feinde der Republik davon trug, das ganze Vertrauen des Staats. Er besuchte in jüngern Jahren die Akademie, und bildete seine Seele mit nie fehlender Weisheit. Seine erste Handlung nach Eroberung des Schiffes war, daß er den syrakusanischen Führer besuchte. Er lobte seinen Muth, und that alles was ihr von einem edeldenkenden Manne erwarten könnt.

Timoclea sahe den Feldherrn vor ihr vorübergehen, und, Himmel! alle Züge des Charitides! sie lief hinter ihm her, und rief ihn bey dem Namen ihres Geliebten. Agathocles wandte sich staunend um, sahe Sie an, und rief plötzlich: Gütige Götter! Meine Timoclea! meine Tochter!

Sechstes Hauptstück.

Fortsetzung des vierten Hauptstücks.

Der hintere Theil der Höhle öffnete sich, und — eine leicht gekleidete Sklavinn trat in die Grotte.

An ihrem schneeweißen Arme hieng ein Körbchen mit Erfrischungen. Sie nahte sich der schönen Gebieterinn, die sich itzo besann, und dem außer seinem Gleichgewicht schwebenden Weisen mit dem reizendsten Anstand, und einem gütigen Lächeln, eine Frucht anbot, die in den Gärten der Hesperiden nicht schöner reifen. Mit einem gewissen Entzücken nahm er sie von Cyanens Hand, und — aß sie. Ein Verliebter, das weis man ja, schätzet eine Kleinigkeit, die sein Mädchen mit gefälligem Lächeln, und einem Blicke der sein Innerstes fühlen macht, oft höher als ein Königreich. War es also ein Wunder, daß Charitides die Frucht mit so vielem Vergnügen aß.

Die

Die schlanke Nymphe entfernte sich wieder nach dem Winke ihrer Gebieterinn, und Charitides saß nach Verlauf einer halben Stunde mit eben so vieler Vertraulichkeit neben Cyanen, als die Freundschaft und die Begriffe eines Weisen erlauben. Eines Weisen! ja. Benimmt es der Größe desselben etwas, den sanften Gefühlen seines Herzens zu folgen. Ich wüßte wohl keine rechtmäßige Ursache anzugeben, warum man unter dem Weisen einen Pedanten versteht, oder sich denselben eben so ungeheuer in seinen Ideen malt, wie der Franzose den Hugenotten. Man hält ihn für einen Menschen, der allem Gefühl von Menschheit entsagte, und in einer stoischen Unerschrockenheit bliebe; den

Si fractus illabatur Orbis
Impauidum ferient Ruinae.

HORAT.

So, wäre er die Geburt einer Einbildungskraft die sich durch Vorurtheile verleiten ließe, ein unmögliches Ideal zu bilden. Kurz, Charitides war bey aller seiner Menschheit ein Weiser, und das um so viel mehr, weil sein Herz empfindlich seyn konnte. Der

Abendstern zog sich schon über den Hügeln hervor, und mit ihm die Zeit nach Hause zu gehen. Cyane konnte sonsten in der Abendluft einen Schnupfen oder Vapeurs bekommen. Wir lassen Sie einstweilen zur Grotte hinausgehen, und sehen nach Timoclea.

Siebentes Hauptstück.

Wobey die Leser vielleicht gähnen werden.

Agathocles drückte seine Tochter an seinen Busen, und ließ Thränen des Vergnügens herabfallen; und Timoclea — vergaß indeß ihren Charitides, und hieng an dem Munde ihres Vaters. Doch ein Gedanke der mit einem Seufzer sich aus der Brust dieses rechtschaffnen Vaters drängte, mäßigte plötzlich die Hitze seiner Empfindung. Beste Timoclea! so sprach er: Könnte ich so deinen Bruder an mein Herz drücken! wie zufrieden würde der Rest meiner Jahre dahin fliehen! wie glücklich würde Agathocles seyn!

seyn! So habe ich noch einen Bruder? versetzte Timoclea: wie reizend wären unsre Tage, bester Vater, wenn wir gemeinschaftlich die Freude deines Alters seyn könnten! wenn wir mit wechselnden Liebkosungen, dir das Alter verscheuchten, und in den schönsten Empfindungen der Zärtlichkeit und Liebe dich glücklich machen könnten! und Götter! es dann mit dir wären. Welche Wollust, erwiederte Agathocles, ist es, meine Tochter, Kinder zu haben, die so jedes Traurige aus der längsten Reihe glücklicher Tage verbannen, wie ich mir von dir verspreche! Wie kostbar ist jede Sorge, die die Jahre eurer Jugend uns abnöthigen, belohnet — und wie beneidungswerth würde Agathocles seyn, wenn er einen Sohn finden könnte, der dir Timoclea ähnlich ist. Von der Menge seiner Empfindungen niedergedrückt, setzte sich Agathocles nieder, und neben ihn setzte sich Timoclea. Höre, beste Tochter! (hier drückte er mit zärtlicher Empfindung ihre Hand, die das Gefühl seines Herzens ihm abzwang) höre die traurige Geschichte meines Lebens, und danke den Göttern mit mir, die es so glücklich endigen.

Meine Gattinn, die ich wie meine Seele liebte — meine Chariclea, machte mit deinem Bruder mir das erste Geschenke unserer Liebe. Ich kann dir die Freude nicht aussprechen, die ich über den kleinen attischen Bürger empfand. Ich setzte ihn liebkosend auf mein Knie, und weinte Thränen der Wonne und des Entzückens. Mit einem dankbaren Lächeln sahe ich auf deine Mutter, und empfand, daß ich sie zweymal so sehr liebte als zuvor. Unter meinen Liebkosungen wurde er anderthalb Olympiaden alt. Ich war der Gefährte seiner Spiele, seiner Freuden, und theilte jedes Vergnügen mit ihm, das seine kleine Seele ergötzte. Ich verbannte alles Traurige von seinen Augen, um ihn beständig mit den angenehmsten Bildern zu belustigen. Ich härtete ihn, wie einen Spartaner, zu allen Beschwerlichkeiten ab; aber ich suchte einer jeden eine angenehme Gestalt zu geben, daß er sich ihnen mit Vergnügen unterzog. Die Geschäffte der Republik riefen mich nunmehro von den Vergnügen zurück, die mir mein Sohn so lange schenkte. Ich mußte die Flotte gegen die persische Satrapen führen, die die griechische Meere mit ihren

Schiffen

Schiffen bedeckten. Ich kam mit Ruhme beladen nach Athen zurück. Ich flog zu meinem Hause — Gütige Götter! eine ernsthafte Stille schwieg umher; überall sahe ich Züge des Traurens. Ich rief: wo ist meine Geliebte, wo ist Chariclea! ich eilte zu ihrem Zimmer und fand sie in Thränen. Meine Geliebte, meine Chariclea! sagte ich, indem ich sie in meine Arme schloß; Welche Thränen, welche Ursache des Traurens in dem Hause des Agathocles! Doch! ihr Götter, wo ist mein Sohn? — mit einem Strome von Thränen sagte sie mir schluchzend: ach er ist verloren — verloren — wie! unterbrach ich sie! mein Charitides —

Timoclea entsetzte sich bey diesem Namen, und fiel kraftlos in die Arme ihres bebenden Vaters —

Achtes Hauptstück.

Wo wir etwas Unglaubliches von Charitides hören werden.

An dem Arme Cyanens gieng Charitides zur Grotte hinaus, und der wackre Löwe trabte langsam vor ihnen her. Ein hoher Pallast, den ein Gang von hohen dorischen Säulen umgab, fiel plötzlich dem attischen Weisen in die Augen. Eine blumigte Ebene, über die Cynthia ihren Schimmer hinstreute, verlor sich an dem fernen Gestade des Meeres. Welcher Stoff zu Empfindungen für unsern Weisen! und überdies neben sich, die göttliche — reizende Cyane! ich glaube, und wäre er Zeno selbsten gewesen, er hätte etwas mehr als gewöhnlich empfinden müssen.

Charitides sank in ein tiefes Schweigen. Er fühlte wie von Nerve zu Nerve ein zitterndes Gefühl drang, sein Herz entflammte, und in fühlenden Seufzen sich auflößte. Er wurde schüchtern und wagte — nichts. Er wollte sprechen, aber plötzlich starben die

Worte

Worte auf seiner Zunge. Er zitterte von einem Etwas durchbebet, das ihn schwer Athmen machte, und in einem sanften Händedrücken sich erleichterte. Schnell wollte er seine Cyane umarmen, und er reckte schon seine Arme aus, als eben so plötzlich das Bild seiner Timoclea erschien und ihn zittern machte. Unglücklicher Charitides! fliehe zu deiner Hütte zurück, sonst ist deine Tugend verloren! Aber so reißen die sanften Empfindungen der Liebe uns hin, und siegen über die Vernunft.

So kamen sie beyde mit tiefem Stillschweigen und langsamen Schritten zu Cyanens Pallaste. Die Thore öffnen sich vor ihnen, und eine Menge Sklavinnen, jede so schön wie eine Dreade, horchen auf Befehle. Sie traten in einen Saal, der sich weit hinaus dehnte. Seine Wände waren von parischem Marmor, wie der Fußboden. Silberne Leuchter hiengen von der hohen Decke hernieder, die mit erhabner Arbeit die Geschichten Jupiters zeichnete. Prächtige Spiegel flossen die Wände hernieder, und warfen den Schimmer der Kerzen zurück. Rosenfarbene Sophas mit Silberblumen durchstickt, standen rings

in dem Saale. Sie setzten sich beyde auf einen Sopha nieder, und Cyane unterbrach den staunenden Weisen. Wollen Sie ewig stumm seyn, Charitides! Was mag Sie wohl so sehr beschäfftigen? Wenn man Cyanen denkt, versetzte er, kann man da sprechen? Wie glücklich wäre ich, wenn ich alle die Bilder könnte erfüllet sehen, die meine trunkne Einbildung sich träumte! O Cyane! Sie konnten mehr als irgend eine Gottheit! Was konnte ich denn Charitides? versetzte Sie ihm mit einem zärtlichen Lächeln. Sie fragen noch Cyane! sollten Sie nicht die Empfindungen, die Sie mir so sanft abzwingen, in meinen Blicken sehen können? nicht die Wollust sehen, die meine Adern durchglüht, wenn ich Cyanen anblicke? so empfand ich nie schönste Cyane! nie das, was Sie mir einflößen.

Cyane erröthete, und ein schnell aufwallendes Feuer durchbebte Ihren Busen. — Was flößt ich Ihnen ein, Charitides! sie sprechen von Dingen die ich nicht verstehe. Sie sagte es, aber ihre Hand, die die seinige drückte, sprach anders. Wenn sie es hören können, erwiederte Charitides, und

schlug

ſchlug ſchüchtern die Augen nieder, wenn ſie es hören wollen, ohne zu zürnen, ſo will ich es Ihnen ſagen: ich liebe Sie — ach Cyane, wie liebe ich Sie! — Er ſprach es; von jedem Ungeſtüme einer entflammten Leidenſchaft geleitet, ſchlug er ſeinen Arm um ſie, und drückte einen Kuß auf ihre Wangen. Die allzu empfindſame Cyane konnte dem Jünglinge nicht wehren, und ſank mit glühendem Entzücken an ſeine Bruſt; ach Charitides — beſter Charitides! mehr konnte ſie für Wollust nicht ſagen. Charitides nahm ſie mit unausſprechlicher Wonne in ſeine Arme, und drückte Sie an ſeinen Buſen; ſchnell eröffnete ſich das Zimmer und — Agathocles trat herein.

Neuntes Hauptſtück.

Fortſetzung des Vorigen.

Ob es angenehm iſt in dieſer Stellung überraſcht zu werden, darüber laß ich unſer modernes Frauenzimmer urtheilen.

Im Grunde konnte es unsern beyden Verliebten eben so wenig angenehm seyn, als es heut zu Tage einer gnädigen Frau wäre, wenn Ihro Gnaden der Herr Gemahl, Sie mit dem Herrn Kutscher anträfe.

Agathocles — nicht der attische Befehlshaber der Flotte, nein, ein junger Mensch der noch in dem Frühlinge seiner Jahre war, kam zur Thüre hinein. Cyane erschrack, und Charitides kam völlig aus seiner Fassung. Ob sie es Ursache hatten, weis ich nicht — Agathocles war, als Jüngling schon, gegen alle Gewohnheit, weise. Er verdammte die Triebe eines empfindenden Herzens nicht, weil er seine eigne Schwäche kannte. Er fühlte bey dem Glücke seiner Freunde; und was man Mißgunst nennet, war ihm fremde. Er war der einzige Freund Cyanens, und wie wir in der Folge sehen werden, verdiente er es zu seyn. Agathocles fand sich wirklich in einer Lage, die einen ehrlichen Mann verlegen machen kann. Er schwieg etliche Augenblicke still, und hernach näherte er sich Cyanen, und redete sie mit einem Tone voll Freundschaft an. Wir befinden uns alle drey in einer bedenklichen Stellung, und in einem Zwange,

der

der unausstehlich ist; lassen Sie uns die Freundschaft an ihre Stelle setzen, und uns über keine Hirngespinnste schämen — Seyn Sie glücklich Cyane! Sie wissen, wie sehr ich es Ihnen schon lange gewünscht habe; überlassen Sie sich jedem Vergnügen, das die schönste Empfindung ihres Herzens zeuget; wer nicht lieben kann, kann auch nicht freundschaftlich seyn.

Charitides, den das edle Betragen des Jünglings rührte, stand auf und umarmte ihn mit dankbarem Entzücken, und Cyane dankte ihm mit einem Blicke, der ihre ganze Seele malte. Agathocles trimmphirte in seinem Herzen bey dieser Scene, und machte sich zum Vertrauten Ihrer Liebe. Bald schämte sich Cyane nicht mehr, ihren Charitides zu umarmen, und Charitides, der dem Jünglinge sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, sahe sich ohne Zwang.

Nun kamen etliche Sklavinnen, eine Abendmahlzeit aufzutragen, und, um sie nicht zu stören, sehen wir nach Timoclea zurück.

Zehntes Hauptstück.

Fortsetzung der Erzählung des Agathocles. Herr Adrast und Timoclea werden mit einander bekannt.

Timoclea erholte sich wieder in den Armen ihres Vaters, der über diesen Zufall erstaunte. Er fragte sie mit zärtlicher Stimme, was mag meiner Timoclea fehlen? Sie sahe ihn schaamhaft an, und sagte: mein Vater! wie gütig nicht die Götter sind! — eben der Charitides, der mein Bruder ist sollte mein Gemahl werden, hätten uns nicht die Syrakusaner getrennet. Was, meine Tochter! rief der Greis mit Entzücken aus; so weißt du, wo dein Bruder ist? Mein Sohn! mein bester Charitides! Lange, liebster Vater, versetzte ihm Timoclea, lebten wir mit einander in einem Hayne bey Korinth, der sich bis an das Ufer des Meeres erstreckte. Charitides hatte mich von einem Sklavenhändler erkauft, aber er machte mich sogleich frey, da ich bey ihm war — wir empfanden eine gegenseitige

seitige Neigung zu einander, und hielten Triebe der Natur, für Liebe.

Agathocles, der ein empfindsames Herz hatte, konnte seinen Thränen nicht wehren. — Er wußte nun, wo sein Sohn war, aber zum Unglück rief ihn seine Pflicht wo anders hin. Er wußte sie, und opferte ihr das Verlangen, seinen Sohn wieder zu sehen, auf. Er eilte der Flotte der Syrakusaner entgegen, um zu siegen, und dann seinen Sohn zu umarmen. Timoclea war begierig (dieses einzige hatte sie mit dem heutigen Frauenzimmer gemein) die Fortsetzung der Geschichte zu hören.

Agathocles fuhr fort: Niemand wußte die Art wie Charitides entführet wurde. Ich ließ überall Kundschafter herum gehen, aber vergebens — deine Geburt tröstete mich endlich in etwas über den Verlust meines Sohnes — Du machtest hernach das Vergnügen unsrer Tage, wie Charitides.

Aber die Götter wollten ihr anders — Meine beste Charicles! — Sie, deren Andenken ich immer Thränen widmen werde — die zärtlichste Gattinn, die jede Sorge des Lebens mit mir theilte — starb. Vor ihrem

Tode

Tode umarmte sie mich noch zärtlich, und sprach mit sterbender Stimme: Du warest das Glück meines Lebens; nur aus deinen Armen soll der Tod mich reißen — Ach bester Gemahl! er wird uns trennen — auf lange uns trennen — mein einziges Kind — meine Timoclea empfehle ich deiner Sorge — und — ewige Götter! könnte ich nur einmal meinen Charitices noch sehen — ihn umarmen, und die Zähre der kindlichsten Liebe auf meine sterbenden Wangen fließen sehen — — Lebe wohl, mein Agathocles! in Elysiens Gefilden sehe ich dich wieder — so sprach sie, und ihr Haupt sank von meinem Busen herab, wie eine gemähete Lilie. — Meine Thränen begleiteten ihre Seele zum Acheron, und benetzten ihre Urne. Hier hielt der rechtschaffne Greis von Schmerzen durchdrungen inne, und überließ sich seinen rollenden Zähren. Timoclea wischte sie weinend von seinen Augen hinweg und tröstete ihn.

So, setzte Agathocles seine Erzählung fort, fiengen meine traurige Tage an. Deine Amme führte dich, da du noch nicht völlig zwey Olympiaden alt warest, spatzieren. — Die Nacht brach herein, und sie kam mit meiner

ner Timoclea nicht zurück, ich lief zum Piräus, und ließ die Schiffe durchsuchen — Keine Timoclea. Die Nacht vergieng. Ihr folgten traurige Tage, und du wareſt für deinen Vater verloren — — Ich widmete mich nun gänzlich dem Staate, und unterhielt immer die ſchmeichelnde Hoffnung in meinem Herzen, meine Kinder einſt wieder zu finden, und nun machen die Götter mich wieder glücklich! —

Adraſt wurde indeſſen wieder geheilet — er fieng an, ſeinen Sieger zu lieben, und fand in ſeinem Beyſpiele, Stoff zur Nachahmung. Sein Herz war biegſam, und noch nicht völlig von den ſchmeichelnden Sitten der Syrakuſaner verdorben. Der ſanfte Ernſt des Agathocles — das gefällige Betragen ſeiner reizenden Tochter, machten ihn in weniger Zeit würdig ein attiſcher Bürger zu werden. Timoclea, die nun überzeugt war, Charitides ſey ihr Bruder, empfand etwas mehr gegen Adraſt, als ſie ſich erinnern konnte im Anfange gegen Charitides empfunden zu haben. Sie glaubte, daß bloß der Umgang mit ihrem Bruder, die Erkenntlichkeit die ſie ihm ſchuldig war, und der Beyfall, der ihrem

Her-

Herzen so sehr schmeichelte, eine etwas mehr als natürliche Zuneigung gegen ihn hervorbringen könnte.

Kurz, Timoclea wurde ihrem Charitides untreu. Agathocles selbst, welcher, ob er gleich ihr Vater gewesen, nach bessern Grundsätzen als wir heut zu Tage haben, ihr Vertrauter war, unterhielt ihre Liebe mehr, als er sie unterdrückte. Der sanfte Charakter Adrastens, die Gewißheit sein Herz mit den edelsten Gesinnungen ausbilden zu können, waren seine Triebfedern. Er irrte nicht. In wenig Zeit sahe Adrast auf sein altes Bild mit Verachtung zurück, und wünschte sich Glück, daß ihn Agathocles überwunden hatte.

Agathocles ließ seine Flotte, die ein Sturm aus einander getrieben hatte, wieder zusammen stoßen, und erwartete die Flotte von Korinth, die zu der seinigen stoßen sollte — endlich sahe man Segel aus dem westlichen Theile des Meeres herauf steigen.

Eilftes Hauptstück.

Nachricht von dem korinthischen Agathocles. Beschreibung von Cyanens Liebe — Ein entsetzlicher Zufall.

Wir ließen unsre drey Freunde bey dem Abendessen. Um die Geschichte in ihrer Reihe fortzusetzen, müssen wir den Lesern sagen, daß sie sich insgesammt in Cyanens Landhause zur Ruhe begaben, und den kommenden Morgen nach Korinth fuhren.

Wir lassen Sie einstweilen fahren, um den Leser mit dem jungen Agathocles bekannter zu machen.

Cleobulus, ein Syrakusanischer Höfling, hatte ihn in seiner Jugend von einem Freybeuter aus Smyrna zum Geschenke erhalten, um ihm bey Hofe einen Dienst zu leisten. Damals ließen sich noch die Minister bestechen — Cleobulus, der diese Gewohnheit nicht liebte, ersetzte ihm sein Geschenk reichlich. Sein Sklave war von Athen. Weil er ein

Athenienser war, die er liebte, ließ er ihn zum Staatsmanne bilden.

Aristipp, lebte damals in Syrakus, und ihm wurde der junge Agathocles übergeben. Zu dieser Zeit verlangte man noch nicht, daß ein Hofmeister seinen Untergebenen in einem Jahre gelehrt machen sollte, wie itzo. Auch hatte man das Vorurtheil; Leute, die zu den Geschäfften des Staates sollten gewidmet werden, müßten erst Gelehrsamkeit, Kenntniß des Staats und der Gesetze, nebst andern solchen Kleinigkeiten besitzen, ohne welche doch in unsern Zeiten manche Staaten regieret werden.

Aristipp nahm sich zwey völlige Olympiaden Zeit, den jungen Agathocles zu bilden. Eleobulus war mit dem Weltweisen zufrieden, und belohnte ihn reichlich. Agathocles wurde an dem Hofe des Dionysius bewundert, und jedermann schenkte ihm sein Vertrauen.

So lebte er ein Jahr an dem Hofe, als er zu seinem Unglücke, wegen seiner Freundschaft mit Dion verdächtig wurde — man warnte ihn, und er flohe nach Korinth. Seine Kenntnisse, seine Gerechtigkeit, und das natürlich

lich Schöne das er besaß, machte ihn bey dem Staate beliebt. Man setzte vieles Vertrauen auf seine Tapferkeit, und übergab ihm die ganze Flotte als Befehlshaber. In diesen Umständen wurde er der genaue Freund Cyanens, die sich meistens auf ihrem Landhause aufhielt, um die Vergnügen eines ruhigen Lebens zu schmecken.

Charitides fand in dem Umgange mit Cyanen so viel Reizendes, daß er seine Timoclea völlig vergaß. Nichts fehlte Ihnen als die Einweihung vor dem Altare des Hymens.

Charitides war von derjenigen Art Verliebten, die in dem Umgange und dem feinern Sinnlichen den meisten Geschmack finden. Sollte derselbe bis zum letzten Spiele entflammt werden, so war dazu eben so viele Geschicklichkeit nöthig, als bey andern Freywilligkeit ist. Er unterschied die Geliebte von der Buhlerinn, und liebte die erste eben so zärtlich, als er die andre verabscheute. Mich vollkommen auszudrücken; so war er ein Freund der platonischen Liebe, deren Geistigkeit er mit dem feinen Sinnlichen vermengte, und hierdurch etwas wesentlicher machte.

In Cyanen fand er den feinsten Geschmack, den das Gezwungene der heutigen Schönen nicht verunstaltete. Sie war ihres Werthes allzu gewiß. Ihre Seele besaß eben so viel Anzüglichkeiten als Ihre äußere Gestalt; man war durch Ihre Vorzüge allzusehr gezwungen, sie beständig zu lieben, als daß Sie sich der heutigen Kunstgriffe hätte bedienen sollen.

Sie ließ ihren lieben Charitides nicht zu lange schmachten, bis sie ihm ihre Liebe entdeckte. Sie folterte ihn nicht, bald durch eine Eifersucht, die sie ihren Werth zu erhalten, hätte erregen können; oder durch ein zweydeutiges Betragen, das ihm undurchdringlich gewesen wäre. Sie begehrte nicht daß er sich nach Ihrem Eigensinne richten, oder Ihre kleinste Gunstbezeigungen mit den niederträchtigsten Schmeicheleyen, oder gar, durch abgenöthigte Gewalt erlangen sollte. Sie war hierinnen so wenig erfahren, als man heut zu Tage die rechte Art sich zu lieben verstehet.

Wenn Cyane erwachte, welches gewöhnlich kurz vor Aufgange der Sonne geschahe, so gieng sie in den Garten ihres Pallastes, wo sie überzeugt war ihren Charitides zu finden,

finden, und grüßte ihn mit einem — Kusse; dann schlang sie nachläßig ihre Hand in seinen Arm, und gieng mit Ihm sich unterhaltend, in den bedeckten Gängen umher. Einst da sie in dem Schatten des Parkes bey einem Triton stunden, der eine Nymphe umarmt hielt, und Sie mit seinem Horne, schäkernd benetzte, da sie eben einander die zärtlichste Dinge Sich sagten, hörten sie in dem Gange zum Lusthause einen Lärmen, und ein Geklatsche etlicher Peitschen —

Zwölftes Hauptstück.

Fortsetzung des Vorigen.

Bellum horribile Bellum,
Et Tybrim multo, spumantem sanguine cerno.
VIRG.

Ob es gleich möglich ist, daß sich der Verfasser durch dieses Hauptstück etliche Kritiker, wovon itzt die meisten Reichsstädte und Akademien wimmeln, zu Feinden machen kann; Von jenen jungen Sprößlingen,

die verdienſtvollen Kennern nachkriechen, und die Wolle ihres Bartes unter der Larve eines allmächtigen Diktators verbergen; oder gar die Verfaſſer deswegen oft tadeln, um ein aufgefangenes Bon mot witzig anzubringen; oder ohne angehende Schriftſteller von Ihren Fehlern zu belehren, mit dem Geſichte eines hundertjährigen Patriarchen tadeln; oder wie ein allmächtiger Schulmeiſter die Peitſche in die Höhe heben, und den muthwilligen Jungen zurufen: **Junge! laß es bleiben, oder du wirſt übergeſpannet!** Allem dieſem ohngeachtet ſehe ich mich verbunden, die Geſchichte nach ihren Begegniſſen und Vorfällen zu erzählen.

Charitides und Cyane wurden in den angenehmſten Betrachtungen durch einen fürchterlichen Lärmen unterbrochen, welcher ſich dem Luſthauſe näherte. Er eilte heraus; und, Götter! zwey Kritiker ſchlugen abſcheulich auf einen dritten, der ſchon zu Boden lag, und dem ohngeachtet rief: **Sophocles hat doch recht! Sophocles hat doch recht!** Charitides erlößte den Armen von den unmenſchlichen Peitſchen ſeiner Herren

Brü-

Brüder, und fragte nach der Urſache ihres Streites.

Nun ſchrien ſie alle drey zuſammen, und da keiner den andern zuerſt wollte ſprechen laſſen, begann das Stiergefechte von neuen.

Charitides ſahe eben zween Sklaven in dem Garten arbeiten; Er rief ihnen, und befahl die zwey grauſamen Kunſtrichter in den Marſtall des Schloſſes zu ſperren, und einen jeden beſonders zu binden; den dritten behielt Charitides zurück, die Urſache ihres Streites zu hören. Eben trat Agathocles aus dem Thore des Pallaſtes in den Gang des Gartens, und hörte den Kritiker.

Da es allzu entſetzlich wäre den korinthiſchen Kunſtrichter Wort für Wort erzählen zu hören, ſo will ich die ganze Urſache des Streites, kurz melden: Die drey Herren waren mit einander zuſammen gekommen, um zu berathſchlagen, ob ſie den Philoktet loben oder tadeln wollten — der Unglückliche hielte dafür, er verdiente gelobet zu werden, weil die Vornehmſten dieſem Stücke Beyfall gäben.

Wie! erwiederte der erſte; ein ſo dummes Geſchwätze zu loben? und Vielbedeutend ſetzte der zweyte hinzu; Ein Stück wo

die ganze Handlung ein Loch in der Ferse ist; warum nicht gar? — der dritte hielte sich verbunden, seinen Satz mit Beweisen zu unterstützen. Hierzu kam noch, daß er den Frevel begieng, die Person des Sophocles zu loben. Da er sich nicht in Gutem bequemen wollte zu widerrufen, so fielen sie mit ihren Knutpeitschen, die sie beständig bey sich trugen, über ihn her; aber dieser wäre lieber ein Opfer der Litteratur geworden, als daß er widerrufen hätte.

Charitides bedauerte die drey Herren, und gab mit Agathocles dem Gepläuten ein Allmosen und ließ ihn laufen. Eben kam ein Sklave aus dem Stalle und berichtete Gnaden; die zwey Herren Kritiker verführten einen solchen Lärmen im Stalle, daß die Pferde ganz wild würden und hinten ausschlügen. Der Sklave eilte mit dem Befehle zurück, beyde fortzujagen.

Dreyzehntes Hauptstück.

Charitides wird durch einen Zufall von seiner Cyane geschieden.

Allmählich nahte itzo die Zeit herbey, daß die Flotte unter Segel gehen sollte.

Charitides besaß das Herz seines Freundes; und dieser, der ihn gleichsam im Vergnügen taumeln sahe, wagte etwas, das für den Freund Cyanens bedenklich war. Agathocles unterhielt den attischen Jüngling, von den Pflichten die den Weisen verbinden. Ich gehe, liebster Charitides, so sprach er: mich von Ihnen und Cyanen zu trennen. Wäre es löblich die Freundschaft und dem Vergnügen, das Beste desjenigen Staats aufzuopfern der uns beschützte, so würde Agathocles in den Armen der reinsten Wollust zurück bleiben, und eine schlummernde Unthätigkeit dem Lorbeer vorziehen, der seine Siege erwartet. Ich weis daß ich ein Athenienser bin — Ich erinnere mich noch mit Mühe der Züge meines Vaters — Es ist

meine Pflicht, gemeinschaftlich mit meinem Vaterlande gegen seine Feinde zu streiten.

Cleobulus selbsten, dem ich die Bildung meines Herzens zu danken habe, sagte bey meiner Abreise: Cleobulus that seine Pflicht, da er einen Attischen Bürger erzog, wie er es verdiente. Ich selbst bin ein Bürger von Athen; und von Mißgunst verfolget, verbannte mich das ungerechte Ostracismus. Doch werde ich nie die Pflichten gegen mein Vaterland verkennen, wenn anders die heiligen Gesetze der Gastfreyheit, mich nicht zum Gegentheile nöthigten. Ich ließ meinen einzigen Sohn zu Athen zurück, bey einem Freunde, von dem ich seither keine Nachricht erhalten. Du Agathocles ersetztest mir seine Stelle; Du trugest seinen Namen, der der deinige nicht ist. Reise glücklich! die Götter mögen dich begleiten. Er setzte die weisesten Lehren hinzu, malte mir meine Pflichten so lebhaft, und stellte mir die großen Empfindungen womit ihre Ausübung uns belohnet, so angenehm und reizend vor, daß ich nie ihr Bild aus diesem Herzen verlieren werde.

Du bist nicht, sagte Aristipp, einsmalen für dich selbsten gemacht. Die Vergnügen

der

der Freundschaft und Liebe müssen nur den Raum füllen, der zwischen den Beschäfftigungen, für das Wohl des Staates, und deiner Mitbürger liegt. Sinnlichen Ergötzlichkeiten überlasse dich dann nur, wann du an Geistigen einen Mangel hast, oder gebrauche sie nur deswegen, um den Werth der letztern desto lebhafter zu empfinden. Dein Leben, deine Bemühungen gehören der Gesellschaft in der du lebest, vorzüglich demjenigen Staate, in dem du geboren bist. Die Unthätigkeit würde dich schänden, und wenn du dich allein deinen Vergnügen überlassen würdest, so könnte die Welt sagen: **Agathocles ist ein Sybarite.**

Der wäre ich! rief Charitides mit edler Hitze aus: wenn ich in den Armen Cyanens zurück bliebe, indes mein Freund die Lorbeeren des Sieges ärndtet. Wie soll ich dir, bester Agathocles! die Empfindungen ausdrücken, die dieses Herz mit Dank durchglühen! Du bist mein Freund, Agathocles! wie stark empfinde ich dieses. Komme mit zu Cyanen, wir wollen es ihr entdecken. Ich begleite dich, bey allen Göttern schwöre ich es! ich begleite dich Agathocles!

Der glückliche Agathocles umarmte seinen Freund mit allen Kennzeichen der zärtlichsten Freundschaft. Wir wollen Cyanen sprechen, so sagte er: Ihr Herz ist edel und jeden grossen Gesinnungen offen.

Vierzehntes Hauptstück.

Fortsetzung. Abfahrt der Flotte.

Cyane lag nachläßig auf einem Sopha und schlummerte, als der Oberbefehlshaber der Flotte mit seinem Freunde hereintrat. Ein Kuß den Charitides auf Ihre glühende Wangen drückte, weckte die Schläferinn.

Agathocles unterhielt beyde mit gleichgültigen Dingen, bis er es Zeit zu seyn glaubte den Vorschlag zu offenbaren. Morgen, liebste Freundinn, so sprach er: muß ich Ihnen vielleicht das letzte Lebewohl geben. Pflicht und Ehre rufen mich, und ich werde nur wiederkommen Cyanens Freundschaft würdiger zu seyn.

Cyane wurde von innern Empfindungen bey dieser Rede beweget. Sie sahe mit erröthenden Mienen nieder; als schnell das Feuer eines edlen Gefühls sie entflammte, und sie mit glühenden Blicke sagte: und Charitides gehet nicht mit Ihnen! Sie sprach es, und eine Thräne rollte auf ihren pochenden Busen.

Charitides fiel mit bebendem Entzücken zu den Füßen seiner Cyane. Ja — göttliche Cyane! ich begleite unsern Freund! wäre es möglich daß meine Liebe sich verdoppeln könnte, sie würde itzo den höchsten Grad erreichen.

Cyane hob ihn auf, und schloß ihn zitternd an Ihren Busen. Cyanens Gemahl, sprach Sie: muß die Ehre, jedem Vergnügen der Liebe aufopfern können, sonst kann er Cyanen nicht glücklich machen. Ich liebe Sie Charitides! Sie wissen wie sehr ich Sie liebe, aber ich liebe Ihre Ehre und Ihren Ruhm eben so sehr; gehen Sie, wohin Pflicht und Ehre Sie rufen; Cyane bleibt allezeit Ihre Cyane! — sie sprach es, aber ein Strom von Zähren erstickte ihre Rede.

Zähren der Freundschaft und der Liebe entehren das Auge eines Helden nicht. Agathocles war fühlbar. Die Thränen seiner Freundinn rührten ihn, und der Zustand seines Charikles verdiente seine Achtung. Er nahm Cyanen bey der Hand und führte sie zu dem Garten. Ihre Thränen, Cyane! sagte er: rühren Ihren Geliebten zu sehr; erleichtern Sie seine Schmerzen dadurch, daß Sie die Ihrigen besänftigen. Ich übergebe Ihm den Befehl über die Hälfte der Flotte. Er soll mit Lorbeeren umkränet zu Ihnen zurückkehren, und alsdenn sollen Hymens Bande Sie immer glücklich machen.

Cyane wischte ihre Thränen ab, aber so oft sie das Bild seiner Abreise, und eines leicht möglichen Verlustes in ihre Seele zurückrief, flossen sie wieder.

Ist es wohl eine Schande für eine große Seele zu fühlen? oder soll der Edle zugleich das Herz eines Barbaren besitzen? Leonidas konnte seiner Gemahlinn und seinen Kindern eine Thräne schenken, und dann muthig auf das Schlachtfeld seines Todes gehen.

Chari-

Charitides weinte; Aber nun verscheuchten die weisen Lehren Agathocles, die Menge seiner Schmerzen. Er trocknete seine Thränen ab, und folgte beyden in den Garten. Lassen Sie uns alle traurige Bilder verbannen, liebste Cyane! so sprach er: ich sehe nichts mehr als das Bild künftiger Wonne, die ich in Ihren Armen genießen soll; Ich sehe nur den Sieg und den Lorbeer den ich Ihnen und meinem Freunde danken werde; den ich zu den Füßen meiner Cyane legen will.

Cyane empfand bey diesem Bilde Ihre ganze Größe, und die Thränen trockneten in ihren Augen. Sie unterhielt sich mit Ihrem Geliebten, und Ihrem Freunde.

Agathocles eilte, die Korinther von seinem Vorhaben zu unterrichten. Sie bekräftigten mit Vergnügen Charitides, als Oberbefehlshaber der Hälfte der Flotte; den Agathocles bewundernd, welcher seine Gewalt mit seinem Freunde theilen wollte.

Nun brach der Tag heran, und mit ihm die traurige Stunde des Abschieds. Ich laß sie meine Leser denken, so rührend und groß als es Ihnen möglich ist, und bekenne Ihnen

nen allen offenherzig, daß es mir unmöglich ist, das Ideal auszudrücken, das ich davon empfinde.

Charitides, der neue Oberbefehlshaber, hatte, wie sein edler Freund, Cyanen zum letztenmale umarmet, und giengen zum Gestade.

Da rauchten die Altäre von den Opfern, die Korinth für das Wohl der Flotte schlachtete, und die Priester standen mit den heiligen Binden an dem Ufer, das Volk zu segnen. Blumenkränze flogen auf die Schiffe, und von jauchzendem Zurufe begleitet, durchschnitten sie die See.

Funfzehntes Hauptstück.

Der Verfasser führet seine Leser nach Syrakus.

Dionysius, welcher eben zu der Zeit Tyrann von Syrakus war, erhielt kaum die Nachricht von dem Unglücke Adrastens, als er alle Schiffe Siciliens, in dem Hafen der Hauptstadt sammlen ließ, um von

da aus auf die attische Flotte zu stoßen. Man gehorchte seinem Befehle. Nur über die Wahl eines Oberbefehlshabers der Flotte konnte man nicht einig werden.

Da der Rath des Königs der Jugend Adrastens dasjenige zuschrieb, was das griechische Feuer gethan hatte, so fiel die Wahl auf einen Erfahrnen und Alten.

Dion, den man sehr gern vom Hofe entfernen wollte, weil er — ein rechtschaffner Mann und großer Feldherr war, wurde in Vorschlag gebracht; aber Symmion widerrieth es.

Wie leicht könnte Dion, so sprach er: sich mit seiner Flotte zu den Athenienſern schlagen, wenn er geheime Absichten gegen die Monarchie hat, und gegen uns anrücken. Dion wurde also verworfen.

Ich wüßte einen aus unsrer Mitte, sprach der edle Sophroniskus: dessen Rechtschaffenheit uns durch Proben bekannt ist; Cleobulus! Kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, als sie alle riefen, Cleobulus. Dionysius war zufrieden, aber Cleobulus versetzte dieses: Edle Syrakusaner! ich danke

euch für diese Probe eures Vertrauens; aber bedenket, Cleobulus ist ein Bürger von Athen, und gegen sein Vaterland soll er die Waffen ergreifen! Könnet ihr das geringste Vertrauen in den Verräther seines Vaterlandes setzen? oder wer ist euch Bürge ihr Großen von Syrakus! daß ich nicht durch Aufopferung eurer Flotte, mir meine Freyheit wieder erkaufe?

Er schwieg, und ein allgemeines Erstaunen malte sich auf allen Gesichtern. Epyhreniskus unterbrach es mit diesen Worten: wer die Gesetze seines Vaterlandes so achtet wie Cleobulus, dem sind auch die Gesetze der Gastfreyheit heilig. Aber Cleobulus ist zu rechtschaffen, als daß er die Waffen gegen sein Vaterland tragen sollte; aber er wird selbsten die Pflicht empfinden, die die Gastfreyheit ihm auflegt, und zur Erhaltung seiner Wohlthäter verbindet. Er streite nicht gegen sein Vaterland, aber er unterstütze die Flotte durch seine Rathschläge! Dionysius war also zufrieden, ob er gleich lieber gesehen, Cleobulus hätte die Oberbefehlshaberstelle übernommen. Symmion wurde einhellig erwählet, aber mit dem

dem ausdrücklichen Befehle, nichts ohne den Rath des Cleobulus zu unternehmen.

Cleobulus sahe sich also genöthiget, wider seinen Willen mit zur Flotte zu gehen; Symmion schiffte sich ein mit seinem Verbannten, den er lieber zu Syrakus als bey der Flotte gesehen hätte, und segelte nach dem griechischen Meere.

Sechszehntes Hauptstück.

Ankunft der Syrakusanischen Flotte bey der Attischen. Unglück des Agathocles. Die Flotte von Korinth erscheint. Ausgang des Treffens.

Die Leser werden sich noch aus dem zehnten Hauptstücke erinnern, daß Agathocles der Oberbefehlshaber der attischen Flotte, die von Korinth erwartete, um gemeinschaftlich gegen die Syrakusaner zu ziehen. Sie entdeckten die Segel in der Ferne, und glaubten nicht, daß die von Syrakus so eilend ankommen würden. Alle

waren in dem Wahne, es wären Ihre Freunde.

Agathocles war ein erfahrner Feldherr, drum gab er Befehl, alles zum Treffen zu bereiten. Man entdeckte die feindliche Wimpfel, die die attische an Anzahl weit übersitegen.

Symmion hielte itzt Kriegsrath, ob man die Feinde sogleich angreifen, oder den kommenden Tag erwarten sollte. Cleobulus rieth zum Angriffe; dieses war hinreichend, den Symmion zu dem Gegentheile zu bewegen, und errettete die Athenienser. Er gab vor, die Leute wären zu ermüdet, als daß sie das Gefechte ausstehen könnten. Wie zufrieden war Cleobulus, da er seinen Rath, den er gegeben hatte, verworfen sahe.

Agathocles, der nicht einsehen konnte, warum die Syrakusaner sich ihres Vortheils so wenig bedienten, machte die Nacht hindurch alle mögliche Anstalten, die Feinde abzuschlagen, wenn sie ihn angreifen würden.

Der Tag erschien, und nun griffen die überlegenen Syrakusaner die attische Flotte an. Agathocles ermunterte seine Leute durch sein Beyspiel.

Adraſt, welcher ſeinen Tod in ſeinem Vaterlande voraus ſahe, riß ſich hervor und ſtritt wie ein Löwe.

Cleobulus hatte ſich von dem Schiffe des Befehlshabers entfernet, um das Ende des Treffens in ſeinem eignen zu erwarten. Glücklicher Weiſe hatte er ſich entfernet, dann Adraſt ſprang, eine Fackel in ſeiner Hand, und ſeinen Degen in der andern, muthig auf das Schiff des Befehlshabers, von den ſeinen gefolget; hieb ganze Reihen nieder, ſteckte das Schiff in Brand, und kehrte mit dem gefangenen Symmion zurück.

Die Syrakuſaner, die ihren Führer verloren hatten, zwangen itzt mit gezogenen Schwerdtern den Cleobulus, ſie anzuführen. Der Streit wurde itzt härter, und Cleobulus befahl verſchiednen Booten, das brennende Hauptſchiff unter die Flotte der Athenienſer zu führen. Agathocles, der das Unglück, das daraus entſtehen konnte, zuvorſahe, ließ die Flotte ſich theilen, um ſicher zu ſeyn.

Cleobulus drängte den einen Flügel der Flotte, daß er ihn zum Weichen zwang; Agathocles ſtand in dem Vordertheile ſeines Schiffes neben Adraſt und ſtritte,

als plötzlich ein Stein auf Agathocles zuflog. Adrast sahe ihn, und hielte, den Agathocles zu bedecken, sein Schild vor, das von der Gewalt des Steines zersprang.

Agathocles hatte nicht Zeit Ihm zu danken, denn der ganze linke Flügel wich vor dem Führer der Syrakusaner zurück, und er eilte ihn zu unterstützen. Plötzlich hörte man ein Geschrey: Die Flotte der Korinther! die Flotte der Korinther!

Cleobulus der seinen Vortheil nicht verlassen wollte, setzte den Athenienſern mit aller möglichen Hitze zu. Itzt hatte sich Agathocles an die Spitze des linken Flügels gestellet, und Cleobulus wagte alles ihn zurückzuschlagen. Er hatte fast noch einmal so viel Schiffe als die Achiver. Er würde auch wirklich gesieget haben, aber eben kam die Flotte des Charitides an, die den Flügel des Cleobulus mit solchem Ungestüm anfiel, daß er wich. Cleobulus stand auf dem Verdecke — er sahe Charitides wie ein Löwe fechten; erschrack, und sank auf das Verdeck nieder.

Der junge Agathocles hatte sich mit dem attischen Agathocles vereiniget, und den andern

Flü-

Flügel der Syrakuſaner entweder verbrannt, oder gefangen, oder flüchtig gemacht.

Er hatte noch den Feldherrn von Athen nicht geſehen, weil er das Oberbefehlshaber Schiff verließ und ſich auf ein anders begeben, dem linken Flügel zu helfen.

Siebenzehntes Hauptſtück.

Ganz merkwürdige Begebenheiten.

Der attiſche Oberbefehlshaber verfolgte indeſſen die fliehenden Syrakuſaner. Der junge Agathocles bemächtigte ſich des Schiffes welches den ſyrakuſaniſchen Führer am Bord hatte. Die Sicilier, die ihren Führer für todt hielten, verloren den Muth zu fechten, und waren eben in dem Begriffe den Cleobulus auf ihre Schilde zu legen, als — Agathocles aufs Verdeck ſprang —

Götter! — Cleobulus! — und todt! — ſo rief der junge Feldherr und ſtürzte auf ſeine Leiche. Charitides ſegelte eben zum attiſchen Hauptſchiffe, als er ſeinen

Freund auf dem feindlichen Schiffe weinen sahe. Er sprang eilends hinüber, und, ewige Mächte! wie tief liegen die Bande der Natur mit ihren Trieben in unsern Herzen. Charitides sahe den liegenden Cleobulus, und ein reges Gefühl durchbebte ihn, da er ihn sahe. Er konnte sich nicht zurückhalten ihn zu umarmen.

Eben da Charitides ihn umarmte, eröffnete Cleobulus die Augen. Er sahe den Charitides an, drückte ihn stärker an seine Brust und sprach: dich finde ich wieder mein Agathocles! — mein Sohn! — und auch dich meinen zweyten Sohn! indem er den jungen Agathocles ansahe: umarmet mich beyde, daß ich in Euren Armen sterbe. — Charitides zerfloß in Thränen der Freude und Wehmuth, und Agathocles war in sein Innerstes über diese Scene gerühret. Er befahl den Syrakusanern, ihn auf ihren Schilden nach dem attischen Hauptschiffe zu bringen, und Charitides eilte voran, alles zu der Ankunft seines Vaters zu bereiten.

Adrast lag in den Armen seiner Timoclea, die ihm für die Erhaltung Ihres Vaters dankte, als Charitides — hereintrat.

Him-

Himmel! Wie erschrack Timoclea! Sie eilte aus den Armen des Adrast, sich in die, ihres Charitides zu stürzen. Ach Charitides! mein Charitides! so rief Timoclea, und Adrast horchte erröthend auf diese Scene. Was sollte er von Timoclea denken!

Aber wie zufrieden war er, da er Timoclea, die an den Lippen Ihres Charitides hieng, sagen hörte: Du bist mein Bruder, Charitides! — ich! — dein Bruder? erwiederte der bestürzte Charitides — es ist unmöglich.

Agathocles, der attische Oberbefehlshaber kam zurück. Hier ist unser Charitides, rief ihm Timoclea entgegen, da er hereintrat. Agathocles sahe ihn nachdenkend an, als ihn Charitides anredete. Timoclea irret sich, Agathocles. Ich habe meinen Vater bey den Feinden gefunden, ich bin der Sohn des Cleobulus.

Timoclea entsetzte sich, und Agathocles nahm Ihn in seine Arme! Würdiger Sohn meines unglücklichen Bruders! so sprach er: und eine Thräne fiel aus seinem Auge — wo ist Ihr Vater! wo ist Cleobulus mein Bruder! Sie werden Ihn bringen, versetzte Cha-

ritides, als eben die Syrakuſaner Ihren Führer herein trugen.

Der attiſche Feldherr umarmte ihn, und der ſchwache Glaubulas erkannte ſeinen Bruder! Welches Vergnügen ſchenken mir heute die Götter! ſie laſſen mich meine Söhne und meinen Bruder finden, ſo ſprach er mit ſtammelnder Zunge.

Timoclea nahte ſich, den Bruder Ihres Vaters zu umarmen, als ſchnell der traurige Befehlshaber der korinthiſchen Flotte herein trat. Wie eine Bildſäule blieb er im Eingange ſtehen, als er den attiſchen Feldherrn ſahe.

Plötzlich warf er ſich zu den Füßen des Agathocles, umarmte ſeine zitternde Knie, und rief entzückt aus: ach mein Vater! — mein beſter Vater! —

Agathocles hielte ſich an den Armen Adraſts, und ſahe mit einem rührenden, ſchmachtenden Blicke, auf ſeinen Sohn. Ja du biſts, du biſt mein Charitides. Stehe auf und umarme deinen glücklichen Vater. Welch ein glücklicher Sieg ihr Götter! Wem haben wir ihn zu danken?

Der junge Agathocles (oder beſſer Charitides, denn ſo war ſein rechter Name, ſo wie

des

des geglaubten Charitides seiner, Agathocles war) stand auf, seinem Vater zu umarmen.

Welche Empfindungen! müssen die, eines rechtschaffnen Vaters seyn, der eben seinen Sohn für verloren hält und ihn findet! Agathocles war völlig von Vergnügen trunken, und rief seiner Tochter! dieser, so sprach er: Timoclea! ist dein Bruder. Sie umarmte ihn mit aller möglichen Zärtlichkeit.

Welche Auftritte für den braven Adrast. Könnten diese seine Seele nicht mit Empfindungen füllen, die sie auf die Zukunft bilden? Adrast hätte nicht verdienet, den Namen eines Menschen zu führen, wäre er gleichgültig geblieben — Nein, er war edler! er stand unbewegt da und empfand. Zähren der Freude, die er voll Vergnügen über das Glück seiner Freunde vergoß, benetzten seine Wangen. Da die Scene stille war, nahte er sich hinzu: Auch Adrast muß euch alle umarmen, denn sein Entzücken, sein Gefühl ist ohne Gränzen; dies sprach er, und umarmte Sie alle.

Achtzehntes Hauptstück.

Eine kleine Ausschweifung. Verfolg der Geschichte, die sich nach und nach zu dem Ende zu neigen scheinet.

In welcher Verlegenheit muß itzt Timoclea seyn, da ihr Charitides nicht Ihr Bruder ist. Und wie soll sich der nunmehrige Agathocles bey seiner Timoclea entschuldigen, da er ihr untreu war.

(Um nicht die Geschichte zu sehr zu verwickeln, wollen wir unsern Helden ihre vorigen Namen lassen.) Charitides hatte wohl weniger Ursache verlegen zu seyn, weil, wie sich die Leser noch wohl erinnern werden, er Timoclea in den Armen des Adrasts liegen fand.

Zwar könnten wir hier ganz die Geschichte abbrechen, weil vielleicht meine Leser glauben, der Knoten sey nun aufgelöset; ich dürfte nur den Charitides zu seiner Cyane schicken, und dem Adrast seine Timoclea geben. Aber wie leicht, so könnte ich einen Sturm entstehen lassen, und alle Personen, die

die bisher erschienen sind, an einsame Inseln verschlagen, und zu Robinsons machen. Dies will ich zwar nicht thun, aber doch will ich meine Geschichte auf eine Art fortsetzen, daß, haben meine Leser sie bis hieher mit Vergnügen gelesen, Sie auch bey dem Ende nicht gähnen sollen.

Timoclea war nun in der äußersten Verlegenheit. Sie wußte nicht, daß ihr Charitides ihr untreu war. Wie wollen wir ihr nun helfen? Zum Glücke ist Agathocles ihr Bruder, und der Freund ihres alten Geliebten. Sie erzählte Ihm den Wahn in welchem Sie und Ihr Vater waren, da Sie glaubten, Charitides sey ihr Bruder, weil er den Namen desselben trug. Sie gestand Ihrem Bruder, daß sie mehr Neigung zu dem Adrast spührte, als zu Charitides.

Agathocles, der die Umstände des Charitides zu genau wußte, versprach seiner Schwester alles glücklich zu endigen. Charitides hatte schon ehemaln seinem Freunde die Geschichte seiner Liebe mit Timoclea erzählet. Er wußte wie sehr er itzo Cyanen liebte, und war vergnügt, daß dadurch die Ruhe seiner Schwester nicht unterbrochen

wurde.

wurde. Er gieng zu seinem Freunde, den er in den traurigsten Ideen wegen Cyanen und Timoclea vertieft sahe. Er erzählte ihm aufrichtig den Auftrag seiner Schwester. Wie beglückt sahe sich Charitides nun. Er konnte sich völlig der Liebe zu seiner Cyane überlassen. Aber wie machte er es, um Timoclea dieses zu entdecken.

Einmal Charitides hatte gefehlet, und Timoclea war in jedem Betracht unschuldig. Was sollte er Ihr nun vormalen, um Sie zu besänftigen. Er war keiner von denen, die sich auf einem Fuße herumdrehen, pfeifen und mit einer tiefen Verbeugung ihre Geliebte verlassen. Aber Timoclea war auch keine von jenem Frauenzimmer, die ihre Anbeter zu einem ähnlichen Betragen durch ihre Handlungen reizen. Charitides dachte allzu edel hiezu. Er wußte, daß das Geständniß seines Fehlers, die Schande verringern würde, die er alsdenn zweyfach würde empfinden müssen, wenn er mit falschen Ausflüchten sich hätte helfen wollen. Er gieng mit seinem Freunde zu Timoclea, warf sich zu ihren Füßen, gestand seinen Fehler und bat um Vergebung. Wie gern vergab ihm

Timo-

Timoclea! sie hob ihn auf und umarmte ihn voll Freundschaft.

Adrast war gegenwärtig, und umarmte seinen neuen Freund mit eben so viel Zärtlichkeit als Timoclea. Welche Rechtschaffenheit! welche Großmuth! so dachte er bey sich selbsten; und dieses war Adrasten so lange fremd; wie fühle ich itzt die Stärke der Tugend, die mich so reizend zur Nachahmung zwingt! —

Neunzehntes Hauptstück.

Fortsetzung der Geschichte.

Agathocles, Charitides und der korinthische Feldherr, ordneten itzt alles zum Rückzuge. Symmion wurde auf dem attischen Hauptschiffe bewachet, aber so gehalten wie es sein Stand erforderte. Cleobulus erhob sich von seinen Schilden, und foderte die Ketten des Symmions von seinem Sohne. Ihr seyd berechtiget, so sprach er, mich als einen Feind der Republik anzusehen, obgleich die

die Götter wissen, daß ich es nie war, und gezwungen die Anführung übernahm. Aber ich hätte lieber mein Leben aufopfern, als gegen mein Vaterland streiten sollen. Charitides und die beyden Agathocles erstaunten, da sie den Greis so sprechen hörten.

Ich weis, versetzte Charitides, daß die Gesetze, die uns gegen das Vaterland verbinden, heiliger sind denn die Gesetze des Gastrechts. Du bist mein Vater! und ich — sollte dir Ketten anlegen, die denen gehören, die dich zwangen den Gesetzen des Gastrechts getreuer zu seyn, als denen deines Vaterlandes! Verlor Athen nicht das Recht, auf deine Dienste Ansprüche zu machen, da es dich aus seinen Gränzen verbannte. Nein, bester Vater! wenn du Ketten verdienest, so kann Charitides sie tragen. Ich bin Bürge für meinen Vater, bis ihn die Republik losgesprochen hat.

Agathocles, der Bruder des Cleobulus erwiederte: du bist ein Gefangner des Staats, Cleobulus. Verzeihe der Stimme der Gerechtigkeit, die durch mich redet. Ihm gehöret es zu verurtheilen oder loszusprechen.

Er

Er allein darf unterſuchen, und ſein Ausſpruch muß uns heilig ſeyn, er ſey gerecht oder ungerecht. Du, Charitides, führe deinen Vater nach Korinth. Begegne ihm als deinem Vater, ſo lange du für ihn Bürge ſeyn kannſt, aber ſobald du den Staat der Korinther betrittſt, ſo übergebe ihn den Geſetzen. Dein Sieg — dein Anſehen müſſe ſeine Befreyung nicht auswürken, noch die Heiligkeit der Geſetze entehren, ſondern allein ſein Betragen, das keine Geſetze verdammen können. Ich werde die Athenienſer bitten, ſeine Sache noch einmal zu unterſuchen, und einen gerechten Ausſpruch zu thun. Vielleicht fügen es die Götter, daß er in ſein Vaterland zurückkehren kann, um die übrigen Tage in Ruhe zu leben.

Nie würde ich zugeben, verſetzte Eleobulus, daß die Stimme der Natur ſtärker rufen ſollte als das Beſte des Staats. Eleobulus weis eben ſo zu ſterben, wie er lebte. Charitides ſchwieg, aber ſeine Seele litt mehr als er ſagen durfte. Er hatte ſeinen Entſchluß gefaßt, und bewilligte den Greiſen alles, was ſie verlangten.

Er entfernte sich um seine Thränen fließen zu lassen, die ihm ungestüm über die Wangen flossen.

Der junge Agathocles verließ seinen Freund nicht, sondern folgte ihm auf dem Fuße. Charitides sah ihn und redete ihn also an: Wie grausam ist es, mein Freund, so zu siegen wie wir siegten? Du weißt Griechenlands Gesetze. Wer gegen sein Vaterland die Waffen ergreift, ist des Todes. Thränen erstickten seine Rede, und er sank an den Busen seines Freundes nieder.

Agathocles, der von der Wahrheit seines Vortrages überzeugt war, weinte mit seinem Freunde; endlich unterbrach er Ihn.

Kann nicht der Staat der die Gesetze macht dieselben zum Besten des Rechtschaffnen mildern, oder sollte bey deinem Vater keine Ausnahme statt finden. Agathocles war endlich so glücklich seinen Freund zu beruhigen.

Der attische Oberbefehlshaber trennte sich itzo von seinem Bruder und Sohne. Charitides versprach ihm, mit seinem Freunde nach Athen zu kommen, wenn Cleobulus glücklich wäre. Der alte Agathocles umarmte

armte voll trauriger Ahndungen seinen unglücklichen Bruder. Alle umarmten sich und liefen unter Segel.

Zwanzigstes Hauptstück.

Agathoclis Ankunft zu Athen. Fortsetzung der Geschichte der Timoclea.

Agathocles erreichte den Piräus ohne die geringste Schwierigkeit, und hielt seinen Einzug unter dem Jauchzen des attischen Volks. Adrast und Symmien folgten ihrem Sieger. Er übergab sie dem Areopagus, den er also anredete: „Rath von Athen! die Götter müssen euch immer so gütig seyn, wie sie itzo waren, und die Zahl eurer Siege vermehren. Hier überliefre ich euch zwey Befehlshaber der Flotte von Syrakus. Adrast that seine Pflicht, da er gegen euch für ein Land stritte, mit dem er weiter durch nichts verbunden war, als dem Eifer ihm zu dienen.

Er hatte das Unglück, überwunden zu werden. Da er von der Grausamkeit Dionysens sich nichts als den Tod versprechen konnte, begab er sich unter den Schutz der Republik. Er that sich in dem Gefechte für euch hervor, eroberte das Hauptschiff der Syrakusaner, und machte ihren Oberbefehlshaber zum Gefangnen. Deswegen habe ich ihn mit den Banden verschonet, weil er für euch sein Leben wagte. — Ich fand meine Tochter indessen wieder, und ist es dem Rathe zu Athen nicht unangenehm, so konnte Adrast ein Bürger von Athen und der Gemahl meiner Tochter werden. Von euren Händen erwartet sie ihn, und euer Ausspruch wird ihr Gesetz seyn.„

Agathocles schwieg, und der ganze Rath billigte seine Rede. Man wünschte ihm Glück zu der Wahl seines Tochter Mannes, und Adrast war von Entzücken durchdrungen.

„Glaubet nicht, Edle Athenienser! fuhr Agathocles fort, daß ich den Geist eurer Gesetze durch dasjenige schwächen wollte, was ich itzt sagen werde. Cleobulus mein Bruder wurde gezwungen, nach der Gefangen-

nehmung

nehmung des Symmions die Flotte anzuführen. Charitides sein eigner Sohn nahm ihn gefangen, und führet ihn izo nach Korinth, ihn den Gesetzen zu übergeben. Seinem und meinem Sohne, die die korinthische Flotte anführten, und diesem Adraß habt ihr den Sieg zu danken. Untersuchet! dies ist die einzige Bitte die sie zur Erkenntlichkeit von euch bitten, den Rechtshandel des Cleobulus und sein Betragen zu Syrakus! Symmion muß euch bezeugen, daß er stets ein Freund der Athenienser war, und die Stelle eines Oberbefehlshabers ausschlug, die hernach Symmion erhielt. Mehr noch, Edle von Athen! Ihm danket ihr den Sieg den ihr erhieltet. Er gab euch den Sohn der ihn überwand, er bildete meinen Sohn zu einem Feldherrn den er nicht kannte, blos weil er ein Athenienser war. Er überwand eure Feinde, mit seinem Freund, dem edlen Sohne des Cleobulus. Ich überlasse ihn den Gesetzen, untersuchet und urtheilet.„

Agathocles schwieg. Ein Gemurmel verbreitete sich unter dem Volke. Es rief, daß man auf der Stelle die Handlungen des Cleobulus untersuchen sollte. Man that es,

und Cleobulus wurde nach den Gesetzen freygesprochen, und wieder als ein Mitglied des Areopagus erklärt. Agathocles dankte dem Rathe und dem jauchzenden Volke. Man sandte eilends einen Gesandten nach Korinth, den Bundsgenossen zu danken, und Cleobulum zurückzufodern.

Adrast wurde nun zum Bürger von Athen erkläret. Sein Vater, der ein Edler von Smyrna war, lebte nicht mehr, folglich war er frey. Die Athenienser machten Ihn zum Feldherrn und Mitgliede im Rathe. Timoclea empfieng Ihn von den Händen des Staats zum Gemahl, und sahe sich glücklich. Agathocles lebte vergnügt in den Armen seiner Kinder, und jede Stunde, die er mit Ihnen lebte, entfloh mit neuem Vergnügen. Geliebt von dem Staate, Sein Name durch seine Siege verewiget, lebte er unter den Schatten, die die Ruhe und Glückseligkeit, über sein Haupt zog, in dem Schooße des Vergnügens.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Traurige Auftritte zu Korinth. Cyane.

Agathocles und Charitides nahten ſich allmählich den korinthiſchen Ufern, und Charitides empfand alle Schmerzen, denen das Herz eines rechtſchaffnen Sohnes des Cleobulus ausgeſetzet ſeyn muſte. Agathocles ſchickte die Nachricht des Sieges voraus, und ließ Cyanen heimlich Ihre Wiederkunft melden.

Nun ſahen Sie das Geſtade, als Charitides weinend zu ſeinem Vater trat, und ſo ihn anredete: Dieſe Bande bringe ich dem Cleobulus, der die Flotte der Feinde gegen Griechenland anführte. Wäreſt du mein Vater auch nicht, ſo würdeſt du Sie doch nicht, ohne von meinen Thränen benetzt, empfangen. Aber, (hier warf er ſich vor ſeine Füße) du biſt mein Vater! — warum kann ich ſie nicht an deiner Stelle tragen. Nein, der Freund des Agathocles! der Vater des Charitides ſoll keine Bande tragen,

diese Hände sollen die Fesseln seyn, mit denen ich dich dem Staate von Korinth verstellen will.

Cleobulus faßte seine Weisheit zusammen, um seinem Sohne zu antworten: Stehe auf Charitides, und entehre die Pflicht eines Bürgers nicht durch Weichlichkeit. Sind dir die Bande des Blutes heiliger, als die Pflichten die dich gegen einen ganzen Staat verbinden? Wolltest du die Gesetze desselben eines einzigen Bürgers wegen aufopfern, der Ihre Ahndung verdiente. Sey gerechter, Charitides, und siehe mich itzt nicht als deinen Vater an, sonst begebe ich mich des Namens dein Vater gewesen zu seyn, und der ungerechte Sohn des Cleobulus soll dann immer die Schande der Weichlichkeit tragen. Gieb mir die Ketten, Feldherr der Korinther! und thue deine Pflicht.

Charitides legte sie Ihm schweigend an, und ein Strom von Zähren benetzte sie. Nun erkenne ich meinen Sohn, sprach der edle Cleobulus, komm und umarme mich, mein Charitides, — mein bester Charitides! — Charitides sank in seine Arme, und konnte für Schmerzen u. Thränen Ihm nicht antworten.

Aga-

Agathocles trat herein — stand still, heftete einen Blick auf die Ketten des Cleobulus, und ließ eine Zähre fallen. Charitides sahe ihn seufzend an, zeigte auf die Ketten seines Vaters, und sagte: Dies hat Charitides gethan — Agathocles suchte ihn zu trösten, und Charitides besiegte seinen Schmerz.

Die Flotte landete itzt an. Die Altäre rauchten an dem Gestade von den Dankopfern. Der Rath von Korinth und die Bürger standen am Ufer, die Befehlshaber zu empfangen. Unter dem Zujauchzen des Volks stieg Agathocles an das Land. Charitides kam mit finstern Ernste, und hinter Ihm gieng sein Vater in Ketten einher.

Agathocles hatte dem Rathe Rechenschaft abgeleget, und nun nahte sich Charitides mit seinem Vater zum Altare. Hier sprach er, edle Korinther, übergebe ich euch den gezwungenen Führer der feindlichen Flotte. Er wurde von seinem Sohne überwunden. Sein Sohn übergiebt ihn Euren Gesetzen. Urtheilet über ihn wie ihr glaubet, daß es gerecht ist — Er ist ein Athenienser, und ließe sich zwingen gegen euch zu streiten — so

sprach er, und sank kraftlos zu den Füßen des Altars.

Seyd immer in euren Lehren gefühllos, ihr Verehrer der Stoa! die Triebe der Natur und des Gefühls werden deswegen doch immer siegen.

Agathocles eilte zu seinem Freunde, der in der Farbe des Todes an dem Altare lag, und unterstützte ihn.

Cleobulus trat hervor und bat den Rath und das Volk um Gehör: Bürger Griechenlands! Rath von Korinth! Ehret die Liebe eines Sohnes, der die Natur den Gesetzen aufopferte, aber unter ihrer Last dahin sank. Nicht die Thaten meines Sohnes, nicht das traurige Bild in welchem er sich euch zeiget, nichts müsse Euren Gesetzen ihre Stärke benehmen. Cleobulus würde sich auf immer entehret halten, wenn er seine Befreyung Eurem Mitleiden und nicht den Gesetzen zu danken hätte. Ich bin ein Bürger von Athen; gegen Athen und nicht gegen Korinth ergriff ich die Waffen. Ueberlasset es dem attischen Staate seinen Bürger, das Mitglied seines Areopagus zu richten. Die Erkenntlichkeit, die Ihr meinem Sohne schuldig seyd; die

Thaten

Thaten meines Freundes des Agathocles, könnten euch blind und ungerecht gegen die Gesetze machen, ich unterziehe mich dem Urtheile meines Vaterlandes, und verlange von Ihm gerichtet zu seyn.

Das Volk unterbrach Ihn mit seinem Geschrey — Es lebe Cleobulus, es lebe der Vater des Charitides!

Cleobulus fieng wiederum zu reden an, da der Lärmen sich stillte. Glaubt ihr Korinther! daß Cleobulus so niederträchtig sey, daß er das Leben dem Siege seines Freundes, und Sohnes danken wollte — ohne daß die Gesetze seine Unschuld erkannt haben — lieber rufet: es sterbe Cleobulus, der niedrige Vater des großen Charitides.

Eben kam der Gesandte von Athen, und begehrte vor den Rath gelassen zu werden. Man ließ ihn herbeykommen, und Adrast stand vor dem Rathe. Athen, so sprach er, danket seinen Bundsgenossen den Korinthern und seinen Feldherrn, wegen dem Siege den Sie durch ihre Hülfe erhielten. Ganz Athen bittet euch um das Mitglied seines Areopagus, um seinen Bürger den gefangnen Cleobulus. Es untersuchte seine Handlungen

und

und fand sie edel. Der Neid verbannte ihn aus Athen; die Gerechtigkeit und die Gesetze rufen ihn zurück. Fodert ihr Korinther! was ihr wollet für euren Gefangenen, Athen will es gerne für den besten seiner Bürger geben.

Es lebe Cleobulus der attische Bürger, wiederholte das Volk.

Charitides hatte sich indessen erholet, und mit dem regsten Gefühl der Freude nahte er sich seinem Vater und dem Volke. Edle Korinther! so sprach er: Charitides legte dem Cleobulus diese Bande an, erlaubet mir, daß ich sie meinem Vater abnehmen darf. Von dem Jauchzen des Volkes ertönte das ganze Gestade. Cleobulus umarmte seinen Sohn der niederkniete seine Ketten abzunehmen, und dann den Adrast.

Adrast wußte wie groß die Freude seiner Freunde seyn würde. Er bat den Rath zu Athen um diese Gesandtschaft, und flog nach Korinth. Charitides, Agathocles, Cleobulus und Adrast eilten itzo unter dem frohen Jubel der korinthischen Bürger, nach dem Pallaste des Oberbefehlshabers.

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Ende der Geschichte.

Charitides konnte kaum erwarten bis sich das Volk verlaufen hatte, um seine Cyane zu sehen. Er schlich sich von seinen Freunden weg, und gieng zu ihrem Pallaste. Er öffnete die Thüre des Saales, und Cyane, die nachdenkend auf einem Sopha lag, stand plötzlich auf, sich in seine Arme zu werfen. Ist es möglich! sehe ich Sie wieder, göttliche Cyane! Sie drücke ich wieder an diese Brust, an dieses Herz, das nur für Sie athmen soll; wie glücklich ist Charitides! so sprach er, mit unnennbarem Entzücken.

Und ich erwiederte Cyane: besitze meinen Charitides nun, um ihn ewig zu besitzen; nie soll ich Ihn wieder verlieren! ach Charitides! wie liebe ich Sie! wie sehr empfinde ich itzo daß ich Sie liebe.

Nicht mehr, (hier wand Sie sich von ihm los, und sahe ihn mit entzückten Blicken an) nicht mehr den alten Charitides! Nein — den

den mit Lorbeer, mit Ehre gekrönten Charitides, den gerechten und fühlbaren Charitides! sie umarmte Ihn aufs neue; endlich setzten Sie sich mit einander auf einen Sopha.

Charitides sagte darauf zu Cyanen: sagen Sie, meine liebste Cyane! ist ein glücklicherer Sterblicher unter der Sonne, als Ihr Charitides? Er sahe Cyanen und wurde von Ihr geliebet — er fand einen Freund. Er und seine Geliebte verschafften Ihm durch Ihre Aufmunterung einen verehrungswürdigen Vater; Sie machten seinen Namen unter den Griechen glänzend; und bald, gütige Götter! sollen Hymens Bande ihn auf ewig glücklich machen. Nichts als die Pflichten, das Beste des Staats, sollen ihn je aus Cyanens Armen entfernen!

Seine Geliebte unterbrach Ihn in seinem Entzücken, und erwiederte mit einem sanften zärtlichen Lächeln: Ist Cyane nicht glücklicher wie Sie, die den Charitides zusammt allen diesen Vorzügen besitzt. Wie vorzüglich schön ist mir nun mein Charitides! groß; edel; und mit einem gütigen fühlbaren Herzen, von dem Cyane sich alles versprechen

kann

kann — Aber wo ist Ihr, und mein Vater, wo ist unser Cleobulus.

Eben traten die Freunde des glücklichen Charitides in den Saal. Charitides führte seinen Vater zu Cyanen, und der Greis umarmte Sie mit jugendlichem Entzücken. Liebste Cyane — beste Tochter! Könnte ich Ihnen den Dank aussprechen den ich empfinde. Sie entflammten den Stolz meines Sohnes mit einem edlen Feuer. Sie hielten Ihn nicht von der Bahne der Ehre zurück, sondern ermunterten seine Ehrbegierde, durch Ihr Betragen. Ich weis alles Cyane! der würdige Agathocles, mein zweyter Sohn, erzählte mir alles — Der rechtschaffne Greis setzte sich auf den Sopha nieder; und Agathocles umarmte seine Freundinn.

Ich brachte Ihnen Ihren Charitides wieder, Cyane! und wie? seine Handlungen können Ihnen nicht unbekannt seyn; so sprach der edle Agathocles, und stellte hernach seinen Bruder den Adrast, seiner Freundinn vor, die Ihn mit offnen Armen empfieng.

Cleobulus fand sich in den Armen seiner rechtschaffnen Freunde und seiner Tochter, so sehr für alles traurige seiner verfloßnen Jahre belohnet, daß er den Göttern nicht gnug danken

ten konnte. Er verband Cyanen mit seinem Sohne an dem Altare des Hymens. Ganz Korinth feyerte den Tag mit Spielen und Tänzen. Die Mädchen und Jünglinge sangen das Hymen, Hymence; und streuten Blumen unter den Tritten der Verlobten. Die Priester opferten auf Hymens Altären, und begiengen den Tag festlich. Auf den Masten der isthmischen Flotte hiengen Blumenkränze, und ihre Wimpfel weheten über dem Meere.

Charitides führte hernach seine Gemahlinn mit seinen Freunden nach Athen, und verwaltete mit seinem Freunde Agathocles die wichtigsten Bedienungen des attischen Staates. Ganz Athen schätzte sich glücklich, die Helden Griechenlands in seinen Mauern zu sehen. Und der Löwe? je, den nahm Charitides mit, und machte ihn zu seinem Lieblinge.

Dorfet

und

Julie.

Eine Geſchichte

der neuern Zeiten.

Erſter Band.

Leipzig,
bey Chriſtian Gottlob Hilſchern,
1773.

An

Milord Chesterfield.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Singet immer des Triumphes
Blutende Tropheen —
Helden, die auf Leichenhügeln
Und im Blutstrom gehen. —

Russiens Beherrscherinn —
Welch ein Name — rühret
Barden eure hohe Harfen,
Die der Eich'kranz zieret.

Feinde die voll Raubbegierde
Sich ins Schlachtfeld stellten;
Flohn erschr.ckt für Ihrem Schwerdte,
Für dem Schwerdt der Helden.

Wie vom schwarzen Horizonte
Wetterwolken ziehen,
Und gepeischt von wilden Stürmen,
Donnernd niederfliehen.

Also flohen Legionen
Zahlreich — wie die Sterne —
Und zerstreuten furchtsam sich
Durch die weite Ferne.

Groß sind Helden; Ihre Thaten
Würdig Barden Lieder;
Der Bezwinger ganzer Staaten
Nennt sie, Helden Brüder.

Feinde bluten — Staaten glühen,
Wo Ihr Rachschwerdt wütet —
Schrecken zieht durch weite Fluren
Wo er nächtlich brütet.

Mütter klagen Ihre Söhne
Mädchen, den sie lieben.
Die getränkt vom Blut der Feinde,
Auf dem Schlachtfeld blieben.

Dörfer seufzen um die Aernde,
Und zertrettne Saaten.
Und der gütige Beherrscher
Beym Zerfall der Staaten.

Kein Erndtenlied, kein Reihentanz
Kein froh gepflückter Blumenkranz,
Kein Lied um dunkle Linden,
Kein Jüngling, der sein Mädchen liebt,
Ihm Küsse raubt, Ihm Küsse giebt,
Nur Trauer ist zu finden.

Kein Winzer jauchzt sein frohes Lied,
Kein Erdreich grünt, kein Garten blüht,
Nicht Rosen in dem Thale.
Der Wald verstummt — es ruft der Hayn,
Kein Lied bey stillem Mondenschein
Und holdem Abendstrahle.

Groß sind Helden — Ihren Marmor
Liebt der Feind mit Schrecken;
Thaten, welche seines Ruhmes
Niedrigkeit entdecken.

Aber Milde — schönste Göttinn
Die der Weise ehret,
Die nicht wütet — Nein! Der Staaten
Aechte Größe mehret.

Hold bist du wie Morgenthau
Sich vom Himmel senket,
Und in frühem Morgenroth
Blumenbeete tränket.

Auf der goldnen Morgenröth,
Glänzendem Gefieder,
Kommt Sie von dem Sonnenhimmel
Zu der Erde nieder.

Hayne jauchzen Symphonien,
Fluren grünen, Thäler blühen,
Veilchen streuen Düfte —
Von dem Mädchen und dem Jüngling
Tönten durch den holden Frühling,
Küsse durch die Lüfte.

Um sie lachen Scherz und Freuden,
Wie bey Reihen Tänzen,
Wann der Mädchen holde Wangen
In dem Abend glänzen.

Plötzlich schweigen alle Hymnen,
Kaum hör't man auf Kieſeln,
Durch das Thal, des Silberbaches,
Kleine Wellen rieſeln.

Auf des Beetes kleinen Veilchen
Steht Sie am Altare
Lächlend, wie ein holdes Mädchen,
Mit umkränztem Haare.

„Nennet, ſpricht die holde Göttinn,
(Jedes Herze lachte)
„Wer am meiſten mich verehrte,
„Viele glücklich machte.

„Seinen Namen ſollen Helden,
„Soll der Enkel ehren,
„Früher als des Helden Namen,
„Und des Siegers hören.

„Gröſſer iſt ein mildes Herze,
„Das auf Arme ſchauet,
„Als der Held dem man Tropheen
„Und Altäre bauet.

„Er soll später Barden Lieder
„Großer Innhalt werden,
„Und an einer Gottheit Stelle,
„Herrschen auf der Erden.

Chesterfield — so rief die Menge:
Große Göttinn Milde!
Ist der Edle der der Armen,
Bange Seufzer stillte.

„Dieser ist es — bald ertönen,
„Hohe Sängerchöre;
„Würdig, daß mit eurem Danke
„Sie der Himmel höre.

In dem Jubel und des Jauchzens
Festlichem Getümmel,
Flog' die Göttinn mit dem Namen:
Chesterfield — zum Himmel.

Vorrede.

Dorset und Julie erscheinen in einer zu ungewöhnlichen Gestalt, als daß der Leser nicht zum voraus, in etwas sollte unterrichtet werden. Nicht die Begierde den Beyfall der Kenner zu erhalten, bewegte mich diese Geschichte zu unternehmen. Auf dieser Seite bin ich um so mehr frey, da ich ihn schon sowohl von Verdienstvollen, in einer andern Schrift erhalten habe, als von jenen Kleinen, Ihnen nachkriechenden Geistern, die unver-

schämt loben, selbst wo der Verfasser seine Fehler einsiehet. Dieses ermuntert den Eifer eines Schriftstellers bloß, der, ohne allzu große, und oft mit convulsivischen Zuckungen begleitete Freude, die mancher glückliche Verfasser den die Zeitung lobte, empfindet, diesen Beyfall lesen kann.

Der Schriftsteller der blos seinen Ruhm zum Augenmerk seiner Arbeiten macht, besitzt immer eine kleine Seele, und verdienet unser Mitleiden. Viel angenehmer ist er, wenn er ohne ängstliches Bemühen erhalten wird. Mit welcher Furcht — mit welchem bangen Warten der Dinge die er hören wird, schlägt er die gelehrten Abhandlungen der Kritik nach! — Er findet seinen Namen — seinen Busen schwellet Furcht und Erwartung — Er wird getadelt; kraftlos halten seine bebende Hände das schreckliche Urtheil; endlich wirft er es, von jeder Wuth eines beleidigten Stolzes entflammt, zur Erden; setzt sich rachsüchtig nieder, und schreibt etliche Bogen Schimpfworte

gegen

gegen den Kunstrichter, und — erhält nichts.

Der Zweck dieser Geschichte ist zu bessern und zu unterhalten. Der Schriftsteller ist meistens am wenigsten im Stande zu entscheiden, in wie weit er diesen Zweck erhalten werde. Der Verfasser sagt viel Dinge, die vielleicht jedermann weis. Er sahe aber ein, wie nothwendig es sey, die Welt an das zu erinnern, was sie weis, und so gerne, und fast beständig vergißt. Er wurde bloß von menschenfreundlichen Empfindungen hingerissen, und da er sich außer Stand siehet, seinen Nebenmenschen auf eine andre Art nützlich zu werden, so versuchte er es auf diese.

Der Plan dieser Geschichte — die Wahrheit zu sagen — ist keiner. Ich fand Vergnügen darinn, den auf einander folgenden Empfindungen zu folgen, und mich meinen Ideen blind zu überlassen, wohin sie mich führten. Die Welt ist ein Vorwurf, der eine ungeheure Menge von Gegenständen liefert, die

zu Betrachtungen Anlaß geben. Hier und da fand ich bey verschiednen Völkerschaften, einen Mann der rechtschaffen war; sonsten sah ich die meisten nach ähnlichen Grundsätzen des Eigennutzes oder Ehrgeizes handeln. Ueberall fand ich den reizendsten Anstand in höflichen Anerbietungen; nirgends wagte ich es ihnen zu trauen, weil mich das Beyspiel meiner Vorgänger abschreckte. Rang verschaffte Ansehen und Achtung wohin ich sahe; die Gastfreyheit wurde mit Verschwendung ausgeübet. Nur ein Haus gefiel mir am schönsten in allen Ländern die ich sahe. Es war zu Leipzig.

Ein Mann mit einnehmendem, gefälligen Lächeln empfieng mich. Man sahe, daß die Güte, die die sanftsten Züge in seinem Gesichte zerstreute, von seiner Seele erzeugt und nicht gezwungen waren. Offenherzig und frey in seiner Sprache, setzte er den Fremd keinen Ungemächlichkeiten aus, die die gezwungne Miene jedes andern fodert. In seiner Wohnung vergißt der Große Britaniens, Söhne von Helvetiens

vetiens Helden, die Größe Ihrer Geburt, und sind freundschaftlich gegen die Niedern. Gemischt saßen Sie des Abends an seinem Tische, und unterhielten sich. Der Neveu des Fürsten Primas in Pohlen, er selbst ein großer Fürst dieses unglücklichen Reiches, gieng unbekannt an meinem Arme zu dem Tische des Edlen, und bewunderte Ihn. Wenn der Große Sarmatiens den Namen der wohlthätigen Tugend aussprechen wird, so wird er Ihn unterbrechen, und Ihm den Namen Clodius mit Empfindung nennen. In einem solchen Herzen finde ich Größe, und nie werde ich einen Mann vergessen, der auf der Seite der Rechtschaffenheit eben so schimmert, als auf der Seite der Wissenschaften.

Schon aus meiner Vorrede wird der Leser sehen, wie die Geschichte seyn wird. Wohin Gefühl und Empfindung mich reißet, dahin folge ich mit unaufhaltsamem Eifer. Ich werde glücklich seyn, wenn ich meinen Endzweck erhalte. Tyrtäus entflammte den Muth

des

des Helden, und von dem Liede des Barden, dessen Ton majestätisch über die Schilde hinab ins Heer rollte, wurden Tuiskons Söhne befeuret. So erzeuget das glänzende Bild der Tugend Nachahmung, und findet an irgend einem Orte der Erden, einen edlen Jüngling, der ihm mit feurigen Muthe folgt, und an dem Ende, die große Belohnung derselben, bey — sich selbst findet.

Dorset und Julie.

Eine Geschichte der neuern Zeiten.

Dorset und Julie

eine Geschichte.

Erstes Hauptstück.

Eine Einsiedley — ein rechtschaffener Alter tritt mit seinem Freunde auf —

Mitten in einem Zirkel von waldigten Gebirgen, die ihre Gipfel in den Wolken versteckten, lag eine angenehme Ebene. Längst zwischen den schattigten Bergen, floß ein Strom im stillen Thale, das ein ewiger Thau erfrischte. Die Bilder, womit Lucrez und Ovid die goldne Zeiten mahlten, waren hier kein Ideal mehr — der Frühling schien kaum diese Flur zu verlassen; das ganze Thal war ein weites Veilchen Beete, das Wohlgerüche umher streute, und an dem Gestade

des Stromes blühten Stauden von rothen und weißen Rosen. Die Hügel waren mit Mayblumen und Jasmin besäet; die hohe Gebürge hielten die stürmische Nordwinde ab, aber durch die schlänglenden Thäler bliesen Westwinde, und mengten sich mit dem Dufte der Veilchen. Die angenehmste Dämmerung herrschte in den Wäldern; kühle Grotten, die die Natur bildete, lagen in den Haynen des Bergek, und kleine Ströme stürzten von der Höhe der Gebürge wie schöne Wasserfälle nieder, und sammelten sich unten in moosigten Becken — Die Lieder der Nachtigallen hallten durch die Gegend in vielfältigem Gethöne, und schmelzten das Herze zu reizendem Tiefsinn. —

In diesen elysischen Gegenden wohnte ein alter Einsiedler, den seine silberne Haare, die längst von dem Bart auf seinen Gürtel herabsanken, wie sein Herze verehrungswerth machten. Er wohnte in Lauben, die er sich hin und wieder im Thale von Blumenhecken erbauet hatte, oder in den Grotten des schattigten Gebürges. Mit der reinsten Luft, athmete er die reizendste Wollust, und fühlte jedes Entzücken, mit welchem die angenehmsten Gegenstände der Natur uns füllen können. — Ohngeachtet seines Alters bauete er ein Stück Feldes, welches ihm die nothwendigsten Bedürfnisse seines Lebens lieferte.

Eine Ulme, die auf dem Veilchenbeete nicht weit von dem Gestade des Stromes stand, die ihre dun-

ste Aeste weit umherbreitete, und mit ihren Schatten die angenehmste Dämmerung machte, war der Ort wo der Greis mit seinem Freunde seine Mahlzeit hielte. Ein Tisch von Rasen, stand an der einen Seite des Stammes, und ein ähnlicher Sitz wie ein Sopha gebildet, umgab die andre Hälfte, die vor sich die Aussicht des Thales, und des längsthin schießenden Stromes zeigte. Der Alte und sein Freund hatten, seitdem sie unter diesem Baume speißten, noch niemal einen Anfall von Unverdaulichkeit gehabt, welche unsre Noblesse und Stadtleute oft so erbärmlich plagt; auch waren sie eben so wenig den Blehungen ausgesetzt, weil die Kräuterspeisen bloß in der Stadt aber nie auf dem Lande blehen. Nur einen Fehler hatten unsre Einsiedler mit dem Adel und den Vornehmen der Städte gemein, sie betranken sich gerne, doch mit dem Unterschiede, daß wenn jene sich in Weine betrinken, so thaten sie es an . . . der Quelle. Da sie keinen Arzt in ihren einsamen Thälern hatten, so wußten sie nicht, daß das Wasser den Magen schlaff mache, und stürmten also, nach bewährten Grundsätzen, auf ihre Gesundheit loß. Welch ein Unglück wenn einer von ihnen krank geworden wäre! Hätten sie wohl dann nach denen Grundsätzen der Arzneykunst sterben können wie wir? Zum Glücke hatten sie eine grobe Baurennatur, die Ihnen in der Stadt, keine geringe Schande, gemacht hätte.

Aber wer waren denn diese zwo ganz besondre Personen? Der Freund des Alten war ein blühender Jüngling, der die Farbe der Rosen, womit seine Lange blühete, auf den Wangen trug. Seine Nerven waren stark und der Arbeit gewohnt. Er gieng oft mit dem Alten, eine Art auf seiner Schulter, in einen kleinen Lustwald, der auf der Ebne lag, und hieb die Bäume aus ihren Wurzeln, um etliche bedeckte Gänge zu machen, die in gerader Linie nach einem weiten Thale liefen. Er bedeckte dann die Gruben wieder mit Rasen und setzte zwischen jede Bäume Rosen und Veilchenstöcke, die durch die Gänge hinaus zwischen den Stämmen blühten. Der Alte, welcher eben so eifrig für sein Vergnügen arbeitete, ermunterte ihn durch sein Beyspiel. Sie hießen beyde Dorset, und der Freund des Alten war zugleich sein Sohn, — da er doch sein gehorsamer Sklave hätte seyn sollen. Wieder die Achtung, welche unter uns die Kinder für ihre Aeltern haben müssen, war er der Vertraute seines Vaters.

Wir können uns freylich keine große Begriffe von diesem jungen Menschen machen, der so gar nichts von unsern schönen Sitten, von unsern Artigkeiten in dieser Einöde lernen konnte; und wie sehr wird es einst sein böser Vater verantworten müssen, daß er ihm so gar nichts von unsern Modewissenschaften beybrachte, und ihn nur rechtschaffen und redlich, wie einen Bauerjungen machte. Dorset war noch dazu von ansehnlichem Adel.

Wie mag es nun mit seinen Wissenschaften ausgesehen haben? noch viel schlechter. Der Mensch verstand nicht einmal die Terminologie, viel weniger daß er die Wissenschaften in ein System hätte fassen können; und was das entsetzlichste war, (ich berufe mich hier auf alle Schullehrer) er hatte in seinem Leben nichts auswendig lernen dürfen, sondern mußte selbsten nachdenken, bis er die Ursachen, den Grund der Gegenstände einsahe, worinn der alte ihm nur half. Sein Vater war in dem Wahne, daß er dasjenige, was er einmal oft überleget und nach vieler Mühe gefunden, nie vergessen würde, er erhielt ihn also auf alles aufmerksam, und weil er vielleicht selbst nicht gar zu gelehrt war, so trug er ihm alles, mit so vieler Einfachheit und so deutlich vor, als wenn keine Worte in der ganzen Metaphysik wären, womit er etwas gelehrter und dunkler hätte sprechen können. So wurde der arme Dorset vernachläßiget. Er wußte zwar alles, aber so ganz ohne ihre Kunstnamen, bloß wie Natur und deutliche Begriffe sie lehren.

Um einen völligen Begriff von der besondern Lehrart dieses Mannes zu geben, so muß ich eine Anekdote erzählen, die sich in der Jugend des Sohnes dieses Greißen ereignete. Da der junge Dorset sehr neugierig war, die Ursachen und das Nützliche der Dinge zu wissen, so fragte er einmal seinen Vater, da sie in der Morgenröthe zum Thale giengen, wer hat mich denn so gemacht wie ich bin? Der Alte, welcher vielleicht keine Geheimnisse entwi-

feln konnte, brach ein Veilchen ab, zeigte es seinem Sohne und sagte: der, der dieses Veilchen schuff, hier das Thal, und dorten die Gebürge, der hat dich gemacht. Der Alte [illegible] hier wirklich einen Creulum in demonstrando, da er ihm doch hätte sagen sollen, du bist vom aller einfachesten Wesen das selbständig, und allmächtig und ewig ist, nach denen, der Natur von ihm eingeprägten Gesetzen geschaffen. Hier hätte er eine gelehrte Ausschweifung machen könen. Er hätte von den Gesetzen der Bewegung, von der Regierung des Ganzen, oder dem Zufall sprechen und das Lehrgebäude Epikurs von der zufälligen Entstehung der Welt aus Atomen widerlegen können, aber so hatte der Alte den einfältigen Lehrsatz, seinen Sohn nur das Nützliche, und dasjenige, was zu wesentlichen Vergnügen dienet, zu lehren. Er glaubte, daß hiezu kaum die Zeit der Jugend hinlänglich wäre, und daß er einst gnug von diesen Dingen hören werde, die ihn sodann nicht mehr verwirren würden, weil er ihm die wahren Grundsätze beygebracht zu haben glaubte. Er konnte zwar wirklich mehr als der Aemil des Herrn Rousseau, aber sonsten war er ihm nicht gar unähnlich. Die Lehren der Religion hatte ihm der Alte ganz deutlich vorgetragen, ohne ihm die Widersprüche der Gegner zu sagen. Zu was dienet es ihm, so dachte er: Alle die Trugschlüsse zu wissen, womit man die Religion bestreitet! Hat er aus der Reinigkeit und ganz deutlichen Wahrheit derselben ihre Gewißheit eingesehen,

so

so weis er was ihm nützlich ist. Er soll kein Polemiker werden, oder durch Darlegung seiner Grundsätze sich die Feindschaft seiner Gegner zuziehen; Er soll eben so wenig ein Enthusiast werden, als es durch dieses Verfahren geschehen könnte.

Mit diesen und ähnlichen Grundsätzen, verunstaltete der alte Dorset das Herz seines Sohnes.

Einsmals da sie auf der Rasenbank unter der Ulme in dem Abendroth saßen, redete der Alte also zu seinem Sohne:

Zweytes Hauptstück.

Etwas für verheyrathete Leser, welches auch allen denen zu lesen empfohlen wird, welche mit der Zeit Kinder zeugen wollen.

Mein Sohn, so sprach der Greis: Du hast nunmehro das Alter, wo du dem Staate und deinen Mitbürgern dienen kannst. Du bist nicht geschaffen, ewig in der Einsamkeit zu leben. Ahme deinem Vater nach, und wenn du deine Pflichten bis in dein Alter erfüllet hast, so genieße die Reste des Lebens mit eben der angenehmen Ruhe wie ich. Ohne daß du die Menschen kennest, wirst du ihnen nur mittelmäßige Dienste thun können. Reise zu ihnen, erwege ihre Handlungen, ihre Denkungsart nach den Grundsätzen der Billigkeit und

Menschenliebe. Ich will dir dieselben schildern wie sie sind, um dein Herze für den Gefahren zu bewahren, welchen sie dich aussetzen werden.

Du wirst finden, daß der Eigennutz die Haupttriebfeder ihrer Handlungen ist. Der grösste Theil erfüllet seine Pflichten, weil er dadurch entweder seine Schätze oder seine Ehre vergrößert. Selbsten die Pflichten der heiligen Religion setzen sie zurück, oder vergessen sie so lange als sie einen merklichen Nutzen durch Unbilligkeit haben können. Die Empfindung eines edlen Herzens besitzen sie nur nach Maasgabe ihrer Vortheile. Du wirst viele finden, welche die Arme, die Nothleidende trösten, aber wenige, welche ihnen durch Handlungen, die deine Pflicht werden sollen, helfen. Sie fühlen bey einem Gegenstande, der ihnen so gar Thränen auspressen kann, aber sie fühlen noch mehr bey einem Stück Gelde, womit sie ihrem Elende abhelfen könnten. Du wirst Leute finden, die von Pflichten predigen, ohne sie auszuüben. Selbsten dem Sittenlehrer, der die reinste Moral lehret, traue nicht; Er denkt, es sey genug durch Lehren zu rechtschaffnen Handlungen aufzumuntern, und oft liegen die Ursachen seiner edelsten Lehren in einem Herzen, das von Stolz, Ruhmsucht und Eigennutz beherrscht wird. So sehr die äußere, gütige Gesichtszüge oft einnehmen, so sehr täuschen sie oft. Bey den Gelehrten wirst du glauben, die Rechtschaffenheit zu finden, wenn du die dringende Lehren womit sie die Tugend unterstützen, lieset. Sie selbsten werden dir

mit

mit einem gewissen Enthusiasmus ihre Freundschaft anbieten; aber fodre ihnen nur Geld, und plötzlich wirst du sie kennen lernen. Unter den gütigsten Zügen liegt oft eine eigennützige Seele. Jedermann wird deine Handlungen untersuchen, und sich zum Richter derselben aufwerfen. Du wirst in eine Welt kommen, in welcher jedermann sich vollkommen glaubt, nur dich nicht. Man wird sich Mühe geben, etwas unedles in deinem Betragen zu finden, und niedrig genug seyn etwas zu erdichten. Selbsten der Kluge wird sich durch die Stimmen des Vorurtheils und des verläumdenden Pöbels leiten lassen; man wird Widersprüche in deinen Lehren, in deinem Betragen finden, bloß weil du rechtschaffner bist. Man verehret bey ihnen die Tugend und verfolget sie. Der geringste Fehltritt eines Redlichen wird ein ungeheures Laster, indeß man das Laster eines Nichtswürdigen kaum siehet. Du wirst den Neid sehen, welcher unter allen Ständen herrscht, und welcher die Freundschaft und das Vergnügen tödtet. Jeder Bürger ist gegen den andern mistrauisch, der Große eifert über den Vorzug seines Freundes und der Bettler mißgönnet dem andern deine Wohlthat.

Du wirst in Staaten kommen, wo eine unnennbare Menge von Großen, unter der Larve der Freyheit, die Bürger drängen; und diese wirst du zu kurzsichtig finden, es einzusehen. Von einem Haupte beherrschet würden sie freyer seyn, aber so sind sie Sklaven ihrer Obrigkeiten — Tadle sie

und

und ihre Gesetze nicht, sonst könntest du ein Opfer ihrer Vorurtheile werden.

Du wirst in einen Staat kommen, wo unter der Regierung des allerchristlichsten Königes, die Laster auf die feinste Art herrschen. Ein Fremder wird dir mit der angenehmsten Art begegnen, er wird dir seine Dienste anbieten, dich freundschaftlich umarmen, aber fliehe die Niederträchtigen! Unter den angenehmsten Larven verbergen sie die Falschheit, oder thun es um den Ruhm eines gesitteten Menschen zu haben. Lerne ihre Sitten, die Sprache der Mode nicht, die unter den reizendsten Bildern täuscht. Sie werden deine aufrichtigen Sitten verhöhnen, deinen Schwachheiten schmeichlen, und sich bemühen, dir Welt beyzubringen. Meide die gefährlichen Klippen, an welchen ganze Nationen gestrandet. Unser eignes Vaterland das sie hasset, ahmet ihren schmeichlenden Sitten nach. Deutschland, das sonst den Ruhm der Rechtschaffenheit besaß, dies Land wo die Tapferkeit und Tugend in allen Haynen und Fluren herrschte, biegt den knechtischen Nacken unter ihr Joch, und lernet Falschheit für Schätze. Ihre Nerven werden schlaff und weichlich, Ihre Helden, die sonsten den Beherrschern der Welt drohten, und durch die Rechtschaffenheit ihrer Sitten unterstützet, nie dienstbar blieben, die Helden Germaniens kriechen itzo für den Füßen eines Mädchens, huldigen ihr am Nachttische, und kleiden sich wie die Weiber. Nur die Völker der Alpen unterscheiden sich noch von

ihren

ihren Brüdern, den kriechenden Weichlingen. Sie alleine sind frey, und bey ihnen halte dich am längsten auf. —

Folge den angenehmen Empfindungen deines gerührten Herzens! liebe! aber nur die Tugendhafte. Sey auf deiner Hut Dorset! und folge dem Sturme einer erhitzten Leidenschaft nicht. Du wirst alle mögliche Künste des Betruges bey dem andern Geschlechte finden. Die eine wird dich durch ihre Lebhaftigkeit, die andre durch ein angenommenes, sittsames Wesen, eine andre durch den Schein der Aufrichtigkeit, eine andre durch ihre Strenge täuschen. Du wirst sie leicht an dem ängstlichen Bemühen kennen, womit sie sich in diese Masquen zwängen, untersuche ihre Handlungen, ihre Denkungsarten. Jede die sich bemühet, entweder dadurch, daß sie dich eifersüchtig machen will, oder daß sie eine grausame vorstellet, und sich endlich mit einer gewissen Leichtigkeit ergiebt, odedurch andre Verstellungen, dich immer eifrig zu erhalten trachtet, die Dorset! die verachte. Die ächte Liebe bedarf keiner Künste, mit einer naiven Unschuld wird dich die Tugend anlächeln, und ein Mädchen, das deine Liebe verdienet, wird eben so frey, so ungezwungen seyn wie du, und mit dem letzten Streite des Herzens, mit seiner sanft aufwallenden Röthe in deine Arme sinken. Sie selbst, ihre reizende Unschuld, und rechtschaffne Handlungen werden deine Liebe immer höher entflammen, und die Zeit, die du bey ihr zubringest, wird einzusam-

zusammenhängende Reihe von schuldloser Wollust seyn; bringe sie in meine Arme Dorset, daß ich in eurem Glücke meine höchste Wonne genieße.

Ihre Seele müsse dir stets liebenswürdiger seyn als ihre Gestalt. Manche sind schön; aber Rachsucht und Eigensinn verunstalten sie. Diese tödten unsre Ruhe, und verdienen dein ganzes Mitleiden. Aristi, mein rechtschaffner Freund, der unsre Güter verwaltet, soll dich begleiten. Morgen bey dem ersten Blicke der Morgenröthe sollst du abreisen. Laß ihn eben so sehr dein Freund seyn, wie ich der deinige war. Vorzüglich öffne dein Herze den edlen Empfindungen, und theile den Armen und Rechtschaffenen mit. Du wirst oft von denen betrogen werden, die du mit deinem Rath, mit deiner gütigen Seele, thätig unterstützetest. Aber dies mein Sohn! ist nie eine Schande; es muß uns ein Vergnügen seyn, um eines einzigen Rechtschaffnen willen, dem wir geholfen haben, von hundert andern betrogen zu werden.

Du wirst auch noch rechtschaffne Männer finden, die unter der Zahl der andern Unglücklichen sich fast verlieren; mache sie zu deinen Freunden, und betraure mit ihnen die Niedrigkeit der andern, ohne sie wegen ihrer Laster zu hassen. Deine Pflicht ist es, ihnen zu dienen; erfülle sie, und finde deine Belohnung in ihrer .. Erfüllung.

Drittes Hauptſtück.

Abreiſe des jungen Dorſet. Merkwürdige Begebenheiten die ihm zuſtießen.

Röthliche Streifen zogen ſich allgemächlich von dem öſtlichen Horizonte über die Hälfte des Himmels, und verkündigten die kommende Morgenröthe, als die beyden Einſiedler ſich von ihren Fellen erhoben. Der Alte zeigte ſeinem Sohne den Weg, und begleitete ihn in der Röthe des Morgens durch die geſangvollen Thäler. Folge dem Strome, er wird dich zu meinem Freunde bringen, ſo ſprach der Alte zu ſeinem Sohne. Reiſe glücklich, aber bringe mir meinen Sohn, meinen Dorſet wieder. Eine ſtille Thräne floß über ihre Wangen; ſie umarmten ſich zum letztenmale, und gaben ſich ein zärtliches Lebewohl. Der Alte gieng zu ſeiner Ulme zurück, und überließ ſich den Empfindungen ſeines Herzens; er weinte unter ihren Schatten. Dorſet kam zu ſeinem andern Freunde, zu Ariſten, und ſie reiſeten kurz hernach ab.

Dorſet ſahe London. Er erſtaunte über die Pracht, die daſelbſt herrſchte. Ihm ſelbſt gab Ariſt etliche Bedienten. Zu was nutzen mir dieſe Leute, ſagte Dorſet zu Ariſten, ich weis mich ſelbſten zu kleiden, ich kenne keine Verrichtungen, die ich nicht ſelbſt thun könnte.

Die

Die Stände sind verschieden, versetzte Arist: der eine lebet von der Bequemlichkeit des andern; diejenigen, die dem Staate zu laste fielen, wann sie nicht als Knechte dienen könnten, werden dadurch auf eine ehrliche Weise unterhalten. Die Größe ihrer Anzahl bestimmet die Größe unsers Reichthums und Standes. Also, sagte Dorset: sind es unsre Bedienten, welchen wir die Achtung, die man uns erzeiget, zu danken haben, nicht der persönliche Werth, wie sehr demüthiget man uns durch diese Begegnung? Aber, versetzte ihm Arist: wer kann denn sogleich ihren Werth einsehen, und zudem ist es nicht billig, sich in so weit in die Vorurtheile zu schicken, als sie unsrer Rechtschaffenheit nichts benehmen? Sie würden ihre Reise mit dem Namen eines Sonderlings antreten, wenn sie ihre Bedienten zurückließen. Ich weis zwar, sie wollen nicht scheinen das zu seyn, was sie nicht sind. Sie glauben berechtiget zu seyn, sich auf sie selbsten zu berufen; aber niemand wird ihnen zu gefallen seine Vorurtheile einschränken, wenn sie nicht in einem reichen Kleide, und von vielen Bedienten umgeben erscheinen. Die Pracht, der Eigennutz, der sich aus denselben folgert, machen die Menschen oft so lange billig, als wir ihnen in die Augen fallen, wenn sie uns gleich eben so geschwind wieder vergessen, als wir uns entfernten. Das einzige Lob, welches sie nach unsrer Abreise uns geben werden, wird hierinn bestehen: Das war ein rechtschaffner Herr! Der verthat vieles Geld!

Sie

Sie fuhren nun von Dower nach Calais. Dorset, der noch keine Schiffe gesehen hatte, fragte seinen Freund: Warum sind diese Maschinen so ungeheuer, wann sie nur zur Ueberfahrt dienen? Arist erzählte ihm, man bediente sich derselben um mit Gefahr seines Lebens die entbehrliche Produkte der andern Welt zu holen. Also, versetzte Dorset, wachsen in England und Frankreich keine Kräuter, und man hat vielleicht Mangel an Viehe. Mit nichten Dorset! erwiederte Arist: Sie sind entbehrlich, aber dem ohngeachtet treibt man einen großen Handel damit, und erkaufet theure Dinge, deren Schädlichkeit uns das Leben verkürzen. Giebt es dann, erwiederte der gute Dorset, kein Gift im Lande, das man angenehm zubereiten kann, wenn die Menschen sich so unaufhaltsam ihre Tage verkürzen wollen? Und jene ungeheure große Schiffe, wozu dienen die? „Den Handel zu schützen.„ Also fuhr Dorset fort, vergießen die Monarchen das Blut ihrer Unterthanen, um der andern Hälfte den Tod desto sichrer holen zu können. Die großen Krämer sind also sehr entbehrliche Leute. Mich dünket, wenn man dem Landmann die Wolle oder die andre Produkte zu Kleidern abkaufte, sich des Viehes und der Pflanzen seines Vaterlandes bediente, so brauchte man diese Herren nicht. Sie haben wirklich einen bösen Einfluß auf den Staat. Sie sind es, die den Menschen die gefährliche Gegenstände, ihren Stolz, ihre Wollust zu unterhalten liefern, und andre, die die Gesundheit tödten.

Was sind sie also anders als Leute, die die Freyheit haben, ungestraft, und so gar unterstützet, den Staat zu zerstören. Sagen sie doch Arist, hatten unsre alten Vorältern auch dergleichen Leute? Nein, erwiederte Arist; sie waren mit den befriedigten Bedürfnissen vergnügt, welche ihr eignes Land hob, ohne sich neue hinzuzusetzen. Aber fragte Dorset ihn weiter: vielleicht waren sie weniger geschickt, weniger groß und unter einander geachtet, weil sie diesen Ueberfluß nicht kannten? Keineswegs versetzte Arist: sie kannten die Pracht und Wollust nicht, und waren sie nicht allzu geschickt neue sinnliche Vergnügen zu erfinden, so waren sie um so viel tapferer; da sie weiter keinen Handel hatten, als bloße Verwechselung der Bedürfnisse, so betrogen sie einander nicht; waren aufrichtig, wahrhaft, und Freunde. Sie tadelten nur was Tadel verdiente. Ihre Staaten blieben frey, und sie kannten tausend Theile von denen Lastern nicht, die die Folgen der Pracht und Wollust sind. Der Tugendhafte wurde geehret und der Lasterhafte war aus ihren Gesellschaften ausgeschlossen. Ihre Nachkommen, die itzigen Bewohner dieser Länder, nennen sie zwar Barbaren, grobe Leute, die nichts von Sitten wußten. Aber bey dem allem war keine Zeit, wo man mehr auf Rechtschaffenheit und Treue hielt. Man war gastfrey, und theilte die Bedürfnisse gerne mit; und ich kann mich nicht erinnern, je gelesen zu haben, daß damals Bettler gewesen wären. Der Fleiß belebte sie alle; der

Arme

Arme arbeitete sich ein ungebautes Feld um, das dadurch sein Eigenthum ward. Ihre Sitten waren die Sitten der Vorwelt; Vergnügen und Zufriedenheit der Seele, waren ihnen deswegen nicht unbekannt, und ihren Stolz, suchten sie in wahrer Größe, in Erfüllung ihrer Pflichten, Vertheidigung des Vaterlandes und Heldenmuth. „Hatten sie aber keine Gelehrten?„ Die Druiden, die die Geheimnisse der Religion bewahrten, verstanden die Kräfte der Kräuter; ihre Arzeneyen waren unschädlich, die sogenannten Aerzte waren bey ihnen unbekannt, und ohne sie, waren sie so glücklich, ihr Leben zu einem hohen Alter zu bringen. Ihre Lebensart, die nie von der Natur abwich, war den Gesetzen derselben nicht entgegen. Die Krankheiten, die die Wollust, Unmäßigkeit und Pracht erzeugen, waren ihnen, wie ihre Quellen, unbekannt,

Sie hatten ihre Dichter; die Barden entflammten durch ihre Gesänge den kriegerischen Muth der Nation, befeuerten sie in ihren Schlachten, und besangen die Tugend. Eine solche Zeit nenne ich glücklich, sprach Dorset; ich möchte wohl in ihr gelebt haben.

Sie fuhren nun fort nach Paris. Ein reicher Kaufmann, der eben so geizig war als reich, war in ihrer Gesellschaft. Plötzlich riefen etliche Stimmen: halt! halt! Dorset hatte geladne Pistolen und Muth genug [illegible]zubrennen, wanns nöthig war. Er hatte [illegible] Bediente, die auch damit versehen waren, und die Zahl der Räu-

ber belief ſich nur auf drey. Er verbot ſeinen Bedienten ſich derſelben, im Nothfall ausgenommen, zu bedienen. Schießen ſie die Kerls zuſammen, rief der Kaufmann und zitterte. Dorſet verſetzte: wir wollen erſt hören was ſie wollen. Sie kamen nun nahe an die Kutſche geſprenget, und foderten mit Ungeſtüm ihr Geld. Iſt es ſonſt nichts verſetzte Dorſet, als unſer Geld das ihr wollet? Hier iſt es! Der Geizhals betheuerte mit den heiligſten Eidſchwüren, er habe kaum ſo viel um ſeine Reiſe verrichten zu können. Sie hießen ihn abſteigen, und durchſuchten ihn. Etliche tauſend Livres, die er ſehr geheim in dem Futter ſeines Kleides verſteckt hatte, wurden ihnen zu theil. Dorſet rief ſie zurück, als ſie eben fort wollten; meine Herren, ſagte er, wann ſie ein andermal jemand berauben wollen, ſo ſeyn ſie wenigſtens nicht ſo verwegen, eine Menge mit ſo wenigen anzugreifen, wäre uns ihr Leben nicht lieber geweſen als unſer Geld, vielleicht wären ſie nicht ſo ruhig zu ſeinem Beſitze gelanget.

„Hatten ſie geladen Gewehr?„

Ja, und unſre Bedienten auch.

„Iſt es wahr? ſchießen ſie einmal in die Luft.„

Dorſet ſchoß eine ſeiner Piſtolen loß, ſehen ſie, daß es wahr iſt.

„Warum bedienten ſie ſich derſelben nicht?„

Weil ſie unſer Geld und nicht unſre Perſonen angriffen. Der eine Räuber zog das Geld hervor,

das

das ihm Dorset gegeben, gab es ihm und sagte: sie dachten edel, wir können es auch; unser Leben ist für diesen Preiß wohlfeil erkauft, und diesen Ring nehmen sie zum Andenken, daß nicht alle Räuber niederträchtig sind. Aber jener, (er zeigte auf den Kaufmann) der so schwur, er hätte kein Geld, mag leer fortreisen. Sie dankten dem jungen Dorset, und sprengten in den Wald.

Viertes Hauptstück.

Fortsetzung des Vorigen.

Der Geizige empfand alles, was sein Verlust und der Neid in ihm erwecken konnte. Sie sind ein Mensch, sagte er zu Dorset, der keinen Muth hat und sich von jedem nichtswürdigen würde todschlagen lassen. Haben sie mich deswegen von Calais mitgenommen, daß sie mich wollten berauben lassen?

Dorset, der schon über seinen Reisegefährten erstaunt war, als er ihn so oft schwören und sich verfluchen hörte, als habe er kein Geld, und doch hatte, antwortete ihm ganz kurz: Ich habe sie nicht gezwungen mit mir zu reisen; sie sahen, daß ich mein Geld mit Vergnügen hingab, und hörten auch die Ursache; hätten sie eben so aufrichtig gehandelt, so würden sie vielleicht nicht um alles ge-

kommen seyn; überdem sehe ich mich gar nicht verbunden, ihnen wegen meinem Muthe Rechenschaft zu geben; alles was ich thun kann, ist dies, ich bedaure sie, ob ich gleich ihnen ihr Geld zu retten nie jemand umbringen würde.

An dem ersten Orte, wo sie die Pferde wechselten, verließ sie der Kaufmann mit murmelnden Verwünschungen.

Aber Dorset, fieng Arist an: überlegen sie einmal selbsten, welcher Gefahr sie sich aussetzten! sie ließen die Räuber zu sich kommen, von welchen sie nicht wissen konnten, ob sie mit mörderischen Gesinnungen kamen oder nicht. Aber wie, Arist! unterbrach ihn Dorset: sie haben doch immer nur die Absicht uns zu berauben, und ich kann unmöglich glauben, daß ein Mensch, dem man freywillig seine Foderungen erfüllt, Gewalt brauchen sollte. Schlägt man denn zum Vergnügen tod, oder nur dann, wenn man rachsüchtig ist, oder Widerstand findet? Ich habe noch niemand beleidiget, folglich war ich auf dieser Seite sicher, ich widersetzte mich nicht, folglich auch auf der andern, und ich wüßte nicht, ob ich nicht lieber als ein Rechtschaffner sterben wollte, als einen Böswicht, einer Möglichkeit wegen zur Hölle schicken. Arist fand für gut, seinen Freund auf diesem Lehrsatze zu lassen, und fieng ein andres Gespräche an.

Sie kamen zu Paris an. Eine Menge von unterthänigen Sklaven liefen aus dem Gasthofe nach der Thüre des Wagens. Der eine hob den

jungen

fungen Dorset unter dem Arme, und Dorset, indem er abstieg, war in Gefahr zur Erde zu fallen; ein andrer packte seine Koffres ꝛc. ein andrer horchte auf seine Befehle, wieder ein andrer führte ihn in sein Zimmer. Endlich kam eine nicht geringe Anzahl von Menschen, die ihm gedienet zu haben vorgaben. Dorset wußte nicht was sie wollten, da sie alle mit dem Hute unter dem Arme vor ihm stunden, und eine gehorsame Verbeugung machten. Was wollt ihr guten Leute, fragte er sie höflich. „Wir haben die Gnade gehabt, Dero Reißgeräthe herauf zu schaffen.„ Was? um zween Koffres heraufzutragen, mußte eure Zahl so groß seyn? „Wir schätzten uns glücklich, einem so vornehmen Herrn dienen zu können.„ Aber wer sagte euch denn, daß ich ein vornehmer Herr wäre? man hat euch hintergangen. „Ihro Gnaden belieben zu scherzen; das kann man an den Mienen sehen.„ Nun was wollt ihr denn haben? „Es steht bey Dero Gütigkeit.„ Er gab jedem etwas, und sie dankten Ihm und giengen fort. Wie ich sehe, sprach Dorset zu Aristen; so leben viele hier von der Höflichkeit, denn ich kann unmöglich glauben, daß jeder mir sehr gedienet hat. Wann ich es recht berechne, so hat ein jeder nach Maasgabe der Zahl der Personen keine zehn Pfunde getragen, und erscheinen dem ohngeachtet mit einer Miene, als hätten sie die halbe Erdkugel auf ihren Schultern gehabt. Wundern sie sich nicht, Dorset! versetzte Arist: Sie werden noch manche

Beyspiele sehen. Nicht von der Höflichkeit nähren sie sich; Nein! von der Thorheit der Fremden. Die meisten Reisende, die keine persönliche Verdienste haben, denen der Hochmuth das Herze schwillt, erborgen Titel, um groß zu scheinen. Der reisende Kaufmann verwandelt sich plötzlich in einen Marquis, um dadurch das Leere in seinem Gehirne zu ersetzen. Er verschwendet, um die Welt von der Größe seines Rangs zu überzeugen. Sie schmeicheln ihm, nennen ihn Marquis, und lachen in Geheim über den Thoren, der eines einzigen Wortes wegen, die Schätze seines Vaters durchbringt. Ihre Zahl ist nicht geringe. Jeder Thor der in dem Gelde seinen Verstand, seine Größe besitzt, ahmt ihnen nach. Frankreich theilet sich mit kriechenden Verbeugungen in die Beute der Thoren. Viele leben vom Winde welchen sie machen, und bereichern sich vom Gewinn niedriger Schmeicheleyen. Auf diese Art sind sie gleich niederträchtig, versetzte Dorset.

Arist schlug seinem Freunde einen Spaziergang vor. Sie giengen in die Thuilleries. Eine Menge der Vornehmsten, Bediente, die das Spiel zum Range eines Barons oder eines Marquis, erhob, scherzten mit gebirnlosem Anstande und einem gewissen air de Bagatelle mit den Schönen von Paris. Sie setzten sich beyde nieder. Eine kleine Gesellschaft von Herrn und Frauenzimmern, setzten sich in der Nähe dieser Fremden ebenfalls; Man sprach, man erzählte, man lachte; hundert muth-

muthwillige Schäckereyen machten die Gesellschaft unterhaltend. Der Pariser Witz floß wie ein Strom aus dem Munde der Stutzer. Dorset hörte aufmerksam zu, um von dem feinen Geschmack des allerchristlichsten Volkes einen Begriff zu bekommen. Er wurde ärgerlich und gieng mit Aristen fort. Mit allen ihren Worten sprach Dorset: sagten diese Herren nichts. Wie geschmacklos, wie tändelnd sind diese Gesellschaften. Wenn sie alle dieser ähnlich sind, dann werden wir mit den nähesten Tagen abreisen. Denkt man denn in Frankreich nicht? Es ist kein Land, erwiederte Arist, das nicht rechtschaffne Leute hätte, aber auch kein Land, wo der Geschmack sich so mit Kleinigkeiten beschäfftigte, als Frankreich. Selbst ihre Dichter suchen in Räthsel, in nichts bedeutenden Dingen ihren Ruhm. Sie müssen sich nach der Hauptleidenschaft der Völkerschaft richten, und tändeln, wenn sie gefallen wollen. Die Stutzer sind die Schiedsrichter des Geschmacks, wenigstens werfen sie sich dafür auf.

Ein junger Mensch gieng eben auf sie zu und unterbrach den Arist. Er unterhielte sie damit, daß er ihnen das Vergnügen mahlte, mit welchem Frankreich die Fremdlinge aufnähme. Es wäre eine Schande, sagte er, wenn ein Franzose den neugierigen Fremden nicht mit dem Vergnügen seines Landes unterhalten wollte. Ohne Zweifel, setzte er witzig hinzu: sind sie gekommen unsre Schönen zu verführen, Mylord! Dorset versetzte ihm: Sie ir-

ren sich, mein Herr! ich bin kein Lord. Weniger noch bin ich gekommen mich auf eine Art zu belustigen, die mir so wenig Ehre machen würde. „Sie scherzen Mylord,„ gar nicht mein Herr! „Sie sind vielleicht ein Philosoph?„ Was verstehen sie hierunter? „Verzeihen sie Mylord! ich muß eilends dort zu jener Gesellschaft gehen, die mich mit Schmerzen erwartet.„ Sie thun wohl, und ich will die Gesellschaft ungerne des Vergnügens ihres Umganges berauben. „Sie sind charmant Mylord! ich muß sie umarmen.„ Er umarmte den bestürzten Dorset und gieng unter tausend Versicherungen seiner Freundschaft fort. Wie entsetzlich. — „Unterthänigster Diener Mylord!„ so unterbrach den guten Dorset eine Stimme, die von hinten her kam. Er drehte sich herum, und sah einen reich galonirten Herrn, der sich vor ihm niederbückte. „Also hat Frankreich die Ehre, auch sie in seiner Hauptstadt zu sehen?„ Dorset, der alles in dem Sinne nahm, wie man es sprach, versetzte ihm; die Ehre ist sehr gering, einen Menschen zu sehen, der ganz unbekannt ist. „Verzeihen sie Mylord! Leute von solchen Verdiensten wie sie, machen dem Lande allezeit eine Ehre, welches Sie besuchen.„ Wer sagt ihnen aber, daß ich Verdienste besitze? „Ist es nicht Verdienst genug Geschmack zu haben?„ Aber wer ist ihnen denn für meinen Geschmack Bürge? „Sie kamen nach Paris, dem Sitze des Geschmacks und des Vergnügens, was brauchen wir mehr, um uns von einem Manne, welcher unsren

frem Lande so viel Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die größten Verdienste vorzustellen. Sie wissen, daß der Geschmack uns von nichts falsch urtheilen läßt; und sie, die sie denselben so fein durch ihre Reise nach Paris darthaten, sie sollten nicht auch die Folgen des feinen Geschmackes, wesentliche Verdienste besitzen?„ Wie aber, wenn ich keinen Geschmack an den Vergnügen Frankreichs hätte? „Das ist unmöglich.„ Aber warum? „Weil sie nach Frankreich gekommen sind.„ Also hat ein jeder, der nach Frankreich kommt, Geschmack? „Warum nicht? wenn er besonders in der Absicht kommt, die Sitten der schönen Welt zu lernen. Aber unsre Unterredung wird schon wirklich pedantisch; sagen sie Mylord! Haben sie wohl ihr Herze frey nach Paris gebracht?„ Nein, mein Herr! denn ich habe mich zwingen müssen in ein Land zu gehen, das man mir so weichlich gemahlt hat. „Sie verstehen mich unrecht, Mylord! ich meyne, ob sie noch nicht verliebt waren, ehe sie nach Paris kamen?„ Ich pflege dieser Thorheit nicht gar sehr ausgesetzet zu seyn. „Warten sie nur böser Mylord, sie werden bald den Triumphwagen unsrer Schönen zieren.„ Kriegen denn die Schönen in Frankreich? „ja Mylord! aber mit den Augen, und zwar siegen sie am meisten, wenn sie überwunden werden.„ Der Krieg ist also nicht gar gefährlich! „Es könnte doch seyn.„ Wenigstens für mich nicht. „Sie verstellen sich, Mylord! Aber ich merke sie; sie sind schon verliebt, und halten

die

die Festung für unüberwindlich. Wagen sie einen Sturm, und die Festung geht über.„

Ergeben sich die Franzosen so leicht?

„Sie sind ein feiner Satyricus, Mylord! Aber geben sie auf ihr Herz acht, wenn sie anders ganz nach England zurückkehren wollen.„

Dorset drehte sich unwillig herum, und fragte Aristen: ob es Zeit wäre in die Oper zu gehen. Dorant, (so hieß der französische Marquis) unterbrach ihn, indem er nach seiner Uhr sah, und sagte zu Dorset: „Es ist eben Zeit.„ Ich werde mich also bey ihnen beurlauben. „Ich werde die Ehre haben, Mylord! sie zu begleiten.„ Sie würden unrecht thun, wenn sie sich bemühen wollten; mein Kutscher weis das Opernhaus.

„Das wäre gegen die Politesse Mylord!„

Ich erlaube Ihnen diesen Fehler zu begehen, wenn es anders einer ist.

„Aber ich, Mylord! müßte mich für ganz Paris schämen, wenn man erfahren sollte, daß ich es zugelassen hätte.„

Aber sie würden mich verbinden, wenn sie mich alleine ließen.

„Ich merke sie; sie glauben es genirte mich wenn ich sie begleitete. Ich kann sie auf meine Ehre versichern, daß ich den ganzen Tag nichts zu thun habe.„

Sie iren sich, Marquis! ich wünschte sehr das Vergnügen zu haben, alleine seyn zu können.

„Sie

„Sie scherzen, oder ich bin kein ehrlicher Cavalier!„ Ariſt unterbrach ihn, indem er ſagte: wir nehmen ihre Höflichkeit an, Marquis.

Sie ſtiegen nun in die Kutſche und Dorſet fuhr vom geſitteten Dorant begleitet, in die Oper.

Fünftes Hauptſtück.

Dorſet ſiehet die Oper, macht Bekanntſchaft mit Clairen, und dem Herzoge von Merillac. Eine Ausſchweifung über das Frauenzimmer.

Dorſet kam an. Er war jung und ſchön; er ſahe dem jungen Alcides nicht ungleich, und folglich war es weiter kein großes Wunder, daß alle Schönen, die damals in der Oper waren, auf ihn aufmerkſam wurden. Selbſt Dorant mußte einem gewiſſen Baron geſtehen, daß Dorſet ſchön wäre, wenn er nur mehr Sitten und Verſtand hätte.

Sie ſpielten eben la Chaſſe de Henry quatre. „Wie gefällt ihnen das Stück? „ fragte Dorant. Sehr gut. „Wenn nur der Verfaſſer das Feine mehr zu treffen gewußt hätte. Die grobe Bauersleute verderben das ganze Stück. Ha! ein König der mit den Bauren ſich betrinkt, ha! das iſt mir eine feine Schilderung! Vernet ſoll mir es in eine Landſchaft mahlen, um ein recht groteskes contraſtirendes Stück herauszubringen; ha! ha! ein König bey den Bauren!„ Laſſen ſie uns erſt

erst hören, Marquis; bis jetzt habe ich noch nichts läverliches gesehen, es muß noch erst kommen. „Nehmen sie Taback, Mylord?„ Was soll ich mit machen? „Par dieu! Schnupfen.„ Dorset konnte sich nicht enthalten zu lachen, da er den Marquis schnupfen sahe. Zu was dienet es? fragte er den Marquis? „um je! sehen sie, diese Parlage nenne ich toll. Der Flegel von einem Bauren wagt es, den König wie einen Wilddieb anzupacken.„ Er thut seine Pflicht. „Wie? wissen sie nicht, was ein Crimen laesa majestatis ist?„ Er kennt ja den König nicht. „Das glauben sie nicht; ich kenne die groben Keils besser, er stellt sich nur so, um ein Trinkgeld zu bekommen.„ Sie sind ein besonderer Kenner, Marquis! „ich schmeichle mir es, Mylord!„

Nun fieng sich die Scene an, wo der König mit den Bauren speißte. „Nun geben sie acht, sprach Dorant: hier ist das Wahre einer burlesquen italiänischen Comedie; das Stück hätte sehr wohl heissen können: Le Roi, et la Canaille. Sifflés! Sifflés Mylord!„ Dorset hörte nicht, was der Marquis sagte: denn er wurde allzu sehr von dem Schönen der Empfindung hingerissen; die Thränen standen ihm in den Augen, da der König sich wegwande, die seinen zu verbergen. Das nenne ich schön! sprach er zu Arnsten: Wie rührend — wie hinreissend diese Scene nicht ist. Dorant hörte es und rief: „Das kann ihnen gefallen! vous badinés Mylord!„ Dorset schwieg stille.

Das

Das Stück war zu Ende, als man ein groſses Geklatsche, mit dem Pfeifen vieler pariſiſchen petit maîtres vermenget ertönen hörte. Dorſet eilte mit Ariſten zurück, um nach Hauſe zu fahren. Dorant folgte ihm. An der Thüre des Opernhauſes wartete er, daß ſein Wagen ſich näherte. Ein Frauenzimmer, welches hinter ihm die Stuffen herabkam, that einen Fehltritt, und ungeachtet, daß ein junger Herr ſie an dem Arme führte, wäre ſie hinabgeſtürzt, hätte nicht Dorſet, der ſie fallen ſahe, die Arme geöffnet. Sie fiel in ſeine Arme nieder und er hielte ſie feſt ohne von ſeiner Laſt gedrückt, zu wanken. Clairon, ſo hieß die gerettete Schöne, dankte ihrem unbekannten Erretter mit einem reizenden Anſtand, der den jungen Dorſet einnahm. Die Verehrer der ſchönen Clairon drängten ſich um beyde, Ihnen wechſelsweiſe Glück zu wünſchen. Sie wünſchen mir Glück, daß ich meine Schuldigkeit, die Pflicht eines jeden unter ihnen gethan habe? ſagte Dorſet: Was finden ſie auſserordentliches an dieſer Handlung? Ich wollte mit Vergnügen das Glück nicht genoſſen haben, ſetzte er hinzu, indem er die ſchöne Clairon anſahe, wenn ich es hätte ungeſchehen machen und ihnen den Schrecken erſparen können. Clairon machte eine Verbeugung, hieng ſich an ſeinen Arm, und bat ihn mit Ariſt zur Abendmahlzeit. Sie nöthigte ſie in ihren Wagen, und Dorant bediente ſich des Wagens ſeines neuen Freundes, um ihnen zu folgen.

Dorant, der nicht wußte, daß der Kutscher des jungen Engländers nach dem Geschmacke seines Herrns sich richtete, fluchte was er konnte, da er ihn vielen kommenden Wagen ausweichen sahe. Coquin, traitre! waren die kleinsten Namen, die sein beleidigter Ehrgeiz ihm eingab. Wie er an Clairons Pallaste abstieg, wollte er den Kutscher prügeln, aber der verstand zum Unglücke kein Französisch, drum hob er seine Peitsche in die Höhe, und drohte dem tapfern Stutzer, welcher sich eilends in den Pallast rettete. Er eilte in den Saal, streckte sich ohne Athem auf ein Sopha, und rief: ah! je suis mort! que la Pelle . . .

Dorset, welcher wirklich glaubte, der Marquis wollte sterben, weil er so ängstlich that, verließ Clairon ohne weitre Umstände und eilte zu Ihm. Was fehlet ihnen, Marquis, daß sie sterben wollen?

„Ah! le Coquin . . . Ihr Kutscher, der nichtswürdige Kerl, hat mich auf eine Art beschimpfet, wo ganz Paris von sprechen wird.„

Dorset war in keiner geringen Verlegenheit. Er bat den Marquis inständigst, ihm die Ursache zu sagen, warum er sterben müßte. „Er wich, versetzte Dorant, dem Marquis von Lucile, von Dormont und andern aus, deren Stant dem meinigen lange nicht gleich kommt.„

Das macht Ihnen und meinem Kutscher Ehre!

„Was Mylord! sie nennen mich zugleich mit Ihrem Kutscher! quelle grotlierete! Den Marquis von Dorant mit einem Kutscher!„

Glauben

Glauben Sie denn nicht, Marquis! daß ein Kutscher oft eben so viel Ehre besitzt, als sein Herr der Baron? Ist es denn eine Schande, Sie mit einem Menschen zu vergleichen? Fassen Sie sich einmal.

„Moi! avec la Canaille? Wahrhaftig Mylord! Sie müssen keinen Funken Höflichkeit besitzen; so mit einem Marquis zu sprechen.„

Ich schmeichle mir deswegen sehr viel; wenigstens wenn die Ihrige mir zum Muster dienen sollte, so werde ich ihr nie nachahmen. Aber seyn Sie ruhig, Dorant! Mein Kutscher ist zu entschuldigen; ich habe ihm befohlen, jedem, der ihm nicht ausweichet, nachzugeben.

„Aber ich habe ihn nicht übel deswegen geprügelt.„

Deswegen haben Sie meinen Kutscher geprügelt? ich kann es Ihnen nicht glauben, Marquis, denn er ist ein Engländer, und läßt sich nicht von einem Franzosen prügeln.

„Glauben Sie vielleicht, daß ich ein Lügner bin, Mylord?„

Ich weiß dies, daß mein Kutscher sich nicht schlagen läßt, Marquis. Vielleicht bewegte Sie die Ehre, die Sie in den Schlägen suchen, die Sie meinem Kutscher gegeben zu haben, vorgeben; etwas zu sagen, das nicht wahr ist.

„Also nennen Sie mich einen Lügner?„

Dorset ließ ihn allein sitzen und gieng zu Clairon. Aber Dorset! sprach Clairon: Warum setzen Sie sich so der Möglichkeit aus, mit einem Menschen in Streit zu gerathen, den Sie durch etliche Worte hät-

ten beſänftigen können? Sie hätten ſich ein wenig verſtellen ſollen.

Das könnte ich nicht, Clairon, verſetzte Dorſet: Es iſt allezeit ſchändlich, eine Unwahrheit zu ſagen, wenn man ſie auch mit den ſchönſten Figuren verkleidet; und mich zu verſtellen, das, ſchöne Clairon! hat mich die Natur nicht gelehret: ich rede wie ich denke, und laß den Thoren über meine Aufrichtigkeit lachen.

Clairon wollte den jungen Dorſet vollkommen auf die Probe ſetzen, ob er nicht vielleicht gegen das ſchöne Geſchlecht gefälliger wäre. Aber Dorſet! ſprach ſie mit niedergeſchlagenen Augen, und einem ſanften Erröthen: die Verſtellung, und dieſe Art von Höflichkeit iſt unſerm Geſchlechte mehr als dem Ihrigen eigen: was ſagten Sie, wenn ich Ihnen ſelbſten geſtünde, daß ich dieſen Fehler beſitze.

„Daß Sie unrecht hätten, Clairon! daß man Ihnen nicht die wahre Begriffe vom Schönen und Anſtändigen in Ihrer Erziehung beygebracht, und daß Ihre Seele tauſendmal ſchöner wäre, wenn Sie nach den wahren Annehmlichkeiten der Natur wäre gebildet worden. Ich glaube nicht, daß man in Frankreich ſo gar thöricht ſeyn ſollte, der Wahrheit den Namen von Grobheit und ungeſchliffenem Weſen zu geben. Und ſagen Sie ſelbſten Clairon! Wollten Sie nicht lieber von einem Menſchen geliebet ſeyn, von deſſen Aufrichtigkeit Sie überzeugt ſind; als von einem Menſchen, der in der Kunſt der Verſtellung vollkommen iſt, und Sie dem Verdruße ausſetzt, betrogen zu werden? „

Lieber

Lieber von dem erſten, Dorſet.

„Er iſt alſo jenem vorzuziehen, und auch für die Welt brauchbarer als der letzte?„

Nach meinen Einſichten vollkommen.

„Sie werden mir auch zugeben, Clairon! daß die Heuchler, die, welche auf eine feine Art lügen dürfen, die man in der Gewohnheit artig und unmerklich zu betrügen auferzogen hat, dem Staate und der Geſellſchaft nicht anders als gefährlich und ſchädlich ſeyn können?„

Ich ſehe es nicht anders ein, Dorſet!

„Solche Leute müſſen ſich nothwendig der Verachtung, dem Abſcheu, und dem Mitleiden, dieſen für ſie ſo erniedrigenden Mitleiden der Rechtſchaffnen und Vernünftigen, würdig machen. Könnten Sie glauben, Clairon! daß Dorſet ſeine Schande um einen ſo niedrigen Preiß, um höflich genennet zu werden, erkaufen wollte? ſagen Sie, wem unter allen Ihren Verehrern, wie ſie hier ſind, werde ich mit Gewißheit glauben können, von deren geſitteten Niederträchtigkeiten ich alles befürchten muß?„

Dorſet! Sie bezaubern mich.

„Iſt dieſes nicht auch eine Höflichkeit, Clairon? bezaubere ich Ihnen oder die Wahrheit, dieſe ungeſittete Wahrheit die alles ſpricht wie ſie denkt. Sie muß wirklich mehr Annehmlichkeiten als die Mode haben, weil ſie Ihnen bezaubern konnte.„

Sie ſind ein ganz beſondrer Menſch, Dorſet! wo ſind Sie denn ſo erzogen worden?

„In der Einsamkeit, Clairon! unter Lauben, Grotten, und dem Schatten bergigter Wälder. Die Natur war meine Lehrmeisterinn, mein Vater nahm sie zur Gehülfinn meiner Erziehung. Deswegen ist mir alles so fremd, so unangenehm, was ich in Paris sehe. Alles streitet wider die Natur, und das meiste wider die Vernunft.„

Wollen Sie Morgen mit mir auf mein Landgut an der Seine reisen, Dorset?

„Mit Vergnügen, Clairon, wenn Aristi mitgehen will.„

Clairon wurde durch die natürliche Offenherzigkeit des jungen Dorset gerühret. Er verdiente ihre Achtung mehr als alle Anbeter, die sie mit leerem Geschwätze verdrüßlich machten. Sie war jung und schön wie die Göttinn der Liebe. Sie war bey der Frage des naiven Engländers, wen sie am meisten lieben würde? erröthet. Sie empfand etwas, das alles übertraf, was die junge, glänzende Herren von Paris ihr einflößen konnten. Sie hielt es für Liebe gegen die Aufrichtigkeit des liebenswürdigen Ausländers. Aber gewiß, (ich müßte sonst sehr irren) war es Liebe gegen Dorset. Mit diesen Ausflüchten suchet gemeiniglich sich das schöne Geschlecht zu verführen. Aber warum sind sie denn so fühlbar für die Schmeicheleyen solcher Jünglinge? Warum empfinden sie so viel bey dem Beyfall, bey den Liebkosungen eines Aufrichtigen? Vielleicht weil sie der Redlichkeit glauben können; sich berechtiget finden, ihre Lobsprüche für

Wahr-

Wahrheit anzunehmen; sich selbsten in der Gewißheit von einer Größe finden, wovon der flüchtige Geschmack eines süßen Herrns sie nie überzeugen kann. — Es ist noch etwas mehr, es ist wirkliche Liebe gegen die Person, die sie davon so angenehm überzeuget. Eines folgt aus dem andern. Wie! sollten sie den rechtschaffnen Liebhaber hassen können, der sie so für ihren Werth fühlbar machte? der sich selbsten liebenswürdig machte, da er sie so fand, und so viel Glauben verdiente. Dies war wenigstens die Lage, in welcher sich Clairon befand. Wenn ein Marquis, oder ein Baron sie unterhalten wollte, gähnte sie. Sprach Dorset mit ihr, so war sie entzücket. Wie glücklich wäre Clairon gewesen, wenn sie mit dem jungen Fremdling und seinem Freunde allein auf ihrem Landhause hätte seyn können. Aber das Vorurtheil, diese Hyäne, die so gerne sich von der Ehre eines tugendhaften Mädchens nähret, erlaubte es nicht. Ganz Paris würde gespottet, würde sich ins Ohr gesagt haben: Clairon hat sich mit ihrem groben Engländer vergraben, um die feinen Sitten der Natur zu lernen. Sie sah sich also genöthiget, eine ganze Gesellschaft zu sich zu laden.

Der Herzog von Merillac, der einzige Sohn des ersten Ministers, war unter andern geladen. Gegen den französischen Geschmack, hatte er alles Gründliche in seinen Begriffen. Er war kein großer Schwätzer, aber das Wenige, das er sagte, war schön. Wie Dorant ihn zur Thüre

hereinkommen sah, sagte er zu Dorset! Sehen Sie Mylord! den größten Dummkopf von Paris! Dorset, der nunmehr dem guten Geschmacke des Marquis wenig zutraute, antwortete ihm nur dies; Sie könnten sich vielleicht irren; übrigens ist mir wenig daran gelegen.

Dorset wurde von dem stillen Wesen des jungen Herzogs eingenommen. Vernunft und Bescheidenheit hatte er nie bey einem Franzosen gesucht. Er sprach mit ihm und jedermann erstaunte, daß Merillac und Dorset so viel mit einander sprechen könnten.

Aber so ist es mit den vernünftigen aller Zeiten gewesen. Was sollen sie in Gesellschaften sprechen, wo man sich mit gehirnlosen Wortspielen, oder mit dem so beliebten Afterwitze unterhält, welcher Rolle für einen Menschen, welcher denkt! Warum erziehet man das Frauenzimmer auf eine Art, daß sie sich mit nichts als leeren Geschäfften und Worten beschäfftigen können! Wir haben nicht nöthig, sie deswegen zu Gelehrten zu machen. Aber giebt es denn keine Mittelstraße! Von Jugend auf schmeichelt man ihrer Schönheit, ihrem Putze. Man unterhält ihre natürliche Eitelkeit, die Begierde zu gefallen, und macht sie stolz. Welche Bemühungen, die einem weiblichen Wesen Ehre machen würden, wendete die Natur an, ihre Tochter von Jugend auf zu verderben! Die Belohnungen ihres niedrigen Gehorsams sind eben so viel Ansätze zu ihrem Stolze. Man schenket ihnen Schmuck, Kleider &c.

der ꝛc. um ihnen die Pflichten zu bezahlen, die ſie von ihnen ausgeübet wünſchen. Die Mode wird ihre Wiſſenſchaft, und man leget mit Vergnügen den Grund zu einem Betragen, deſſen Vernunftloſe Beſchäfftigungen nur den Beyfall eben ſo leer denkender Köpfe erhält, und den ganzen ſittlichen Charakter verunſtaltet. Sie werden Buhlerinnen ehe ſie noch dieſelbe mit aller hiezu nöthigen Feinheit verſtellen können. Wie viele Zeit nimmt der Nachttiſch hinweg! Welche entſetzliche Sorgfalt iſt nicht nöthig, jene Falte ſo zu legen, daß ſie den größten Reiz hat? Nun eilen ſie, um mit ſich ſelbſten Pantomime zu ſpielen. Wie muß ein Blick beſchaffen ſeyn, der rühren ſoll? man verſuchet es in dem Spiegel, verſuchet es wieder, bis man glaubt, den ächten getroffen zu haben. Welche Wendung hat die mehreſte Grazie? Nun zieht das artige Mädchen den Hals, um die Wendung geſchickt zu treffen, die ihn reizend macht.

Zu dieſen großen Beſchäfftigungen bedienet man ſich eines halben Tages, der ſonſten allzu langweilig geweſen wäre, und ſo wird das Vergnügen der Hälfte der jugendlichen Jahre unſrer Schönen, zur erhabnen Sorge, ein Schönpflaſtergen recht reizend zu legen, um auf die Herzen der Jünglinge einen grauſamen Anfall zu wagen, bis er ſich auf Diſcretion ergiebt.

Die artige Mädchen Deutſchlandes — dieſe Elfen der Fråa, und Schweſtern der Veleda, die

unſre rauhe Großväter faſt mit göttlicher Achtung belegten; die deren edle Vorältern den Busen des Gemahls zum Feuer der Schlachten entflammten; die Ihrem Vaterlande Helden zeugten; erſchrecken itzt für einem Thierchen, und zeugen dem Staate vielbedeutende Stutzer.

Dürfte ich die Kühnheit nehmen, meine artige Leſerinn! Sie einen Augenblick auf das Land zu führen! Die unterthänige Höflichkeit, mit welcher ich Sie darum bitte, verdienet daß Sie mir folgen. Kennen Sie nicht das ſchöne Lottchen, die Tochter Ihres Pachters? Sehen Sie ſie nur einmal, wie Sie Ihnen mit einer erröthenden Schüchternheit grüßet! Wie ſchön die Farbe ihrer Wangen iſt! Wie artig ihr Wuchs, den keine Schnürbruſt ſo gebildet. — Was fehlet der Farbe, der Schönheit Ihres Buſens! Ihr Anzug hat Geſchmack, ob er gleich natürlich iſt; ſehen Sie, wie reizend ſie unter dem kleinen Hute hervorlächelt, der ſie gegen die Hitze verwahret. Stellen Sie ſich einmal ein halbes Jahr für Ihren Spiegel, ob Sie ſo ein einnehmendes Lächeln hervorbringen können, wie Lottchen von der Natur lernte. Waſchen Sie ſich mit allen möglichen wohlriechenden Waſſern, nie werden Sie eine ſo feine Geſichtsfarbe bekommen, wie Lottchen, die ſich aus der Quelle wäſcht! Dieſes Bild der Natur muß Sie beſchämen, gutes Mädchen! Lottchen hat ihren Reiz der Natur zu danken, und ſie gefällt durch ſich ſelbſt. In Ihnen gefällt die Kunſt, der gezwungne Pracht, dem verderbten Geſchmacke.

schmocke. Wenn Sie selbsten schön genug wären, wozu dienet diese lächerliche Sorgfalt? „um noch schöner zu werden„ gefällt Ihnen vielleicht mein Lottchen nicht? Die weiß, daß sie schön ist, und wenn ich es ihr sage, so schämet sie sich. Sie gefällt, auch dann, wann Sie nicht will. Bleiben Sie Nachahmerinnen der Natur; Sie wird anstatt Sie zu verunstalten, Ihre Schönheit erheben, und Sie werden dieselbe ohne Sorgfalt um so viel dauerhafter sehen.

Sechstes Hauptstück.

Dorset ist auf Clairons Landhause und macht wunderliche Sachen.

Die Leser dieser Geschichte, erinnern sich vielleicht noch, daß Clairon auf ihr Landhaus gehen wollte, um sich dem besondern jungen Engländer aus geheimen Ursachen ihres Herzens, gefällig zu machen. Sie, Dorset, der Herzog von Merillac und Aristi, fuhren in einem Wagen. Dorant, der Marquis von Dorment und Lucile, welchen der höfliche Kutscher zum großen Verdruße des Herrn Dorant ausgewichen war, und eine ziemliche Anzahl von Freundinnen kamen des Nachmittags nach.

An dem andern Ufer der Seine, gegen dem Landhause Clairons über, hatte der junge Herzog ein Schloß. Seinem neuen Freunde zu gefallen,

hatte er eine ländliche Lustbarkeit veranstaltet, woran die übrige Gesellschaft Theil nehmen sollte. Er verließ die Gesellschaft, und fuhr auf einem kleinen Kahne hinüber. Dorset und Arist unterhielten sich indessen mit Clairon in dem Lustgarten. Wie gefällt Ihnen Paris, fragte Clairon den jungen Dorset?

Nicht zum besten Clairon! Dies Lusthaus gefällt mir unendlich besser.

„Aber was misfällt Ihnen denn so in Paris?„

Man beschäftiget sich allzusehr mit — nichts.

„Sie werden aber doch vielleicht mit von den ersten Fremden seyn, Dorset! die dieses sagten.„

Desto schlimmer Clairon! es müssen also wenig Vernünftige aus Paris fortgegangen seyn.

„Sie machen mir fast selbsten einen Ekel an Paris; aber ehe ich Ihnen folge Dorset! möchte ich doch auch erst wissen, mit was Sie sich angenehmer beschäfftigen?„

Bisher Clairon, habe ich die Natur schöner gefunden, und mich bloß mit der Einsamkeit beschäfftiget.

„Sie scherzen, Dorset! versetzte Clairon; kann man sich denn mit der Einsamkeit ergötzen, oder kann uns die Natur so verschiedne Arten von mannichfaltigen Vergnügen schenken, wie die Kunst?„

Wenn man für sie aufmerksam ist, Clairon! Warum sollte sie es nicht können. Was giebt uns denn die Kunst, das sie der Natur nicht nachahmte?

Ich

Ich sah Gemählde in Ihren Zimmern, die so schön sie sind, doch immer Kopien der Natur bleiben; ich sehe das Original und fühle durch den lebhaftern Eindruck mehr, als durch das Gemählde; wer hindert mich, nur eben so wohl eine Gegend in meiner Einbildung zu entwerfen, als der Mahler? Sie haben Musik; die Natur hat sie schöner. Das Lied der Nachtigallen in der abendlichen Dämmerung erzeuget mir mehr Gefühl als die Concerte zu Paris. Sie haben prächtige Pallästе, die mit allen Reizen der Kunst ausgezieret sind. Das nächtliche Mondenlicht, das sich über die Hügel und waldigte Berge herabgießet und den laufenden Strom versilbert; die Morgenröthe, die sich in den Thautropfen spiegelt, und die Vögel zu schmachtenden Gesängen wecket; die auflebende Natur, die Schatten des Waldes, die in seinen bedeckten Gängen liegen; Eine von Blumen duftende Wiese, die sich durchs Thal dehnet; meine Rosenlaube, alles hat mehr Reiz als das prächtigste der Kunst. Ihre Tische sind von Speisen bedeckt, die unter dem angenehmsten Geschmack die Gesundheit bestürmen; unter meiner Ulme waren Kräuter, die Milch unsrer Lämmer, die zahm auf unsren Wink zu uns kamen, mir schmackhafter. Das Rauschen des Stromes war unsre Musik, wenn wir auf der Rasenbank saßen; oder ich horchte auf eine schwirrende Lerche, die den Aether hinauf stieg und sang. Ihre Gärten Clairon! alle diese Brunnen, die die Kunst treibt, sind nicht so schön als der Wasserfall,

der

der nicht weit von meiner Laube, von der Höhe eines Berges herabstürzte. Ist kein Vergnügen in der Natur, in der Einsamkeit Clairon?

Wo bleibt aber das Gesellschaftliche? unterbrach ihn Arist mitten in seinem Enthusiasmus.

Wenn die Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens, versetzte Dorset; in dem Vergnügen bestehen, welche uns Paris und seinen Herrn schenkten, so wollte ich es gerne, gegen das Geringste der Natur, vertauschen. Ich nehme nur den jungen Herzog aus.

„Also glauben Sie, erwiederte Clairon, der junge Herzog wäre der einzige von seiner Art?„

Unter allen jungen Herrn in Paris glaube ich, werden ihm wenige gleich seyn.

„Haben Sie wohl eine Ursache hiezu Dorset?

Wohl: ganz Paris ist wie ich sehe, von eben demselben Geschmacke verdorben. Sie sehen lauter Beyspiele die nach diesem Geschmacke gebildet sind. Sie nehmen Sie zum Muster, und werden Ihnen ähnlich. Wirklich kann ich mich nicht genug über den jungen Herzog verwundern, wie er so ausarten konnte.

„Er wurde in der Schweiz erzogen, Dorset!„

Das sind rechte Schlingel, rief eine Stimme, die taugen zu nichts als zum Galgen. Der Marquis von Dormont war es, der eben angekommen war, und in den Garten kam.

Warum sind die Schweizer Schlingel, Herr Marquis, fragte ihn Dorset mit einer Heftigkeit die ihm eigen war, wenn man seine Lieblinge angriff.

„Nun — weil sie es sind, rechte vierschrötige Schlingel, die sich aus Dummheit ehe würden in dem Kriege todtschlagen lassen, als daß sie wichen.„

Sie sind also rechte brauchbare Leute, Marquis, und verdienen ehe Ihre Achtung, als eine so unüberlegte Rede!

„Was das erste anlangt, so sind sie wahre Dummköpfe; ich habe das Leben nicht bekommen, um mich todt schlagen zu lassen; und was das zweyte betrifft, so muß Mylord noch nicht lange in Frankreich gewesen seyn, weil Sie nicht wissen, wie man mit einem Marquis redet.„

Ich glaube Marquis, versetzte Dorset, der sich vergaß; Frankreich ist zu klein, mich andre Sitten zu lernen als ich besitze. Wenigstens sind die meinige vernünftiger als die Ihrige.

„Mylord ich fodre für die Grobheit, die Sie dem Marquis von Dermont und ganz Frankreich sagten, Genugthuung.„

Was wollen Sie damit sagen, Marquis, versetzte Dorset? ich verstehe Sie so wenig, als ich Ihre Thorheit Vernunft nennen kann.

„Sie müssen sich mit mir auf Pistolen oder mit dem Degen schlagen, meine Ehre und die Ehre Frankreichs fodert es.„

Schämen Sie sich, Marquis; Sie, die Sie Ihr Leben nicht bekommen haben, um sich todt schlagen zu lassen, Sie wollen sich schlagen?

Ich bedaure Sie, Marquis; er warf einen verächtlichen Blick auf ihn und entfernte sich mit Aristen. Sagen Sie mir doch Arist, was will der Marquis damit haben, daß einer den andern todt schlagen soll. Ist es vielleicht eine Gewohnheit in Frankreich? ich werde Sie wenigstens nie nachahmen.

Wenn einer sich verunehret glaubt, erwiederte ihm Arist, so fodert er den andern auf den Degen heraus, oder wenn die Beschimpfung zu groß ist, auf Pistolen. —

Bringen Sie sich denn wirklich um, Arist?

Mit nichten, Dorset, sie ritzen sich ein wenig, oder machen eine kleine Wunde, und wenn man Blut siehet, ist der ehrliche Name wieder hergestellt. Dorset lachte gegen seine Gewohnheit ganz laut. Also ritzen sie sich ein wenig, um ihre Ehre wieder zu bekommen?

Ja Dorset! sagte Arist, es ist wirklich unter allen Vorurtheilen das lächerlichste; indessen giebt es eine Art von Zweykampfe der gefährlicher ist. Dieses so lächerliche Vorurtheil zwinget Helden ihm zu folgen, und ein Land verlieret dadurch oft den besten Vertheidiger. Die Fürsten verbieten es zwar, sie strafen selbst die Uebertreter, aber dieses Vorurtheil lacht der Gesetze und der Befehle der Fürsten. Obgleich der Niederträchtige oft

eben

eben so glücklich den Rechtschaffnen erlegen kann, als der Edle den Niedrigen, so glaubet man doch, dadurch werde die Ehre gerettet; ob sie gleich im Grunde nicht einmal geraubet werden kann.

Wo kommt aber dieses Niedrige, die Vernunft entehrende Vorurtheil her, Arist?

„Es sind Ueberbleibsel der dummen Säclen, wo man die Feuerproben und andre Narrheiten zur Vertheidigung der Unschuld gebrauchte. Die Geistliche, die überall Wunderwerke sahen, beredeten die Obrigkeiten, ein glühendes Eisen könnte die Hand eines Unschuldigen nicht verletzen. Im Zweykampfe fiel nach ihrem Wahne immer der Schuldige. Es waren die grausamsten, und der Vernunft am meisten widersprechende Mittel, die Unschuld zu vertheidigen; und die heutige Welt, hat davon ihre Foltern und den Zweykampf behalten, und die übrige weniger schädliche Dinge mit Abscheu verworfen; nur mit dem Unterschiede, daß die Obrigkeiten die Folter, und die andre Welt den Zweykampf zur ewigen Schande klügerer Zeiten, und des menschlichen Verstandes, im Gebrauch erhalten. Seitdem Townshend und Belmont sich schlugen, hat England, um diesem entehrenden Vorurtheile zu steuren, ein Ehrentribunal errichtet, welches aus dem Könige und den Vornehmsten besteht. Vielleicht werden andre sich dieses Beyspiel zum Muster nehmen, die Großen des Staates zu erhalten, die diesem Vorurtheile am meisten unterworfen sind.

Siebens

Siebendes Hauptstück.

Fortsetzung des Vorigen.

Die Gesellschaft hatte sich schon versammelt, und den Zwist des Engländers mit dem Marquis vernommen. Clairon war verdrüßlich, und Dormont, der den jungen Dorset für eben so feige als sich selbsten hielte, triumphirte im voraus wegen der Ehre, die er davon zu tragen hoffte, da er sich für die Ehre Frankreichs schlagen würde, als Dorset hereintrat, und zu dem Marquis von Dormont sagte: Kommen Sie, tapferer Marquis! ich habe vier gezogene Kugelbüchsen holen lassen, um uns zu schlagen. Ich gebe Ihnen dreyßig Schritte zum Anstand, und das Loos soll entscheiden, wer am ersten schießet.

Bravo Mylord! schrie der Marquis Doran'.

Lucile und Dorant, die dem Marquis von Dormont gern gedemüthiget sahen, sagten: die Wahl der Waffen gehöret Ihnen. Ein Bedienter des Engländers trat eben mit den Büchsen herein, und fragte, ob er sie laden sollte. Ja! versetzte Dorset. Zwo für mich, der Marquis wird die seinigen selbst laden wollen.

Dormont war in der entsetzlichsten Verlegenheit, als ihm das Frauenzimmer, welches keine

Büch-

Büchsen sehen konnte, durch ihr Geschrey Zeit zum Ueberlegen gab.„

Mon Dieu Mylord! hat es denn so Eile? Ja antwortete Dorset! Da Sie glauben, daß ich Ihnen Ihre Ehre genommen habe, so können Sie nicht begehren, daß jemand in der Gesellschaft mit einem Manne sich unterhalten soll, der jetzt ehrlos ist.

Dorant und Lucile gaben ihm Beyfall, und erboten sich zu Sekundanten; beyde wollten auf der Seite des muthigen Engländers seyn, aber Dorset sagte nach seiner Art, ohne Umstände, er bedürfte keine. Wir wollen erst die Büchsen probiren, Marquis! sagte er zu Dormont. Der Marquis sah sich genöthiget, ihnen zu folgen.

Da sie im Garten waren, sagte er zu Dormont; sehen Sie dorten die Citrone, die neben den andern Aesten sich hervorbeugt, ohngefähr funfzig Gänge von hier?

„Ja Mylord! versetzte der zitternde Marquis.„

Geben Sie einmal acht, Marquis!

Dorset drückte ab, und schoß die Citrone entzwey.

Versuchen Sie itzt das andre Gewehr, ich will Ihnen aber auch dieses abtreten, wenn Sie es begehren.

„Ich danke Ihnen, Mylord! ich will mich wegen den Herren Schweitzern nicht todt schießen lassen. Was gehen Sie mich an.„

So hätten Sie früher sprechen sollen, Marquis! oder wenn Sie keinen Muth zu schießen haben, so hätten Sie mich nicht herausfodern sollen. Wollten Sie vielleicht meinen Muth auf die Probe stellen, oder mit dem Ihrigen prahlen.

„Mit diesen Waffen, Mylord! Verzeihen Sie! kann ich mich nicht schlagen.„

So wollen wir Pistolen nehmen.

„Ich verstehe das Schießgewehr nicht,„ sprach Dormont mit Zittern.

So nehmen Sie einen Degen, aber merken Sie sich das; ich schlage mich auf keine andre Bedingung, als daß einer von uns bleiben muß.

Dormont erbot sich, dem jungen Dorset auf den Knien Abbitte zu thun, wenn er ihn mit dem Duell verschonen wollte.

Niederträchtiger! versetzte der erhitzte Dorset: Glauben Sie, daß ich mich auf eine solche Art versöhnen lasse. Sie wollten mich als einen Feigen darstellen, und zittern itzo für Worten. Zu Ihrer ganzen Beschämung muß ich Ihnen itzt sagen, daß ich nie mich mit Ihnen geschlagen hätte, weil Sie eben so wenig im Stande waren, die Ehre einer Nation zu schänden, als ich, sie wieder herzustellen, wenn ich Sie umgebracht hätte. Ich schenke Ihnen diese Demüthigung, mit dem Bedinge, daß Sie nie mehr eine Nation schänden, deren Sitten Sie nicht einsehen können, und daß Sie niemals mehr es wagen, jemand herauszufodern.

Dorant lebte wieder auf, und wollte in der Hitze seiner Freude den Engländer umarmen, aber Dorset stieß ihn zurück, und sagte ihm: dies darf nur mein Freund thun.

Sie giengen nun zu der Gesellschaft zurücke, die für Angst bebte. Lucile und Dorant nahmen ihre Hüte und wollten gehen. „Dormont hat die Ehre der Franzosen geschändet, sagten sie: Wo er ist, bleiben wir nicht.„

Dorset, der itzt die Folgen einsah, welche seine Verstellung hervorbrachte, sah sich genöthiget, dem unglücklichen Dormont wieder zu helfen.

Was wollen Sie Lucile und Dorant! rief er: Wo ich mich nicht schäme zu seyn, da müssen Sie sich noch weniger schämen; Sie haben itzo den Marquis auf eine unanständige Art beleidiget; ich erbiete mich es für ihn mit Ihnen beyden auszumachen.

Lucile und Dorant erschracken, da sie den Engländer sich für seinen Feiund erklären hörten. Sie hatten beyde eben so wenig Muth als der Marquis von Dormont. Sie gaben sich willig, und wurden wieder die beste Freunde mit Dormont. Dorset endigte den Auftritt mit diesen Worten: Ich würde Sie nicht so angegriffen haben, meine Herren! Sie haben es bloß sich selbst zuzuschreiben.

Dorset zog die Bewunderung des Frauenzimmers auf sich, warum er sich doch wirklich sehr wenig bekümmerte. Da er jung, voll Feuer, schön gebildet, und in einer Kleidung war, wie es das

Vorurtheil zu Paris begehret, so mußte er um so mehr gefallen. Sie verschwendeten ihren Beyfall, daß Dorset zum Glücke ärgerlich wurde, und sich zu Clairon an das Fenster begab.

Clairon bezeigte ihre Unzufriedenheit wegen dem Betragen der Marquis, und unterhielt sich mit Dorset auf eine angenehme Art, als er plötzlich das Fenster aufriß, hinauf stieg, und in... die Seine sprang.

Clairon wollte ihn halten, aber er stieß sie auf ein Sopha zurücke das neben stand; und sie wurde für Schrecken ohnmächtig. Sie liefen, etliche Clairon zu Hülfe, etliche an die Fenster. Dorset schwamm in seinen vergoldeten Kleidern mit einer unnachahmlichen Eile den Strom hinab gegen das andre Ufer. In einer weiten Entfernung tauchte er sich unter, aber er kam bald wieder hervor, und hatte eine Last auf seinem Rücken. Er schwamm noch weiter hinunter, und kam endlich zurücke, indem er etwas neben sich herschleppte.

Der Marquis von Dormont, den die Großmuth des Engländers gerührt hatte, war ihm indessen mit einem kleinen Kahne entgegen geeilet, der an dem Ufer stand. Der Strom riß ihn fort, und Dormont war in eben so großer Lebensgefahr, als Dorset. Zum Unglücke riß der Strom den Kahn eben auf Dorset zu, aber er faßte ihn mit aller Stärke und hielt ihn auf. Er legte die Last, die er neben sich herschleppte in den Kahn, die andre behielt

hielt er auf dem Rücken, und zog den Kahn an dem Seile, womit er am Ufer befestiget war, voran, indeß Dormont aus allen Kräften ruderte.

Clairon war indeß wieder erwachet, und sah mit Thränen der Freude ihren Dorset gegen ihr Ufer schwimmen. Aber wie erschracken sie, da sie den jungen Herzog auf seinem Rücken erkannten, und die Nichte des ersten Ministers in dem Kahne.

Nun liefen die beyden Marquis, Dorant und Lucile an das Gestade, und warfen dem ermüdeten Dorset Stricke entgegen, sich zu halten. Er schwamm neben ihnen vorbey, ohne sie anzurühren, und kam an das Ufer. Er legte den jungen Herzog auf den Rasen, und trug das Frauenzimmer aus dem Kahne in den Saal. Er kam mit geflügelter Eile zurück, hob den Herzog auf, und trug ihn eben dahin, setzte sich neben beyde, und fiel für Ermüdung, und der Menge des Wassers, das er einschlucken müssen, in Ohnmacht.

Clairon, die vielleicht aufs neue wieder niedergesunken wäre, wenn ihre unglückliche Gäste keiner Hülfe benöthiget gewesen wären, machte die Anstalten so vortrefflich, daß der junge Herzog bald zu sich kam. Er war nicht so weichlich, wie andre Ministres Söhne erzogen, drum fand er sich nach einem kurzen Erbrechen wieder ganz wohl. Er wollte sich seinem Freunde nahen, als plötzlich ein halb rasender Mensch zum Saale hereinstürzte. Er warf sich für dem Frauenzimmer nieder und sprach

nur: Ach Gott! sie ist todt! Fräulein Julie, ist todt! Gott weiß daß ich nicht schwimmen kann, aber wie gerne wollte ich für sie ertrunken seyn. Helfen Sie ihr doch; helfen Sie meinem Fräulein doch!

Der junge Herzog besänftigte den redlichen Bedienten, der ein Schweitzer war, und ob er gleich nicht schwimmen konnte, seinem Fräulein nachgesprungen war. Wo ist dann, fuhr er fort: der gute alte Herr, der mich dem Tode aus dem Rachen gerissen hat. Ich kann es ihm nicht vergelten, aber Gott sollts ihm vergelten; So ein vornehmer Herr! und schon alt, und sein Leben für einen Bedienten zu wagen; ja! den muß ich lieb haben; nehmen Sie mir es nicht übel, ich muß weinen... Der gute alte Simon wischte seine Thränen, und bat sich die Erlaubniß aus, so lange im Saale bleiben zu dürfen, bis sein Fräulein wieder bey sich wäre.

Dorset kam wieder zu sich, verwechselte seine Kleider, und suchte seinen Freund Aristi. Er hörte von einem Landsmanne, daß er ihn hätte ins Wasser springen, aber nicht wiederkommen sehen. Vielleicht setzte er hinzu, ist er ertrunken.

Dorset, der zu ähnlichen Schmerzen nicht gewohnt, und bloß ein Schüler der Natur war, fühlte alles Entsetzliche bey den Gedanken, Seinen Freund, Seinen Aristi verloren zu haben. Dieser Gedanke hemmte seine Thränen, seine Sprache, und riß ihn ungestüm hin. Ewige Gottheit! (nur dieses

ses sprach er) ist es möglich, daß du mir dem Führer meines Lebens, meinen Freund, entrissen!

Und warum sollte es nicht möglich seyn? unterbrach ihn eine Stimme, die hinter ihm tönte. Es war Arist, der seine nasse Kleider gegen die grobe Leinwand eines Landmannes verwechselt hatte. Dorset wandte sich um, und fiel ihm mit eben so großem Entzücken in die Arme, als er zuvor Schmerzen empfand. Sie leben noch mein Arist! mein bester Freund! Sie leben. Dank sey der Gottheit, die Sie mir erhalten!

Wundern Sie sich nicht, meine Herrn Hofmeisters, Gouverneurs und Erzieher unsrer Jugend, über einen jungen Menschen, der so viele Liebe für seinen Begleiter äußerte. Wenn Sie schon von Ihren Lehrlingen nicht so geliebet werden, so war es doch Arist. Warum ahmen Sie ihm nicht nach, Sie würden gewiß Ihrer Jugend eben so angenehm seyn, wie Arist seinem Dorset war. Sie werden mir doch wohl am Ende des folgenden Hauptstückes zu gestehen, daß Sie selbst die Schuld davon haben. Ich werde Ihnen vielleicht weniz neues sagen können, aber vielleicht lesen Sie es lieber in einer Geschichte, als in den trocknen Lehrbüchern der Erziehung.

Achtes Hauptstück.

Ueber den Charakter eines Hofmeisters.

Ihnen, die Sie die Seele unsrer kleinen Bürger mit Kenntnissen und Empfindungen, die einst das Beste des Staats und des gesellschaftlichen Lebens seyn werden, bilden; die Sie ein Amt begleiten, das alle Hochachtung verdienet, wenn Sie es nach glücklichen Grundsätzen verwalten; Ihnen widme ich dieses Hauptstück.

Da der Zweck meiner Geschichte nicht in einer tändelnden Erzählung bestehet, sondern das wahre Wohl seiner Nebenmenschen sich zum Augenmerk macht; so kann ich mit Recht mich über diesen Gegenstand ausbreiten.

Ich kann mir ein lebhaftes Bild von dem Entzücken machen, das Sie empfinden müssen, wenn Sie einen rechtschaffnen Bürger gebildet, und in ihm seinem Vaterlande und der Welt das edelste Geschenke gemacht haben. Segnet das dankbare Vaterland seinen Beschützer, seinen Wohlthäter, so erndten Sie die schönste Früchte Ihrer Erziehung; Sie können sich das Zeugniß geben, Ihre Pflicht erfüllt zu haben. Ist Ihr Untergebener zu wahrem Muthe und Tapferkeit von Ihnen gebildet, gewinnt er dem Vaterlande Schlachten, fühlen die Ueberwundenen seine Großmuth, danken ihm die verwun-

dete

dete Feinde, die er durch Menſchenliebe dem Leben wieder ſchenkt, mit Thränen eines fühlbaren Herzens, oder ſeufzet ein Unglücklicher, dem er geholfen, mit einer ſanft niederfallenden Zähre der Empfindung zum Himmel; müſſen Sie denn nicht alles Entzücken fühlen, das der Rechtſchaffne empfindet, wenn er die Früchte ſeiner Bemühung ſich ſo milde über das Wohl des Staates verbreiten ſiehet!

Zwingt Sie vielleicht die Noth, das Unglück der Armuth, die Bildung eines jungen Menſchens zu übernehmen, dann wollte ich Ihnen lieber rathen, eine Bittſchrift an den Staat zu machen, daß er Ihnen jährlich etwas ausſetze, damit Sie nicht nöthig haben, ihm einen Bürger zu verderben, der vielleicht ohne Sie demſelben gedienet hätte.

Ich kenne etliche unter Ihnen, die etwa ein halbes Jahr bey einem Menſchen waren, den Sie aber mit ſehr viel Vergnügen verließen, weil man Ihnen funfzig Thaler mehr zu geben erbot, wenn Sie ihn verlaſſen wollten. Ihre Abſicht iſt alſo ſich zu bereichern, und nie dem Staate zu dienen, oder ihrem Untergebenen. Sie würden meinen Sohn nicht zu bilden bekommen, weil Sie für ſich arbeiten. Einem rechtſchaffnen Mann müſſen Summen von Geld zu wenig reizend ſeyn, ſeine Bemühungen zu unterbrechen. Sie müſſen aus edlern Abſichten, als der Eigennutz iſt, Ihre Pflicht erfüllen. Ich würde mir meine Pflicht nicht einmal bezahlen laſſen, wenn man mir das Nothwendige lieferte. Bloß der edle Trieb, einen rechtſchaffnen Mann zu

bilden, würde mich reizen, und meine Belohnung müßte diese seyn, daß der tugendhafte Mann und das Vaterland, schweigend mir danken müßte. Sie werden mir recht geben, wenn Sie anders die große Empfindung gefühlt haben, die die Erfüllung seiner Pflichten erzeuget.

Es ist nichts gewöhnlichers, als daß Sie die Lehrart Ihrer Vorgänger tadlen; sich dadurch einen größern Werth zu geben suchen, und statt ihrem Untergebenen zu dienen, ihn den Stein des Sysiphus wälzen lassen. Sie fangen also wieder von vornen an, und behandlen den jungen Menschen nach einer andern Methode. Man bietet Ihnen einen andern Menschen mit einem größern Gehalt an. Sie schlagen es von den edlen Empfindungen des Eigennutzes geleitet, nicht ab. Nun kommt ein dritter, der begegnet Ihrer Lehrart, wie Sie jener, ihres Vorgängers begegneten. Nun rollt der Stein wieder den Berg herab. Der dritte denkt wie Sie. Man fängt auf das neue an den Stein hinaufzuwälzen, und vertändelt die edelste Zeit der Jugend, und lernet ihr — nichts. Die Wogen des stürmischen Meeres laufen nicht in größrer Verwirrung unter einander als die verschiedne Lehren des unglücklichen Jünglings. Dieser lehrte ihn so; jener anders. Welches war nun recht? Kann der junge Mensch es entscheiden, so bedarf er keinen Lehrmeister; kann er es nicht, was wird dann aus ihm werden, da er nie richtige Begriffe erhält, und allezeit argwohnen muß, sein Lehrmeister

ſter bringe ihm Begriffe bey, die vielleicht ein andrer für falſch erklären würde. Mich dünkt, dieſem Uebel zu ſteuren, könnten Sie ſich ein wenig in die Methode Ihres Vorgängers ſchicken, und wann ſie unrecht iſt, ſie allmählich ändern. Verfahren Sie auf eine für Ihren Untergebnen unmerkliche Art, ſo verwirren Sie ſeine Begriffe nicht; und thun Sie es gar auf die Art wie ich nachher ſagen werde, ſo haben Sie gar keinen Schaden zu befürchten.

Wenn Sie eine wahre Kenntniß des menſchlichen Herzens haben, ſo können Sie nicht anders als glücklich ſeyn. Wie wollen Sie die Meynungen Ihres Untergebnen lenken, ohne die Triebfedern ſeiner Handlungen zu kennen?

„Durch Gehorſam.„

So zieht man die Sklaven auf den Plantagen in Amerika, aber keinen freyen Menſchen. Mein Untergebner ſoll nie etwas thun, weil er muß. Er ſoll nie das Wort müſſen von mir hören, wenn er bloß nach dem Gefühl des gehorſamen Zwanges handelt, ſo vergißt er, daß es einen Beweggrund zu rechtſchaffnen Handlungen gebe; er ſoll wiſſen, daß es ſchön iſt recht zu handeln, er ſoll aus Urſachen handeln, er ſoll den Nutzen davon einſehen, und mit Vergnügen dasjenige thun, was der Ihrige entweder als eine Maſchine, oder aus Zwang thut. Er muß wiſſen, daß es recht ſey ſo zu handlen, und daß es nützlich ſey.

Aber Sie werden sehr unrecht thun, daß Sie ihn davon durch eine pathetische Rede, die voll schmeichelhafter Beredsamkeit ist, überzeugen; Sie predigen einem Tauben. Lernen Sie ihm erst Ihre gelehrte Reden verstehen, ehe Sie ihn mit einer Sittenlehre betäuben, die bey ihm zu einem pedantischen Geschwätze wird. Ich würde bey meinem Untergebenen ein Kind seyn; mit ihm eben so einfältig reden, wie man mit Kindern reden muß, um verständlich zu seyn. Alles so ordnen, daß er die Unregelmäßigkeit und das Niedrige seiner Handlungen selbsten mit Abscheu einsehen muß, und mich nie durch die Miene eines es besser wissenden Lehrers verhaßt machen. Untersuchen Sie mit ihm so einfach als möglich ist, die Handlung, zu welcher er sich bestimmen will, zergliedern Sie dieselbe, oder besser, helfen Sie ihm sie selbsten zergliedern, richten Sie es so ein, daß Sie ihn durch Beyspiele beschämen, als worauf Kinder am meisten aufmerksam sind. Seyn Sie sein Freund, sein Vertrauter; lassen Sie sich von ihrer philosophischen Höhe zu seinen Betrachtungen herab; billigen Sie seine Beobachtung, und suchen Sie dieselbe nur klärer durch Ihre Zusätze zu machen. Schämen Sie sich nicht mit ihm zu spielen. Agesilaus war am größten, wie er mit den Kindern auf einem Steckenpferde ritt, und blieb doch Agesilaus.

Es ist ein Mittel, seine Untergebenen für edle Handlungen fühlbar zu machen. Sie besteht darinn: selbsten sie zu begehen. Ihr Untergebener sieht.

ſieht mit aller Aufmerkſamkeit auf Sie, als ſein Muſter. Wehe Ihnen, wenn Sie eine ſchwache Seite beſitzen, und anders handeln als reden. Sie werden ihn nie bewegen können, Ihrer Moral zu folgen; aber Ihrem Beyſpiele zu folgen, werden Sie nicht hindern können. Das Schlimmſte für Sie wird ſeyn, daß er Ihrem Beyſpiele nachahmet, und dem ohngeachtet Sie verachten wird.

„Aber welches iſt denn die Art, ſeine Schwachheiten für ihm verbergen zu können?„

Wenige zu haben; und ſie dadurch zu vergeſſen, daß ſie ſich allein mit dem Wohl ihres Untergebenen beſchäfftigen. Bleiben Sie ein Nachahmer der Natur; leben Sie nach ihren Geſetzen, und opfern Sie ihnen die falſchen Begriffe des Wohlſtandes auf; oder wenn ſie aus Unvorſichtigkeit welche begehen, ſo erniedrigen Sie ſich ſo weit, daß Sie dieſelben wie ihre andern Handlungen unterſuchen, mit Mißvergnügen ihren Irrthum ſehen, den Entſchluß äuſſern, ein andermal vorſichtiger zu ſeyn. Ihr Untergebener müßte keinen menſchlichen Verſtand haben, wenn er Sie nicht noch einmal ſo ſehr liebte, und Ihrem Beyſpiele folgte.

Es iſt ein Unglück für Sie, meine Herren! wenn die Aeltern Ihres Untergebenen Ihnen die Art der Erziehung vorſchreiben wollen, wenn Sie wirklich beßre Grundſätze haben. Ich würde mir, wenn ich von dem Werthe der meinigen überzeugt wäre, es als eine Bedingniß ausbitten, daß man ſich nicht in meine Erziehung mengte. Iſt der Vater

ein vernünftiger Mann, der mein Vergnügen theilen will, so würden wir wahre Freunde seyn, und nach ganz ähnlichen Grundsätzen handeln. Wir würden dieselbe untersuchen, das Nützliche hinzusetzen, und das Ueberflüßige hinwegnehmen.

Wenn mir jemand seinen Sohn zur Bildung, mit dem Zusatze übergäbe, ihm die Sitten der heutigen Welt zu lernen; ihm gewisse von Paris aus übermachte Höflichkeiten eigen zu machen; so würde ich mich damit entschuldigen; daß ich sie nicht verstünde.

Wir dürfen nur in unserm würdigen Vaterlande bleiben, das den Staub von den Schuhen der Franzosen leckt, sie verachtet, und wenn sie dieselben in die Flucht schlagen, von ihnen überwinden läßt, und wir werden traurige Folgen genug sehen, die daher fließen.

Seit wenn ist es, daß kein Deutscher dem andern trauen darf, als seitdem der Deutsche seinen Bart abgeschoren, um einem gehirnlosen Stutzer zu gleichen; da man die Kunst von ihnen erlernte, mit süßen Worten einander zu hintergehen, artig dasjenige zu sagen, was unsre Urväter Lügen nannten; einander umarmen, und im Herzen für Tücke und Falschheit brennen.

Da Deutschland nur die niedrige düftende Püpchen von Frankreich, aber seine verehrungswürdige Männer nicht nachahmt; starb die Tugend, die Redlichkeit weg, und die sogenannten Sitten, verwü-

verwüſten wie eine Peſt die Städte, und machten die nervichten Arme der Deutſchen — ſchlaff.

Ueberhaupt dünkt mich, jener große Mann, der die Sitten ſeiner Völkerſchaft mit edlem Stolze verachtet, habe nicht gar unrecht, wenn er ſagt: die Sitten und Wiſſenſchaften wären beſſer in der idealiſchen als wirklichen Welt. Man ſchrie gegen ihn, man bewies, aber was?

„Daß ſie auch einen guten Einfluß hätten, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebe.„

Wie ich glaube, ſo wäre es ſehr ſchön, wenn eine Sache nicht wäre, deren Weſen mehr zum Mißbrauch als zum Gebrauche leitet; vorzüglich wenn die Nebenzwecke die etwa gut ſind, nicht nothwendig ſind; und es giebt einen Fall, wo der Mißbrauch den Gebrauch ohne Widerrede aufheben kann. Wenn nämlich der Mißbrauch den Staat mit ſolcher Wuth angreift, daß er ſeinem ſittlichen Untergange ausgeſetzt iſt. Da es aber einmal nicht anders iſt, ſo würde ich nur dahin beſorgt ſeyn, meinen Untergebenen zu keinem Menſchen nach der Mode zu machen, ſondern zu einem rechtſchaffnen Manne.

Neuntes Hauptstück.

Fortsetzung.

Der Natur zu folgen, ist wirklich ein Grundsatz, von dem ich mir bey meinem Untergebenen alles versprechen würde. Da ich willens bin, ihn vernünftig zu machen, da er nichts ohne Ursache thun wird; da er meinem Beyspiele folget, und der Stimme der Vernunft Gehör giebt, so werde ich meinen Zweck gewiß nicht verfehlen.

Ich würde sein Vertrauter, mehr noch, ich würde in einem gewissen Verstande sein Arzt seyn. Die Mäßigkeit würde die erste Pflicht seyn, die die Natur ihm begreiflich machen müßte. Ein nie überladner Magen würde ihn auch nie träg, und die Unverdaulichkeit nie krank machen. Seine Seele müßte in einer harmonischen Gleichheit bleiben, und nur hierinn sich ändern, daß sie an Kenntnissen größer würde. Sollten wir nicht mit dem Wenigen das die kunstlose Natur liefert, uns befriedigen können. Wollüstige Sterbliche! Laßt immer sich die Kunst erschöpfen, euch neue Bedürfnisse zu erschaffen; Laßt eure Köche alle ihre Kunst anwenden, eure Speisen schmackhafter zu machen. Eure Tische mögen unter der Menge kostbarer Gerichte sich biegen; Indostan seine Gewürze, und Tunquin seine Nester euch schicken;

Ich

Ich mißgönne euch euren Ueberfluß nicht, aber ich bedaure eure Gesundheit. Mich nähret des Mittags eine Gemüße, des Abends eine Suppe von Milch, und Butter oder Käße; es ist wenig, aber genug für den Mäßigen. Die Natur schafft mir unentgeltlich das beste Getränke. Dafür bin ich gesund, vergnügt und heiter. Ich gähne nicht aus Trägheit, und werde einst nicht wie ihr die traurige Reste eines trocknen Körpers nach mir schleppen, sondern jung in meinem Alter seyn.

Warum lebten unsre Urväter ganze Jahrhunderte? Die Pracht, die Wollust entnervte sie nicht. Ihre Säfte wurden durch keine Unmäßigkeit vertrocknet. Sie kannten wenige Bedürfnisse, und lebten lange und gesund. Wir sind unreife Geburten gegen sie. Stärke und Muth belebte sie.

„Aber, sagt ein blaßer Sibarite, hatten sie gleich weniger Bedürfnisse, so hatten sie auch weniger Vergnügen.„

Was nennen Sie Vergnügen, artiges Herrchen? erkundigen Sie sich erst was Vergnügen sey, und dann will ich Ihnen antworten.

Es beruhet bloß auf dem Vorurtheile, als müßte man grob werden, wenn man der Natur folgte. Sehen Sie einmal meinen Untergebenen, mein Herr! ich habe ihm gelernet, es sey eine Pflicht, menschlich, aufrichtig, nachgebend und wohlthätig zu seyn. Er wird niemand seine Meynung aufdringen, oder sich in ein Gespräche mischen, das ihn nichts angehet. Da er gerne

nachgiebt, so ist er sicher, daß ihm niemand feind seyn wird. Da er es sich zu einem Grundsatze gemacht hat, von dem Rechtschaffnen gut, und dem Niedrigen nichts zu reden, so beleidigt er niemand.

Da er nicht geschaffen ist, eine Puppe des Frauenzimmers zu seyn, ihnen die Zeit zu vertreiben, weil er zu viel Verstand hat es thun zu können; ihnen nicht schmeichlen kann, weil er aufrichtig ist; ihnen die Hand nicht küssen wird, weil es ihnen lächerlich ist; so wird er freylich sehr wenigen gefallen. Zum Glücke weiß er, daß der Tadel des Frauenzimmers keinen Mann beschimpfet, und im Gegentheil höhere Gedanken von seiner Denkungsart einflößet. Deswegen aber soll er sie eben so wenig verachten, als er entfernt ist, sie zu lieben: ich meyne, Frauenzimmer zu lieben, die den Anstand, nach dem allgemeinen Schlendrian, nachahmen. Wäre sein Herz der Liebe nicht fähig, unempfindlich für jene gefühlvolle Entzückungen, die das Glück unsrer Jugend machen, so wäre er mein Untergebner nicht.

Ich würde zufrieden seyn, und wenn sein Glück nur in dem Wahne bestünde. Sollte ich ihn demselben entreißen, da er statt eines Schattenbildes, das Wesentliche zu genießen glaubet. Gewiß werde ich ihn nie tadeln, wenn er sich täuschenden Ideen überläßt, wenn er seine Glückseligkeit in die Luft bauet. Die Stunden seiner reizenden Chimären

mären sind für ihn angenehm verflossen, und wenn sie auch nur Träume waren, mit denen er sich selbst täuschte. Was hast du Sterblicher auf dieser Erde. Sorgen bey reifern Jahren: nun so mißgöune dem Jünglinge seine Träume nicht; nenne ihn keinen Thoren, daß er einem Schatten nachläuft; siehe erst ob das, was du mit ängstlichen Sorgen suchest, mehr als die Träume meines Jünglings sind. Ich kenne unter den Jünglingen nur einen einzigen, der wirklich glücklich ist, und das ist der — Liebende. Der Gedanke an seine Geliebte entzückt ihn, und läßt keinen traurigen Nebenideen Raum. Selbst ehe sein Mädchen ihm ihre Liebe gestand, beseligte ihn schon die Hoffnung sie besiegen zu können.

Selbst die Schmerzen der Liebe haben Reize. Er fühlet itzt bloß für sie und die Natur. Er siehet eine Rose: so blühet mein Mädchen, sagt er seufzend: bricht sie ab, küßt sie mit Entzücken, und glaubt sein Mädchen zu umarmen. Der Staat — Sein eigen Leben haben nun keinen Werth mehr. Seine Geliebte ist mehr als alles. Die glückliche Stunde kommt itzt vom unbewölkten Himmel, mit allen Grazien begleitet, herab, da Sie ihm sagt — Ich liebe dich. Er stammelt für Entzücken, sinkt an ihren Füßen nieder, nennt sie mit nahmloser Wonne: Meine Geliebte! Hier ist die glücklichste Stunde seines Lebens.

Seine Empfindungen lösen sich itzt nach und nach in einem schmachtenden Gefühle auf. Wie

aufmerksam ist nun mein glücklicher Liebhaber nicht, seiner Geliebten keinen Anlaß zu geben, ihn weniger zu lieben. Wie eifrig eilt er für jedem Gegenstande vorbey, der ihr mißfallen könnte! Wie sehr sucht er sich selbsten liebenswürdig zu machen, um die Liebe seines Mädchens immer höher zu entflammen.

Itzt meine Herren, ist es Zeit, unsern Untergebenen zu edlen Empfindungen zu erheben; nun ist der glücklichste Zeitpunkt, seine Seele zu einer wahren Größe zu bilden. Verstehen Sie es anders, so muß Ihr Untergebner mitten in seinem gefühlvollen Taumel zum nützlichsten Bürger des Staates werden. Ihr Untergebner wird den zweyfachen Nutzen haben: daß er den Frühling seines Lebens genoß, und seinem Vaterland ein nützlicher Bürger wurde.

Alles was Sie ihn lehren, suchen Sie ihm sinnlich zu machen. Die scientivische Lehrart gehört nicht für den Jüngling. Beyspiele machen die Gegenstände klar, und setzen ihn außer der Nothwendigkeit, zu vergessen. Vergessen Sie bey dem Jünglinge Ihre Gelehrsamkeit. Sie würden Ihre Beredsamkeit verschwenden, da er Sie nicht verstehen kann.

Was die Religion betrift, so halte ich es für eine Verbindlichkeit, ihn frühe darinnen zu unterrichten. Nur würde ich die Art, womit man es gemeiniglich thut, nicht nachahmen. Seine Bibel ist das Buch der Natur, mehr braucht mein

Jüng-

Jüngling als Jüngling nicht. Wie viele sagen, die Lehren der offenbarten Religion ohne Anstoß hör, und verstehen davon — nichts. Ich werde mich für diesem gefährlichen Fehler hüten, der ihn einmal, entweder enthusiastisch oder zum Spötter der Religion machen wird.

Ihn die geoffenbarte zuerst zu lehren, das wäre am Ende angefangen. Die natürliche ist der Grund der geoffenbarten. Aus dem Hauptgrundsatze ihrer Lehre fließen alle sittliche Tugenden. Was enthält die geoffenbarte Religion, wenn wir die Geheimnisse hinwegnehmen, mehr, als die natürliche? Die Ceremonialgesetze, die Geschichten und Wahrsagungen machen uns nicht selig. Eben so die Kenntniß von Vorbildern, die das größte Geheimniß, daß ein Gott ein Mensch werden sollte, zum Gegenstande hatten.

„Aber der Glaube an den Erlöser ist nothwendig, wird man sagen?"

Dem Jünglinge glaube ich nicht, der noch zu wenig gebildet ist, daß sein Glaube sollte vernünftig seyn können. Sollte mein Untergebner so glücklich seyn, für dem Alter eines reifen Verstandes zu sterben, so wird er deswegen eben so wenig verdammt seyn, als derjenige Jüngling, der aus Unverstand sich diese erhabne Lehre, erniedrigend vorstellte.

Nie bekommen Knaben andre als verwirrte Begriffe von den Geheimnissen. Das Wort Geheimniß hat für sie keinen Sinn. Ich habe Knaben ge-

ſehen, die mit Aufmerkſamkeit nachdachten, und in die lächerlichſte Meynungen fielen. Verbietet ihr Geiſtlicher ihnen darüber nachzudenken, ſo erhitzen ſie ihre Neugierde um ſo viel mehr. Dieſe verwirrte Vorſtellungen pflanzen ihren Einfluß in das reifere Alter fort, und werden ihnen, ſo zu ſagen, zur Natur. Unglücklicher Mann! der als Jüngling irrige Begriffe erhielt, und nie zu den wahren durchdringen wird! Wenigſtens wird es ſelten geſchehen.

Ich halte es deswegen für einen weſentlichen Nutzen, ihm die Geheimniſſe der geoffenbarten Religion ſo lange zu verbergen, bis die natürliche ſelbſten, ihn von ihrer Unzulänglichkeit überzeugt. Befolgte der Mann nur die Pflichten der natürlichen Religion, die ihn zu allen Tugenden verbindet, die dem Urheber ſeines Daſeyns gefallen, ſo würde er eben ſo wie der, der ohne Geſetz lebte, ohne Geſetz gerichtet wurde, als einer, der nach dem Geſetze der Tugend, die die Natur ihn lehret, auch darnach gerichtet werden. Ein Menſch, der alle ſeine Pflichten ſo viel ihm möglich war, erfüllte, der ein Rechtſchaffner war, würde durch ſeine Tugend, wenn er die Gefilde der Hölle beträte, ſie zu der Wohnung eines Seligen machen, oder — vernichten.

Da ich keine Abhandlung über die Erziehung ſchreiben will, ſo will ich hier dieſes Hauptſtück beſchließen. Ich überlaſſe es Ihnen, meine Herren! zu reiferm Nachdenken, ob Sie die Liebe Ihres Untergebe-

tergebenen, mehr durch knechtiſchen Gehorſam erhalten, oder dadurch, daß Sie ſeinen Schwachheiten nachgeben, und aus ihnen nützliche Folgen ziehen?

Zehntes Hauptſtück.

Dorſet und Julie.

Julie kam, mit einem tiefen Seufzen, das ſich aus ihrem Buſen drängte, zum Leben zurücke. Sie ſahe um ſich her, und ohne Verwirrung fand ſie ſich in einer Geſellſchaft, die ſie mit Liebkoſungen und Glückwünſchen überhäufte. Sie beantwortete ſie mit einem Anſtande, der ihr eigen war. Da aber ihr Bedienter zu ihr nahte, und mit Thränen ihre Hand küßte, und in ſeinem ſtummen Anblicke mehr fühlende Züge der Freude äuſſerte, als er ausſprechen konnte, ließ Julie eine Zähre herabfallen, worinn mehr Dankbarkeit herrſchte, als der gute Alte erwarten konnte. Julie, die alle Schwachheit hätte empfinden, und die Geſellſchaft durch nicht empfundne Schwachheiten verdrüßlicher machen ſollen, ließ dieſe ſchöne Gelegenheit vorbey gehen, ohne daran zu denken.

Julie fragte, wem ſie die großmüthige Errettung ihres Lebens zu danken hätte?

Dorant ſagte mit einem nachläßigen Tone: einem ziemlich unpolirten Engländer, Mademoiſelle! der ſich es für kein Glück ſchätzet, ſondern gewiß ſehr gleichgültig bey Ihren Dankſagungen ſeyn wird. Er würde es einem Bedienten gethan haben.

Der alte Bediente warf einen viel beantwortenden Blick auf den Marquis, und gieng nach der Thüre des Saales, als Ariſt und Dorſet hereintraten.

Der Alte faßte mit einer plötzlichen Thräne die ihm aufwallte die Hand Ariſtens. Wie gut iſt es, ſagte er und ſah auf Dorant zurück, daß Sie ſo edel dachten, und für einen armen Bedienten Ihr leben in Gefahr ſetzten. Ich bin Ihnen mehr dankbar als ich Ihnen ſagen kann, aber meine Kinder ſollen es Ihnen ſagen, die ohne ihren Vater arme Waiſen geworden wären. Er drückte Ariſtens Hand, und ſchlug ſeufzend ſeinen Blick zur Erde. Ariſt, der den Werth dieſer Empfindungen kannte, empfand in ihnen die ganze Belohnung ſeiner rechtſchaffnen Handlung. Er drückte dem Alten mit einer Leutſeligkeit die Hand, die ihm ſeine Empfindungen lehrten.

Seyd ihr doch auch ein Menſch wie ich, verſetzte er ihm, geh: nur guter Alter! ich habe doch nur meine Pflicht gethan.

„Ach nur von Ihnen und meinem Fräulein habe ich dieſes gehört, ſagte der Alte, und gieng weinend fort.„

Ab-

Ah! La Provençle, ziſchte Dorant Lucilen ins Ohr.

„Quélle folie, verſetzte Lucile ihm heimlich.„

Eſt il poſſible, dachte Dorſet, und näherte ſich Julien, die eben aufſtehen wollte, um — (Quelle ignorance) dem jungen Dorſet entgegen zu gehen.

„Sind Sie wieder hergeſtellt, Julie! ſo ſagte Dorſet: wenigſtens wünſche ich es.„

Ja mein Herr! verſetzte Julie, ich wünſchte Ihnen den Dank. —

„Ich danke Ihnen, unterbrach ſie Dorſet, daß Sie ſo dankbar ſeyn wollen.„

C'eſt drole! Ziſchte Dorant.

Ouj, Marquis! C'eſt Comique, verſetzte Lucile.

Sie ſcherzen Dorſet, erwiederte Julie erröthend, es iſt meine Pflicht, Ihnen —

„Wiſſen Sie was, ſchöne Julie! wir wollen unſre Pflichten gegen einander aufheben; ich liebe den Dank eben ſo wenig, als er mir weiter nichts nützen wird. —

Diable Mylord, vous etés bien Singulier! rief Dorant.

Dorſet erwiederte ihm ganz kaltſinnig: „quelques-fois Marquis!„

Dorſet erblickte den Marquis von Dorment, der ſtille an einem Fenſter ſtand und — dachte. Etwas ſeltnes von einem jungen Herrn in Paris. Er lief auf ihn zu und umarmte ihn mit den

Worten: Sie haben doch ein gutes Herz, Marquis! Wollen Sie Dorsets Freund seyn?

Dormont war itzt glücklich. Mit ausschweifender Hitze umarmte er Dorseten. Ich suche es zu verdienen, Mylord!

„Das haben Sie, Marquis!„

Der junge Herzog stand gedankenvoll neben ihnen. Er konnte sich nicht zurückhalten, sondern faßte seinen Freund und drückte ihn mit aller Zärtlichkeit an den Busen.

„Sie Dorset! und Ihr Freund verdienen....„

Wäre ich Ihr Freund, unterbrach ihn Dorset, wann ich anders gehandelt hätte?

Der Herzog von Merillac blieb stille, und konnte nicht antworten. So kann der Rechtschaffne, von der Menge seiner Empfindungen betäubt, nicht das dankbare Gefühl seines Herzens äußern, wovon es aufschwillet; wenn der Stutzer einen Strom von Worten ausgießet, wobey seine Seele — in Grönland ist.

Es giebt gewisse Züge, die diese Empfindungen auf der Stirne mahlen, und zugleich die marternde Verlegenheit, sie zurückhalten zu müssen. Nur ein edles Herze drücket dieses Gemählde seiner rechtschaffnen Empfindungen auf die Stirne. Bey Julien wurde es mit einer Röthe begleitet, deren Werth der junge Dorset empfand.

Es ist sonsten etwas ungemein seltnes, diese Züge auf dem Gesichte eines Frauenzimmers zu finden. Bey denen Mahlern der heutigen Welt

ist

ist es, nach den allgemeinen Beobachtungen, etwas gemeines, die Züge einer schmachtenden Wollust, oder Herrschsucht bey Frauenzimmern zu mahlen; und etwas Außerordentliches, Züge der Empfindung und eines edlen Gefühls zu kopiren. Statt eines gefälligen Nachgebens, herrscht der Hang zu befehlen, eigensinniges Wesen, Unbiegsamkeit des Charakters, und ein Stolz in ihnen, der jedem Vernünftigen die geheime Syrte zeiget, und ihn zu stranden warnet.

Ich kenne Frauenzimmer, die mit einem einzigen Worte, sich eben so eine despotische Gewalt anmaßen, als der Monarch, der an allen Enden der Welt seine Tropheen aufrichtete, mit einem einzigen Weg! schmettern sie den unglücklichen Liebhaber zurück, und ist er so thöricht, das erstemal sich auf den Wink zu entfernen, dann wehe dem Rest derer Tage, in welchem er seine Liebe zu ihr, nicht vergessen kann.

Andre sprechen mit einem Winke, und der Liebhaber zittert. Mit größerm Bewußtseyn seiner ganzen Unabhängigkeit, wirft ein Gott nicht den Blitz aus seiner Hand, oder den schmetternden Donner. Aber wie lächerlich ist dieser Stolz nicht! und wie sehr entehret er den Werth eines rechtschaffnen Frauenzimmers. Den Weihrauch den der Jüngling euch streuet, stolze Schönen! den streuet er sich selbsten; was will er mehr, als euch durch euren Stolz besiegen, und auf die entsetzlichste Art demüthigen.

thigen. Arme Mädchen! ihr glaubt die feinste Wendungen, die unmerklichsten Kunstgriffe zu besitzen, den Jüngling zu hintergehen. Er, er schmeichelt diesen Gedanken nur, und er überwindet mit geringer Mühe euren mühsamen, listigen Plan, den ihr entworfen habt, Sieger zu seyn, und ihr werdet durch eure eigne Netze gefällt, zu Besiegten.

Sehen Sie nun einmal, stolze Schönen! Ihr natürlicher Hang zur Wollust macht Sie zu Ueberwundnen; Ist dann der Jüngling noch eben derjenige der er war! Er bedient sich nun des Tons der Vertraulichkeit; er nimmt sich eine Freyheit in einem Augenblicke da es Ihnen nicht gelegen ist, Sie rufen: wie! legen ihre Stirne in majestätische Falten. Sie scherzen! antwortete der Jüngling. Unglückliche Schöne! begegnen Sie ihm mit dem vorigen Stolze, so sind Sie in Gefahr Ihren Liebhaber zu verlieren. Wie sehr sind Sie erniedriget! Sie hätten ihm nicht so viel geben sollen.

Ich, sagte Clarice; würde keine Thörinn so seyn, ihm mehr zu erlauben, als ihm gehöret. „

Dann aber, artiges Mädgen! Würden Sie Ihren Liebhaber ermüden, er würde Sie verlassen, und —

„O! dann giebt es andre, die sich glücklich schätzen, an seine Stelle zu kommen. „

Sie haben recht, aber dies ist die Denkungkart einer jeden Coquette. Glauben Sie, daß ein wahrhaftig tugendhaftes Frauenzimmer dieser Kunstgriffe nöthig hat, einen Jüngling anzuziehen! Nein Clarice!

rice! Die Tugend gefällt durch sich selbst; sie gefällt selbsten dem ernsten Sittenlehrer, der so böß über ihnen ist. Um den Beyfall eines hirnlosen Kopfes bekümmert sie sich um so weniger, da sie nicht einmal den, eines rechtschaffnen Mannes, ängstlich sucht.

„Also glauben Sie, ich wäre nicht tugendhaft?„

Diese Frage, Clarice, habe ich mir nicht versehen. Verzeihen Sie, wann ich Ihnen nicht antworten kann, ich muß meine Geschichte fortsetzen.

Ich komme nun auf einen Theil meiner Geschichte, wo ich mit einem gewissen Vergnügen schreibe, das ich nicht zu verbergen vermag. Die seligste Zeiten, die Dorset genoß; die Zeit des Gefühls und der Empfindung. Aber auch das Unglück, worein die Tugend oft ihre Verehrer stürzt.

Dorset ist nun kein Weltweiser. Er ist ein Mensch der fühlet. Er fängt an Julien zu lieben. Seliger Taumel einer berauschenden Liebe! ewig würde ich mir wünschen ihn zu empfinden! wenn ich eine Julie finden könnte. Aber — leider wird sie ein ewiges Ideal bleiben, das nirgends als in der Einbildung seyn wird.

Dorset stand an dem Fenster neben Clairon. Er wurde tiefsinnig. Die Worte des alten Bedienten Juliens, die er Aristen sagte, machten ihn unruhig. Julie war schön, ohne ein Engel zu seyn. Die Natur die in ihren Zügen, in ihren Wendungen, in ihren Worten herrschte; der gü-

tigste

tigſte Blick, womit ſie auf ihren Bedienten ſah, da er mit Artiſten redete, die Dankbarkeit, deren gränzenloſe Empfindungen; ſie auszubrechen verhinderte, und die edelſten Züge auf ihrem Angeſichte mahlte; alles was Julie that entzückte den jungen Dorſet.

„Sie ſind tiefſinnig, Dorſet.

Ein wenig, Clairon.

„Fehlt Ihnen etwas, Mylord!„

Nein.

„Ich bitte Sie, Dorſet! ſagen Sie mir, wenn Ihnen etwas fehlet!„

Mir fehlt wirklich nichts.

„Aber Sie ſind nun ſo melancholiſch.„

Ein wenig Clairon!

„Warum ſind Sie es aber, Dorſet?„

Ich weis nicht, Clairon.

Die unruhige Clairon änderte das Geſpräch.

„Sie haben heute Julien ſehr verbunden.„

Ich habe nie etwas mit größerem Vergnügen gethan. Aber Sie habe ich deswegen wenig verbindlich gemacht, ich ſah erſt nur den jungen Herzog, und der war die Urſache, daß ich auch ſo glücklich war, Julien zu erretten.

„Sie iſt ein artiges Frauenzimmer, Dorſet!„

Kennen Sie Julien ſchon lange, Clairon! fragte Dorſet mit etwas mehr als Kaltſinnigkeit.

„Ja Mylord! Sie iſt itzt etwa zwey Monate in Paris, aber es will ihr nicht recht gefallen.„

Was ſagen Sie, Clairon! Paris gefällt Julien nicht!

„Wirk-

„Wirklich wird Sie nach etlichen Tagen nach der Schweiz zurück reisen.„

Sie wird abreisen, Clairon! und nach der Schweiz?

„Ja Mylord! es ist ihr Vaterland — ich würde argwöhnen, Dorset, da Sie mich mit so wenig Melancholie fragen, wenn Sie heute nicht, sie in Umständen hätten kennen lernen, welche Ihre Neugierde entschuldiget.„

Was wollten Sie argwöhnen, Clairon?

„Daß Sie vielleicht Julien liebten.„

Ich verstehe Ihnen nicht Clairon! ich liebe jedermann.

„Sie wissen aber doch wohl, daß ein Unterschied im Lieben ist?„

Ich habe ihn bisher noch nicht empfunden, Marquise!

„Aber Sie werden ihn schon empfinden, Dorset, wenn —

Eben näherte sich Merillac, und bat Clairon und Dorset, ihn über die Seine nach seinem Schlosse zu begleiten.

„Ueber die Seine Herzog, unterbrach ihn die furchtsame Clairon; Was wird Julie sagen?„

Julie ist es zufrieden Madame! Kommen Sie nur, wir haben gute Schwimmer bey uns, und ich will acht haben, daß nicht der Kahn im Einsteigen sich umkehret, wie vorhero.

„Wenn die übrige Gesellschaft will, so bin ich es zufrieden.„

Alle bis auf den Marquis Lucil und Dorant, aber die werden sich schon geben. Der Herzog gab hierauf Clairon die Hand, und Julie reichte die übrige — Dorsetten dar. Er nahm sie — aber was empfand er plötzlich! Nie hatte er diese Empfindung gefühlt. Er erröthete und mußte — seufzen.

Julie war nicht weniger von dem Betragen des jungen Dorsets gerühret. Sie glaubte ihr Ideal gefunden zu haben, und fühlte.

Dorset sah sie an und begegnete ihrem Blicke. Mit einer aufwallenden Röthe schlugen sie beyde eben so plötzlich ihre Augen nieder.

Dorset konnte sich nicht zurück halten, Er — drückte Julien zärtlich die Hand. Wie schön ist die Sprache des Herzens, die Sprache der Empfindung und Natur!

Sie kamen beyde stumm und voll Empfindung zum Ufer. Mit der zärtlichsten Sorgfalt hob er sie in den Kahn. Er nahm das Ruder selbst in die Hand, und half dem Schiffer mit der größten Vorsicht rudern. Sah er einen Felsen, so lenkte er den Kahn weit neben vorbey, um Julien keiner Furcht auszusetzen. Zweymal bat er sie, nicht so in den Strom zu sehen, weil es ihr schaden könnte.

Saget nicht, Dorset sey ein Kind. Er ist Natur, und verstehet die Kunst nicht, sich zu verstellen. Julie ist ihm wirklich zu lieb, als daß er nicht für sie aufs höchste sollte besorgt seyn. Sein Herz wird kenntlich, es verdient Liebe und keine Verachtung.

tung. Sie erreichten nun das andre Ufer. Dorset landete mit der größten Behutsamkeit an. Er gab Julien seine Hand, um ohne Gefahr aufstehen zu können. Der Schiffer mußte den Kahn fest halten, daß er nicht zurücke wich; und nun hob sie Dorset mit eben so vielem Entzücken ans Ufer, als hätte er sie aufs neue vom Tode errettet. Julie, die sonst alleine gieng, hieng sich an den Arm ihres Führers, und Dorset söhnte sich völlig mit der Gewohnheit aus, das Frauenzimmer zu führen.

Der andre Kahn des Herzogs landete nun auch an.

Sein Vater der alte Herzog stand an dem Ufer. Er umfieng seinen Sohn mit offnen Armen. Mein bester! mein einziger Sohn, sprach er, ich habe dich wieder in meinen Armen. Mit welchem Entsetzen, sahe ich dich in der Gefahr des Todes! Nenne mir geschwinde den edlen Mann, der dich mir wieder schenkte.

Mit Thränen der Freude sprach der junge Herzog: Es ist Dorset! Der edle Dorset! Dort steht er neben Julien mit seinem Freunde, der eben so edel ist wie er.

Der rechtschaffne Minister eilte auf den Engländer zu. Er schloß ihn mit Thränen der Dankbarkeit in seine Arme. Edler Fremdling! Könnte ich Ihnen den Dank aussprechen, den ein Vater empfindet, dem Sie sein einziges Kind schenkten. Seyn Sie mein Sohn. Diese Thränen einer unnennbaren Wollust können Ihnen die Größe

meines Danks zeigen, und was ich für Sie empfinde.

„Sie beschämen mich durch Ihren Dank, versetzte Dorset! ich verdiene ihn nicht.„

Der Bediente Juliens, der sich nicht mehr zurückhalten konnte, unterbrach sie. Ach verzeihen Sie mir, mein Herr! sagte er mit naßen Augen zu dem Herzog: ich kann mich nicht zurückhalten, ich muß Ihnen den Mann zeigen, der mich meinen armen Kindern wieder geschenkt hat. Er zeigte auf Aristen.

Auch Ihnen, würdiger Mann! sagte der Herzog zu Arist: Auch Ihnen bin ich Achtung, bin ich Dankbarkeit schuldig. Sie sind die Führer des jungen, edlen Dorsets, und haben so viel, als er gethan. Kommen Sie doch eilend mit mir — Sie meine Julie! Ach was würde Ihr redlicher Vater empfunden haben, wenn er hier gewesen wäre . . .

Eilftes Hauptstück.

Dorset entdecket Aristen seine Liebe. Juliens Vater, der Minister, und Dermont.

Da ich nicht das Tagebuch der Lustbarkeiten an der Seine schreibe, so werde ich den Faden plötzlich zerreißen, um — von Empfindungen zu schreiben, und von Dorset und Julien.

Arist hatte die Sorgfalt des jungen Dorsets gesehen. Im gegenseitigen Falle müßte er weniger ein Kenner gewesen seyn, oder Dorset müßte die Kunst besser verstanden haben, sich zu verstellen, als er es konnte.

Der alte Herzog wollte unsre großmüthige Fremdlinge nicht aus seinem Pallaste lassen; Dorset war entzückt bey dem Gedanken, so nahe bey seiner Julie zu seyn, sie beständig zu sehen, sie zu sprechen. . . Arist verbat diese Ehre bey dem Minister und nahm nur die Erlaubniß an, ihm täglich aufwarten zu dürfen. Das erstemal, seitdem Dorset Aristen sah, wurde er über ihn unwillig.

„Warum Arist, nahmen Sie die Anerbietung des Ministers nicht an?„ fragte er ihn, da Sie nach ihrem Gasthofe fuhren.

Bester Freund! sagen Sie selbsten; würde es nicht das Ansehen gehabt haben, als wollten wir uns für unsre Pflicht belohnen lassen?

„Aber der Minister that uns gewiß diese Anerbietung nicht aus dieser Absicht. Er denket allzu edel hierzu. „

Sie hätten recht, Dorset, wenn die ganze Welt wie der Minister dächte. Die wohlthätigste Handlung könnte auf diese Art ihren Werth verlieren. Soll sie für sie einen wahren Werth erhalten, so müssen Sie alles ablehnen, was ihn verringern könnte. Ist es gleich angenehm die Danksagungen seiner Freunde zu hören: so ist es doch immer unrecht, und gegen die Größe einer edlen Seele, sie den Danksagungen allzusehr auszusetzen. Und ich, Dorset! ich empfinde nie mehr nach Ausübung einer guten Handlung, als wenn ich den, welchem ich sie erwiesen, außer Stand setze, mir nach seinen Empfindungen danken zu können. Was glauben Sie hievon Dorset?

„Ich. . . Sie haben recht, Arist. . . „

Warum sagen Sie mir dieß so gezwungen? sind Sie mein Freund noch, Dorset? . . .

„Ob ich Ihr Freund bin, Arist? dieß können Sie Ihren Dorset fragen? „

Wir wollen eilends von Paris abreisen, sonst verliere ich Sie, Dorset! Ihr Vertrauen; Ihre Freundschaft, die mir lieber als eine Welt ist.

„Sie tödten mich, Arist! Warum wollen Sie abreisen! Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie nicht mehr hier bleiben wollen? — Ach Arist! — Sie. . . „

Sie

Sie glauben doch Dorset, daß ich allezeit Ihr Bestes wollte. Mir wurden Sie übergeben, um Ihr junges Herz für den Gefahren zu warnen, die ihm droben. Hierzu bedarf ich Ihr Vertrauen. Sie haben einen geheimen Gram bey dem Gedanken Paris zu verlassen. Sie tadelten es selbsten, Sie begehrten noch diesen Morgen unsre Abreise. Nun — wünschen Sie sie nicht. Ich sah unwillige Züge auf Ihrem Gesichte, da ich die Anerbietung des Minsters ausschlug. Sie sahen Julien an, und seufzten. Ach Dorset — Dorset — Sie sind mein Freund nicht mehr, Sie verstellen sich für Ihrem Arist!

„Arist! (er sank ihm mit einem beschämten Blicke in die Arme) welchen Namen nennten Sie — Julien — den Namen eines Engels. Arist! sehen Sie mein bester Arist, wie dieser Name mir den Busen aufschwellt! Ach! so empfand Dorset noch nie. . . Verzeihen Sie Ihrem Dorset! Ihr Tadel — „

Was? ich sollte meinen Freund — meinen Dorset tadeln, wenn er sein Herz den schönsten Empfindungen öffnet. Wie wenig kennen Sie Ihren Arist, Dorset!

„Wie? (erwiederte er lebhaft) Sie tadeln meine Empfindungen nicht. Julie — welch ein reizender Name! Julie scheint Ihnen dieser Empfindungen werth zu seyn? Mein Leben — alles ist Ihnen, mein bester Arist! Warum kann ich Ihnen meine Empfindung nicht aussprechen. — Mit

meinem Vater sind Sie der beste Freund, den ich habe.„

Mäßigen Sie Ihr Entzücken! — das Gefühl der Freundschaft, Dorset! Ich kenne Sie wieder, da Sie mir Ihr Vertrauen schenken. Warum konnten Sie aber meinen Tadel fürchten. Fielen Ihnen vielleicht Gedanken ein, welche mich dazu hätten berechtigen können.

„Nein Aristi! — es waren . . . ich weiß es selbsten nicht . . . unnöthige Besorgnisse.„

Schwerlich Dorset! denn Sie sind nicht gewohnt sich unnöthige Besorgnisse zu machen. Sie glaubten vielleicht, ich würde Ihnen sagen, Sie sollen sich erst von der Denkungsart Juliens überzeugen, ehe Sie sie liebten. Aber Sie hatten unrecht, Dorset. Ein Zug kann uns die ganze Seele eines Frauenzimmers mahlen, wenn sie überrascht wird. Das Lob ihres Bedienten, die Leutseligkeit, mit welcher sie ihm begegnete. . .

Halten Sie ein, Aristi! ich will Ihnen mehr sagen. Die Thränen, die aus ihren englischen Augen floßen, da sie mir nicht danken konnte; die gütige Züge ihrer Stirne; Ihr unschuldiges Lächeln; Ihr sanftes Nachgeben; Ihr sittsames und naturvolles Betragen; Ihre über alle Frauenzimmer der Welt erhabne Seele; Ihr fühlbares Herze; Ihre Empfindsamkeit. . . .

Ich muß Sie umarmen, Dorset! unterbrach Ihn Aristi: Sie lieben, die liebenswürdige Julie, nicht die schöne Julie. Noch haben Sie nichts von

Ihrer

Ihrem äußerlichen Reize gesagt. Sie werden die reinste Wollust in Ihrer Liebe schmecken, überlassen Sie sich derselben. Nur schenken Sie ferner ihrem Arist ein Vertrauen, das ihm so nothwendig ist.

„Wir bleiben also hier, Arist?„

Ja, Dorset, so lange Sie wollen.

„Bester Arist! Wie lieben Sie mich! wie liebe ich Sie!„

Ein Wagen hielt eben vor dem Gasthofe, die Thüre öffnete sich, und der Minister trat mit einem Manne herein, dessen Ansehen ehrwürdig war. Sie fanden den edlen Fremdling in den Armen seines Freundes. Er wand sich los, um ihnen entgegen zu gehen.

Der Alte umarmte ihn mit bebenden Händen. Seyn Sie mir gesegnet edler Fremdling; Sie gaben mir mein zweytes Leben. Juliens Vater; der errettete Julie Vater, drückt sie an seinen Busen! Mein Sohn — mein Freund — mein Dorset! möge der Himmel Sie für diese Wohlthat ewig segnen — so segnen, wie ich es Ihnen wünsche. Fassen Sie diese Zähren auf — Dank — Liebe — heiße Erkenntlichkeit, und Freundschaft nöthigen mir sie ab. Ohne Sie wäre Julie itzt eine Leiche. Ihr Vater wäre trostlos, und würde unter der Last seines Unglücks zum Grabe gesunken seyn. Mich und Julien haben Sie errettet — das tugendhafteste — das rechtschaffenste Kind — meine Julie, haben Sie errettet — wie kann ich es Ihnen vergelten!

Dorset von den Worten, von dem Danke des ehrwürdigsten Mannes gerühret, sank von seinen Empfindungen besieget, aus den Armen des Alten auf einen nebenstehenden Sopha. Der rechtschaffne Alte setzte sich neben ihn.

Wie edel ist deine Seele, Jüngling, so fuhr er fort: Können dich die Empfindungen eines dankbaren Vaters so rühren! deine Thränen sollen sich mit den meinigen mischen... Noch einmal muß ich dich umarmen. Deine Seele ist wie die Seele meiner Julie.

Dorset fiel bey diesen Worten zu den Füßen des Alten. Verschone mich rechtschaffner Alter! verschone das Herz eines Jünglings, mit so entzückenden Lobsprüchen. Du hast mich schon mehr belohnet, als meine Pflicht verdiente. Nichts bist du mir mehr schuldig, ich dir — alles. Nimm diese Seele, dieses Herz voll unaussprechlichen Vergnügens, mein Leben für dich — du verdienest — Gott! — was verdienest du nicht? Sey nur Dorsets Freund — deines Dorsets — —

Stehe auf mein Sohn, unterbrach ihn der Alte: der Himmel ist in deiner Seele. Gott müsse den segnen, der sie so rein gebildet hat.

Dorset stund auf, und flog Aristen in die Arme. Sie und mein Vater machten Dorsetten fähig, so selige Empfindungen zu fühlen. Wie danke ich Ihnen, Arist! Dies übertrifft alles. Nie war ich so glücklich wie ich itzt bin. Aber Arist! setzte er seufzend

zend hinzu: Meine Pflicht hat itzt ihren Werth verloren. Eine Zähre begleitete diese Worte.

Nein, antwortete der Minister, der seine Augen abtrocknete; nein, sie vergrößern Ihren Werth. Ich bitte Sie: nehmen Sie meine Anerbietung an — wohnen Sie bey mir — schenken Sie mir das immerwährende Vergnügen, den edelsten Jüngling bey mir zu sehen.

Es ist unmöglich, versetzte Dorset, daß ich Ihre Anerbietung annehmen kann. Dorset darf... Dorset kann sie nicht annehmen. Ich habe einen Freund, einen Vater, und muß .. bald wieder abreisen.

„Sie denken schon an Ihre Abreise? .. Nein Dorset! so geschwinde dürfen Sie noch nicht daran denken.„

Der Marquis von Dormont ließ sich eben anmelden. Dorset gab ihm bey dem Minister die verdiente Lobsprüche seiner Pflicht. Der Minister beförderte ihn zu ansehnlichen Bedienungen, die er als ein rechtschaffner Mann verwaltete.

Er trat herein und wurde bestürzt, da er den Minister sah, das Herz des unglücklichen Dormont, das unrecht gebildet — Aber doch im Grunde rechtschaffen war, schickte sich zu ähnlichen Scenen noch nicht völlig. Der Minister dankte ihm mit vieler Ergebenheit, und erlaubte ihm den freundschaftlichen Umgang, in seinem Pallaste. Dormont war darüber vollkommen vergnügt, und vergaß nicht, sich selbst Glück zu wünschen, wegen der Be-

kanntschaft mit Dorset, die die Ursache seines Glückes war.

Aristt wurde der vertrauteste Freund des Ministers, und von Juliens Vater. Sie verehrten einen Mann in ihm, dessen seltne Verdienste ihn liebenswürdig machten. Er zog jederzeit seine Pflicht allem, selbsten der Freundschaft gegen seinen Dorset vor.

Wir werden in der Folge ihn auf einer Seite kennen lernen, die ihn verehrungswerth machet. Der Minister nöthigte seine Freunde zum Abendessen, und Dorset, der nichts sehnlicher wünschte, hielt sich für glücklich, da er Aristen es annehmen sahe.

Zwölftes Hauptstück.

Fortsetzung der Geschichte. Julie.

Ich halte es für nöthig, meine Leser, mit Julien etwas bekannter zu machen. Sie war eben in Ihrem zwey und zwanzigsten Jahre, da sie den jungen Dorset kennen lernte. Das schönste Alter für ein Frauenzimmer. Ihr Vater war eine rechtschaffene Magistratsperson, in einer gewissen Stadt in der Schweiz; Dieser edlen Völkerschaft, welche noch allein unter den Nachkommen des Mannus den Ruhm der Tapferkeit und edler Sitten beybehielt.

Sie

Sie ist die einzige freye Völkerschaft, die ich kenne. Andre Freystaaten, sind von einem unerträglichen Joche gedrücket, und ihre Obrigkeiten, die der Wollust ergeben sind, heischen Auflagen, welche das Volk für den Wahn frey zu heißen, mit Vergnügen hingiebt. Die Monarchie würde diesen Staaten zuträglicher seyn, da sie es nie zu den Rechten eines Schweizers bringen werden. Nichts ist lächerlicher als der Name Bürger, wann ihn kein Schweizer führet. Man giebt ihm eine Nebenidee, die seinen wahren Sinn ändert.

Ueberhaupt ist fast keine Völkerschaft mehr glücklich, seitdem Gewaltthätigkeiten, die durch viele Thränenfelder fortgepflanzet wurden, endlich zu Gesetzen wurden. Der erste König war ohne Widerspruch, ein Räuber der Freyheit. Die Gewohnheit machte hernach diese Stelle heilig. Die Nachkommen gewöhnten sich ein Joch zu tragen, das sie zu ohnmächtig waren, abzuschütteln. Gewalt der Waffen und Noth machen sie endlich zu Sklaven.

Die Schrift erzählet uns das Beyspiel eines großen Ministers, der einem ganzen Lande seine Freyheit durch Hunger raubte. Was würden wir in unsern Tagen hiervon sagen? Ist es edel, eine Nation leibeigen zu machen? oder war es weniger als die Pflicht des Königes, seinen ausgehungerten Unterthanen Brod zu geben? Was wäre er ohne sie gewesen? Ein König ohne Volk, dessen Reich

dem ſtärkern Nachbarn alsdenn gehöret hätte. Ich kann ſagen, daß ich dieſe Stelle nie ohne wahren Widerwillen, gegen die Perſon des Miniſters geleſen habe. Seine anvertraute Völkerſchaft zu Knechten zu machen, ihnen ihr ganzes Vermögen zu rauben; ſie aus ihren Wohnungen, als leibeigene Colonien zu verpflanzen, und von ihren Gütern entfernen, wird immer nach dem allgemeinen Gefühle, niederträchtig heißen. Was hat er, das ihn vom Tyrannen unterſcheiden könnte? Wäre er ein rechtſchaffner Vater des Landes geweſen, würde er keine andre Anſtalten gemacht haben? War das für die Völkerſchaft geſorget? Warum mußte eben der König ein Handelsmann werden?

Ich halte es für einen gewiſſen Lehrſatz; das Land iſt unglücklich, wo der Landesherr und der Miniſter Handel treiben, Manufacturen beſitzen, und folglich den Unterthanen in ihr Gewerbe greifen; ihren Vortheil an ſich ziehen, und ſie alſo arm machen. Entehret es die Heiligkeit, die Pflichten der Majeſtät nicht? ſie ſoll den Unterthanen bey ſeinem Gewerbe ſchützen, und raubt ihm den Vortheil.

Warum zwingt man den Enkel des ſclaviſchen Vaters zur Sclaverey. Ich bin frey geboren, und kein rechtſchaffnes Geſetze wird mich nöthigen, den knechtiſchen Vertrag meines Vaters einzugehen. Hat er ein Sklave ſeyn wollen; ich will es nicht. Mit welchem Rechte kann der Ahnherr ſeinen

künf-

künftigen Enkel unter ein schimpfliches Joch verkaufen?

Ich verehre deswegen aber eben so sehr die Monarchie, die mich zu keinem Knechte macht, und nach weisen Gesetzen richtet; die fern von allen Gewaltthätigkeiten, die Last der Unterthänigkeit erleichtert und fast unmerklich macht. Wer ist der edelste? der seinen Staat frey, oder der, der demselben seine Freyheit raubet und sich despotisch macht?

Unter einer Nation, die nicht knechtisch ist, und folglich nicht knechtisch denket, lebte Juliens Vater. Seine Grundsätze waren rechtschaffen und edel. Seine Frau, (dann in der Schweiz hört man den Namen Gemahlinn selten) Seine Frau war tugendhaft, und von den gewöhnlichen Vorurtheilen des andern Geschlechtes frey. .. Die Erziehung, die sie ihrer Tochter gab, kann uns hievon überzeugen. Sie war vernünftig, sie wußte, daß das schöne Geschlecht mit Neigungen zur Eitelkeit, Pracht und Stolz geboren wird. Sie suchte sie zu mildern, da es unmöglich ist sie ganz auszurotten, und ihnen wirklich etwas Eitelkeit nöthig ist. Sie kannte die unschädlichste Art. Bey unsern zärtlichen Müttern sind die Belohnungen ihrer Töchter, Putz und kostbare Kleidungen. Dies war Juliens Strafe, wenn sie etwas unrechtes begieng. Wie sehr schämte sich das arme Julchen oft, wenn ihre Mutter sie kostbar kleiden ließ. Mit Schaam sahe sie auf sich nieder, und mit Entzücken verließ sie die

die Pracht, die das Zeichen ihrer Schande war. Ein niedliches Kleid, das einfach und schön war, wurde ihre Belohnung. Eine andre Art von Strafen war es, daß sie vor dem Spiegel sitzen, und sich langsam ankleiden mußte. Sie durfte ohne Erlaubniß, von ihrem Spiegel nicht aufstehen, und wurde genöthiget sich darinnen zu besehen, wie verhaßt wurde Julien der Spiegel und der Putztisch. Alles mußte an ihr niedlich und sauber seyn. Die Reinlichkeit war eines der vornehmsten Stücken ihrer Erziehung. Da die Mutter leutselig mit jedermann umgieng, so ahmte ihr Julie nach. Sie war ihren Bedienten eben so gut, als sie ihrer Freundinn war.

Julie hatte in Ihrer Kindheit ihre Puppe wie andre Mädchen, aber sie kleidete sie anders. Ihr Spiel mit der Puppe dauerte nicht lange. Ihre Mutter lehrte sie Blumenkränze winden, Rosen pflücken und auf ihr Bette streuen, und andre Spiele der Natur, die sich für ein Mädchen schicken.

Ihre Seele wurde von der ersten Jugend zur Unschuld gebildet. Die Bedienten des Hauses waren redliche Leute. Juliens Vater und Mutter waren offenherzig. Sie zogen ihr Kind mit Güte und sie lernte also jene Verstellung nicht, die eine gewöhnliche Folge der Strenge ist. In ihrem zunehmenden Alter las Julie, aber sie überließ ihrer Mutter die Wahl ihrer Bücher. Sie hatte Witz

und Geschmack, aber sie suchte ihn eben so wenig schimmern zu lassen, als zu verbergen.

Es ist eine gewisse Schwachheit unter unsren heutigen Frauenzimmern, daß sie alle gelehrt scheinen wollen. Sie würden den Doktorshut aufsetzen, wenn es der Kopfputz litte. Mit pedantischem Witze steigen sie oft von den Sphären herunter, eben so lächerlich wie ein Zwerg von einem Elephanten. Meine Bibliothek: Dies ist ein Wort, welches sie mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit aussprechen, und bald werden sie witzig genug seyn, sich in Lebensgröße über ihre Bücherbehältnisse mahlen zu lassen, und neben sich den Diener eines Buchladens, der Ihro Hochweisen ein Buch bringet.

Ich will Ihnen, schöne Freundinnen, (wenn Sie es seyn wollen) deswegen eben nicht die Bücher verbieten. Nein! lesen Sie! bilden Sie sich nach edlen Mustern. Aber verstecken Sie ihre Gelehrsamkeit lieber, als daß Sie dieselbige ausframen. Nichts stehet ihrem Geschlechte schöner, als eine einnehmende Sittsamkeit und ein bescheidenes Lächeln.

Sie kommen in die gefährliche Jahre, wo Sie einen Mann brauchen. Die Achtsamkeit auf ihren Putz verdoppelt sich. Da Sie ihn zu haschen glauben, verscheuchen Sie ihn. Der Mann, der Sie ihres Putzes wegen zur Gemahlinn nimmt, wird kein guter Ehemann werden. Der Vernünftige flichet vor ihrem Putze, um sich ein Mädchen zu suchen, das ohne Putz reizend ist. Ein Mädchen,

das

das seine Arbeit in seinen Händen hat, ist uns allezeit angenehmer als eine Schöne, die nichts kann, als ihren Fächer auf und zu machen, und etwa spielen. Wenn Sie einen Mann besitzen wollen, der das Vergnügen ihres Lebens machen soll, dann suchen Sie ihn nicht, und Sie werden ihn alsdenn gewiß finden. Ahmen Sie meiner Julie nach, und Sie werden gewiß glücklich seyn.

Julie sollte aus Ursachen gesehen werden, die seinen rechtschaffnen Aeltern gleichgültig ist. Man wird mich schon verstehen. Sie kam nach Paris, und es gefiel ihr nicht. Mit Sehnsucht hatte sie die Zeit erwartet, wo ihr bester Vater sie in die Arme ihrer Mutter zurückführen würde, als eben — Dorset erschiene.

Dorset war viel zu liebenswürdig, als daß die schöne Seele Juliens hätte ungerührt bleiben sollen. Welche Erkenntlichkeit war sie ihm nicht schuldig! Mit diesem täuschenden Namen belegte sie jene Empfindungen, die in ihrem Herzen aufwallten.

Dorset kam mit ihrem Vater und Oheim zum Abendessen. Mit welchem Vergnügen sah sie den liebenswürdigen Fremdling von den Liebkosungen dieses Vaters überhäufet. So oft er ihn seinen Sohn nannte, seufzte sie, und fühlte. Ein unwiderstehlicher Hang nöthigte sie den schönen Jüngling anzusehen. Sie empfand ein nie gefühltes Vergnügen, wenn Sie ihn unbemerkt sehen konnte.

Welche

Welche edle Züge! welche Leutseligkeit! welche Großmuth! welche Offenherzigkeit! fand sie nicht in seinen Mienen. So liebenswürdig hatte sie noch keinen Jüngling gesehen.

Die Nacht kam, das Bild ihres Wohlthäters scheuchte den Schlaf von ihrem Bette. Der Mond schien sanft über den stillen Garten des Pallastes. Eine reizende Stille herrschte, und alle Gänge waren einsam. Nur eine Nachtigall seufzte in der kleinen Wildniß. Sie stand auf und gieng in den Garten. Wie reizend war die einsame Stille, in welcher das Mondenlicht zitterte! In welche süße Empfindungen lößte das Lied der nächtlichen Sängerinn, ihre Seele auf! Ihre Seufzer mischten sich in die klagende Töne. Julie war ganz Gefühl. Sie dachte sich, in sich selbst versenkt, das Bild künftiger seliger Tage, und — Dorset. Die Glocke des Pallastes schlug zwey. Julie erwachte aus ihrem Traume, aus dem Schwarme reizender Ideen, die ihre Seele in weiter Unordnung bestürmten. Nur noch einen Gedanken. Wie schön ist die Nacht, wie hold die Einsamkeit, und die schimmernde Büsche. Nie fand ich sie so schön. Welches Gefühl bestürmet mich. Julie empfindet zum erstenmale, daß sie Julie ist. Reizendes Mondenlicht, du glänzest vielleicht in dem Zimmer des schlaflosen Dorsets. Ach! wann er es wäre! wann Dorset Julieus Bild sähe, die ihn mit Entzücken denket. Ihr schöner Blick heftet sich aufs neue zur Erde. Die weiße Arme legen sich sanft

Bayerische

über einander; Ihre Füße schleichen langsam durch die schattichten Gänge, und Julie träumet aufs neue. Ihre Empfindungen schwellen den schönen Busen empor, den das stille Licht Dianens anlächelt. Ein Westwind lispelt durch die Blätter, und Julie erwacht auf das neue. Unwillig sieht sie den Mond sich niedersenken, und schleicht zu ihrem Zimmer zurücke. Wie reizend sind die Schmerzen der Liebe! Glückliche! die sie empfinden.

Dreyzehntes Hauptstück.

Ein Nachtgespräche. Der Minister.

Dein Wunsch ist erfüllt, Julie, wie du es verdientest. Dorset wälzet sich schlaflos in seinem Bette, und denket — dich. Tausend Bilder der Zukunft, jeder voll Reiz und Annehmlichkeit giengen vor seinen Augen vorüber. Arist merkte seine Unruhe.

„Was ist Ihnen Dorset! daß Sie nicht schlafen können?„

Die Betten in Paris sind mir so warm Arist, daß ich nicht einschlafen kann.

„Legen Sie die Decken auf den Boden, und versuchen Sie, ob Sie vielleicht besser schlafen.„

Dorset

Dorset legte die Decke nieder, und sich darauf, am seinem Vorwande einen Anstrich zu geben. Dorset wußte bis hieher nicht was Verstellung ist. Aber er liebte, und die Gefährten der Liebe, Furcht, Schaam und Verstellung stellten sich ein. Die Stimme der Natur spricht leise, und ändert sich in' listige Ränke. Arist merkte den jungen Dorset wohl.

„Sie sind nichts ruhiger auf dem Boden, Dorset! „

Ich glaube Arist! das Denken hindert mich heute zum erstenmale am schlafen.

„Was denken Sie denn so Wichtiges?„

Es ist weiter nichts Wichtiges, Arist! . . . Von . . . Clairons Landhause.

„Nur heraus Dorset! und von Julien. Nicht wahr? „

Ich weis nicht Arist! Ihr Bild will mir nicht von der Seite weichen, und ich kann auch nicht so unmenschlich seyn, es mit Gewalt zu verscheuchen. Schlafen Sie nur Arist! ich werde schwerlich so bald einschlafen.

„Dann werden Sie wenigstens nicht gar unangenehm wachen. Schlafen Sie mir bald nach. „

Arist schwieg und überließ seinen Freund sich selbsten. Dorset schlief endlich gegen den Morgen ganz ermüdet ein.

Der Lermen des Gasthofes, der bald nach Anbruch des Tages sich erhob, ermunterte Aristen.

Dorset schlief immer noch fort, bis ihn Ariſt nach Verlauf einiger Zeit erweckte.

„Wir müſſen zu dem Miniſter, Dorset! eilen Sie.„

Mit einer pfeilmäßigen Geſchwindigkeit ſtand Dorset auf, und kleidete ſich an. Wollen wir nicht zu dem Miniſter fahren Ariſt! fragte Dorset!

„Warum wollen Sie fahren, Dorset! da Sie doch ſonſt zu Fuße gehen konnten?„

Es iſt etwas weit, Ariſt, und . . . man kommt geſchwinder an.

„Wie Sie wollen, Dorset!„

Der Wagen kam; Dorset winkte dem Kutſcher, und er fuhr ſie mit einer Geſchwindigkeit, daß der lebhafte Dorset zufrieden war.

„Der Kutſcher fährt ſehr ſchnelle, Dorset! ſagte Ariſt, die Pferde werden zu ſehr ermüdet.„

Sie können ja in dem Rückwege deſto langſamer gehen, Ariſt!

„Da iſt wohl Julie die Urſache?„

Ja Ariſt! ich bin recht ungeduldig zu hören, wie ſie geruhet hat.

„Glücklicher Dorset! wenn Julie auch nicht hätte ſchlafen können.„

Gewiß Ariſt! ich würde mich dann für den glücklichſten Menſchen von der Welt halten.

Der Wagen hielt an dem Pallaſte des Miniſters. Eine Menge von andern hielten eben daſelbſt. Der Miniſter gab eben Audienz. Dorset gieng durch das erſte Zimmer, welches von Vornehmen

men angefüllet war. Sie kamen endlich in den Audienzsaal selbsten.

Ein alter Landmann stand eben bey dem Minister und weinte. Nach einer freundschaftlichen Annahme sagte der Minister zu Dorset: Verzeihen Sie mein Freund! des Morgens gehöre ich den gröſten Theil dem Staate, aber halten Sie sich ein wenig auf, Sie werden nicht mißvergnügt, die Zeit zubringen, indeß kommen mein Sohn und Julie zurück, die ausgefahren sind.

Arist nahm die Erlaubniß mit seinem Freunde an. Indessen der Minister dem Landmann ganz freundlich befahl, seine Sache noch einmal vorzutragen.

Sie wissen, gnädiger Herr! wie unglücklich ein Greis ist, der von seinem Alter verhindert wird, zu arbeiten. So lange ich jung war, und diese Arme nicht zu schwach waren, arbeitete ich. Ich habe meinem besten Könige im Felde nach meinem Vermögen gedienet, und die Narben meines zitternden Hauptes, und dieses Körpers können zeugen, ob ich dem Könige redlich gedienet habe. Drey Söhne, die mich in gute Umstände hätten setzen können, die den Muth ihres Vaters nachahmten, hatten in verschiedenen Schlachten, ihr rechtschaffnes Leben verloren. Die Art ihres Todes tröstete mich. Sie haben für ihren König ihr Leben hingegeben, dachte ich, und sind in ihrem Berufe gestorben. Noch einen einzigen hatte ich übrig. Er sollte das Alter seines Vaters unterstützen, mich durch die Arbeit

seiner Hände unterhalten, und mit mir zwey unerzogne Kinder meines Bruders, die allzufrüh ihre Aeltern verloren haben; und den haben sie mir mit Gewalt genommen. Was ist mir nun übrig, als daß ich ein verlaßner Alter, entweder das unglückliche Leben eines Bettlers führen, oder für Hunger meine grauе Haare in das Grab legen muß. Ich habe doch, Gott weiß es! gegen den König allezeit meine Pflicht beobachtet; ich habe Ihm drey Kinder geschenket, deren Tod mir meine arme Frau entrissen hat; und was um Gottes willen! gnädiger Herr! denken Sie selbsten, sollen die arme Waisen anfangen, die itzt schon einen Tag lang ohne Brod schmachten! mir gehts durch die Seele. Ich habe ihnen gestern noch den Rest gegeben, den ich für mich selbsten bestimmt hatte. Stellen Sie sich in meinen Platz, und schenken Sie mir meinen Sohn wieder. Ich habe so nicht mehr lange. Lassen Sie einen ehrlichen Mann nicht ohne den letzten Trost sterben, daß er seinem Kinde den nöthigen Unterhalt danken, daß er mir im Sterben diese Augen zudrücken kann. Gott wird es Ihnen gewiß vergelten. Der arme Alte sagte dieses mit einem so rührenden Tone, daß der Minister eben so wenig als seine beyde Freunde sich einer Thräne erwehren konnte. Es ist sehr ungerecht, sagte Dorset lebhaft, einem ehrlichen Alten seine letzte Stütze hinweg zu nehmen, der so redlich denket. Es soll auch nicht seyn, sagte der Minister. Der König, mein guter Mann! fodert dieses nicht; wenn er euch gekennet hätte, so hätte

er

er längst eure Treue belohnet. Ihr sollt euren Sohn wieder haben, und jährlich ein Gehalt wie ihr verdienet. Hier habt ihr einsweilen etwas, gebt zufrieden nach Hause, euer Sohn soll bald bey euch seyn.

Der gute Alte konnte seinen Empfindungen nicht wehren. Wann doch die ganze Welt so wäre wie Sie, gnädiger Herr! Aber Gott sieht es, das ist mein Trost, und er wird Ihnen gewiß Glück, und Segen dafür geben.

Er gieng fort und ein Frauenzimmer von gesetztem Ansehen kam. Der Minister gieng ihr mit aller Höflichkeit entgegen. Was haben Sie für ein Gesuch an den König Madame? Ich bin eine Wittwe, Monseigneur! und habe weiter nichts zum Besten der Welt thun können, als etliche Töchter erziehen, die ein mittelmäßiges Glück gemacht haben. Mein Mann, der bey dem königlichen Finanzwesen war, verwaltete sein Amt als ein rechtschaffner Mann. Ein Beweis davon mag das Zeugniß derjenigen seyn, über die er gesetzt war, und daß er zwar nicht reich, wie seine Amtsbrüder, aber als ein ehrlicher Mann starb. Das Wenige von liegenden Gütern, das ich als ein Erbtheil meiner Aeltern besitze, und von ihnen schon seit undenklichen Jahren besessen worden, würde zum Unterhalte einer Wittwe hinlänglich seyn, die sich mit wenigem zu begnügen weis. Der Marquis von Lucil, an dessen Güter die meinigen gränzen, schlug mir einen Kauf vor, der nicht annehmlich war. Ich

kann auf dem Lande mit mehrerer Ruhe und Bequemlichkeit leben, und dies war eine andre Ursache, warum ich es nicht thun konnte. Hierauf machte mir der Marquis einen Rechtshandel. Die Gerichte traten sich auf eine solche Weise, daß sie nur nicht nur meine Güter ab, und dem Marquis zum Eigenthum zusprachen, sondern mich so gar zu allen Gerichtskosten verdammten. Ich bin unvermögend sie zu bezahlen, da mir nichts mehr als meine Kleidungen übrig sind. Ich würde mich zu meinen Kindern begeben haben, wenn ich nicht wüßte, daß es für Aeltern hart wäre, der Gnade ihrer Kinder zu leben, und wenn Ew. Excellenz nicht als der gerechteste Mann hier bekannt wären. Ihr Schutz ist es, was eine Wittwe erflehet, die durch Ungerechtigkeit unterdrückt, ein Opfer der Habsucht und der Armuth geworden ist.

„Man wird Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, Madam! und Ihre Sache noch einmal durchsehen. „

Eben ließ sich der Marquis von Lucil melden. „Treten Sie ein wenig in dies Nebenzimmer, Madam! „

Lucil kam und machte seine Entschuldigungen mit einer Menge von Höflichkeiten.

„Was begehren Sie, Marquis? „

Ce n'est q'une bagatelle Monseigneur! Eine wunderliche Frau, deren Mann ehemals bey dem Finanzwesen war, und der alles was er hatte, verzehrte, hatte etliche Güter, die an die meinigen stoßen.

Eine

Eine alte Urkunde zeigte, daß sie ehemals zu den meinigen gehörten. Sie wurden zwar an einen von ihren Vorältern käuflich überlassen, aber es findet sich nirgends ein Beweiß, daß sie wären bezahlt worden. Die Frau konn auch keinen Schein deswegen vorzeigen. Mein Gesuch war richtig, und wurde von der Gerichtsbarkeit zu meinem Vortheile entschieden. Sie aber berief sich auf das Ministerium. Ich bin überzeugt, setzte er hinzu: daß Monseigneur mir nicht entgegen seyn werden.

„Ich werde Ihnen aber entgegen seyn, Marquis! Wann Sie unrecht haben. Haben Sie der Wittwe nicht zuerst ihre Güter abkaufe wollen.„

Ich wollte es aus Mitleiden thun, Monseigneur!

„Diese Entschuldigung Marquis, taugt in dem Rechte nicht. Wenn Sie eine gerechte Sache gehabt hätten, so würden Sie nie daran gedacht haben, Mitleiden zu haben. Zudem taugt Ihre ganze Sache nichts.„

Vous badinés Monseigneur! Daß sie keinen Beweis vorbringen kann, daß die Güter bezahlt sind, das wäre nichts!

„Gar nichts Marquis! Die Wittwe ist im Besitze der Güter, und sie fordert einen Beweis von Ihnen, daß die Güter nicht bezahlt worden sind. Ihnen gehört es zu beweisen, Marquis! und nicht der Wittwe. Wie lange sind Sie schon auser dem Besitze?„

Etwa hundert und achtzig Jahre.

„Ihre Sache iſt ungerecht, Marquis! und es macht Ihnen Schande, daß Sie eine Wittwe wider Ihr beſſeres Wiſſen berauben wollen. Sie werden ſo gut ſeyn und Ihre Anſprüche fahren laſſen, und alle Koſten bezahlen. Richten Sie ſich darnach, Marquis! ohne ſich in weitere Rechtshändel einzulaſſen.„

Der Marquis nahm einen verdrüßlichen Abſchied, und die glückliche Wittwe kam wieder in das Zimmer.

„Sie beſitzen Ihre Güter wieder, ſagte der Miniſter, und man wird Sie wegen der treuen Dienſte Ihres Mannes nicht vergeſſen.„

Sie machte eine dankbare Verbeugung, und gieng mit Thränen der Freude fort.

Julie und der junge Herzog waren indeſſen angekommen, und Dorſet beurlaubte ſich von dem Miniſter, mit einem Zuſatze von Achtung, der keine Vermehrung litte.

Vierzehntes Hauptstück.

Dorset ist alleine mit Julien.

Dorset gieng mit seiner angebeteten Julie in den Garten des Pallastes, indessen Arist den Vater Juliens, und den jungen Herzog unterhielte. Wie haben Sie nach dem gestrigen Schrecken geruhet, Julie? Dieses war die erste Frage des neugierigen Dorsets.

„Nicht gar wohl, Dorset!„

Was! Sie haben nicht wohl geruhet? unterbrach sie Dorset lebhaft.

„Ich gieng diese Nacht lange in diesen Gängen.„

Ach! schönste Julie! Auch ich konnte fast kein Auge zuthun.

„Was konnte Sie wohl daran hindern, guter Dorset?„

Dieses Beywort entzückte den lebhaften Jüngling. Er antwortete mit Lebhaftigkeit.

Sie schönste Julie! Sie alleine konnten mich hindern!

Julie erröthete.

„Warum sollte ich Sie gehindert haben. Dorset!„ fragte Sie ganz zärtlich.

Juliens Bild verfolgte jede Minute der schlaflosen Nacht, und machte sie zur schönsten, zur angenehmsten der Nächte. Ich dachte an Ihnen, wie

reizend

reizend waren diese Gedanken. Ach Julie! Könnte ich Ihnen aussprechen, wie selig mich diese Gedanken machten. Nicht in der Freundschaft, selbst wenn ein Unglücklicher mir dankte, und mir wollüstige Thränen des Vergnügens auspreßte, selbst alsdenn beste Julie! fand ich mich nicht so glücklich.

„Wie kann Julie das thun, Dorset! Sie täuschen sich selbsten. Vielleicht waren es die Gedanken von Juliens Errettung, nicht Julie selbsten; oder vielleicht war es ein trügender Traum den Sie sahen.„

Konnte das ein Traum gewesen seyn was mich wachend beseitget? Welches Gefühl! welche Menge von Empfindungen schwellen dieses Herze Julie, bey den Gedanken von Ihnen. Nur der Name Julie, o! so wallt diesen Busen auf, so drängt sich Empfindung auf Empfindung. Julie! ... englische Julie! Könnten Sie Dorsets Herz sehen; wie viel es für Sie fühlet; wie sehr ... Verzeihen Sie den tugendhaften Empfindungen Dorsets ... Wie sehr es Sie liebet. . . Sie. . .

„Was sagen Sie Dorset? Sind Sie auch von jenen, die der Unschuld eines Mädchens nachstellen, und sie durch Worte täuschen — doch ich glaube Sie zu edel. Dorset! als daß Sie Ihre Worte nicht zurücknehmen sollten. „

Julie! . . . Glauben Sie, daß Dorset jemand täuschen könnte! ich, der Tugend Juliens nachstellen! Juliens . . . für deren Tugend ich mein Leben mit Entzücken hingäbe! ich sollte meine

Worte

Worte zurücknehmen. . . Nimmer Julie. . . Tausendmal will ich es Ihnen sagen, Julie . . ich liebe Sie . . . so liebt Dorset niemanden als seine Julie . . .

Er nahm ihre Hand; drückte sie an seinen Busen, und sah tiefsinnig nieder. Juliens Zustand war marternd. Stets zur Tugend gewöhnt, kannte sie die Schmeicheleyen des ersten Geschlechtes. Aber Dorsets Sprache war die Sprache des Herzens. Sie wünschte sich, sie zu hören, sie schätzte sich glücklich, und alle ihre Empfindungen wurden rege.

Aber sollte Sie einem Jünglinge sogleich ihr Gefühl entdecken, dessen Geschlecht es in der Verstellung so weit gebracht hat, daß es die heiligsten Wünsche zur Erhaltung seiner Wollust entehret. Wie viel leichtgläubige Mädchen bereuen es oft, daß sie Eidschwüren glaubten. Aber Dorset schwur nicht, er war gewohnt, Wahrheit zu reden, und bedurfte keines Eides.

Julie hielt sich zurücke.

„Ich glaube Dorset, daß Sie eben so edel denken, als Sie sprechen. Aber verzeihen Sie: man hält oft dasjenige für Liebe, was bloße Leidenschaft ist. Sie können glauben, Sie liebten Julien; aber vielleicht fühlen Sie nur für Julien; vielleicht kann die Zeit Juliens Andenken in Ihrem Gedächtnisse auslöschen. . . . Zudem, Dorset! gehöret es denen Aeltern über die Wahl ihrer Kinder zu urtheilen, und den Kindern, ehe der Vernunft als der Leidenschaft nachzugeben, weil unsre Uebereilung

eilung, das Unglück unſres ganzen Lebens nach ſich ziehen kann. Sie haben alle meine Freundſchaft, Dorſet. Juliens Herz iſt gegen ſeinen Erretter fühlbar, ganz Dankbarkeit. Nie wird Julie das Bild Dorſets vergeſſen, ſelten ohne Entzücken ihn denken; aber bloß den edlen, den freundſchaftlichen Dorſet, nicht aber . . den Liebhaber. . . „

Warum mußten Sie dieſes hinzuſetzen? Sie haben recht, Julie. Das Urtheil unſrer Wahl gehöret den Aeltern. . . Julie, ich verlaſſe Sie einen Augenblick — gleich komme ich zurücke.

Dorſet lief, von dem Ungeſtüm ſeiner Liebe hingeriſſen, in den Saal, wo Juliens Vater, Ariſt und die beiden Herzogen waren. Er fiel für Juliens Vater nieder und ſprach mit aller Lebhaftigkeit: Beſter Vater! Dorſet liebt Julien! Julien. . . Ihr Kind! Mein Vater. . . Julie glaubt nicht, daß ich ſie liebe — und gewiß liebe ich ſie. . . Ariſt. . . Ariſt iſt mein Zeuge. Von Ihnen erwartet Julie ihren Geliebten. . . Schenken Sie mir Julien. . .

Dorſet konnte nicht mehr ſprechen. Mit zitternder Erwartung ſah er auf Juliens Vater. Sie rühren mich Dorſet! ſagte der rechtſchaffne Vater. Aber überlegen Sie erſt ſelbſten, was Sie begehren. Iſt dieſes das Werk einer Minute, Dorſet! Sollte ich den Willen meiner Tochter einſchränken! Dies kann ich nicht, Dorſet! Aber wenn Julie Sie lieben wird, ſo will ich mit Entzücken Ihre Wahl billigen. Hat Julie Sie denn ſchon gewählet?

Mein

Mein beſter Vater! . . Sie erwartet ihren Gemahl von Ihnen.

„Und Juliens Vater wird niemals ſo grauſam ſeyn, ſeiner Tochter wider ihren Willen einen Gemahl zu geben. Suchen Sie Dorſet, die Liebe meiner Tochter zu verdienen, und ſeyn Sie auſſer Sorge wegen dem Uebrigen.

Der junge Herzog ſtand, wie vom Blitze gerühret bey dieſer Scene. Ariſt bemerkte ihn. Alle verwirrte Züge eines geheimen Entſetzens; verzweifelnde Ideen; Streit mit ſich ſelbſten; alles las Ariſt auf der Stirne des unglücklichen Herzogs. Er ſelbſt ſank in die tiefſte Schwermuth, und die Thräne der Menſchlichkeit benetzte ſeine Wangen. Welche entſetzliche Ausſicht in die Zukunft. Merillac liebte Julien. Dorſet liebte ſie auch. Beyde dachten edel und groß. Einer muſte durch ſeinen Freund unglücklich werden. Er ſahe ſeinen Dorſet von Gram abgezehret, wenn er unglücklich wäre, und den einzigen rechtſchaffnen Sohn eines großmüthigen Miniſters wie eine Blume hinwelken. Wem ſollte nun Ariſt den Vorzug geben. Ohne Widerrede dem Gefühle, wahrer Tugend und Pflicht. Der junge Herzog war ſchon in den Bedienungen des Staates, und verrichtete ſie mit einer Rechtſchaffenheit, die jener ſeines Vaters gleich war. Wir werden in der Folge Ariſts Geſinnungen hören.

Dorſet

Dorset bemerkte nichts. Er war bloß für sich eingenommen, und dachte nicht an das traurigste Unglück, das der Ruhe seiner Tage drohte.

Er lief in den Garten zu Julien. Von Ihnen alleine, schönste Julie, sprach Dorset, hängt es ab, mich zu dem glücklichsten Sterblichen zu machen.

Fodern Sie von mir was Sie wollen, . . . Julie. . . was Sie wollen zum Beweise, daß ich Sie liebe.

„Warum Dorset, sprach Julie mit erhabnem Ernste: Warum hängt es von mir ab? Wer sagte Ihnen das, Dorset?„

Der beste — redlichste Vater meiner Julie, sagte es. . . Arist und die beyden Herzoge haben es gehöret. . . Wann Sie wollen, englische Julie! so ist Dorset glücklicher als er aussprechen kann.

„Wie wenig kennen Sie das Vorurtheil, Dorset! das mich zu erröthen zwingt. Sie konnten Julien durch diese Handlung so beschämen! Sie werden glauben, Julie habe sich völlig bis auf den Ausspruch ihres Vaters ergeben. Sie habe . . . .„

Es sind ja unsre Freunde, Julie! Warum hätte ich mich verstellen sollen?

„Ohne sich zu verstellen, Dorset, hätte dieses ein Geheimniß bey Ihnen bleiben können, was werden sie von einem Mädchen denken, das sich so gleich ergeben. . . „

Was sagen Sie, Julie! . . Sie haben sich mir ergeben . . . glü. . .

Julie antwortete mit groſſer Verwirrung:

„Ich ſagte ja nicht, daß ich mich Ihnen ergeben hätte... Ich meyne, Sie möchten es glauben; Sie....“

Ach Julie! .. ſollten Sie vielleicht Dorſet lieben können, und ſo grauſam ſeyn, es ihm zu verbergen! Julie... (Er ſahe ſie zärtlich an)... Julie... Warum ſoll die Ungewißheit mich tödten... Wann Sie... Ach! Wenn Sie den unglücklichen Dorſet nicht lieben können, ſo erlauben Sie ihm ſich zu entfernen... In ſeine Einöde zurück zu fliehen, und den Reſt ſeiner Tag: Julens Andenken und dem Grame zu widmen... Julie. leben Sie wohl!.. Ich werde Sie nicht mehr ſehen... nicht mehr Julien ſehen...

Er ſagte es, und Thränen floſſen aus ſeinen Augen, die ſie voll Zärtlichkeit, und Wehmuth anſahen. Er wollte ſich entfernen.

„Wo wollen Sie hin, grauſamer Dorſet!... Bleiben Sie wenigſtens noch einen Augenblick bey Julien... „

Soll ich einen zweyfachen Tod, durch eine längere Verzögerung bey Ihnen empfinden... Fühle ich nicht Schmerzen genug!.. Wollen Sie Ihrer Parte noch Grauſamkeit hinzufügen... Nein, Julie... Ich verbanne den elenden, den verhaßten Dorſet aus Ihren Blicken...

„Undankbarer Fremdling!.. Gehen Sie... Aber entehren Sie Julien... die unglückliche Ju-

lie, durch Ihr Andenken nicht... Ich werde mich zwingen Sie zu vergessen... Den Undankbarsten aller Menschen zu vergessen...“

Julie vergoß Thränen und wollte sich entfernen. Dorset hielt sie bey ihrer Hand.

„Mein Julie! Sie sollen Sich nicht entfernen... Ich bin kein Undankbarer; nur unglücklich bin ich... Aber warum wollen Sie mich martern, da Sie mich nicht lieben können... Sie weinen... Wäre es nicht Freundschaft die Ihnen diese Zähren auspreßt... Wäre es Liebe; nichts sollte den Dorset von seiner Julie trennen können... Julie...

„Wäre es Freundschaft... würde Julie so unglücklich seyn?...

„Was höre ich... Julie... Sie lieben mich.. Glücklicher Dorset... Julie liebt dich... größre Seligkeit fühlt der Himmel nicht als ich empfinde... Ach Julie... Julie...

„Ja ich liebe Sie Dorset... ich liebe Sie mehr als alles...

Sie sprach es, und sank voll Empfindung in seine Arme. Dorset drückte sie fest an seinen Busen, und küßte ihre Wangen. — Grenzenloses Entzücken! rief er in seinem Taumel: wie glücklich... Wie selig ist Dorset... ich athme den Himmel... die Wollust der Seligen...

Ihre Empfindungen machten sie sprachlos... Das höchste Gefühl einer tugendhaften Liebe durchströmte ihre Adern... Ihr Entzücken ergoß sich

in sympathetischem Gefühle. . . Mit immer höherer Wonne drückten sie sich an den klopfenden Busen, und entflammten sich wechselsweise, zur glücklichsten Liebe.

Funfzehntes Hauptstück.

Dorset reiset ab.

Merillac liebte Julien würklich. Er hatte sie mit der Entdeckung seiner Liebe bisher verschonet, weil er sie verdienen wollte. Dorset besaß seine ganze Freundschaft, und der junge Herzog hatte ihm sein Leben zu danken. Sein Herz war voll Gesinnungen, von Großmuth und Tugend. Wäre sein Herz nicht so edel gewesen, so hätte es Julien weniger geliebt.

Die Aehnlichkeit unsrer Denkungsart, erzeuget das sanfte Gefühl einer untadelhaften Liebe. Julie dachte schön und tugendhaft. Ihr Herz fesselte den Tugendhaften. Ihre Reize unterstützten die Empfindungen der Liebe nicht, sie machten sie nur fühlbarer. Setzt den steten Umgang hinzu, und der Herzog müßte das wahre Gefühl des Schönen nicht haben, wenn er Julien nicht geliebet hätte.

Wir haben ihn in einem traurigen Zustande verlassen. Er schlich sich von seinen Beobachtern fort, um sich völlig seinen Schmerzen zu überlassen.

Freundschaft und Liebe stritten wechselsweise in seinem Herzen. Sein Wohlthäter, sein bester Freund, wurde sein Nebenbuhler. Julie hatte sein Leben in ihren Händen. Sein Herz war eben so empfindlich für die Freundschaft, als es für die Liebe war. Er wird die Liebe seinem Freunde aufopfern, aber wird er ohne Julien . . leben können?

Arist war ihm gefolget, da er sich entfernte. Er wollte sich überzeugen, um seine Maasregeln darnach einzurichten. Er fand ihn in einem bedeckten Gange des Lustwaldes neben einer Rose stehen. In seinen Gram vertieft, hörte er den wohlthätigen Tugendhaften nicht, der auf ihn zuging.

„Sie sind sehr schwermüthig, Herzog! redete ihn Arist an.

„Ich kann es Ihnen nicht verbergen, Arist!„

„Dürfte ich Sie nach dem geheimen Kummer ihres Herzens fragen? Er wird erleichtert, wenn wir ihn in den Busen eines Freundes ausschütten.

„Aber er beunruhiget den wahren Freund auch, Arist! und die Unruhe des einen ist oft so marternd, daß es Pflicht wird, den Freund mit seinem Geständnisse zu schonen.„

„Ein getheilter Schmerz ist leichter, edler Freund! als der geheimste. Er drückt unsre Schultern nieder, und beugt uns zur Erde, wenn freundschaftlicher Trost und Theilnehmung seine Schwere hemmet.

„Aber großmüthiger Arist! Sie glauben doch, daß es eine Art von Schwermuth giebt, die der Tugendhafte, der Freund, in seinem Busen, in sei-

nem

nem Herzen verschließt; und wenn er edel denket, nicht offenbaret? „

Ich kenne nur eine Art. Sie muß den Freund selbsten betreffen, dessen Glück die Ursache unsers Unglücks wird; sonsten kann der Freund immer Ihr Arzt nehmen.

„Ich versichre Sie, Arist! Zwischen uns beyden ist dieser Fall nicht. Es kann also noch eine Art geben. „

Sie dürfen mir ihn nicht entdecken: es muß nothwendig also eben so viel heißen, als wenn er mich selbsten betrüge. Vielleicht ist es der Einfluß, den er durch mich haben könnte: Vielleicht hänget die Folge desselben von mir, von meinen Rathschlägen, von meiner Freundschaft gegen einen andern ab.

„Wenn es so wäre, Arist! wäre es alsdenn nicht meine Pflicht, diese Folgen zu vernichten, indem ich ihnen denselben verberge? „

Es ist die Denkungsart eines Edlen; des liebenswürdigsten Jünglings, den ich umarmen muß.

Arist umarmte den unglücklichen Herzog, mit der größten Empfindung.

Aber, fuhr Arist fort: Ist es alsdenn nicht meine Pflicht, wenn ich diese Ursache des Grams meines Freundes muthmaße, daß ich den traurigen Folgen, die es für ihn haben könnte, vorbeuge. Nicht auch die übrige mich aus einem möglichen Irrthume zu ziehen, der ebenfalls traurige Folgen haben könnte?

„Sie haben recht, Ariſt! es würde Ihre Pflicht ſeyn, wenn Sie dieſe Folgen vorher ſehen könnten. Da Sie aber dieſelben nicht ſehen können, ſo fällt ſie hinweg. Uebrigens; wer wird einem Wahne zu Gefallen etwas unternehmen, das ſchädliche Folgen haben könnte; dieſes werden Sie wenigſtens nicht thun. „

Warum wollen Sie mich täuſchen, liebſter Freund! Glauben Sie Ariſt würde etwas thun, ohne mehr als Wahrſcheinlichkeit, von der Gewißheit ſeiner Meynung zu haben? Glauben Sie, er dächte weniger edel als ſein Freund? oder er würde ſich Ihre Großmuth nicht zum Muſter künftiger Handlungen nehmen?

„Sie ſetzen mich in Verwirrung, Ariſt! Sie ſehen meine Schwermuth iſt ſchon vernichtet, während unſrer Unterhaltung. „

Kaum hatte der junge Herzog dieſe Worte geendiget, als Ariſt eine plötzliche Röthe bemerkte, die ſeine Stirne färbte, und eben ſo plötzlich in eine Todesfarbe hinſchwand. Er zitterte für ſeinen Freund, der ihm ohnmächtig in die Arme ſank. Ariſt ſah ſich nach Hülfe um; und . . . erblickte in der Entfernung Julien, in Dorſets Armen. Wie lebhaft iſt das Gefühl der Liebe, ſelbſt der Edle unterliegt ſeinen Empfindungen!

Ariſt rief ihnen Beyden. Sie vergaſſen zu erröthen, und eilten ihrem Freunde zu Hülfe.

Julie, die den Herzog wie ihren Bruder liebte, die die reizendſte Vertraulichkeit mit ihm unterhielt,

und

und etwas, über die Gränzen der Freundschaft für ihn empfand, welches wir Sympathie nennen wollen, war in der äußersten Bestürzung. Sie that alles, um den besten Freund zu ermuntern. Eine Thräne, die von ihren Augen auf seine Wangen fiel, gab ihm das Leben wieder. Er erhob sich sogleich wieder und hatte Standhaftigkeit genug, die beyde Freunde, und Julien zu begleiten.

Der Mittag nahte nunmehro herbey. Man bat die beyde Fremdlinge zur Tafel. Ariſt schlug es ab, und gab ein wichtiges Geschäfte vor, welches er und Dorset zu verrichten hätten. Der Minister wurde unruhig, Juliens Vater und Dorset erstaunten; Julie selbsten wurde traurig, weil man nicht glauben konnte, daß sie so lang für dem Essen fortgehen würden. Dorset wußte, daß Ariſt nie etwas vergebens sagte. Er nahm mit großer Traurigkeit seinen Abschied, und sahe Julien mit einem Auge an, das von einer Zähre naß war.

Sie kamen in dem Gasthofe an, und Ariſt redete seinen Dorset also an:

Dorset, ist Ihre Seele groß genug etwas zu hören, das Ihnen sehr unangenehm seyn wird?

„Sie erschrecken mich, Ariſt! sagen Sie mir es eilend! „

Was würden Sie thun, Dorset, wenn Ihnen jemand Ihre Julie raubte?

Ich würde den Treulosen, den Niederträchtigen verabscheuen, — ich würde — sterben Ariſt! „

Wir müssen also abreisen, Dorset, um nicht treulos, nicht niederträchtig, nicht verabscheuet zu werden. Sie kennen Ihren Freund, den jungen Herzog. Schon lange liebt er Julien. Er ist ein Staatsbedienter und wirklich dem Staate nützlich; Er ist der einzige Sohn eines großen Hauses; Er ist der edelste Freund seines Dorsets; Er verbirgt seine Liebe, um den Räuber seiner Julie nicht unglücklich zu sehen; aber der Gram wird ihn verzehren, er wird ein Opfer seines Freundes in der Blüthe seiner Jahre verwelken; er wird für seinen Dorset sterben; der Staat wird seinen Wohlthäter, das edelste Haus den einzigen Erben seines Namens, die Welt, den tugendhaftesten Sterblichen verlieren. Aus seinem Grabe wird er diese Stimme herauf röcheln: Ich starb für die Freundschaft, für Dorset, der mir das Leben errettete, um mir es grausamer zu rauben. Groß genug den Mörder meines Lebens zu lieben, zog ich den Tod seinem Unglücke vor, und verwese itzt, während er in den Armen Juliens glückselig ist.„

Halten Sie — halten Sie, grausamer Freund! — Hier ist mein Leben, — nehmen Sie es hin. — Mein Freund in dem Grabe — eine Leiche — und Dorset in Juliens Armen. — Er so edel, und Dorset so niederträchtig. Nein bey der heiligsten Gottheit schwöre ich es! Nie soll Julie durch den Tod meines Freundes die meinige werden!

Aufst

Ariſt bediente ſich des wilden Eifers ſeines Freundes und ließ den Wagen vorfahren. Alles war in wenigen Minuten fertig.

Eben wollen Dorſet einſteigen, als er den jungen Herzog noch etwa drey Schritte hinter dem Wagen erblickte. Er ſchwang ſich in den Wagen und ſchrie mit Wuth: fort — fort —

Der Wagen rollte wie ein Sturm aus dem Geſichte des Herzogs. Von Entſetzen, und Schrecken angeheftet, ſtand er vor dem Gaſthofe.

Ariſt hatte einen Bedienten zurückgelaſſen, die nöthigen Geſchäffte zu beſorgen. Dieſer ſah den Herzog und lief auf ihn zu. Er bat ihn mit ihm auf Dorſets Zimmer zu gehen. Der Herzog folgte ihm ſtumm, und ganz in ſich ſelbſt verſenkt. Er fand ein kleines Briefchen von Ariſt, und erbrach es.

Edelſter Freund!

Sie verdienen ein beſſres Schickſal. Ich weiß daß Sie Julien lieben. Dorſet entflieht, um kein Räuber zu ſeyn, und Sie glücklich zu ſehen. Das letzte was er von Julien fodert, iſt, daß Sie ſeinen Freund liebt und glücklich macht. Wir würden die Güte nicht verdienet haben, die Sie uns erzeigten, wenn wir anders gehandelt hätten. Verſichern Sie alle der immerwährenden Hochachtung und Erkenntlichkeit, mit welcher ich bin

Ariſt.

Sechzehntes Hauptstück.

Der Pallast des Herzoges. Dorset stirbt.

Der junge Herzog, welcher aus den Reden Arists, etwas ganz ausserordentliches vermuthete, war seinen beyden Freunden sogleich nachgeeilet, um ihr Unternehmen zu beobachten, und wo möglich zu hintertreiben. Arist, der die Größe des jungen Herzogs zu sehr kannte, bediente sich der erdichten Tugend seines Dorsets, und eilte so sehr, daß sie, wie wir schon gesehen, aus den Augen des Herzogs flogen, ehe er sie ereilen konnte. Der Herzog, der so tugendhaft, und freundschaftlich war, daß er sich fest entschloß, Dorset in dem Besitze seiner Julie nicht zu beunruhigen; der den schönsten Sieg über sich selbst erhalten wollte; war in der größten Bestürzung, da er Dorset mit einer Art von Wuth sich entfernen sahe, die ihm das Herz durchbohrte. Er schloß aus dem Sturme Seiner Empfindungen, wie viel es seinem Dorset kosten müßte, Julien zu verlassen. Das Bild seiner Liebe erschütterte ihn. Er sah ihn zu den Füßen des Vaters Juliens. Julien in seinen Armen. Aus dem höchsten Genusse von Glückseligkeit in einen entsetzlichen Abgrund von Elend und Martern gestürzet. Er sah seinen doppelten Wohlthäter, von den Lasten seines Unglücks niedergedrückt, zum Grabe hinabsinken.

sinken. Wie mußte seine Tugend erschüttert werden! Sein Herz das allzu empfindsam war, erlag unter der Schwere seines grausamen Schicksals. Der Gedanke, daß Dorset seine Liebe, vielleicht sein Leben, der Freundschaft aufopferte. Der Brief des edlen Artists, alles entflammte seine Empfindungen, deren unendliche Martern ihn niederdrucken. Er ließ eilends eine Sänfte kommen, und sich nach dem Pallaste zurücktragen.

Welches Schrecken für einen Vater, der seinen einzigen Sohn zu verlieren fürchtet. Der junge Herzog lag in der Sänfte, ohne Bewußtseyn, ohne — Leben. Sein blaßes Angesicht hieng zurücke, und seine Hände lagen schlaff auf seinen Knien. Mit der einen hielt er Aristens Brief. Mit welchen Empfindungen eines unaussprechlichen Schmerzens, sahen die beyden Väter den jungen Herzog auf sein Bette tragen! . . Juliens Vater las den traurigen Brief.„

Dieser rechtschaffne Greis hob seine zitternde Hände zum Himmel. Ist es möglich, rief er aus: daß die Tugend ihre Verehrer so unglücklich machen kann! Man ermunterte den jungen Herzog wieder, und nur die Versicherung konnte ihn wieder beleben, daß man Dorsetten aufsuchen und finden würde. Aber Julie? Wir breiten einen Vorhang über Empfindungen, die sich nur fühlen lassen.

Dorset . . . der unglückliche Dorset, war kaum in den Wagen gestiegen, als er leblos in Aristens

Arme

Arme ſank. Gerührt von dem Schmerze ſeines Freundes, floßen Ariſtens Thränen! über ſeine welkende Wangen. Er würde zurück gefahren ſeyn; aber er war zu groß. Er wußte, daß eine ähnliche Tugend mit unnennbaren Schmerzen verbunden iſt, aber er kannte auch die Größe ihrer Belohnung. Sie langten an, und wechſelten ihre Pferde. Ariſt, dem der Zuſtand Dorſets für eine lange Reiſe zu gefährlich ſchien, und die Nachforſchungen des Miniſters fürchtete, miethete die Pferde eines Landmannes, und ließ ſeinen Wagen auf ein nahes Dorf fahren.

Man brachte den unglücklichen Dorſet auf ein Bette. Er erwachte. Aber gütigſter Himmel! in welchem Zuſtande! Seine Augen irrten wild umher; ſeine Sinnen waren verwirret, und er lag in der gefährlichſten Hitze. Ariſt faßte ſeine ganze Größe zuſammen, um dieſer ſchrecklichen Scene nicht unterzuliegen. Dorſet rief immer ſeiner Julie. Bald ſah er ſie, oder drückte ſie zärtlich in ſeine Arme. Einem entzückenden Traume ähnlich, empfand er das Glück des Wahnes, und fühlte ſeine Schmerzen nicht.

Die Sonne zog ſich hinter röthlichten Wolken den Geſichtskreis hinab, ehe Dorſet aus ſeiner Hitze erwachte. Plötzlich zogen ſich die verwirrte Bilder der irrenden Einbildung, wie ein Nebel von ſeinen Augen, und er erkannte Ariſten, der neben ſeinem Bette ſtand, und weinte.

Mein

Mein Dorset! .. mein unglücklicher Dorset! .. so sprach Ariſt: Wollen Sie unter Ihrem Grame erliegen? ... Wollen Sie Ihren Freund ... Ihren Ariſt verlaſſen? ... ſterben ... Nein, Dorset ... edelſter Freund, den ich kenne! die Tugend müſſe Sie unterſtützen, und Ihren Harm mildern. Faßen Sie ſich, Dorset! und kehren Sie zu jener Stille des Geiſtes zurück, deren Genuß uns beſeliget. ..

Dorset lag in der äuſſerſten Ermattung. Er reckte ſeine ſchwache Hand zu Ariſten, drückte ihm die ſeinige; indem er ihn mit einem zärtlichen Blicke anſahe. „ Ich bin ganz ruhig, Ariſt! aber wie viel koſtet uns die Tugend, der Steg über uns ſelbſten nicht! Ich werde Sie nicht verlaſſen ... Nein ... ich werde leben, um den Reſt meines Lebens in der Einſamkeit meines Vaters zu beſchlieſſen. „

Ariſt ſuchte den Unglücklichen aufzurichten; aber die Krankheit Dorſets nahte ihn dem Grabe. In immer abwechſelnder Hitze, und Mattigkeit, lag er verſchiedne Täge hindurch. Kein Schein von Möglichkeit war mehr da, den rechtſchaffnen Dorſet zu retten. Ariſt ſuchte ſeinen Troſt bey ſeiner Tugend. Wie der Rechtſchaffne, der mit Vertrauen auf die Vorſehung unter einem Felſen ſtehet, während die Blitze den Wald über ihn herabſtürzen, und Ströme über ſeine Fläche ſich gieſſen. Er nahte ſich zu dem Bette ſeines Freundes, um Ihm ... den Tod zu zeigen.

Dorset, ſo fieng der Weiſe mit edler Tugend an. Ihr Vater und ich, ſuchten Ihr Herz zur Tugend

gend zu bilden. Sie liebten dieselbe über unsre Erwartung. Die Verachtung des Lebens und des Glücks eines Sterblichen, waren Ihre Grundsätze. Sie leitete den glücklichen Dorfbewohner zur Wohlthätigkeit, deren Einfluß sich milde über das Leben jener Freunde ergoß, die der Gegenstand Ihrer Tugend waren. Kein sterbliches Etwas feuerte Sie zu den schönsten Handlungen an. Die ewige Gottheit schenkte Ihnen einen unsterblichen Geist, der für das Glück der Unendlichkeit geschaffen ist, und nur für diese Erde, um dieser hohen Belohnung würdig zu werden. Einer erndtet den Lohn seiner Tugend früher, der andere später. Der aber ist der glücklichste, der je frühe einerndtet. Sie, mein bald vollkommen glückseliger Freund! Sie sind der Glückliche. Sie werden den Richter sehen, der mit wohlthätigem Lächeln, Ihnen die Krone der Tugend und Rechtschaffenheit schenken wird. Nicht der Staub, der diese Seele umhüllt, nicht die hinfällige Erde, wird Ihre Seligkeit stören. Der erste Blick, den Sie in die Unendlichkeit werfen, wird Seligkeit seyn. Sie liebten die Tugend, Sie waren gütig gegen den Mitbürger, Sie wurden bey den Thränen des Unglücklichen gerühret, die Hütte des Elends und der Armuth segnete Sie, wenn Sie dieselbe mit thätigem Wohlwollen verließen. Wie viele seufzende Seufzer erretteter Unglücklichen, stiegen auf zu den ewigen Altären des Richters. Die Thränen der Armen die Sie stillten, stiegen hinauf zu dem Throne des Unendlichen, und nennten Ihren

Namen.

Namen. Selige Geister jauchzten, da sie ihn hörten, und erwarten ihren neuen Freund, unter tönendem Froblocken. Bald wird diese Erde unter Ihrem leichten Fußtritte verschwinden, und Sie werden durch das Unendliche, Ihren Flug zu den seligen Wohnungen nehmen. Kein Zweifel darf diese Gewißheit stören, oder den Blick in die jenseitige Gefilde des Grabes umwölken. Ihr Schöpfer ist ganz Güte. Selbst die künftige Handlungen einer unerschütterten Tugend wird er sammlen, um Sie nach ihnen zu belohnen. Er, der die Lehren der Güte mit unauslöschlichen Zügen in unser Herz schrieb, kann nicht anders als gütig seyn. Das Gesetz der Vernunft, und jener erhabne Stifter der Religion des Christen lehrten uns die Liebe der Feinde. Unsre Seele ist der Abdruck seines Wesens, nur nach den wenigen Kräften eingeschränkt. Die Sittenlehre, die er uns ins Herz gab, ist das Bild seiner Handlungen. Selbsten seinen Feinden wird er verzeihen, nach dem Gesetze, das er in uns geleget hat. Das unsterbliche Wesen des Menschen ist nicht die erste Ursache der Beleidigung unsrer Pflichten. Das Sterbliche, der Hang der Sinnen verführet zum Laster, und die Fehler des Schwachen, endlichen Geschöpfes, sollten mit unendlichen Martern gerächet werden! Die Welt und der sterbliche Mensch ist der Gegenstand seiner Gerechtigkeit. Er ist gerecht, indem er gütig ist. Da er den Lasterhaften nicht ewig verstoßen wird, o glücklicher Dorfet! um wie viel gewisser wird er Ihre

Tugend

Tugend belohnen. Keine Thräne soll meine Wangen benetzen, die das Andenken Dorsets erzeugen könnte. Aber jene Sterbliche, deren Elend Dorset würde gemildert haben, jene Verlaßne, die seine Tugend nicht mehr glücklich machen kann, jenen sollen diese Zähren gewidmet seyn, die ich bey Ihrer angebeteten Glückseligkeit vergießen werde.

Dorset sah seinen edlen Freund mit einem Auge voll dankbarer Empfindung an. Der ganze Himmel, mein bester Arist! senkt sich in dies Herze nieder... Ich muß sterben. . . .das Grab ist finster, die Höhle des Todes einsam, und schauervoll. . . Dort liegt der hingeworfne Schädel des Dorsets, der in seiner Jugend fiel, da er erst zu leben anfieng. Der freche Lustschafte tändelt mit meinen Gebeinen, die sich mit den traurigen Resten eines Fremden mischen. Die Natur blühet mir nicht mehr, selbst Julie... Julie. . . lebt nicht mehr für mich. . . die Leiche Dorsets modert zum scheinbaren Nichts. . . Welche Dämmerung liegt auf den Hügeln des Todes — und überschattet seine traurige Gefilde. . . Das Leben ist Wahn. . . Aber glänzend schimmern die Gegenden der Unsterblichkeit. . . Auf den Strahlen des Lichtes schwingt er sich empor, Dorsets ewiger Geist. . . Eine schönere Natur verbreitet ihre Reize umher. . . ich athme die Lüfte seliger Gefilde. . . Mein Vater. . . Arist. . . Julie. . . selbst Julie wird einstmals meinem Blicke begegnen, und meine Freunde werden meine Glückseligkeit fühlen. . . Der schönste Theil Dorsets lebet. . .

der

der niedre modert. . . Ich fühle das Grab nicht. . . Ich sehe die Gefilde des Todes nicht. . . Nein . . . den Himmel werde ich sehen, Ariſt! und glücklich seyn. . .

„Sie entzücken Ihren Freund, großer Unſterblicher! Welche Freude für Ihren Vater! . . für Ihren Ariſt! . . . .„

Eines bittet Ariſt! der ſterbende Dorſet, Sie noch. Tröſten Sie meinen guten Vater. . . Ihm ſagen Sie alles, und er wird ſich beruhigen. . Aber Julien. . . Julien ſagen Sie nicht, daß Dorſet ſtarb . . . Auch unſern Freunden nicht, Ariſt! . . es würde das Leben des jungen Herzoges tödten. . . Julie würde ſterben. . . und die beyden redlichen Väter ihren Kindern nachfolgen. Kein Stein ſoll mein Grab bedecken, der ihnen ſagen könnte: „Hier liegt Dorſet.„

Dies ſagte er, und ſeine Augen ſchloſſen ſich ſanfte, wie bey dem Todesſchlummer eines Seligen, und er fiel erſtarret von dem Buſen ſeines Freundes.

Ariſt überdachte ſchnell ſich ſelbſt, die Welt des ewigen Glücks, und ſeinen Freund. . . Seine Thränen floßen ſanfte hernieder, wie Thautropfen von der Roſe, in der Röthe des Morgens.

Siebzehntes Hauptstück.

Fortsetzung.

Arist ließ die Leiche seines Freundes um seinen ernsten Gedanken nachzuhängen. Er gieng über die Ebene die an ein nahes Gebürge gränzte. Der Frühling lachte auf dem grünen Gefilde, und unzählige Bäume blühten in den Gegenden. Die Sonne schoß mild ihre jugendliche Stralen über die Gebürge herab, und glänzte über den Fluren. Arist gieng mit schleichendem Schritte über diese einsame Gefilde; Als er plötzlich in der Entfernung einen Wagen mit sechs Pferden daher fliegen sah. Der Staub zog wie eine Wolke hinter ihm her, und die Pferde schäumten im Schweiße, der sie bedeckte. Er erkannte den Wagen des — Herzogs. Mit Schrecken dachte er sich alles. Er sah, daß sein Aufenthalt verrathen war. Welch ein Unglück, wenn der Herzog vor ihm zu dem Bette des entseelten Torsete käme. Er flog dem Wagen entgegen, und war so glücklich ihn zu erreichen. Der junge Herzog war es selbsten mit Julians Vater. Kaum erblickte er Aristen, so rief er mit Entzücken: Arist! — Arist! —

Arist bat Sie auszusteigen und mit ihm zu Fuße zu gehen. Sie thaten es; und der Wagen folgte langsam hinter ihnen her.

„Wo

„Wo iſt Dorſet, wo iſt mein Freund! fragte der junge Herzog mit Lebhaftigkeit?„

Er ſchläft den ſanfteſten Schlummer, antwortete Ariſt! Der junge Herzog wurde beruhiget, denn er war allzu lebhaft nachzudenken, aber der Vater Juliens, der rechtſchaffne Alte zitterte.

„Warum Ariſt, fragte der Herzog, konnten Sie ſo grauſam ſeyn, uns zu verlaſſen?„

Es war unſre Pflicht, und Dorſet freuet ſich unendlich ſie erfüllt zu haben. Er lebet nicht mehr als ein Liebhaber Juliens, aber als der ewige Freund von Ihnen allen. Die Schickſale der Menſchen ſind wirklich wunderbar. Dorſet hätte unglücklich ſeyn können, ohne den Beſitz ſeiner Julie; aber ſeine Tugend erhob ihn über das Unglück, und machte ihn glücklich wie der Unſterblichen einen.

Der Alte verſtand dieſe Rede vollkommen. Er ſah Ariſten mit einer ſtummen Thräne an; aber er hielt ſich zurücke, und blieb ſtumm.

„Nein! verſetzte der edle Herzog, Dorſet muß Julien beſitzen, ſonſt. . .„

Halten Sie ein, lebhafter Jüngling! Dorſet iſt durch den heiligſten Schwur verbunden geweſen, Ihnen Julien zu überlaſſen, noch ehe wir Paris verließen. Itzo fühlet er die Belohnung ſeiner rechtſchaffnen Handlung zu ſehr, als daß er ſie miſſen wollte.

„Wie unglücklich macht mich Dorſets Freundſchaft! ohne ihn möchte ich keinen Augenblick le-

ben. Er soll mit mir zurücke, oder ich will ihn begleiten, wohin er gehet. „

Dies Herzog, würde Ihnen Dorset nicht zugeben, wenn er itzt mit Ihnen spräche. Seine Standhaftigkeit sollte Ihr Muster seyn; Sie sollten eben so standhaft den Willen des heiligsten Schicksales ertragen, als Dorset. Sein Beyspiel beschämet Sie, Herzog!

„Was fodern Sie von mir Freund! doch ich will der Edelmuth Dorsets folgen, ich will es ertragen, eben so standhaft wie er. Ich will alleine zurück reisen, aber noch ein einziges mal muß ich ihn umarmen. „

Wenn Sie eben so groß seyn wollen, wie er, edler Freund! so müssen Sie Juliens Gemahl werden. Dies ist der Wille Ihres Schicksales. Sollte Dorset umsonst bisher für die Freundschaft gelitten haben. Alle diese edle Zähren, die seine Augen benetzten, sollten die umsonst geflossen seyn? Wie schlecht wäre Dorset belohnet! Welche üble Folgen seiner Verläugnung!

„Wenn Dorset nicht zu überreden ist, Ariss! Ach! dann will ich es thun, und ihm alleine den Ruhm der Großmuth lassen. „

Mit diesem Bedinge wollen Sie Juliens Gemahl werden? Ich nehme es an. Aber darf ich Ihr Wort für den Heiligsten der Eidschwüre nehmen? Wenn Sie ihn nicht überreden können, wollen Sie denn eilends zurück kehren, und diesen Schwur erfüllen?

„Ich

„Ich will alles, Ariſt! „

Nehmen Sie alle Ihre Tugend zuſammen, großmüthiger Herzog! um eine Handlung Dorſets zu hören, die alle Standhaftigkeit fodert. Er entzog ſich Ihnen. Sie werden ihn itzt nicht mehr ſprechen können, bis Sie vollkommen, ſo glücklich ſind, wie er durch ſeine Tugend iſt. Er iſt Ihnen. . . er iſt mir. . . ſeinem beſten Freunde entflohen, und ließ uns zurücke. . .

„Was ſagen Sie, Ariſt! Dorſet iſt ohne Sie abgereiſet! — Zu tugendhafter Freund!„

Reiſen Sie eilends zurück, mein Freund! ich werde Ihnen folgen, um Theil an Ihrem Glücke zu nehmen. Noch etliche Geſchäffte will ich endigen, und denn komme ich zu Ihnen.

„Ich will auf Sie warten, Ariſt! Ich gehe mit Ihnen. Ich ſchwöre es, daß ich ohne Sie nicht gehen will. „

Gott! . . Dies war ein Schwur des Todes. . . Schrecklicher röchelt das Grab nicht, ſchrecklicher war die letzte Stimme meines Dorſets nicht. . . hören Sie es, Unglücklicher! Dorſet iſt todt. . . Aus dieſen Armen ſchwung ſich ſein verklärter Geiſt zu den Wohnungen der Seligen. . . Seine letzte Stimme war: Ihnen ſein Ende zu verbergen. . .

Ewiges Schickſal! . . . Dorſet . . . Dorſet iſt tod. . . Er ſtarb für ſeinen Freund. . . . und ich . . . ſoll leben. . . Julien durch ſeinen Tod, durch Dorſets Tod erkauft haben. . . Nein. . . unter meinem Unglücke will ich zum Grabe mich

beugen. . . Mit meinem Freunde, meinem Dorset mich vereinigen. . . sterben. . .

Der alte Vater Juliens schwamm in Thränen. . . Halten Sie einen unglücklichen Greis, Aristi! Dorset. . . Dorset. . . Könnte ich dies Haupt für dich in den Staub legen. . . aber du wareyt zu groß für diese Erde. . . Nur der Himmel konnte einen so Tugendhaften besitzen. . Ach! Aristi! wie drückt mich das Alter. . . diese Bürde. . . Aber dein Wille ewiges Wesen ist heilig!... Ich will nicht gegen dich murren.

Aristi erhob sich unter dem Schmerz, und nahm den unglücklichen Herzog bey der Hand. Hätten Sie seinen Tod gesehen, Freund! Sie würden nicht weinen. So schläft ein Unglücklicher ein, den das Elend drückte. Er murrte nicht gegen den Willen des Himmels. Seine große Seele stemmte sich gegen die Schrecken des Grabes, und er überwand sie eben so standhaft, wie sich selbsten. Er entehrte seine Größe nicht, daß er dem Unglücke unterlag; Nein! es war nur die kleinste Ursache seines Todes. Lebte er noch; mit noch weit erhabnerem Muthe würde er zurück denken, und aufs höchste die Thräne der Menschlichkeit vergießen. Ahmen Sie ihrem Freunde in dem Leben nach, wie er im Tode war; fassen Sie sich; lassen Sie Zähren der Freundschaft fließen, aber entehren Sie diese Thränen durch Verzweiflung nicht; besänftigen Sie das Schicksal lieber, als daß Sie es bestürmen. War

Aristi

Ariſt ſein Freund weniger, als Sie? Verlor ich weniger, als Sie verloren? oder war ich es nicht, der ihn zu ſeinem Entſchluße anfeuerte, der ihn in dieſe Gegend brachte; der ihn zu ſterben ermunterte; und wollen Sie dieſen, für einen andern ſchrecklichen Gedanken; der ihn lieber dem Tode und der Ewigkeit übergab, als daß er ihn hätte niedrig — ein laſterhafter — in Juliens Arme zurückkehren laſſen? Ihre Verzweiflung tödete mich. Ihr Leben zu erretten entflohen wir. Das Schickſal raubt mir den einen Freund! ſoll es mir auch den andern rauben, für den er es verlor? Grauſamer Jüngling! ich will Sie fliehen, und in dem Dunklen einer Höhle die Handlung beweinen, die die edelſte Sterbliche von der Erde wegnaß. Haben Sie keinen Vater? oder iſt Ihnen ſein Leben, das an dem Ihrigen hängt, nicht lieber, als daß Sie es nach ſich ins Grab ſchleppen wollen?.. Wo iſt Ihre Tugend... Wo der edle Freund!...

„Ich beſchwöre Sie grauſamer Ariſt! Halten Sie ein — ich will leben, ich will Ihnen in allem folgen... nur durchboren Sie dies Herz nicht...„

Ihr Entſchluß iſt des Freundes Dorſets würdig. Seine Erfüllung müße Ihnen eben ſo heilig ſeyn.

Sie kamen itzt bey der traurigen Wohnung an, wo Dorſet lag... Ariſt faßte den Vater Juliens und den jungen Herzog bey der Hand. Sie werden itzt die Leiche meines Freundes ſehen, deſſen Ende eben ſo ſchön wie ſein Leben war.

Dorset lag auf einem Ruhebette ausgestrecket. Die Farbe seines Angesichtes war die Farbe des Todes. Die lächelnde Heiterkeit, mit welcher er in dem Schlummer des Todes sank, herrschte noch in seinen Mienen. Seine Hände waren blaß und erstarret. Einer seiner Bedienten kniete vor seinem Bette Er wischte seine Thränen ab und stellte sich in einen Winkel des Zimmers.

Seliger Unsterblicher! rief der Alte, da er Ihn erblickte. Deine Seligkeit! Der Himmel ist in deinen Mienen... So schläft ein Sohn des Himmels, nicht der Sterbliche ... Dorset ... Du solltest mein Sohn seyn .. und bist itzt der Sohn des Grabes .. Julie tödete dich. .. O! Sie wird dir folgen. .. ich werde Ihre Asche mit meinen Thränen benetzen und .. euch folgen ..

Der junge Herzog seufzte über die Leiche seines Freundes. Er umarmte seinen Dorset zum... letzten male ... O liebenswürdiger Freund! ... Dorset ... erwache .. Dein Freund ruft dir! ... Dorset! .. Aber er schläft fort ... er erwacht nicht .. Die Stimme seines Freundes rühret ihn nicht .. Dorset! ... Hier sollte ich liegen ... und du ... Du solltest ... leben ... ich Unglücklicher! ... Auf deine Leiche soll ich mein Glück bauen... Deinen Tod umarmen ... Nein ... Dorset ... Nein ... So unmenschlich ist dein Freund nicht... noch im Grabe liebe ich dich. .. wie du deinen Mörder liebtest... Ich brachte

dich

dich um . . . ich Unglücklicher tödete dich! . . Ach! erwache . . . Dorset! erwache. . .

Der unglückliche Herzog war dem Verluste seiner Sinnen nahe. Aristi trat neben ihn. Dorset! so sprach er: Schön ruhest du, wie einer der Unsterblichen; dein Geist durchiret die ewige Gefilde. Aristi tödete dich, da dein Freund dich retten wollte; aber ich bereuete es nicht. . . Ich sahe dich lieber in den Armen des Himmels, als der Wollust. Ich konnte dich retten, aber dann würde ich deine Tugend getödet haben. . . Du hörst deinen Freund nicht, der dir rufet. . . Die Wonne eines Seligen wird dir reizender seyn, als ein Freund der weniger groß ist, als du warest. . . Doch! öffne die Augen, und siehe einen Jüngling unter dem Schicksale sich krümmen, der ehemals dein Freund war. O! du würdest ihn nicht mehr so lieben, wie du ihn liebtest, da er mehr groß war; da er der Tugend der Freundschaft sein Leben aufopfern wollte. Siehe! Er würde deine Seligkeit stören, wenn er dich erwecken könnte. . . Mit Gewalt würde er dich der seligsten Wollust berauben, wenn er dich dem Himmel entreissen könnte.

Der unglückliche Herzog fiel für Aristen nieder: So sage mir Schrecklicher! Was soll ich thun? Dorset soll todt seyn. . . nie mehr seinen Freund sehen . . . nie mehr in diesen Umarmungen fühlen. . Ein Sarg soll ihn in ewige Nacht schließen. . . das Grab ihn bedecken. . . Die Würmer diese

Züge der Tugend von seiner Stirne wegfressen... Er soll zum nichts modern... Wie du willst, Ariſt! alles soll seyn ... Alles ... aber dem Himmel will ich ihn nicht rauben... dem Grabe, Ariſt!.. Dem Grabe möcht ich ihn rauben.

Thränen flossen ihm schnell aus seinen Augen, und erweichten seine Verzweiflung in sanftere Schwermuth. — Seine Gedanken sammelten sich und er konnte die Worte Ariſts hören.

Schuf Sie, Unglücklicher, der Himmel, ewig diese Welt zu bewohnen? Schuf er nicht auch das Grab für den Sterblichen? Wer prägte das Bild des Todes mit schauervollen Zügen in Ihr Herz? oder wer lehrte Sie das Grab schrecklich nennen, wenn Sie rechtschaffen waren? Können Sie, bester Freund! Können Sie den Willen des unveränderlichen Schicksales zwingen, so murren Sie fort... Die Ansprüche des Himmels auf Ihren Freund, sind größer, als die Ihrige ... Mildern Sie in diesen Armen Ihren Schmerz, (er umarmte ihn) mischen Sie die Thränen der Menschlichkeit und des Gefühls mit den meinigen ... Trauren Sie mit mir um den gewesenen, aber nicht den seligen Dorset... Seyn Sie mein Dorset! .. Werden Sie wie er war; und dann werde ich eben so wenig murrende Thränen bey Ihrem Sarge vergießen, als bey Dorset.

Er drückte ihn gefühlvoll an seinen Busen, und sein Freund sagte nur dieses:

Ja

Ja mein Ariſt! .. Ich will Ihr Dorſet ſeyn; aber tadeln Sie nur meine Thränen nicht!..

Der rechtſchaffne Alte ſaß unten auf dem Bette wo Dorſet lag. Sein Haupt beugte ſich nach der Erde, und er dachte das gränzenloſe Entzücken ſeines ſeligen Freundes. Nicht der Schmerz ſtürmender Empfindungen beugte ihn. Er ſahe ſeine Tage dem Grabe naben, und ſich bald in den Armen des ſeligen Dorſets.

Achtzehntes Hauptſtück.

Fortſetzung der Geſchichte.

Vielleicht iſt es meinen Leſern nicht unangenehm mit dem Tode Dorſets die traurige Auftritte geendiget zu ſehen. Ließ es der Entwurf dieſer Geſchichte, die nicht eine romanhafte Fabel, ſondern die Geſchichte der Empfindungen, des menſchlichen Herzens, und der Verfaſſung der Welt ſeyn ſoll, zu, ſo würde ich mit Vergnügen hier zu angenehmern Scenen übergehen.

Doch, um den Willen meiner Leſer einigermaſſen zu befriedigen, ſo gehe ich auf eine kurze Zeit zu leichtern Bildern über.

Die Größe Ariſts; Seine Beweggründe mit jenen von Juliens Vater vereiniget, brachten den jungen Herzog von Merille wieder zu ſich ſelbſten.

Seine

Seine gewaltsame Empfindungen wurden eine sanfte Melancholie, die weder seinen großen Entschliessungen, noch den Sieg über seine stürmende Empfindungen hemmten.

Drey Tage lag Dorset ohne Begräbniß, nach den behutsamen Grundsätzen Arists; den Morgen vor seiner Beerdigung saß Juliens Vater vor seiner Leiche, und überdachte die Größe zweener Freundinge, die der Himmel mit den edelsten Empfindungen geschmückt hatte. Er sahe auf Dorset mit gerührtem Blicke als ... gütigster Himmel! ... schnell eine jugendliche Röthe das Angesicht seines schlafenden Freundes überzog... Er faßte ihn voll Freude der Zukunft bey seiner Hand. Er fühlte ... Einen Pulsschlag ... dann wieder einen ... nun hob sich seine Brust empor, und ein Seufzer drängte sich herauf ... Dorset öffnete die Augen, und ... sahe niemanden.

Der entzückte Alte vergaß mitten in seinen frohen Empfindungen die Behutsamkeit nicht. Er bemerkte die Zeichen des wiederkommenden Lebens kaum, als er sich entfernte, um durch seinen plötzlichen Anblick, den liebsten Jüngling nicht zu sehr zu überraschen. Mit der Geschwindigkeit eines Jünglings lief er zu Aristen, der mit dem jungen Herzog sich unterhielt. Er redete ihm durch einen Wink, den Arist verstand, und sich, ohne dem jungen Herzoge einigen Argwohn einzuflößen, entfernte.

Liebster

Liebſter Merillac! ſagte Juliens Vater zu dem jungen Herzoge: Ich kann Ihnen einen Argwohn nicht verbergen, den ich habe. Dorſet iſt itzt ſchon drey Tage todt. Noch habe ich kein Zeichen der Verweſung an ihm geſpüret.

„Sie haben recht, beſter Vater!„

Ich ſehe es für keine Unmöglichkeit an, daß Dorſet, deſſen Lebensgeiſter erſchöpft waren; der in der äußerſten Schwachheit lag, in eine Ohnmacht verfallen konnte, die dem Tode ähnlich iſt.

„O! Sie geben mir das Leben wieder, mein liebſter, beſter Vater!„

Mehr noch mein Sohn! ich glaubte, da ich an ſeinem Bette ſaß, eine gewiſſe Röthe ſich über ſeine Wangen verbreiten zu ſehen, die ſchwerlich ſich an einer Leiche äußern kann, die noch nie aus der Luft entfernt war.

„Sollte es möglich ſeyn, daß Dorſet noch lebte!„

Ich nahm ſeine Hand, und denken Sie mein Entzücken, Merillac! ich fühlte vollkommene Zeichen des Lebens. Sein Puls ſchlug langſam. Dorſet athmete mit einem Seufzer zum erſtenmale wieder.

„Gütigſte Gottheit! iſt es möglich! .. oder täuſcht mich mein zweyter Vater!.. Dorſet ſollte wieder leben... Kommen Sie eilends daß wir ihn ſehen.„ Sie ſind zu lebhaft, Freund! verſetzte der Alte. Dorſet würde zu ſehr überraſcht werden. Ihr plötzlicher Anblick könnte ihm ſein Leben auf immer rauben, das ſie ihm durch Behutſamkeit erhalten

erhalten können. Ich entfernte mich sogleich aus eben dieser Ursache, ohne daß er mich sahe.

„Sie haben recht, liebster Vater! Wir müssen da bleiben. Aber sagen Sie doch Aristen, daß er ihn uns zu sehen vorbereitet.„

Glauben Sie, Merillac! dies würde der weiße Arist ohnedies nicht thun.

„Sie haben recht! ich weis mich für Freude kaum zu fassen, liebster Vater! Ich muß Sie für diese Nachricht umarmen. . . „

Arist kam zu dem Bette seines Freundes. Dorset lebte vollkommen wieder, und fand seine Kräfte hergestellet, und seine Sinne ohne Zerrüttung. Arist hielt sein Entzücken zurücke, und nahte sich seinem Freunde mit einem gefälligen Lächeln. Sie haben wohl geruhet, Dorset!

„Ja Arist! nie habe ich sanfter geschlafen. „

Empfinden Sie Ihre Krankheit noch stark, Dorset?

„Im Gegentheile Arist? ich empfinde alle verlorne Kräfte wieder; meine Natur lebt wieder auf, und ich glaube, ich bin völlig wieder hergestellt. „

Wie lange Dorset, glauben Sie geschlafen zu haben?

„Die Hälfte des Tages? „

Drey Tage! ich hielte Sie wirklich für tod, Dorset!

„Es ist gut, daß Sie mich nicht begraben haben, Arist! sonst würde ich es jetzt seyn. „

Aber denken Sie, Dorset! Der Herzog hat indessen unsern Aufenthalt ausgespüret.

„So kommt er gewiß, Ariſt! es wundert mich, daß er noch nicht da iſt. „

Er iſt wirklich mit dem rechtſchaffnen Alten angekommen. Wir hielten Sie alle für tod. Der junge Herzog war in Verzweiflung. Er verſprach mir alles zu thun, was ich von ihm begehren würde.

„Ich weiß nicht, Ariſt! ſoll ich ſagen, es ſey mir angenehm oder nicht. Ich beſorge, itzt möchte er Ihnen weniger folgen, als er würde gethan haben. So bald es möglich iſt, müſſen wir uns wieder fortſtehlen. „

Wie freuen mich die Geſinnungen meines wiederaufſtehenden Dorſets. . . Wie würdig waren Sie der Thränen des redlichen Alten und Merillacs!

„Schmeicheln Sie mir nicht, Ariſt! ich ſehe itzt nur mit mehrerer Standhaftigkeit auf die Pflichten der Freundſchaft zurück. Zwar werde ich Julien immer mit Entzücken denken. . . Aber Ariſt! mit größerem Gefühle, die Pflichten der Freundſchaft. „

Sie erwachen eben ſo groß, Dorſet! als ſie mir zu ſterben ſchienen. Bezähmen Sie immer das Feuer der Leidenſchaft, das die Stimme der Vernunft ſprachloß macht, und Nebel für die Kräfte der Ueberlegung ziehet. Sie kennen nun die Folgen einer ungeſtümen Empfindung. Mit aller Hitze eines lebhaft liebenden Freundes, bey dem das Gefühl hervorbrauſet, und ſich mit Ungeſtüm wie

ein stürzender Strom ergießt, wird Sie Merillac umarmen. Er hielte Sie für todt, und findet Sie eben so schnell wieder im Leben. Mäßigen Sie sich wenigstens seitsten, und folgen Sie diesmal der Stimme der Freundschaft nicht, mit nachtheiliger Lebhaftigkeit.

„Ich will es thun, aber rufen Sie mir meine Freunde geschwind!„

Ariſt verließ seinen Freund, um den jungen Herzog zu finden. Merillac sahe ihn kaum, so lief er Ariſten entgegen. Mit Lebhaftigkeit sagte er dieſes:

„Lebt Dorſet wirklich, mein Freund! darf ich zu ihm gehen, ihn zu umarmen? Reden Sie geſchwinde Ariſt! sagen Sie mir es.„

Er lebet zwar, Merillac! aber ich beſorge Ihre erhitzte Leidenſchaft möchte ihn tödten. Wie leicht kann ihn Ihre Hitze beleben; wie leicht kann er den Empfindungen unterliegen, denen Ihre Freundſchaft ihn aussetzt?

„Alſo ſoll ich ihn nicht ſehen, Ariſt! Tod zeigten Sie mir meinen Dorſet, aber lebend, bin ich zu unwürdig, ihn zu ſehen.„

Wie Sie nicht ausſchweifen, Herzog! Sie ſollen ihn ſehen; Sie ſollen ihn umarmen; Sie ſollen ihm alles freundſchaftliche Ihrer Empfindungen ſagen; nur ſollen Sie aus einer ſtillen Quelle herfließen, und ſich milde über das Herz Ihres Freundes gießen. Ich bin überzeugt, Sie werden ſich lieber zurück-

zurückhalten, als ihren Freund einer neuen Gefahr aussetzen.

„Ja ich will es thun, Ariſt! damit Dorſet wieder geſund werde; aber hernach will ich mich nicht mehr zwingen; denn will ich ihm mit Hitze ſagen, was ich itzo empfinde.„

So kommen Sie denn, Herzog!

Juliens Vater begleitete ſie beyde mit Thränen der Freude. Sie kamen in Dorſets Zimmer. Er ſaß aufgerichtet in ſeinem Bette, der Herzog war im Begriffe ſich zu vergeſſen, aber das Bild der möglichen Gefahr brachte ihn zu ſich ſelbſten. Sein Zuſtand war indeſſen martend. Er konnte ohne Lebhaftigkeit kaum ſprechen; aber Thränen erſetzten die Stelle ſeiner Sprache, und redeten mit mehrerer Stille, feuriger.

„Dorſet! ſo ſagte Merillac, und ließ eine Thräne fallen: Sie leben wieder... Ich kann ſie wieder umarmen... wieder meinen Dorſet nennen... der Tag, da Sie mich erretteten, war mir nicht ſo angenehm, als der, wo ich ſie außer dem Grabe ſehe... Mein liebſter Dorſet! Werden Sie bald wieder geſund, daß ich Ihnen alles ſagen kann, was ich für Sie empfinde...„

Merillac! ich liebe Sie mehr als das Leben, verſetzte Dorſet. Mit Entzücken ſehe ich den Tag wieder, da ich in demſelben Ihr Glück ſehe. Ihre Empfindungen ſind mir bekannt... Sie würden mir ſie ſchwer ſo lebhaft ausdrücken können, als ich

ſie empfinde. . . Sie werden den meinigen ähnlich ſeyn, und ſo kann ich alle ihre Stärke fühlen. . .

„Ja Dorſet! Sie ſind den Ihrigen ähnlich. . . Wie gerne würde ich Ihr Leben mit dem meinigen erkauft haben. . .

Juliens Vater nahte ſich ihm nun mit dem zärtlichſten Gefühle eines Vaters. Er nahm ſeine Hand und drückte ſie mit Empfindung. Er ſprach zu ihm mit einer Stimme voll Zärtlichkeit und Ernſt:

„Seyn Sie mir, in das Leben zurückgekehrter Freund! ſeyn Sie mir willkommen! Ich beweinte Ihren Tod nicht; nein, Dorſet! mich beweinte ich. Sie ſah ich glücklich. . . Mich lange Jahre hinabwallend zu dem Grabe, ohne die Ruhe eines Seligen, während ein Jüngling in der erſten Blüthe, von ſeinem Leben plötzlich getrennt wurde. . .

Dorſet unterbrach ihn mit einem ſanften Tone: Ich weis, beſter Vater! Ihre Empfindungen. Aber lange müſſe noch der Himmel Ihr Leben erhalten! Ihre Erfahrung; Ihre Kenntniſſe die dem edelſten Staate nützen können; Julie. . . deren Vater Sie ſind; wir! die wir Sie unter die Zahl unſrer Freunde zählen dürfen; wir alle würden zu viel verlieren.

Arzt, der ſeinen Freund keiner Gefahr ausſetzen wollte, lenkte das Geſpräche, auf gleichgültige Gegenſtände.

Nach Verlauf von vier Wochen, war Dorſet ohne Arzt, ohne die Natur hindernde Mittel, völlig wieder hergeſtellet.

Ueber-

Ueberhaupt finde ich die Aerzte, (und sind etliche auszunehmen, so mögen es die Greiße der Arzneykunst seyn) für sehr schädlich in dem Staate. Das Vorurtheil ist die einzige Stütze ihres Daseyns. Ehe sie zu einer gewissen Fertigkeit, zu Erfahrung kommen; wie viele Unglückliche müssen denn erst unsre Kirchhöfe füllen! Wie viele sind zu gleicher Zeit Kenner der Zergliederungskunst? Wären die Theorien hinlänglich, wären sie richtig, warum sterben so viele unter den Händen eines jungen unerfahrnen Mannes? Laßt sie auch große Zergliedrer seyn! die ganze innre Lage des Körpers sey ihnen bekannt; wer sagt ihnen dann, daß eben dieses oder jenes innre Theilchen von der Krankheit angegriffen ist. „Die Symthomen!„ Diese aber sind oft in so großer Anzahl, daß sie selten bey jedem individuellen Gegenstande, in ähnlichen Verhältnissen zusammentreffen, oder vielleicht niemalen. Es giebt wohl einige Arten von Krankheiten, die leicht kenntlich sind, das ist wahr. Aber können keine Nebenumstände damit verknüpft seyn, denen die Art der Arzney, womit das erste Uebel soll gehoben werden, widerspricht? Der Beweis ist bey den Fiebern, oder andern scorbutischen Ausschlägen. Es fehlet ihnen an Mitteln nicht sie zu heben, aber die größte Gewißheit ist es hernach, daß die Folgen davon sehr unglücklich sind. Man spricht von Nachhelfen, von Lindern ꝛc. Ich glaube die Natur die nach bestimmten Gesetzen handelt, die einen immerwährenden Hang zur Erhaltung fortsetzt, die

einfach, langsam, aber so viel kräftiger heilet, die werde durch angreifende, zwingende Mittel, in ihrer Wirkung gestöret. Sie ist nun geschwächet und wirket entweder gar nicht mehr, oder viel langsamer, als sie nach eignen Gesetzen würde gethan haben. In dem ersten Falle, wenn sie nicht mehr wirket, ist die Zerstörung des Körpers, ihre Folge. In dem zweyten; wo sie durch Arzeneyen gehindert wird, wo ihre Kräfte geschwächt werden, wo man, ihr widersprechende Mittel anwendet, würket sie niemals wieder in ähnlichem Verhältniß wie zuvor. Sie geht immer den trägen Gang fort, und da sie schwach wirket, hinterläßt sie einen siechen Körper, den die geringste Erschütterung, zu zerstören drohet.

Wir sind in den jetzigen Zeiten weit über den Wahn der Alten hinausgesetzet; Wir sturben nicht vor der Zeit des bestimmten Todes. Wir überlassen diesen Satz den Türken, und glauben das Gegentheil. Der Mensch der Natur bedarf den Arzt nicht, und lebt lange. Der Wollüstling verdienet in jedem Betrachte keine Hülfe, denn er nutzet dem Staate mit seinem Tode mehr, als seinem Leben. Warum brachten unsre Voräiten ihr Leben zu einer höhern Größe als wir. Sie lebten nach der Natur und hatten keine Aerzte. Wenigstens schweigen Tacitus und Cäsar von ihnen. Ein Glück für die Aerzte ist es, daß der Pöbel den sie ungehindert tödten können, die Aussage Hiobs nicht verstehen kann; daß sie in diesem Betrachte Türken sind.

Die

Die Entschuldigung des Arztes ist am Ende diese: Wider den Tod hilft kein Arzt. Wozu meine Herren, lassen wir sie denn holen?

„Der Natur nachzuhelfen.„

Wie? Können sie denn der Natur nachhelfen, die sie doch nicht kennen?

„Ohne Widerrede kennen wir die Natur, sonst würden wir nicht helfen wollen.„

Es ist Schade, daß sie Unrecht haben. Warum hilft denn nicht eben dieses Hülfsmittel dem Zweyten, das doch dem erstern geholfen? Wer sagt Ihnen: Diese Natur ist so beschaffen, oder dieses Mittel ist ihr unschädlich?

„Dann geben wir entweder der Schwere oder der Menge dieser Mittel ein Verhältniß, daß es wenigstens nicht zu stark ist, und schädlich wird.„

Aber da die Natur vielleicht stärker, und das Hülfsmittel zu schwach ist, wird es dann seine Wirkung thun? Wird es nicht eben dadurch schädlich, daß es nicht wirket, und der Natur zu nichts als einem Hindernisse dienet?

Die Natur tödtet mich nicht. Der Landmann der nicht anders als mit Gewalt stirbt, überzeugt mich davon. Was ist die Ursache? Er leistet den Foderungen der Natur was sie begehret. Er nähret sich von den Kräutern seines Feldes, von der Milch seiner Kühe und Schaafe. Es ist mir etwas lächerlich vorkommen, wenn Herr Olof Toree in seiner Reise nach Surate und China, als etwas besonders anmerket, daß die Gentiven zu Surate, ob sie

sich gleich von Milchwerk und Vegetabilien nähren, dem ungeachtet gut aussehen. Er sagt: Ich habe Braminen und Banjanen gesehen, die sehr fleischigt waren. Sie haben eine gewöhnliche Leibesgestalt, und stehen gerade; Ihr Gang ist leicht, ihre Züge regelmäßig, und dabey haben sie ein wichtiges Ansehen *). Ich halte es für kein Wunder, daß Menschen, die nach den Gesetzen der Natur leben, nicht vollkommner und gesunder seyn sollten, als unsre Staatsleute. Eben da, wo man die Kinder mit so großer Sorgfalt beständig unter den Händen der Aerzte hat, da wo man auf Kleinigkeiten, die der Gesundheit schaden könnten, wo man auf alles aufmerksam ist, da sind eben die meisten Krüppel. Einige schleichen wie Schattengespenster herum; andre sind immer krank, andre besitzen weder Stärke, noch Muth. Die gesuchte Gesundheit fliehet unter den Händen der Aerzte hinweg; während der versäumte und bloß der Natur überlaßne Baurenjunge, eine Rosenfarbe auf seinen Wangen trägt; Lasten aufhebt; über Zäune und Hecken springt; immer munter und aufgeweckt ist, ob man ihm gleich in seiner Kindheit kein Marggrafenpulver gegeben hat, oder die Behutsamkeit der Stadt für ihn trug. Der Arme lag als Kind in seiner Wiege, und so lange seine Mutter in den Wochen lag, wurde er gewartet. Nun geht sie in das Feld. Der junge Verlaßne weinet. Niemand

*) Reise des Herrn Oloff Toree nach Surate und China. S. 22 und 23.

mand höret ihn: und nun besänftiget er sich selbsten; lächelt und spielt mit sich selbsten in seiner Wiege. Seine Mutter kommt um die Zeit des Mittags nach Hause. Sie giebt nun den lächlenden Jungen die Brust, und leget ihn wieder nieder. Bald fängt er an auf Händen und Füßen zu kriechen. Kein Laufband das ihm einen besondern Gang lehren würde, nur die Natur lehret ihn gehen. In seinem vierten Jahre schenkt ihm sein Vater eine kleine Spade, eine Hacke, und eine Peitsche. Nun läuft er von einer Ecke des Dorfes zur andern und klatscht. Seine Glieder dehnen sich aus; er athmet die Luft; er wird geschwinde. Mit Freundlichkeit begleitet er den Vater auf das Feld, faßt mit seinen kleinen Händen das eine Horn des Pfluges, und lauft mit in den Furchen daher; oder er treibt die ziehende Ochsen mit seiner Peitsche und rufet ihnen zu, furt! furt! Sein Vater verrichtet keine Arbeit, wo er nicht Theil annimmt. Nun hat er keine Zeit mehr sich um seine Bauchgrimmen oder andre Schwachheiten vornehmer Kinder zu bekümmern. Die Arbeit härtet seine Gesundheit allmählich ab, und die einfache Art zu leben unterhält sie. Er wird itzt groß; ein Jüngling. Seine Vergnügen athmen die reinste Freude, denn er ist nie in böser Laune. Weil er ein Bauernjunge ist, so braucht er keine Lehrmeister zu seinen Tänzen wie der junge Baron. Er siehet und ahmet nach. Es ist kein Tanz mit gröfserer Lebhaftigkeit und Freude, als bey dem jungen Landmanne. Mit welcher Leichtigkeit hebt er sein

Lottchen in die Höhe, oder dreht sie daß die Röcke fliegen. Vergleichen sie itzt einmäl die Stadt mit diesem Gemählde! Ich könnte noch fast hinzusetzen, daß der Bauernjunge nicht ehe stirbt, als wenn sein Vater zu seinem Arzte dem Scharfrichter gehet, und ihm Arzeney holet, oder auch gar bey den Aerzten in der Stadt. Sein Leben ist nun eine fast stets ununterbrochene Gesundheit, und er lebet im Menschenalter hindurch, ohne die Schwachheit eines Stadtmannes zu fühlen. Hat er kein Vermögen; die abgefallne Blätter des Waldes, oder das Stroh von seinem Felde ist denn sein Bette. Die Natur liefert ihm seinen Tisch, seine Bänke! Vor wenigen giebt ihm der Töpfer eine Schüssel, und ich kenne eine ganze Völkerschaft, die auf hölzernen Tellern ihr Gemüße, des Sonntages ihr Fleisch und ihr Butter und Käße verzehrt. Warum, meine Herren Aerzte! leben diese ohne ihre Hülfe lange, und in dauernder Gesundheit? „Sie leben nach der Natur, die ihr bester Arzt ist.“

Neunzehntes Hauptstück.

Dorsets Reise durch Deutschland.

Dorset wollte jetzt von Arist begleitet, Deutschland und seine Sitten kennen lernen. Er wollte bis zu jener Völkerschaft reisen, deren Brüder Brittannien zu seiner Größe erhoben. Aufmerksam auf die Verfassungen und Gebräuche dieser Völker, wollte er sie mit jenen ungekünstelten Sitten ihrer Vorältern vergleichen, um daraus ihre Hauptneigungen zu beurtheilen.

Nun verließ er die Gränzen Frankreichs. Ein hügelichtes Land zeigte sich vor ihm. Mit unermüdetem Fleiße pflügte der Landmann die Thäler und Hügel, die wie ein Garten mit blühenden Obstbäumen besetzt waren.

„Dieses Land hat fleißige Arbeiter, Arist! die Hügel lachen uns entgegen, die Gegenden müssen gesegnet, und das Land glücklich beherrscht seyn!„

Es scheint so, Dorset! Dieses können aber noch Ueberbleibsel verwichener Regierungen seyn. Sonsten ist eben dieser Strich Landes nicht der gesegnetste, in Betrachtung gegen die andern. Von hier an, bis wo der Rhein verschiedne kleine Länder durchströmet, rechnete man das Land zu Gallien. Es dehnte sich längst von den disseitigen Ufern dieses Stromes, wo er in der Schweiz entspringt, bis da-

hin, wo er in das Meer der Belgier in verschiedenen großen Strömen sich gießt. Das andre Ufer gehörte zu Deutschland, und dehnte sich längst dem Meere hin, durch eine unermeßliche Weite. Hier, diese Gegenden scheinen unter einem kältern Erdstriche zu liegen, mit den Ebenen, welche früher blühen und fruchtbarer sind. Die immer durch die Thäler streichenden Winde erhalten das Erdreich kühl, und hemmen die Fruchtbarkeit, und heben den Weinbau gänzlich auf. Das Hauptprodukt dieser Gegend ist die Erdbiere, welche den Bewohnern oft statt des Brods dienet. Ein ziemliches Stück Landes ist an den benachbarten Fürsten, in Absicht der Jagd verpachtet, dessen ganzes Land ein aneinanderhangender Thiergarten ist. Das Wild raubt den Unterthanen was der Geiz seiner Civilbedienten ihnen übrig läßt, und stürzt sie also in die größte Armuth.

„Der Fürst des Landes muß also sehr despotisch und grausam seyn?„

Alle Fürsten Deutschlands sind despotisch in ihrem Lande, und zinßbar zu gleicher Zeit. Sie tragen ihre Länder von dem Römischen Kaiser zu Lehne; Verschiedne Städte ausgenommen, deren Anzahl wirklich groß ist, und die sich bey ihrer Freyheit erhalten, beherrscht der Monarch sie wie Sclaven. Die schändlichste Leibeigenschaft liegt auf den unglücklichen Unterthanen, deren Vorältern frey waren. Der Fürst behandelt sie mit eben solcher Grausamkeit, wie die Könige von Siam. Die eine Hälfte des Jahres müssen sie Frohndienste in dem Geschäffte

schäffte ihres Fürstens thun. Von acht bis zehn Meilen her müssen sie aus ihren Wohnsitzen kommen, die Straßen des Landes zu unterhalten, und wenn sie darüber fahren, so müssen sie ihre eigne Arbeit auf die grausamste Art, theuer bezahlen. Von den Gränzen des Landes holet man sie, die Lustgärten des Fürstens zu verschönern, Hügel aus Ebenen, und Ebene aus Hügeln zu machen. Jeder Forstbediente ruft sie aus seinem Districte zusammen, um die Jagd zusammen zu treiben, und jeder Unterbeamte bedienet sich ihrer als Sklaven. Die Bevölkerung des Landes muß theuer bezahlet werden. Erst nimmt der Civilbediente eine ansehnliche Summe für die Erlaubniß; dann müssen sie Abgaben an die Kanzleyen für Schreiberlohn geben. Dann rupft ihnen am Ende noch der Geistliche die letzten Federn aus, der nur für baares Geld Sie zusammen giebt. Jetzt kommt noch der kleinste Wurm in der geistlichen Republik, der Küster, und preßt seinen Lohn, für die Ehre seiner Gegenwart aus.

„Wie ist es möglich, Arist! daß diese arme Leute diese Abgaben bestreiten können?„

Dies ist noch nicht der dritte Theil, Dorset! die feste Schatzung auf ihre Güter, ihre Häuser, ihre Köpfe; jährliche Zinse, Abgaben für die Erlaubniß über das Pflaster zu fahren, ihre Kräuter zu verkaufen. Zoll für den Transport ihrer Weine, Korns, Viehes, kurz von der vornehmsten Kaufmannswaare, bis auf die unterste Kleinigkeit, die sie verkaufen, oder von einem Orte zu dem andern brin-

bringen wollen. Accise für die Erlaubniß zu essen und zu trinken. Abgaben für die Erlaubniß auf dem Marktplatze zu sitzen, und für die Waage; Summen für das Bürgerrecht; übersetzte Gelder für den Uebergang über die Brücken; Sperr- und Einlaß-Abgaben, Strafgelder an die Obrigkeit, die nach Willkühr bey dem geringsten Verbrechen angesetzt werden; den Zehnten vom Weine, allen Gattungen von Früchten und Viehe, von dem geringsten Ochsen an, der im Lande ist, bis auf das geringste Geflügel. ꝛc.

„Wie unglücklich sind solche Länder, Arist! Wie groß macht dies den Werth der Freyheit!

Dies sind im Grunde noch die geringste Uebel, Dorjat! die den Staat drücken. Berechnet man wie viel noch durch Ungerechtigkeit ausgepreßt wird, so muß man erstaunen.

Ich kenne einen Staat, wo der Landmann wie der Hohe, die Gerechtigkeit mit Gelde bezahlen muß, will er anders seine gerechteste Ansprüche nicht verlieren. Die Bestechung ist eine Seuche, die sich im ganzen Lande verbreitete, und eine allgemeine Zerstörung droht. Durch Geld schleicht sich der Niedrigste in Aemter des Staates ein, und saugt hernach seine Untergebene wieder aus, bis es endlich am Landmanne wieder aufhöret, dessen Geld durch soviele Hände bis in den Geldkasten des M** geht. Hievon sind nicht einmal die geistlichen Aemter befreyet. Ein Unwissender, Niederträchtiger, schleicht auf diese Art zur vornehmsten geistlichen Bedienung.

Der

Der ehrwürdigste Stand wird durch die Menge der Nichtswürdigen verächtlich.

Sonsten machten drey bis vier Rechtschaffne den ganzen Rath aus. Nun sitzen bey zwanzig, Männer und unbärtige Knaben unter einander vermenget, und entehren den Namen des Rechtschaffnen, der vielleicht noch in ihrer Zahl sitzt. Diese vergeben die Pfründen des Landes an den Meistbietenden, und jagen den armen, verdienstvollen nach Amerika, wo er ohne weitern Beruf das Evangelium verkündigen muß. Die Schuldiener werden nach ähnlichen Verdiensten gemessen.

Eben so ist es mit weltlichen Bedienungen. Die Zahl der Civilbedienten ist ungeheuer. Nun berechnen Sie die gewaltthätige Erpressungen, denen der arme Unterthan ausgesetzt ist.

Von allen diesen entsetzlichen Summen bekommt der Unterthan keinen Pfenning wieder. Der Feldbau ist seine einzige Nahrung. Entweder arbeitet er für sich selbst, oder im Tagelohn für die Begüterte. Dem ohngeachtet, Dorset! würde der Landmann alle diese ungeheure Abgaben bestreiten können, wenn das Feld ihm gehörte.

Die Hälfte des Landes und noch mehr gehöret dem Fürsten. Die Kommergüter; die weitläuftige Besitzungen, der Verwalter der geistlichen Gefälle; die Besitzungen der Geistlichen in Absonderung von jenen, welchen doch keine gehören; dieses nimmt dem Landmanne, die Hälfte seiner Nahrung.

„Wie

„Wie aber, Arist! kommen denn diese zu dem Besitze solcher Ländereyen?„.

Der Landmann, der nicht im Stande ist, alle diese Abgaben zu bestreiten, dem wird sein Vermögen und Güter mit Gewalt geraubt, und an den Meistbietenden verkauft. So kommt der Eigenthümer aus dem Besitze, und der Freye, welcher von etlichen Abgaben, kraft seines Ranges frey ist, zieht sie an sich. So wird nicht nur die Kasse des Fürstens geschwächet, sondern auch der arme Unterthan des Seinigen beraubet. Mit den großen Eigenthümern, die solchen Abgaben unterworfen sind, ist es eben so. Da die jährliche Auflagen verhältnismäßig mit jenen der Aermern sind, so müssen sie am Ende doch ebenfalls zu Grunde gehen. Die Auflage übersteigt fast den völligen Ertrag. Die jährliche Bedürfnisse werden mit Schulden gehoben; und so nähert sich der große Eigenthümer allmählig seinem Untergange, wenn er nicht im Stande ist, durch Schleifwege sich zu retten.

Dies war die Quelle der großen Emigrationen nach Amerika, welche dieses Land von vielen Tausenden entvölkerten. Nun sind diese Unglückliche in dem mitternächtlichen Theile dieses entfernten Erdstriches, unter einer freyen Regierung in blühenden Umständen. Die Irrländer und Schottländer machten die Gegenden Pensilvaniens urbar, und verkauften sie den Deutschen. Jene bearbeiten das Feld zuerst; welches sie aus den Händen der Jäger erhalten.

halten, verkaufen es wieder, und machen die Deutſche zu den wahren Eigenthümern des Landes.

Nun endigte ſich das Thal, und eine weite Ebene, die in der Entfernung von etlichen Meilen ſich wieder mit Gebürgen ſchloß, lag vor Ihnen. Die Felder waren den Gärten ähnlich, die mitten in der Blüthe des Frühlings ſtehen. Neben waren die Gebürge bis über die Hälfte mit Weinſtöcken beſetzt, die mit Obſtbäumen vermiſcht waren. Das Feld war grün, und die ganze weite Gefilde glänzten im Schmucke, des jugendlichen Frühlings. Quellen rieſelten von den Bergen hernieder, und erfriſchten die Gegend. Weitläufftige Dörfer lagen über der Ebene zerſtreuet, und in der Entfernung ragten die Thürme etlicher Hauptſtädte hervor, die einen innern Wohlſtand verkündigten. Dorſet ſtieg mit Ariſten aus dem Wagen, und ſie giengen zu Fuße durch dieſe ſchöne Gefilde.

„Welch ein elyſiſches Land iſt dieſes, Ariſt! fragte der entzückte Dorſet?„

Es iſt eines der fruchtbarſten Länder Deutſchlandes; die Pfalz.

„Welch ein glückliches Land, Ariſt! Kennen Sie den Charakter ſeines Beherrſchers nicht?„

Es iſt der gütigſte, der leutſeligſte Fürſt! wüßte er das Elend ſeiner Unterthanen, des geringſten unter ihnen, es würde ihn rühren, und er würde ihm abhelfen.

Während den letzten Jahren, da die Theurung allgemein war, ſo war die Beſorgniß dieſes Fürſtens

und

und seiner Minister auf die Erhaltung des Staates gerichtet. Zwar konnte der niederträchtige Wucherer, unter denen eine gewisse Anzahl von Geistlichen sich befand, nicht völlig bezähmt werden; doch war es in diesem Lande, in Verhältniß aller übrigen, um das dritte Theil wohlfeiler. Man konnte so gar auch mitten in der Theurung den bittenden Ausländern ganze tausende Scheffel von Früchten ohne Nachtheil des Landes geben. Während ein gewisses größeres Fürstenthum, die ganze Hälfte seiner Unterthanen verlor, weil die Anstalten entweder zu spät ergreifen würden, oder der Geiz verschiedner Kornhändler nur mit dem Blute seiner Mitbürger konnte gestillet und nicht bezähmet werden. Nicht ein einziges Beyspiel kann die Pfalz unter Ihrem rechtschaffnen Fürsten, und seinen Staatsbedienten aufzeigen, daß nur ein einziger für Hunger gestorben wäre.

„Wie Arist! ist aber die übrige Anordnung des Staates?„

Es ist kein Staat der vollkommen glücklich ist, Dorset! — So lange der Beherrscher nicht in die geheimste Winkel derjenigen Höfe sehen kann, wo die Gerechtigkeit soll gehandhabet werden, so kann er auch nicht allen Unordnungen steuren. Keinem Staate fehlen Niederträchtige, und immer müßte das Schwerdt der Gerechtigkeit bluten, wenn allen Unterdrückungen, und jedes Unrecht sich offenbaren sollten. Der Heuchler, der unter der Maske der Unterthänigkeit, den Minister wie den Fürsten täuschet,

ſchet, raubt ungeſtraft fort, weil er Geſchicke genug beſitzt, ſeine Gewaltthätigkeiten zu verbergen. Der Miniſter hört von den Beamten, der Staat ſey blühend; er ſey ohne Nachtheil im Stande, noch dieſe oder jene Abgaben zum Vergnügen ſeines Fürſtens zu geben; der Staatsbediente, der es von vielen bekräftigen höret, erzählet es mit Vergnügen dem Fürſten. Er glaubt es; hält ſein Land für blühend, während es unter den Gewaltthätigkeiten ſeiner Beamten, dem Untergange nahet. Nur angenehme Schilderungen kommen für die Ohren des Monarchen, und ſeiner Großen; während der unglückliche Unterthan in ſeiner Hütte über Ungerechtigkeit ſeufzet, und ein Schlachtopfer der Ränke ſeiner Obrigkeit iſt. Könntet ihr ſie oft ſehen, ihr Fürſten! die geheime Thränen, die der Unterdrückte vergießet, und die Seufzer, die zu dem Vater des Vaterlandes rufen, ihr würdet mit euren Kindern weinen, und ihre Verfolger dem grauſamſten Rachſchwerdt der Gerechtigkeit zum Opfer geben!

„Welches wären aber die Mittel, dieſen Dingen abzuhelfen?„

Dieſes, Dorſet! wird Ihnen der Verfaſſer im folgenden Hauptſtücke ſagen.

Zwanzigstes Hauptstück.

Der Verfasser antwortet seinem Dorfet.

Alla der Erste, König in Hindostan, ließ seine Omrahs nicht zu mächtig werden. Ueberall hatte er seine Kundschafter, die Ihn von ihrem Betragen und Handlungen unterrichteten. Ihre geheime Versammlungen waren untersagt, und so steuerte der Monarch der möglichen Veränderung des Thrones. In den weitläuftigen Provinzen seines Reiches unterdrückte er die Ungerechtigkeiten seiner Bedienten, und setzte überhaupt alles auf einen andern Fuß. Wäre er weiser gewesen, und weniger grausam, sein Land wäre glücklich gewesen.

Mahmood der Erste, ließ das Schwerdt der Gerechtigkeit über die Häupter der Ungerechten blitzen, und schonte seines eignen Enkels nicht. Er enthauptete ihn mit eigner Hand, um einem Unterthanen Gerechtigkeit zu verschaffen, dessen Bette er befleckt hatte. Seine Staaten waren glücklich, und er starb ohne ermordet zu werden.

Der allzu gütige Fürst macht unglückliche Unterthanen; Derjenige, der die strengste Gerechtigkeit mit Güte vermischt, macht ihn glücklich.

Welches sind die Gegenstände der Güte eines Fürsten? Niemand, als die Ihm in die Augen fallen.

Der

Der Große, der um ihn ist, empfindet sie am meisten. Die Begierde, sie alleine zu besitzen, macht, daß er die andern von seiner Gegenwart entfernt, oder er überzeuget ihn, daß es ein andrer nicht bedarf. Ein gütiger Fürst glaubt leicht, was man ihm angenehmes von den Folgen seiner milden Regierung sagt. Niemand wird vorgelassen, der Ihn von dem Gegentheile überzeugen könnte. In dem Kabinette blühen alle Staaten der Welt, und außer demselben sind sie entweder schon zerstöret, oder der Zerstörung nahe.

Oder man zerstreuet den Fürsten durch Lustbarkeiten; macht Ihn für die Wollust sinnlich; und dann lebe wohl Vaterland, dessen Vater zu gütig ist, deine Unterdrücker zu strafen. Nie erfähret er dein Elend; denn seine Ergötzungen lassen ihm keine Zeit, an Unglückliche zu denken. Aber glaubet nicht, daß er so grausam ist, euch mit ungerechten Auflagen zu beschweren! Eure Obrigkeiten sind eure Räuber. Der Fürst würde erschrecken, wenn er die Millionen, die eure Arbeit und Schweiß sind, wenn er diese auf einmal in seiner Schatzkammer sähe. Andre theilen sich in die Beute eures Unterganges, während der Monarch kaum den Zehnten davon bekommt.

Wenn der Fürst die ungeheure Menge von Bedienten, die sich auf den geistlichen und weltlichen Stühlen drängen, auf ihre alte Anzahl zurücksetzte; diese, umsonst ausgetheilte Besoldungen einzöge, so

könnte er dem Lande, drey Theile von den wirklichen Abgaben schenken, und doch in Ueberfluß leben. Ich will dieses deutlicher erläutern. Ein gewisser Fürst setzet von viertausend Bedienten, die das Land wie Heuschrecken aussaugen, dreytausend und achthundert ab; ziehet ihre Besoldungen ein ꝛc. welche Summe, in Verhältniß mit den schleichenden Räubereyen schenkt er dem Lande. Er nimmt den Geistlichen und andern die Güter, und giebt sie dem Landmanne; um wie viel vergrößern sich itzo die fürstlichen Einkünfte. Deswegen wird den Geistlichen nichts von ihren Besoldungen entzogen. Eine gewisse Summe kann ihnen diesen Verlust ersetzen.

Kann die Gerechtigkeit nicht den Uebertreter der Gesetze bändigen? Kambyses überzog den Richterstuhl mit der Haut eines Verbrechers, der das Recht verkaufte. Hier mußte der Sohn des Unglücklichen sitzen, und Recht sprechen. Kein ungerechter Ausspruch erweckte mehr Klagen. Von dem schrecklichen Beyspiele der Gerechtigkeit unterstützet, war der Verfolgte gegen die Besorgniß der Bestechung sicher.

Schenket dem Lande seine Freyheit wieder, das der schimpfliche Name der Leibeigenschaft entehret. Der Landmann ist die Stütze des Reiches den vornehme Wollüstlinge erschüttern. Was macht den Wohlstand jener Republik in der Schweiz? Die Gesetze zu Bern verbieten die Pracht. Der Bürger kann den Vornehmern nicht beneiden, weil er

ihm

ihm gleich ist. Jene dem Staate so nachtheilige Nacheiferung, die Bemühungen, es einander zuvor zu thun, der daraus entspringende Verfall der Sitten und häuslichen Umstände, alle mögliche Folgen, die immer nachtheilig sind, werden dadurch gehoben. Die Obrigkeit unterwirft sich eben den Gesetzen, und macht sie dadurch heilig. Der Landmann wird von seinen Beherrschern aufgemuntert, in Absicht der Landwirthschaft um Rath gefraget; u. s. w. dadurch wird ein zweyfacher Nutzen erhalten; das Beste des Staates wird befördert, und durch die Liebe des Unterthanen gegen die Obern die Gesetze heilig gehalten, und das Vaterland vertheidiget.

Welche Ehre ist es, despotische Fürsten! einem Haufen von Sklaven zu gebieten, oder dürftige Unterthanen zu haben? Von der Armuth der Unterthanen schließt man auf den Fürsten, ob er wollüstig ist, oder den Zepter verdienet.

Der Unterthan ist frey. Keine zu strenge Abgaben machen ihn dürftig. Keine gezwungene Frohndienste hindern ihn sein Feld zu pflügen, zu säen, und zweyfach einzuerndten. Er liefert in die Kornhäuser den nöthigen Vorrath, einer Theurung vorzubeugen, die durch die allzustarke Ausfuhr des Getraides könnte verursachet werden. Drückt der Hunger das Land, so öffnet der wohlthätige Vater des Vaterlandes seine Scheunen, und giebt dem Unterthanen ohne niedrigen Wucher sein Getraide wieder. Ueberall herrscht die Gerechtigkeit mit stren-

gem Ernſte. Kein Unglücklicher geht mit Thränen von dem Richterſtuhle. Männer von Verdienſten ſind die Obrigkeiten des Staates. Sie belohnen den Würdigen mit Bedienungen, wie ſeine Verdienſte werth ſind. Ihr Herz iſt für alle lockende Stimmen beſtechender Dummheit taub. . . Ihre Anzahl macht ihrer Würde Ehre, da ſie nicht zu groß iſt, und ſich bloß auf den Verdienſtvollen ausdehnen würde. Der Fürſt reiſt zu ſeinen Unterthanen; unterſucht ihre Beſchwerden, hilft ihnen ab, oder erleichtert ſie! Seine Unterthanen ſegnen ihn, und nennen ihn, gerührt, ihren Vater. Wie blühet das Land unter ſeiner Regierung! Die Erde iſt fruchtbarer, die Erndte reicher. In ſeinen Gefilden tönet die Freude, und die Weinleſe jauchzt längſt den Gebürgen. Ländliche Feſte und Reyhen-Tänze feyert der jugendliche Landmann, indeß die Alten unter der ſchattichten Linde ſitzen, und ihnen mit Vergnügen zuſehen. Dies haben wir unſerm Fürſten zu danken, ſagt der eine. „Ja du haſt recht; antwortet der andre: Der Himmel erhalte ihn, uns und unſern Kindern lange!

So iſt das Land eines rechtſchaffnen Fürſten; ſo wird er zum Vater ſeines Landes.

Ein

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Der Pallaſt des Miniſters. Ueber die Liebe.

Juliens Vater und Merillac kamen zu Hauſe an, und trafen alles in banger Erwartung, wegen der Länge ihres Außenbleibens an. Wo iſt Dorſet, fragte der Miniſter?

„Er war tod, antwortete Merillac lebhaft: aber er lebet wieder.„

Julie, die es hörte, wurde von Gefühl durchdrungen. Ihr gütiges Herze empfand die Marter ihres entflohenen Liebſten, und ſeine eigne. Aber doch hörte ſie mit einer Standhaftigkeit zu, die ihr ganzes Geſchlecht hätte beſchämen können.

Wo iſt er dann itzt? fragte der Miniſter.

„Er ſetzt ſeine Reiſe fort.„

Ehe ſetzte der Alte hinzu: Halten Sie einen Strom zurück, der ſich wie ein Meer zu ergießen drohet, als den Lauf ſeiner Großmuth und Tugend. Die Natur leitet ihn glücklich, und macht ſeine Fußtritte glänzend. Hätten Sie ſeinen Freund, Ariſt erzählen hören, mit welchem Muthe er ſtarb! Hätten Sie die größte Nöthigung gehöret, womit er uns verband, allein zurück zu reiſen; Sie würden erſtaunet ſeyn.

„Einen geheimen Schmerz nur entdeckte ich, wenn er von Julien sprach. Er verband mich, mit Julien mich glücklich zu machen; aber dies kann ich nicht. Wirklich glaube ich, das Gefühl von Liebe hat sich bey der Großmuth Dorsets, in das reinste Gefühl von Freundschaft verwandelt. Wie entsetzlich würde ich mir seyn, wenn ich die Geliebte meines Freundes unglücklich machte!„

Julie wendete sich weg, um eine geheime Thräne zu verbergen. Sanft ist die erste Zähre des Gefühls; aber ein trauriges Nachdenken erhebet es höher; denn fließen sie in Menge und erleichtern den Harm, der das Herze zu ersticken droht. Reizender sind sie, wenn nur stille Einsamkeit, oder die Schatten eines dunklen Baumes ihre Zeugen sind. Julie entfernte sich, um unbemerkt zu trauern.

Schon bey Dorsets Entfernung fühlte ihr gütiges Herze die Qualen einer unglücklichen Liebe. Aus den Armen einer erst gefühlten Wonne, plötzlich in die stillste Einöde verbannt seyn, wo jedes lispelnde Blättchen den Namen des Geliebten flüstert; wo sie ihm zum erstenmale sagte: Dorset ich liebe dich! Wo sie das reinste Vergnügen einer schuldlosen Liebe in seinen Armen empfand, und taub für die Gesänge lärmender Büsche war, die rings umher ihr zujauchzten; diese Erinnerung erpreßt Thränen.

Wie sehr empfinde ich es, reizende J** da eine weite, unglückliche Entfernung aus deiner seligen Umarmung mich bannet. Mir ist der schönste Frühlingstag, wie mit einem Flore umhängt;

aus

aus dem kleinen düftenden Veilchen athme ich sanften Schmerzen, und bey der Feyer des ländlichen Tages, umwölkt der Schmerz seine festliche Freuden. Ein reges Gefühl macht meinen Busen seufzend, wenn ich die holde Sängerinn stiller Nächte, durch einsame Schatten singen höre, und schmelzet mein Herz zu feyerlicher Schwermuth.

Mit dem Unglücklichen schmachtet die ganze Natur. Die Blüthen des Frühlings scheinen zu welken, und ein kleiner rießlender Bach scheint in traurendem Getöse sich über Steine zu stürzen, und mit fernem, melancholischen Gemurmel, durch die Gefilde zu strömen. Ein singender Vogel, dessen letzter Ton in wirbelnden Tönen hinstirbt; die horchende Stille eines schattigten Waldes; die um Grotten und schroffe Felsen zitternde Stille; der lächlende Himmel; alles scheint den Einflus eines Unglücklichen zu fühlen, und mit ihm zu trauren.

Dieses war Juliens Zustand, die ihren Geliebten verlor, den sie kaum recht kennen gelernet hatte.

Der Tag ihrer Abreise nahte heran; Merillac wollte sie begleiten, und erhielt hiezu die Erlaubniß von Julien. Voll von Ahndungen der Zukunft, zogen sich Wolken, jenen von schwarzen Wettern ähnlich, über die aufsteigende Sonne, und sie verbarg sich eine Stunde lang um zu trauren. Ihre Thränen flossen in einem Thau herab, der die Flu-

ren verſilberte. Endlich zog ſie ſich durch Nebel, zum heitern Himmel hervor.

Was hilft es dir, Julie! tugendhaft zu ſeyn, da dir die Waffen, die Tugend gegen einen Nachtrachtigen zu vertheidigen, fehlen!

Zwey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ein Fragment.

Dorſet hatte nunmehro verſchiedene Länder zurück gelegt. Die Regierungsformen fand er im Grunde faſt eben dieſelbe. Nun näherte er ſich den Gränzen ſeiner Vorältern. Hier nahm er ſein Nachtlager. Auf ſeinem Zimmer fand er einen Bogen Papier liegen, welches vielleicht ein Reiſender vergeſſen hatte. Zum Unglück war es nicht vollſtändig. Ich will es meinen Leſern mittheilen, wie ich es von Dorſet erhielte, da ich ihn zu London beſuchte.

. . . Wie heilig feyerte der Hayn die himmliſche Scene. . . Wie die Stille auf den Aeſten lauſchte! . . Die Harmonien horchten ſtumm hernieder, und die Sänger des Tages ſchwiegen in den Büſchen. . . Doch es war bloß ein Bild der Phantaſie! . . ein Traum! . . .

Der mit der Nächte ſtillen Schatten
Im goldnen Morgenroth zerfloß.

Ach!

Ach! schönste Sophia! hier umarmte ich dein Bild. Wie sanft war dieser Traum! . .

Es flüstert nicht in dunklen Zeiten
So sanft, ein Heer von kleinen Westen,
Das in den Eichenblättern wühlt;
Das rings um Veilchen und Jasmin
Und Blümchen die in Thälern blühn,
In schäckerndem Gewimmel spielt.

Sanfter noch waren die Bilder des Traumes, die um mich her gauckelten, und mich zum glücklichsten Menschen machten. Aber doch war es nur ein Traum. . . Dein Bild meine Sophia! Wie schnell entfloh es aus diesen Armen! . .

So schnell stürzt auf dem brausenden Gefieder
Des Sturmes nicht der Blitz hernieder,
Wann er von Wetterwolken, schwarz umhüllt
Sich wüthend losreißt, und im Aether brüllt.

Aber wie will ich mich rächen, Sophia! wenn ich dich wieder sehen werde; dann soll kein Traum mehr deinen Geliebten täuschen. . . . In diesen Armen will ich dich halten. . . An diesen Busen dich drücken, und . . für Wollust sterben.

Die Nacht.

Sie kommt . . . Sie kommt! mit trägen Zügeln,
Die Nacht vom stillen Horizont;
Er schimmert sanft von Berg' und Hügeln
Ins frische Thal, der volle Mond,

Und

Und mahlet auf die Frühlingsmatten
Der helden Veilchen, kleine Schatten;
Des Waldes schöne Sängerinn
Seufzt durch die weite Stille hin;
Da ströme der wirbelnde Gesang
Zum Felsen durch den Eichengang,
Und tönet durch den dichten Hayn
Ins Thal, vom fernen Felsenstein.

Wie schön bist du Nacht! . . Wie voll göttlichen Ernstes! Da fließen die Thäler in mäandrischen Gängen an dem Fuße der hohen Gebürge hin, von deinem Lichte versilbert. Auf der Höhe dieses großen Gebürges wallt ein Nebel, sanft zu jenen silbernen Wolken empor, die über das Thal glänzen. Dämmernde Schatten sinken aus dem dunklen Bergwalde herab, und machen die nächtliche Scene feyerlicher.

Dort fällt mit dumpfem, heischrem Schall,
Vom Hügel, wild ein Wasserfall;
Gießt sich mit tösendem Gebrülle
Vom Felsen, durch des Waldes Stille,
Und schleichet endlich, ganz gemach
Durchs Blumenthal, ein Silberbach.
Aus dem Gebüsche am Gestade
Schlüpft einsam, zu dem frischen Bade
Ein Mädchen, voll der wärmsten Lust
Und kühlet ihre Rosenbrust.
Ein Schäfer schleichet, auf den Zehen,
Neugierig, sie im Bad' zu sehen,

Dem

Dem unbeſorgten Mädchen nach,
Und ſieht ſie ſpielend in dem Bach
Nun ſteht er hinter dem Gebüſche
Und ſchaut mit Wolluſt trunknem Blick
Zum Bache nach dem — ſchönen Fiſche,
Und fühlet ſchnell ſein ganzes Glück:
Itzt ſtiehlt er ſchäckernd, vom Geſtade
Ihr Kleid, und . . . zeigt ſich der Najade.

Und dann ... dann erkaufte vielleicht, das ſchöne Mädchen ihre Kleider, um einen koſtbaren Preis. Höhnet ſie nicht! Sie konnte doch ohne Kleider nicht zur Hütte zurück gehen. . . Beſonders Ihr, koſtbare Schönen!

Die auch vielleicht nicht ſo allein,
Sich wünſchen in dem Bad zu ſeyn.

Was konnte das arme Mädchen dafür.

Wie leicht kann ſich in dichten Hecken
Ein loſer Schäfer, ſchlau verſtecken,
Der gern nach ſchönen Nymphen ſchleicht.
Kann er euch gar die Kleider ſtehlen,
O! was hilft Bitten, was Befehlen,
Wann ihn kein — heißer Kuß erweicht.
Oft fodert grauſam er, zuviel
Und ach dann —— —— ——

Schade daß das Fragment ſo plötzlich ein Ende hat, ſagte Dorſet! Ich möchte das ganze Stück ſehen, Ariſt! Was der unartige Schäfer noch mit dem

dem Mädchen mag gethan haben. Ich gestehe Ihnen, Ariſt! daß ich recht ärgerlich über den frechen Schäfer bin.

„Was würden Sie aber in dieſem Falle gethan haben, Dorſet!„ fragte Ariſt.

Dorſet ſeufzte. Ich ... ich wäre fortgegangen, Ariſt! und hätte das Mädchen nicht ſo ſehr erſchreckt.

Ariſt lächelte. „Sie ſind ſehr gütig, Dorſet! Aber ſehen Sie, hier iſt — vielleicht iſt dieſes die Fortſetzung.„

Ja ſie iſt es, Ariſt! Dorſet las fort.

So ſah der Schäfer ſie im Bade. . .
Die kleine reizende Najade
Taucht ihren Busen in die Welle
Des Silberbaches, ihn zu verſtecken.
Allein . . . der Bach! er war zu helle!
Der Schäfer mußte ihn entdecken
Zudeme fiel der Mondenſchein,
Zum Unglück in den Bach hinein.
Wie dringend bat die Schöne nicht
Mit ſanft errötheterm Geſicht,
Den jungen Schäfer, wegzugehen,
Und wenigſtens, hinweg zu ſehen.
Umſonſt — der Schäfer bliebe ſtehen.

Wirklich, Ariſt! Wäre ich zugegen geweſen, ich hätte den unverſchämten Schäfer verjagt.

„Leſen Sie nur fort, Dorſet! vielleicht bekehrt ſich der Schäfer noch.„

Nun legte er sich ans Gestade
Und sahe mehr noch nach dem Bade;
Bald aber sprach er zu der Schönen!
Kannst du dich, Mädchen! schnell entschließen
Nicht meine Liebe mehr zu höhnen,
Und aus dem Bade mich zu küßen,
Dann Mädchen, dann versprech ich dir;
Ich lasse dich alleine hier.
In dem Verzuge war Gefahr;
Das Mädchen reichte aus dem Bade,
Dem Hirt ans blumichte Gestade
Die beyde Rosenwangen dar.
Er küßte Sie . . . und hielt sein Wort,
Und gieng vergnügt vom Ufer fort.

Jetzt, Arist! verzeihe ich dem Schäfer; er war wirklich nur schalkhaft, und nicht böse. Vielleicht heute sie ihn hernach, und sie waren beyde glücklich!

Sie haben recht, Dorfet! ist sonst nichts mehr auf dem Blatte? „

Ja, Arist! noch ein wenig.

Mit welcher Eile stieg die Schöne
Aus ihrem Bade an das Land
Doch! . . Himmel! . . . —— ——

Hier hat es zum Unglück wieder ein Ende! Was ihr nur mag begegnet seyn, Arist! Der Dichter macht mich wirklich sehr neugierig.

„Wir wollen uns bey dem Gastwirthe erkundigen, wer die Nacht vor uns hier schlief. „

Drey

Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Juliens Abreise von Paris. Die Geschichte wird weit aussehend.

Julie nahte sich itzo dem Tage ihrer Abreise. Eine finstere Schwermuth schwebte über ihrem Herzen.

Sind es die Schmerzen des baldigen Abschieds, oder einer Liebe, die unauslöschlich in ihrem Busen glühet? Der Gedanke, bald ihre beste Mutter zu umarmen, würde den ersten eben so leicht besänftiget haben, als den zweyten, da sie bald ihren Verlobten in der Schweiz sehen sollte. Was war es denn? „Ein gewisses sympathetisches Gefühl eines zukünftigen Unglücks.„ Das Herz ist hierbey in einer marternden Pressung; Wir bemühen uns nach einem Gegenstande, und indem wir ihn denken, werden wir durch ein gewisses Etwas erschüttert, das nicht weit von Grenzen des Abscheues ist. Wider unsern Willen werden wir zurückgestoßen, wenn wir auch gleich uns die schönsten Ideen bilden. Aehnlich der Aussicht in ein glänzendes Gefilde, wo ein ewiger May herrscht, das ein Abgrund von der gefährlichen Klippe absondert, auf welcher diese reizende Aussicht, uns entgegen lacht.

Dieses

Dieſes myſtiſche Gefühl, (verzeihen Sie dieſen Ausdruck, meine Herren Kunſtrichter) bemächtiget ſich oftmals unſers Herzens, und äußerte ſich wirklich in einem unglücklichen Ausgang; vielleicht unterblieb es auch eben ſo oft.

Der Philoſophe, der den Grund davon nicht einſehen kann, ſchreibt den böſen Ausgang, dem Zufalle zu. Als Philoſophe will ich es mit Ihnen glauben, meine Herren! Aber als Menſch, verzeihen Sie mir! als Menſch kann ich es nicht. Ihre Beweiſe bekräftigen eben ſo viel, als die Erzählung von Ahndungen ſelbſt. Das Ende des Beweiſes ſchließt ſich gewöhnlich: „Ich ſehe davon die Möglichkeit nicht ein.„ Der Beweis des unphiloſophiſchen Menſchen iſt die Erfahrung; oder wenigſtens wird er Ihnen mit ſo vielem Rechte antworten: „Ich ſehe davon die Unmöglichkeit nicht ein.„ Die Geſpenſter haben ihre Urſache in dem Winkel, den ein Gegenſtand durch die Entfernung, in das Auge wirft! Worinn haben Sie aber die Ahndungen? Ich halte dafür, eben ſo wenig in der bloßen Einbildungskraft, und dem Vorurtheile, als die Lehre von Geſpenſtern. Völkerſtaaten, die eben das größte Gewerbe, oder vielleicht gar keines mit einander hatten, und noch haben, hatten dieſen Grundſatz. Der Geſittete, der weiſe Römer und Grieche, gieng nach Hauſe zurück, wenn ihm ein Haaſe, oder ein altes Weib zuerſt begegnete. Ein Raubvogel, der einen andern von anderer Natur zerriß: das Geſchrey der Vögel;

die Lage des Eingeweides der Opferthiere; und mehr Dinge noch, hatten einen festen Einfluß auf ihre Handlungen. Es könnte also — — doch so vergesse ich Julien und ihre Abreise; und zudem schreibe ich die Apologie der Ahndungen nicht!

Juliens Vater umarmte den Minister mit aller Zärtlichkeit eines Bruders, und gab ihm mit seinem Sohne und Julien, das letzte Lebewohl.

Sie reisten die Hälfte des Weges glücklich. Nun fuhren sie durch ein Thal, wo auf beyden Seiten waldigte Gebürge sich in die Länge dehnten. Ein Haufe von Räubern, kam zu Pferde ihnen entgegen. Die erste Stimme war: halt! Merillacs Kutscher hielt, und die Räuber nahten sich. Ihre Anzahl war allzugroß, sich ihnen zu widersetzen. Sie fragten die Unglücklichen wer sie wären? und wo sie hinwollten? Merillac antwortete ihnen mit Standhaftigkeit.

„Die Beute ist heut vortrefflich, sagte ein Räuber.

Ein andrer bejahte es mit einem schrecklichen Fluche. Sie führten itzt den Wagen, durch wilde Waldungen, wo unersteigliche Felsen über das Thal herabhingen, und jeden Augenblick einzustürzen drohten. Der Eingang einer weiten Höhle zeigte sich ihnen itzo. Sie stiegen ab. Ein Mann mit majestätischem Gange, und einer vorzüglichen Bildung, kam ihnen entgegen. Er hatte eine Larve für dem Gesichte und blieb stumm. Er nahm Juliens Hand

und führte ſie in die ſchreckliche Höhle. Der Greis und Merillac folgten ihr.

Weit durch ein felſigtes Gebürge, zog ſich die finſtre Höhle hinein, die von einer Menge von Leuchtern erleuchtet war. Schroffe Felſen-Spitzen, ragten in unzählbarer Menge, an dem hohen Gewölbe hervor, und machten den Aufenthalt ſchauervoll. An den ähnlichen Seitenwänden hiengen die Mordgewehre der Räuber, und längſt dem Gange hin, ſtanden die Koffer und Güter der Beraubten. Zween Flügel von künſtlich geſetzten Steinen, die den Eingang öffneten, und wenn ſie verſchloſſen waren, einem Felſen ähnlich ſahen, waren die Thore der Höle.

Der Schmerz unſrer Unglücklichen Reiſenden, iſt nicht zu beſchreiben. Julie ſaß mit niedergeſunkem Angeſichte an der Felſenwand, und weinte ſtill. Der Greis war gelaſſen, aber der rechtſchaffne Herzog, der der Freyheit gewohnt war, konnte ſich kaum faßen. Er gieng näher zu dem Führer dieſer Räuberbande.

Was wollen Sie für unſre Auslöſung? fragte er dieſen finſtern Anführer.

„Nichts, Merillac!„

Ich bin beſtürzt. Woher kennen Sie meinen Namen?

„Sie fragen vergebens.

Sind Sie anders großmüthig, ſo geben Sie uns die Freyheit wieder; fodern Sie ein Löſegeld!

„Sie und der Greis, Merillac! ſind frey. Reiſen Sie ab ſo bald ſie wollen. Aber Julie... iſt nicht frey! Reden Sie nichts dargegen, ſonſt — „

Julie iſt nicht frey? ... rief der beſtürzte Herzog: Auch Merillac kann ein Sklave bleiben. ..

Der Anführer der Räuberbande, befahl den Wagen vorzuführen. Man zwang den Vater Juliens und den jungen Herzog hineinzuſteigen; auf der Straße nahmen die Räuber Abſchied, und giengen nach der Höhle zurücke.

Der Greis ließ ſeinen Thränen den Lauf. Julie!.. die das Glück ſeiner alten Tage machen ſollte, die tugendhafte Julie, mußte er unter der Hand eines Räubers laſſen, der vielleicht ohne Gefühl für Tugend war... Was wird ſeine Gattinn ſagen, wenn er ohne ſie ankommt?.. Der Gram wird die tugendhafte Gemahlinn tödten, und ihn ſelbſten zum Staube niederbeugen.

Merillac — Sein Schmerz war ungeſtümer, und von jeder Wuth eines jugendlichen Feuers entflammt. Vorwürfe gegen das Schickſal, und die Vorſehung wechſelten mit ſeinen Thränen ab. Für die Freundſchaft hatte er das größte Glück ſeines Lebens aufgeopfert. Da er Julien ſeinem Freunde zuführen wollte, wurde ſie ſeiner Großmuth geraubet. Sein Herz glühte voll Begierde, Julien mit ſeinem Tode aus den Händen der Räuber zu retten. Still überdachte er den Plan ſeiner Entſchließung, und tröſtete den Alten.

Indeſ-

Indeſſen näherte ſich der Führer der Bande zu Julien, und ſprach mit einem ſtolzen Ernſte: Julie! Ich will Sie zu keiner entehrenden Handlung zwingen. Bin ich gleich das Haupt dieſer Räuberbande, ſo ſollen Sie doch keine Niederträchtigkeit von mir ſehen. Sie ſollen in Hände geliefert werden, wo Sie vielleicht nicht ungerne ſind. Mehr kann ich Ihnen nicht ſagen. Seyn ſie ruhig! und fürchten Sie nichts.

Julie ſchlug ihre Augen auf, und ſah nach dem edlen Führer, der vor ihr ſtand.

„Sind Sie wirklich ſo rechtſchaffen, wie Sie ſprechen, warum ſetzten Sie meinen Vater einem Schmerze aus, der ihn tödten kann? Sie verſprechen mir, mich in Hände zu liefern, wo ich nicht ungerne ſeyn werde! Durfte mein Vater, durfte der rechtſchaffne Herzog nichts davon wiſſen?„

Sie kennen den Herzog nicht, Julie! Sie werden mir danken, daß ich Sie aus ſeinen Händen errettet habe. Wo glauben Sie zu ſeyn?

„Auf dem Wege nach der Schweiz.„

Sie irren ſich! Sie ſind ſchon ſeit geſtern in Deutſchland, auf einem Wagen, der Sie nach — doch ich ſchweige, wohin führen ſoll.

„O Sie betriegen mich! Merillac iſt einer ähnlichen Handlung nicht fähig. Sie irren ſich gewiß!„

Nein, ich irre mich nicht. Merillacs Freund hat mir es entdecket; er hat mir das Geſchäffte aufgetragen, Sie aufzufangen.

Eben ertönten etliche Schüße in dem nahen Walde, und hallten in die Felſengänge. Ein ungeſtümes Geſchrey von Streitenden erhob ſich, und nahte ſich der nächtlichen Höhle. Das Haupt der Bande eilte aus dem finſtern Aufenthalte der Nacht; ließ Julien allein; verſchloß die Felſenthüre, und verſammelte ſeine Schaaren mit einem bekannten Zeichen. Sie eilten zuſammen, um ihre Brüder zu unterſtüzen, und begegneten dem ſiegenden Herzoge.

Merillac hatte eine Menge von Landleuten bewaffnet, um Julien zu erretten. Er war glücklich genug, die Gegend zu finden, und nahte ſchon allmählig über die Leichen der Räuber der nächtlichen Höhle — als der Führer ankam.

Die Räuber fielen mit Wuth auf die Sieger; aber Merillac ſtemmte ſich mit Unerſchrockenheit gegen den anrückenden Sieg. Unter ſeiner Wuth ſtürzten ſie auf ihre Brüder, und röchelten ihren Geiſt zum Aether. Geſchwächt von der unaufhaltſamen Stärke des unerſchrockenen Herzogs, entflohen ſie, und ließen ihren Siegern das Schlachtfeld. Nur der muthige Führer von zween ſeiner Vertrauteſten unterſtüzt, blieb alleine ſtehen; entſchloſſen ehe zu ſterben, als zu fliehen. Er drückte ſeine lezte Piſtole ab, und — Merillac ſank auf die Körper der Erſchlagnen. Nun entfloh der ſiegende Räuber, und überließ die blutige Scene den tapfern Landleuten.

Vier und zwanzigstes Hauptstück.

Neue Verwicklungen.

Julie, die sich allein in der schrecklichen Höhle befand, wagte etwas, das vielleicht kein Frauenzimmer gethan hätte. —

Erstach sie sich vielleicht, wie Lukretia, ihre Tugend zu retten? Nein! so ehrgeizig war Julie nicht, und auch viel klüger. Lukretia und ihre Schwestern, deren Anzahl unbeschreiblich groß sind, können Juliens Muster nicht seyn. Es verdienet eine kleine Ausschweifung. Was that Lukretia, das so lobenswerth wäre?

„Ist das nichts, sich zu erstechen; sich wegen der geraubten Tugend zu tödten?„

Ja! Thorheit ists! Warum tödtete sich die Römerinn nicht, ehe sie geschändet wurde? Fehlt es vielleicht dem andern Geschlechte an Ränken, oder listiger Geschicklichkeit sich auf eine Minute entfernen zu können? Lukretia lag erst in den Armen der Wollust, und ohne Zweifel sehr still und artig, sonst könnte ich eben so wenig, wie der Herzog von Lissina begreifen wie man nothzüchtigen könnte. Eine niedrige Stolz, ihre Ehre auf das Vorurtheil zu haben, bewaffnete ihre mörderische Hand. So zündete Herostratus den Tempel zu Ephesus an,

an, um ſich einen unſterblichen Namen zu machen. Die apogryphiſche Lukretia war hart genug zween Greiſen zu widerſtehen. Wären die Thoren, jeder alleine gekommen, ſo hätte es vielleicht ehe geſchehen können. Ich laſſe die Frauenzimmer in allen Städten Europens urtheilen, ob ich unrecht habe. Und Sie, meine männliche Leſer! wagen Sie es einmal, um überzeugt zu werden, und beſtürmen Sie mit einem Geſellſchafter, die Tugend der Mädchen, die meiſtens nicht mehr ſo gar unbarmherzig ſind; Ich müßte ſehr irren, wenn Sie ihren Zweck erhielten. Sonſten war Madame Suſanna ziemlich — ich will es weiter nicht ausſchreiben — aber ein Bad ſo oft zu gebrauchen — das iſt wirklich ſo ein wenig wollüſtig —

Dieſe beyde Frauenzimmer hatten wirklich einen großen Einfluß auf die Räuber ihrer Ehre. Die ganze Familie des Tarquins mußte aus Rom fliehen, und wurde von dem vornehmſten Staatsgeſchäffte verbannet. Die zwey Arme, gute Alte, die bloß gewollt hatten, wurden geſteiniget. Zum Glücke, iſt dieſes grauſame Geſetze mit den alten, barbariſchen, redlichen Sitten abgeſchaffet, ſonſt würden Kinder auf den Thronen ſitzen, und Kinder die Unterthanen ſeyn; ganz Europa wäre entvölkert, und ich behaupte, daß in Zeit von zwanzig Jahren keine einzige Mannsperſon mehr auf chriſtlichem Grund und Boden zu finden wäre. Das weiſeſte Geſetz der Polizey iſt alſo unſtreitig dieſes: „Laßt immer Jünglinge und Greiſe der Tugend nach-

nachstellen. Es ist besser der Staat werde bevölkert, als entvölkert.„

Noch eine Bemerkung. Wenn bey den Juden ein Frauenzimmer auf dem Felde von einem galanten Hebräer angefallen, und κατ' ἐξοχην (dieses meine allerschönste Leserinnen, wird Ihnen ein jeder artiger Herr verdeutschen können, wenn er nur eine griechische Grammatik gesehen hat) geschwächt wurde, so geschah dem Mädchen nichts. „Denn Sie schrie und niemand war, der sie hörte.„ Hingegen in der Stadt wurde sie hingerichtet. Denn das Mädchen schrie nicht.„ Unsre Frauenzimmer schweigen alle in der Stadt, und drohen nur zu schreyen, denn es könnte es ja jemand hören, und dann — — Hingegen auf dem Felde; wenn sie niemanden in der Nähe erblicken, der es hören könnte, so schreyen sie ein wenig, aber — verstummen auch eben so geschwinde

Vor alten Zeiten wimmelten die verliebten Gedichte und Briefe von Tygerherzen. Bärenbrüsten, lydischen Löwen, Marmor, Felsen, Herzen von Diamant und Asbest. Ein Beweis, daß man noch tugendhaft war, und mancher arme Jüngling verdorren und lechzend dahin schmachten mußte. Heut zu Tage kennt man diese Narrheiten nicht mehr; Sie gehören zu dem alten Geschmacke; man lacht über ähnliche Strophen; warum? — „weil man sie nicht mehr nöthig hat. Diese Tygerherzen ꝛc. sind itzt nicht mehr in der

gütigeren Welt, die zu mitleidig ist, so schöne, baumstarke, breitschultrige, dickbewadete, und zu sterben drohende Jünglinge, dem Tode auszusetzen. In allen Gedichten sinkt man mit wollüstigem Gefühle, an den Busen des Mädchens, der den sanften Wünschen der Liebe entgegen wallt, und sich pochend an das Herz des besten Jünglinges schmieget. Klaget mir — so ist es, weil das schüchterne Mädchen uns so lange warten läßt, oder den Sieg der Liebe durch verstellte Grausamkeit — gefühlvoller macht. Die angenehme Lehre der Gradation, ist die Redewissenschaft. Ehemals — ja! da gieng's ganz ohne Umstände zu; der Deutsche fragte nur: „Mädchen willst du?„ sagte Sie ja, denn war — wie der Biß zu Ende. Wollte Sie nicht, so gieng er wie der Iroquaise mit seinem Lichte in eine andre Hütte, und das so lange, bis ein Mädchen so artig war, es auszulöschen. Bey uns gesitteten Nachkommen, dieser guten Alten, geht es langsamer. Wir wagen

Bis uns für lauter Wagen
Nichts mehr zu wagen übrig bleibt.

W.

und so erschöpfen wir nach und nach die geheimsten Quellen der Wollust, und — ꝛc. das nennen wir Geschmack, und zwar den wahren Geschmack.

Hier will ich diese Ausschweifung beschließen, um wieder zu der Geschichte zu kommen.

Julie

Julie riß eine Lampe von der Felsenwand, und eilte längst die Nacht volle Höhle hinein, in Hoffnung sich zu retten. Die Erleuchtung hatte ein Ende, und die Höhle wurde schrecklicher. Mit schüchternem Tritte gieng sie bebend fort, aber plötzlich heftete ein erschütterndes Gethöne Ihren Fuß an den Boden. Ein sterbendes Gewinsel ächzte heischern aus dem mitternächtlichen Gange. Röchlend lief es an den klippichten Wänden, und dem Gewölbe hin, bis zu den Ohren Juliens.

„Er kommt der Barbar! — — ich höre seine abscheuliche Fußtritte im Felsengange — stirb immer, so bist du glücklich. . . Dies war die ächzende Stimme, die aus der dunklen Entfernung hallte. Julie faßte sich und gieng tiefer hinein. Sie erblickte eine Thüre in der Felsenwand, die eiserne Riegel verschlossen. Mit Zittern nahte sie sich der Thüre, und horchte . . . Stimmen von unglücklichen winselten in dem Gemache. Sie wagte es und öffnete die Riegel.

„Ewiges Wesen! ist es möglich! . . . Meine Julie . . . hier! . . . Meine einzige Julie. . . Meine Tochter in der entsetzlichsten Knechtschaft. . . „ so sprach Juliens Mutter, und sank in die Arme ihrer bebenden Tochter.

Ach beste . . . zärtlichste Mutter . . . sterben Sie nicht in den Armen Ihrer Tochter. . . Hören Sie nicht! . . . Ihre Julie ruft Ihnen . . . Kommen Sie ins Leben zurücke! . .

Die unglückliche Mutter Juliens erwachte wieder, und drückte ihre Tochter an ihren Busen. Kommen Sie beste Mutter! aus diesem schrecklichen Orte! ... Entfliehen Sie mit mir! .. Mehr konnte Julie nicht reden.

Sie eilten aus dem schrecklichen Gefängnisse, und hinter ihnen schleppte eine unglückliche Schöne, ihren sterbenden Liebsten. Julie half ihr die angenehme Last schleppen, und gab dem armen Jünglinge, den der Hunger verzehret hatte, von dem Wenigen etwas, das sie in der Eile erhascht hatte. Seine Lebensgeister erholten sich, und er folgte ihnen mit leichterer Mühe.

Ein Lichtstral fiel itzt in die nächtliche Höhle, und machte sie dämmernd. Sie nahten sich dem Ausgange und erblickten itzt den Tag der über die Gegend seine Stralen goß. Aber ein undurchdringlicher Wald, lag vor dem Ausgange, und hemmte plötzlich ihr Entzücken. Endlich entdeckte Julie einen schmalen Fußsteig, der in den Wald führte. Dieses gütige Mädchen erbot sich, allein einen Weg zu einem Aufenthalte zu suchen, wo sie Hülfe hoffen konnten. „ Aber die zärtliche Mutter ließ es nicht zu. Sie wollte ihre Julie begleiten, und war nicht zurück zu halten. Sophie, (so hieß die unglückliche Schöne) war voll Angst bey dieser Entschließung. Ein Berg, an welchem der Wald hinauf lief, machte die Reise für ihren Geliebten unmöglich. Von der Bewegung entkräftet, sank er an einem Baume nieder, und lehnte sich an den Busen seiner Sophie.

„Ich sterbe, Sophie! . . so sprach er, und hob seine brechende Augen in die Höhe, die ihrige noch einmal zu sehen. Fasse du! ewig geliebte Sophie! Fasse den letzten Athemzug meines Lebens auf, denn er schwindet unter dem süßen Andenken deiner Liebe hin. . . Sophie! . . noch einmal umarme deinen Geliebten. . . noch einmal. . . dann wird seine Seele zu reizendern Gefilden aufsliegen; um dich zu erwarten. . . „

Die unglückliche Sophie, die schön war, wie der Glanz des mitternächtlichen Mondes, wenn er die Lilien des Thales umzittert; Sophie stand ihrem sterbenden Liebsten an dem Busen, und küßte die Zähren von seinen Wangen.

„Du stirbst, mein Geliebter. . . so sprach sie; und richtete schmachtend ihre Augen zum Himmel. Du stirbst. . . der Wink der Vorsehung entreißt dich deiner Sophie, die dein Grab sehen wird. . . . Nein. . . ich will nicht länger ohne dich leben! . . . dir werde ich folgen. . . der Gram wird mich mit langsamen Martern aufzehren, bis ich zum Grabe sinke. . . „

So sprach Sie, als schnell ein heiliger Einsiedler aus dem Dunkeln des Waldes hervortrat. Erhabner Ernst war auf seiner majestätischen Stirne, und in seinem Gange. Seine Blicke waren Güte die voll Milde auf Unglückliche fielen. Er kam, und blieb denkend für dem Sterbenden und Sophien stehen. Er redete, und der Ton seiner Stimme war feyerlich.

„Ich

„Ich hörte eine Stimme in den Schatten dieſes einſamen Waldes... Wie die Stimme eines Sterbenden tönte ſie für meinen Ohren vorüber... Ich komme Troſt in deine Seele zu gießen, unglücklicher Jüngling... Aber... Unendlicher Gott!... ſehe ich recht... Meine Kinder... Biſt du es mein Sohn!.. Du!.. Sophie?.. ſeyd Ihr es?..

Er ſenkte ſich nieder zu ſeinem Sohne, der ihm mit ſterbender Stimme antwortete: Biſt du es mein Vater! den ich noch ſehe, ehe ich zum Grabe hinabſterbe.... den ich ſo lange ſuchte, und ſterbend itzt finde... und Sophie iſt meine Schweſter... Er fodert meinen Tod, der gütige Himmel, um einem Laſter vorzubeugen, das uns immer unglücklich hätte machen können.... Ach mein Vater!... ich danke dem Himmel.... der ewigen Vorſehung, die mich von der Erde ruft... Segne deinen Sohn noch einmal beſter Vater.... bald wird er nicht mehr dich ſehen....

„Der Heiligſte, der in die mitternächtliche Schauer des Grabes und des Todes ſiehet, müſſe ihre Schreckniſſe für deinen Augen verſcheuchen, und dort — ewig dich ſegnen... Stirb mein Sohn, und entehre den Tod eines Tugendhaften durch Furcht nicht!.. Lebe, ein Seliger, in jenen glänzenden Wohnungen, die der Tugend beſtimmt ſind... bald ſehe ich dich wieder, wenn die Jahre meiner unglücklichen Wanderſchaft geendiget ſeyn werden...

So redete der Greis mit seinem sterbenden Sohne, umarmte ihn zum letztenmale, und drückte ihm seine brechende Augen zu. In einem Zucken schwand itzt die Seele des Jünglings, von dem Körper, und durchflog die ätherische Gefilde.

Der ehrwürdige Einsiedler stand auf, von der Leiche seines Sohnes, und betete stille, den Willen der ewigen Vorsehung an.

Sophie, die in Juliens Arme sank, da sie ihr Vater erkannte, erwachte nunmehro. Sie fiel ihrem Vater in die Arme, der sie mit Zärtlichkeit an seinen Busen schloß. Nun bist du mein einziges Kind, .. so sprach der Einsiedler: und ließ eine Thräne auf Sophiens Wange herab fallen. Dein Bruder ist uns vorangegangen.. Ertrage den Willen der Vorsehung...

Sophie sah aus den Armen ihres Vaters auf ihren Bruder herab, und bebte für dem Bilde des Todes zurück... Sie empfand alle Marter seines Todes, ihre Größe hemmte ihre Thränen, und thürmte Empfindung auf Empfindung, bis sie auf die Höhe eines stummen Entsetzens stiegen, wo der Schwindel der stürmenden Einbildungskraft, alle Nerven durchströmet, und mit durchbebendem Erschüttern kraftlos in Ohnmacht stürzet, die dem Tode gleichet.

Fünf und zwanzigstes Hauptstück.

Die Bauren. Merillac. Dieses Hauptstück hat einen vorzüglichen Einfluß auf den folgenden Band.

Merillac war auf die entseelten Körper der Räuber niedergesunken, und dem Ansehen nach tod. Die gutherzigen Landleute stunden um ihn herum, und bedauerten ihn mit mehrerem Gefühle, als der bereicherte Erbe, den Tod seines gütigen Oheims. Sie hieben Aeste von den Bäumen, und machten eine Tragbahre. Sie bestreuten sie mit Eichenblättern, zogen meistens ihre Kleider aus, und legten sie die Hälfte auf die Blätter, und mit der andern bedeckten sie ihn. Einer von ihnen war so gut, sein bestes Hembde zu zerreissen, um die Wunde dieses tapfern Herrns zu verbinden, die sehr stark blutete. Sie hielten das starke Bluten für einen Beweis seines Lebens, und trugen ihn abwechselnd ganz sanfte, nach ihrem Dorfe zurück.

Sie kamen an. Wie erschrak Juliens Vater da er ihn sahe! Alles Unglück fieng an, den rechtschaffnen Alten zu verfolgen. Aber seine Tugend blieb in harmonischem Gange, und wurde nicht erschüttert. Man trug den halbgetödteten

Herzog

Herzog auf ein Bette, als plötzlich — eine Dame von gutem Anſehen herintrat.

Sie nahte ſich dem Alten, und bat ihn mit allem Eifer eines mitleidigen Herzens, den unglücklichen Jüngling in ihr Landhaus tragen zu laſſen.

Die Frau von Clairwall, (ſo war der Name dieſer edlen Dame) lebte mit ihrem Gemahle und einer einzigen Tochter auf ihrem Gute. Entfernt von dem Geräuſche der Stadt, lebten ſie in dem Schooße der Natur und des Vergnügens, und fanden in gütigen Handlungen die angenehmſte Freude ihres einſamen Lebens. Der Landmann ſegnete ſeine Herrſchaft, und liebte ſie. Wo ſie hingiengen, ließen ſie ein reges Gefühl von Dankbarkeit und lebhafter Freude zurücke. Das Herz ihrer Unterthanen lachte ihnen entgegen, und ſie thaten die herzlichſte Wünſche für ihre Wohlfahrt.

Der Herr von Clairwall, war mit ſeiner einzigen Tochter, zu ſeiner Schweſter in der Nähe gereiſt, und hinterließ ſeine Gemahlinn, die ihm an Größe der Seele ähnlich war.

Juliens Vater fand die Bequemlichkeit nicht, bey den gutherzigen Landleuten, die dem unglücklichen Herzoge nöthig war. Dies war der Beweggrund, warum er die gütige Anerbietung der großmüthigen Dame annahm. Sie entfernte ſich, um die Gäſte empfangen zu können. Kaum hatte ſie das Haus verlaſſen, als die redliche Lauren, den Alten ſo anredete: Das iſt eine rechtſchaffne Dame; da finden Sie die Güte ſelbſten... Ihr Herr iſt

der beste Herr von der Welt ... in unserm ganzen Orte ist keine Seele die sie nicht segnete. ... Wo sie nur hinkommen, verbreiten sie den Frieden in den Hütten. ... So eine Herrschaft haben wir noch nicht gehabt, seit dem die Welt stehet. ... der Himmel erhalte sie uns und unsern Kindern lange. ... So sprachen die redlichen Landleute, und wischten die Thränen der Liebe, und der Dankbarkeit aus ihren Augen.

Juliens Vater wurde bey diesem Gemählde gerühret, und nahm mit Vergnügen seinen Abschied von den Landleuten, um in diese glückliche Wohnung zu kommen. Er wurde mit der heitersten Miene empfangen; ohne ein grosses Gepränge, unter welchem man oft den Verdruß verstecket, den man bey abgenöthigter Gastfreyheit empfindet.

Merillac kam wieder zu sich, und fand sich in einer fremden Wohnung. Er fragte den Vater Juliens, wo er wäre! und dieser befriedigte seine Neugierde mit den schönen Bildern, die er ihm von dieser glücklichen Familie vormahlte. Sie sprachen eben noch mit Lobsprüchen, als der Herr von Clairwall mit seiner Frau und Tochter ankam. Mit einem gütigen Lächeln gieng er den beyden Fremdlingen an das Bette entgegen. Seyn Sie mir willkommen, meine Herren! sprach er mit einem sanften Händedrücken; Hier werden Sie Bequemlichkeit ohne Ueberfluß finden. Den jungen Herren munterte er durch sein ungezwungenes, und freyes Betragen auf. Er stellte ihm seine Tochter vor.

Clemen-

Clementine, (dies war ihr Name) war das gütigste Mädchen von der Welt. Ihre Züge hatten Majestät, die sich in die reizendste Milde verlor. Sie war jung und schlank, und so schön wie eine Grazie. Ihr Herz besaß eben so viel Größe, als ihre Züge versprachen. Gebildet zur Güte und Wohlthätigkeit, konnte ihr Herz nicht von Stolz beseelet seyn. Sie hatte in ihrem sittlichen Wesen, wenig, das sie von Julien unterschied. Mit einer sorgfältigen Achtsamkeit, spürte sie jeder Gelegenheit nach, ihren Aufenthalt, den rechtschaffnen Gästen angenehm zu machen. Unter ihrer Sorgfalt wurde Merillac wiederhergestellet; und hilft die angenehme Begegnung, das einnehmende Wesen, womit man dienet, etwas zu einer frühern Genesung, so ist es gewiß, daß der Herzog allem diesem seine baldige Genesung zu danken hatte.

Aber was können, jene gefällige Güte; jene Sorgfalt für das Beste eines Fremdlinges; jenes bezaubernde Wesen, womit die freywilligste Dienste geleistet werden; was kann dieses anders bey einem edel denkenden Menschen hervorbringen, als ein wahres, lebhaftes Gefühl von Dankbarkeit und Liebe, gegen seine Wohlthäter? Gemeiniglich ist dieses Gefühl von dankbarer Liebe, gegen ein Frauenzimmer ein wenig lebhafter als gegen einen Herrn. Mit dem ihnen eignen reizenden Wesen, womit sie ihre Dienste leisten, und dem angenehmen Lächeln, womit sie dieselbige begleiten, entflammen sie dieses Gefühl höher, welches durch den äußern Reiz im-

mer mehr entflammt wird, bis es endlich vollkommene Liebe wird.

So wurde Merillac in ſeiner Krankheit bedienet, und eben ſolche Folgen empfand er. In den Armen aufrichtiger Freundſchaft und des gefühlvollſten Mitleidens, fühlte er ſeine Schmerzen wenig, und wann er Clementinen ſahe, ſo vergaß er ſie.

Sechs und zwanzigſtes Hauptſtück.

Für die ſchwermüthigen Leſer, und die Neubegierde.

Sophie erwachte, und ihr Herze wurde von dem heiligen Einſiedler wieder aufgerichtet. Julie, ihre Mutter, und die arme Sophie folgten ihm in ſeine einſame Grotte, die von dem Dunkel des Waldes, der unheiligen Welt verſteckt wurde. Er nahm die Leiche ſeines Sohnes, und trug ſie vor ihnen her. Sie erreichten ſeine Einöde. Stille, und Einſamkeit herrſchte feyerlich in der Gegend. Nur die Stimme einer ſeufzenden Nachtigall unterbrach das Schweigen des dunklen Waldes. Vor der Hütte ſtand ein bejahrter Eichenwald, und unterhielt eine ewige Dämmerung. Roſen und andre Blumen ſtanden in Unordnung zwiſchen den Bäumen, und duftelen unter den Eichenblättern unther. Neben der Grotte des Einſiedlers erhob ſich ein Lie-

bürge. Eine Felsenwand dehnte sich zur Höhe empor, von hohen Buchen und Tannen umschattet, die das ganze Gebürge bedeckten, und in Dunkel hüllten. Von der Höhe der Felsenwand stürzte ein kleiner Waldstrom herab, und goß sich in Tropfen wie in Regen hernieder. Neben war eine gewölbte Höhle in dem Felsen gehauen, und in dem Einganze mit einem halben Cirkel hoher nächtlicher Cypressen umgeben.

Dies ist mein Grab, sprach der heilige Einsiedler; hier soll mein Sohn an meiner Seite liegen. Er legte seine Last unter eine Cypresse. Julie und Sophie pflückten Rosenblätter und Blumen, das Grab des Jünglings zu bestreuen, und mit einer zärtlichen Thräne ließ ihn sein Vater in die Höle des Felsengewölbes nieder. „Ruhe sanft! so sprach er: Staub meines unglücklichen Sohnes! Vielleicht wird ein gutthätiger Fremdling, welcher diese einsame Schatten durchwandert, meine Ueberbleibsel zu den deinigen legen! Ruhe bis die Donner stürzender Welten, dich zur Wonne erwecken, um dann an meiner Seite ewigem Entzücken entgegen zu eilen!„

Julie, ihre Mutter und Sophie weinten, bey den Worten des Alten.

„Trocknet eure Thränen! fuhr er fort: Kennet ihr die Welt und die Verfolgungen des Schicksales so wenig, daß ihr den glücklichen Jüngling beweinet? Er entgieng ihrer Niederträchtigkeit, und dem Schicksale unterlag er. Aus den Woh-

nungen der Sterblichen entfernt sich der Tugendhafte, und verbannet sich selbsten in einsame Gegenden, wo seine Tugend von keinem Niederträchtigen verläumdet, den Augen der Vorsehung nicht versteckt ist. Die Luft, die sie athmen, wird zu einem Gifte, das den Redlichen tödtet, der durch Verstellung ihr nicht gleich wird... Meine Kinder! hättet ihr das Unglück gesehen, das jede meiner Tage, wie Wetterwolken schwärzte, ihr würdet für Freude laeven, daß der Rechtschaffne sterben kann. Von der Welt, von der Vorsehung verfolget, kam ich in diese traurige Einöde. Auf die Welt fiel mein Mitleiden; und die Vorsehung, die mit undurchdringlichem Dunkel, die Leitung meines traurigen Lebens lenkte, betete ich an, und wurde erschüttert. Noch mußte ich meinen Sohn für meinen Augen sterben sehen! Aber bald wird es sich endigen, dieses Leben, dessen Pfad das Entsetzen bezeichnete, und den hörenden Leben macht.„ So sprach der Alte, und sank in ein Stillschweigen zurück, das der feyerlichen Stille der einsamen Gegenden ähnlich war. Bald aber brach er es wieder mit diesen Worten: „ Sophie! Hier ist seine Wohnung für deine jugendliche Jahre; kehre zur Welt zurück, und suche in ihr zu leben, wie dir es möglich ist; zu Ihnen (er wendete sich zu Juliens Mutter) habe ich das Vertrauen, Sie werden meine Sophie nicht ganz unglücklich seyn lassen! „

Juliens Mutter faßte seine zitternde Hand, drukte sie ihm freundschaftlich, und versetzte: „ Es

sind

sind noch redliche Leute in der Welt, unglücklicher Greis! Die Freundschaft, die Tugend, die Pflicht, hat noch nicht alle ihre Verehrer verloren. Kommen Sie auch mit uns zurück! führt mich der Himmel glücklich in meine Wohnung, so sollen Sie den Beweis sehen. Sophie soll meine Tochter und Julens Schwester seyn.

„Ich sollte zurück, zu der Welt zurück gehen; antwortete der Einsiedler; wieder mich in Verbindungen mit Elenden einlassen! Nie! ... Hier ist mein Grab, neben meinem Sohne... Bis zu dem Grabe dehnet sich der lange Weg meiner Reise.... Da hat er ein Ende... Wohl giebt es noch Rechtschaffne, aber sie sind so in allen unbekannten Winkeln der Erde versteckt, daß sie nicht zu bemerken sind. Auf ihre Tugend häuften sich die erdichteten Laster der Verläumdung, hämischer Bosheit, und des Neides. Sie erscheinen selbst in ihren Handlungen nicht in ihrer Größe. Der allgemeine Trieb, lieber Böses von seinen Brüdern als Gutes zu denken, nennt ihre Tugend Heucheley, und schwärzet sie also zu Niederträchtigkeiten. In seinem Herzen bleibet seine Großmuth versteckt, unsichtbar jedem unheiligen Auge, das sie verkennen würde.„

Es war vergebens, den großen Rechtschaffnen zu bewegen, seine Einsamkeit mit der Welt zu vertauschen. Er segnete seine Freunde, zeigte ihnen seine Straße, die nah an seiner Grotte lag, und durch

dichte Gebüsche versteckt war, und eilte zu der nächtlichen Stille, und dem Grabe seines Sohnes zurücke.

Juliens Mutter umarmte ihre neue Tochter, die unglückliche Sophie, und eilte mit Julien und ihr, nach einem Dorfe zu.

Es waren die gute Landleute mit ihren Kindern unter einer hohen und schattichten Linde versammlet. Die Abendröthe schimmerte aus Westen her, und vergoldete die Blätter der Linde. In jugendlichen Spielen ergötzten sich die Knaben mit den Mädchen; Der Jüngling tanzte um die Linde her mit seiner Schönen, und um die ehrwürdige Versammlung der Väter. Die Alten freueten sich bey den Spielen oder erzählten sich wechselsweise, merkwürdige Neuigkeiten. Einer von ihnen erzählte eben die Geschichte des nachbarlichen Dorfes; wie die Landleute die Räuber verjagt hätten, und wie tapfer ein junger und sehr vornehmer Herr sie angeführet habe. Wie er aber tödlich verwundet auf dem Schlosse läge; daß sie aber ihre Höle nicht finden könnten, um die Unglücklichen zu retten, die vielleicht gefangen wären.

Die ganze Versammlung horchte stumm und aufmerksam auf den Erzehler, und wischten eine Thräne ab, da er die letzten Worte aussprach. Eben sahen sie drey wohlgekleidete Frauenzimmer den Weg von dem Walde her auf sie zugehen.

„Vielleicht sagte einer: sind dieses [illegible] armen Gefangenen etliche, denn die Frauenzimmer [illegible]

[illegible]

sonst nicht so ohne Begleiter zu Fuße; es muß was dahinter stecken.„ Der philosophische Redner erhielt Beyfall, und die ganze Versammlung gieng den Unglücklichen entgegen. Sie erreichten sie.

„Ey! meine Frauenzimmer! redete sie der älteste an: Warum gehen Sie denn so alleine? Sie sind es gewiß nicht gewohnet, das siehet man ihnen an, Sie waren gewiß bey den Räubern und sind ihnen durchgegangen?

Juliens Mutter versetzte: ja! Ihr habt es errathen, Gute Leute! Wir sind von dem Wege so abgemattet, daß wir fast nicht mehr gehen können.

Einer aus den Jünglingen, der den Alten gefolget war, hörte dieses, und schlich sich verstohlen wie ein Mensch, der kein gutes Gewissen hat, davon. Kaum war er etliche Schritte von ihnen entfernet, so lief er mit einer pfeilmäßigen Geschwindigkeit.

„Das ist drum erbärmlich! sagte ein andrer: so mit Frauenzimmern umzugehen! Sie haben Sie gewiß recht entsetzlich geplaget?„

Sie haben uns ohne Essen und Trinken, in ein dunkles Gefängniß gesetzt; meiner Sophie haben sie zwar etwas gegeben, aber die theilte es mit mir und ihrem Bruder.

Die Landleute starrten einander an, und sagten zu einander: die armen Leute! Sie haben viel ausstehen müssen! Daß es so gottlose Kerls in der Welt geben kann!

„Aber setzte einer hinzu: Sie hat gewiß eine brave Tochter, wenn Sie so mit Ihnen getheilt hat,

gewiß die andern Stadtjungfern thätens nicht, die hätten ſich gewiß nicht einſperren laſſen. Ich kenne ſie ein wenig aus der Erfahrung.

Die Bauren ſeufzten; „ja wohl muß ſie eine brave Tochter haben, ſie ſieht auch ſchön aus, nur ſo blaß und ſo betrübt. Kränke Sie ſich nicht, Jungfer, ſagte einer zu Sophien: Sie ſind ja itzt erlöſet, und bey uns ſolls Ihnen nicht fehlen.„

Juliens Mutter nahm das Wort für Sophien, die mit Julien, von des gutherzigen Mannes Worten gerühret, weinte. Sie hat Ihren Bruder verloren; er ſtarb, da er von Hunger ausgezehret, und mehr der Grauſamkeit unſrer Räuber ausgeſetzt war.

„Die arme Jungfer! ſagte einer, und alle fiengen an, ſtill mit ihr zu weinen. Wo haben Sie ihn denn gelaſſen?„

Wir haben ihn in dem Walde begraben.

„Ach Gott, das iſt drum entſetzlich! Seyn Sie nur zufrirden, meine liebe Jungfer! der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen...„

Sophie wurde noch mehr durch dieſe gütige Theilnehmung gerühret; Sie hielt ſich an den Armen ihrer Julie, die ebenfalls in Thränen ſchwamm.

Eben kam der Jüngling, der ſo heimlich davon geſchlichen war, in vollem Laufe mit ſeinem Wagen und Pferden angerennet. Die Alten lobten ſeine Sorgfalt, und tadelten ſich ſelbſten, daß ſie nicht daran gedacht hätten. Ihre Linde war eine ziemliche Weite von ihrem Dorfe entfernet, und die guten

Frauen-

Frauenzimmer so abgemattet, daß der junge Landmann nicht besser hätte kommen können. Er hatte die Sitze von Stroh recht aufgeschüttelt, wie er sagte: sie recht weich zu machen. Sie setzten sich auf den Wagen, den die Versammlung der Landleute umgab, die oft mit einem bedächtlichen Kopfschütteln die gottlosen Handlungen der Räuber tadelten, oft die gute Sophie bedauerten, während der Jüngling langsam fuhr. Ihr Gespräche änderte sich bald, und wurde zu Erzählungen grausamer Geschichten; da sprachen sie von spitzbübischen Müllern, welche den Räubern Herberge gegeben; wie die Diebe in der Mitternacht eingebrochen, und die Leute umgebracht, und alles mitgenommen; wie sie schwangere Weiber lebendig aufgeschnitten, um den ungebornen Kindern die Finger abzuschneiden, und zu einschläfernden Lichtern zu gebrauchen; wie sie die armen Reisenden gefangen, entsetzlich gefoltert und lebendig in siedendem Oele gebraten haben, und noch tausend andre Geschichten mehr, die eine uralte Sage bis zu ihnen verbreitete.

So kamen sie endlich in ihrem Dorfe an. Der bejahrteste unter ihnen eignete sich ihre Bedienung zu. Die Weiber dieser Leute kamen haufenweise, sich zu ihren Befehlen gebrauchen zu lassen, und sie zu unterhalten.

Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

Dorset. Ein Wirth. Fortsetzung der Fragmente.

Wir liessen unsre beyden Reisenden auf ihrer Station, und voll Neugierde bey ihrem Wirthe. Dorset fragte den Wirth.

„Wer hat die letzte Nacht in dem Zimmer geschlafen, wo ich wohne, mein Herr?„

Ein sehr melancholischer Herr, Ihro Gnaden; er hat die ganze Zeit über geschrieben, ich glaube gar, daß er Salvo respectu, ein Poet war.

„Weiß er seinen Namen nicht, Herr Wirth?„

Erlauben Sie einen Augenblick; — er hieß — ich glaube — Or — Or — Orviete, ja Orviete. Er gab sich für einen Edelmann aus, aber im Vertrauen, gnädiger Herr! ich glaube er war weiter nichts als — ein Poet. Ich habe wirklich ein kleines Bündchen von seinen Narrheiten gefunden, und will sie S. R. zu Fidibus brauchen.

„Das thue er nicht, Herr Wirth! ich will sie ihm lieber bezahlen. Was begehret er für sein Bündchen Poesien?

Wann Ihro Gnaden es haben wollen, so stehet es Ihnen zu Diensten. Ich kann es weiter nicht gebrauchen.

Der

Der höfliche Wirth drehte etlichemal seine Hände in einander, und gieng mit einem ganz unterthänigen Bückling fort, um die — Narrheiten zu holen.

Er ist drum seltsam, Aristi! sagte Dorset, der Charakter eines Wirthes! Diese gute Leute loben den Gast ohne Widerrede, nach Maasgabe seiner Verschwendung. Aber ich höre ihn schon kommen.

Er trat herein und überreichte tiefst-ehrfurchtsvollst sein Büchelchen. Dorset dankte ihm, und drückte ihm etwas dafür in die Hände, das den braven Wirth völlig mit seinem alten Gast aussöhnte. Der Herr von Orvieto, sagte er; dünkt mich sonst ein wackrer Mann zu seyn. Nur etwas zu still, zu tiefsinnig, wie die Philosophen und Poeten alle sind.

Aristi und Dorset entfernten sich von dem Wirthe, um ihre Poesien zu durchlesen. Dorset eröffnete das Päckgen, und las lachend seinem Freunde folgendes vor:

Einen sauren Wein süß und schön zu machen.

Schütte etwas Wasser unter den Wein NB. der Rheinwein kann sehr viel vertragen; Nimm Silbergletie mische es darunter, probatum est.

Dem 48ger die Farbe des 66ger Weines zu geben.

Der Acht und vierziger hat eine gelbe Farbe, hingegen der Sechs und sechziger eine bleiche. Man schüttet so lange Wasser darunter, bis er die Farbe hat. p. e.

Das

Das ist lustig, Arist! Ich muß den Wirth geschwind rufen. Herr Wirth!

„Was befehlen Ihro Gnaden?„

Der Herr Orvieto ist kein S. R. Poet, sondern ein Spitzbube; da sehen Sie nur einmal an, wie er den guten Acht und vierziger Wein verwandelt!

„Je! Zum Henker! .. Verzeihen Sie Ihro Gnaden! ich habe mich vergriffen; daß ich auch den dummen Streich machen mußte! (murmelte er zwischen den Zähnen und gieng fort) diese Arcana „

Er brachte nun das rechte Päckgen, das etwas kleiner war, und gieng voll Beschämung zurücke. Dorset schlug es auf; aber wie erstaunte er als er eine Aufschrift las: An Dorset!

„Hören Sie einmal, Arist! etwas das meinen Namen trägt.„

Lesen Sie es Dorset! vielleicht enthält es eine Begebenheit von Ihnen, die ein Dichter besungen.

„So hören Sie! „

An Dorset.

„Nie mehr werde ich die Freuden des Mayes, „oder den Frühling in seinem jugendlichen „Reize singen... Dir selbsten, edler Dorset! der „verborgen, sollen meine Thränen fließen, dir, und „der Liebe geweiht.

Es tönt kein freyer Hymnen-Ton
Von meiner Harfe mehr

Kein Lied von Lenz, kein leichter Ton,
Nein! wie ich athme; schwer —
Die Freuden sind für mich entflohn
Mich kennen sie nicht mehr.

„Traurig und feyernd, sollen meine Gesänge seyn, Dorset! Aehnlich nächtlichen Finsternissen. „

So, wie mit sanftem Schimmer
Das Monden-Licht
Auf trauriaen Cypressen
Und Gräbern liegt;
Und Silberglanz und Schatten
Am Marmor mahlt;
Und über Blumenmatten
Schwermüthig strahlt.
So wie der Mond auf Wäldern
Und Haynen glüht;
Wie Nacht auf Frühlings-Feldern;
So sey mein Lied.

„Warum Sophia! ach warum mußte ich dich sehen! Verzeihe! o Freund, verzeihe meinem Herzen diese Klage! . . . es ist die letzte, die ich der unglücklichsten Liebe bringe.

Kein Ton von Klage soll sie mehr entweihen
Die Freundschaft — nicht mehr eine Klage.

„Aber — er läßt sich nicht verbergen, der Gram unglücklicher Liebe; er foltert das Herz, mitten

ten unter dem täuschenden Wahne: als liebten wir nicht mehr. Wärest du nicht, Dorset! Was wäre ich itzt ohne Sophien? . . .

Was wär' das Leben mir? Was seyn? . .
Wenn nicht die Freundschaft mir den Wahn,
Die Leben kostbar, nicht gehäßig machte?
Du, Dorset nicht — und auch Sophie,
Ihr wäre nicht. . .
Was wär das Leben mir? Was seyn? . . .
Was eine Welt, in welcher Wahn
Den Menschen bis zum Grabe täuscht?
Nur eine Last vor Leben dann;
Wär' nicht die Freundschaft, und Ihr Lohn
Elysium.

„Meine Liebe — Sophien — alles will ich dir aufopfern, Dorset! und stumm, will ich meinen Gram keinem Sterblichen sagen — du möchtest Ihn hören, und er könnte dein Glück vergällen. . . Kein trauriger Gedanke müsse dein Glück stöhren. "

So finster, wie der Gram auf meinem Herzen,
Dem mitternächtlichen Gewitter ähnlich,
Wie Donner schwangre Wolken in dem Aether,
So feyerlich auf meinem Herzen brütet;
So lächelnd sey das Glück der Liebe
Dir, mit Sophien dir! an deinen Busen
Und an dein jugendliches Herze flieh' —
Und sanft, wie eine Weihrauchwolke

In

In ſtiller Dämmrung vom Altare
Hinauf, zum Himmel wallt,
Und ſanfter noch in deinen Adern
Und Buſen lodert.
Und ach! — den beſten Freund
Unglücklich macht.

„Was halten Sie davon, Ariſt? ich bin faſt außer mir.„

Es hat viele Aehnlichkeit mit Ihrer Geſchichte.

„Sollte es vielleicht der Herzog gemacht, und Juliens Namen, mit dem Namen Sophie vertauſcht haben. Es iſt möglich, Ariſt!„

Ich glaube es nicht. Da er den Namen Dorſet kannte, warum ſollte er Juliens Namen verſchweigen? Was hätte ihn hiezu bewegen können?

„Vielleicht hätte der Name Julie ihn zu ſehr gerühret; vielleicht — doch ich will weiter forteſen, Ariſt! wenn Sie es begehren.„

Thun Sie es, Dorſet!

„Du verdienteſt — edler Dorſet! Du verdienteſt das Opfer das ich dir bringe. Du warſt mein Wohlthäter. — Doch dieſer Name iſt für mich zu klein; den du ſchenkteſt mich dem Leben wieder. Du — Sehen Sie doch, Ariſt! wie unglücklich ich itzt bin... Es ſind lauter abgebrochne Stücke... Was würde ich nicht für den Reſt geben, um gewiß zu ſeyn!„

Der Dichter, Dorset! hat wirklich einen liebenswürdigen Charakter. Ich halte es für kein Gedicht, was der Unglückliche sprach.

„Sie haben recht, Aristi! es hat das Gepräge der Wahrheit und stimmt mit den Reden des Wirtes genau überein. Orvieto war tiefsinnig und voll Schwermuth. Ich möchte ihn und den Dorset kennen, an welchen er es richtete.„

Menschen von seiner Art sind schätzbar und selten. Er ist ihre ganze Kopie. Wären wir überzeugt, daß was er schrieb, kein Gedichte wäre, er verdiente, daß wir ihn suchten.

„Sie haben recht, liebster Aristi! Wir wollen ihn suchen; Sehen die Möglichkeit verdienet diese Reise. Wir können ein andermal unsre Reise fortsetzen. Wir werden nirgends in andern Ländern —„

Sie übereilen sich, Dorset! Aber wenn er nicht weit von unsrer Reise entfernt ist, so ließ es sich wohl thun, der Möglichkeit dieses aufzuopfern.

„Einem rechtschaffnen Manne zu gefallen, Aristi! würde ich eis zu den Huronen zu Fuße gehen; und so eine kleine Reise!„

Sie haben recht. Ich würde mit Ihnen gehen. Wir müssen nur erst den Wirth fragen, wohin er seine Reise genommen hat.

Der Wirth kam; und Sie erfuhren, daß er nach der Schweiz gereiset wäre.

„Sehen Sie, Aristi! sprach Dorset: Alle rechtschaffne Leute ziehen sich nach der Schweiz; eben als wenn

wenn Deutschland Ihrer unwerth wäre. Ihre Redlichkeit muß wirklich wenig Beyfall bey ihren Mitbürgern finden.„

Es ist etwas schwer, hierüber seine Meynung zu sagen; Aber was ich davon denke, will ich Ihnen gerne eröffnen. In dem Vaterlande findet weder die Tugend noch der Ruhm, noch der Hang nach großen und edlen Handlungen Beyfall. Diejenige die mit uns Jünglinge und Knaben waren, kennen unsre Schwachheiten. Sie kamen in einen gewissen allzu vertraulichen Grad der Bekanntschaft, und wurden so gar unsre Richter. Die allzugroße Vertraulichkeit ist stets mit gar keiner Hochachtung verbunden, oder im seltensten Falle, mit sehr weniger. Unsre Zeitgenoßen sehen, nach dem Hange immer das Böseste von uns zu glauben, bloß auf unsre Schwäche, nie auf die große Seite. Sind sie von unsern Verdiensten überzeugt, so suchet der Neid Gegenstände, sie zu unterdrücken. Bringen wir es gar so weit, daß diejenige, die wir so genau kennen, überzeugt sind, wir sehen ihre Art zu denken, die Niedrigkeit ihrer Handlungen, die geheime Kunstgriffe, womit sie die boßhafteste Handlungen verbergen, ein; so fürchten sie uns zuerst, weil wir der Welt ihre Niedrigkeit aufdecken können; sie hassen uns, weil sie überzeugt sind, wir kennen die Größe ihrer kriechenden Handlungen und Denkungsart; wir konnten folglich nicht anders, als ihrer Würde gemäß von ihnen denken; sie verabscheuen, und — bedauren. Den geringen Kenner und den

Pöbel täuschen zu können, suchen sie den Vernünftigen zu entfernen, dessen Einsicht ihrem Stolze und ihren niedrigen Kunstgriffen, den Untergang drohet. So suchet der Niederträchtige Vornehme, den Vernünftigen zu verbannen, um ungehindert für einer Anzahl Dummköpfe glänzen zu können. Die Zahl der Niederträchtigen macht itzt neun hundert und neun und neunzig Theile in der Welt aus, und kaum der tausendste ist eine geringe Anzahl von Edlen. Die Vornehmern, welche mehr Vorurtheile für sich haben, oder Niederträchtigkeiten begehen können, weil Bestechung und Geld, und Rang, sie über die Gesetze hinaussetzet; diese, die zugleich die Schiedsrichter von dem Geschmacke, den Verdiensten individueller Personen sind, weil der Pöbel von ihnen lebt, und folglich ihnen glaubt; Diese Leute würden keine Nahrung für ihre Ausschweifungen, keine gesunde Vernunft haben, wenn sie die Zahl der Rechtschaffnen, in einer Stadt über einen einzigen sich erheben ließen. Sie müssen ihn immer als ein Gebiß in dem Munde ihrer verabscheuungswürdigen Niederträchtigkeiten ansehen, und werden also immer rufen: Kreuzige ihn, kreuzige ihn. Gemeiniglich sind sie so glücklich, das Land durch ihre Macht seiner wenigen Rechtschaffnen zu berauben, um ungestört die Würde eines Menschen zu schänden. Narren und Dummköpfe kommen folglich fort; denn Esel setzt man zum Rathe, damit er nicht die Ränke einsehe ꝛc. Ein gewisser deutscher Dichter sagt sehr artig:

Für

Für Hansen ist mir gar nicht bang
Der kommt durch seine Dummheit fort.

Man kann also dem Dummkopf Glück wünschen, daß er nicht klug, und folglich tauglich zu Ehrenämtern und Titeln ist. So lang der verbannte Rechtschaffne, ein Fremdling in dem Lande seiner Freystatt ist, so besitzt er Hochachtung. Durch wenigen Umgang und keiner Vertraulichkeit, kann er sich in seinem Ansehen erhalten; einem fremden Staate so lange dienen, als die Vornehmen ihn nicht aufmerksam auf ihre Handlungen und Gedanken finden. In der Schweiz siehet man auf Rechtschaffenheit. Ihr Rath ist in seinen Amtsverrichtungen gerecht und unparteyisch: folglich ist dieses der beste Freystaat für den Tugendhaften.

„Sie haben gewiß recht, Arist! Wir wollen auch dahin fliehen, um den armen Orvieto aufzusuchen. Wir wollten ohnedem dahin; es mag uns gleichviel einerley seyn!„

Aber Julie wird vielleicht noch nicht mit dem Herzoge vermählt seyn, und dann könnten wir alles unterbrechen.

„Wir reisen incognito.„

So kann es geschehen, Dorset!

Der Kutscher fuhr vor den Gasthof und die beyden Herren kehrten um, die Grenzen der Schweiz zu erreichen.

Acht und zwanzigstes Hauptstück.

Clementine. Etliche Ausschweifungen.

Mirillae wurde unter der Besorgniß eines so liebenswürdigen Arztes, wie Clementine war, bald wieder hergestellet. Aber sein Herze wurde von Liebe gegen seine Wohlthäterinn entflammt. So lange er in dem Bette bleiben mußte, konnte er — denn welche Freyheit hat ein Kranker nicht! — konnte er sie mit einem schmachtenden Blicke anschauen, ihre artige Hände drücken; denn es konnte ja Dankbarkeit seyn; und andre Kleinigkeiten mehr thun, die einem Mädchen nicht leicht entschlüpfen.

Clementine sah den Blick des jungen und schönen Herzogs. Sie glaubte etwas mehr als Dankbarkeit darinnen zu lesen, und irrte sich nicht. Aber Sie besaß zu viel Vorsicht, zu viel Behutsamkeit, leichtsinnig wie unsre Schönen, das sogleich zu glauben, was sie so schnlich wünschen. Der kleine, der niedrige Wollüstling, sucht oft mit verstelltem, mit verbuhltem Blicke, die Tugend zu schänden; dem unerfahrnen, und unschuldigen Mädchen, das noch die Falschheiten des männlichen Geschlechtes nicht kennet, raubt er sie wirklich. Welche Ehre ist es für dich, Niederträchtiger, über die Unschuld zu sie-

gen

gen, und ein armes reizendes Mädchen, der Wollust zu übergeben? Der gierige Raubvogel zerreißt mit mehrerer Größe, die schuldlose Taube! —

Wirklich kenne ich keinen Nichtswürdigern, als den, welcher einem Mädchen die Wollust lehret, und ihre Tugend gänzlich stürzet. Die Art, womit es geschehen muß, macht dieses um so viel verhaßter. Es ist kein Mädchen so weit die Sonne läuft, die sich zum erstenmale ohne die betrüglichste Ueberredungen, in die Arme eines Wollüstlings stürzt. Die Stimme der Natur; die Schaam die noch nicht entweyht wurde; die Begriffe eines möglichen Unglücks; die Vorhersehung einer unauslöschlichen Schande; das Gefühl der Tugend; die ungeheure Menge von verführten Unglücklichen, die sich ihren Augen zeigen; der Verlust des kostbarsten Gutes, das ein Mädchen besitzt, und von dessen Erhaltung so angenehme, so liebenswürdige Folgen entstehen; alles dies, und mehrere Dinge, machen die Uebergabe schwer. Die Religion, worauf die Unglückliche sich vielleicht noch stützet; die heiligsten Eidschwüre werden entheiliget; der Himmel zum rächenden Zeugen einer vorher beschloßnen Untreue aufgefodert; man tändelt mit dem Ewigen, und gebrauchet ihn um eine Nichtswürdigkeit begehen zu können, die den ganzen Fluch des Rechtschaffnen verdienet. Die Tugend zu verführen, ist ohnstreitig das größte Laster, und ich würde den Tod der Verführung eines unschuldigen Mädchens vor-

ziehen. Man wird mir den Enthusiasmus verzeihen, der mich bey ähnlichen Gedanken entflammt.

Diese unerhörte Nichtswürdigkeit des größten Theils unsres Geschlechtes, macht wirklich den Stand eines Frauenzimmers bedaurenswürdig. Alles verschwört sich wider ihre Tugend. Die Menge von ehelosen Männern umgeben, und lauren, wie ein Geyer, die Unschuldige zu zerreissen. Der herrschende Geschmack, die Mode, heischt niederträchtige Denkungsarten. Zu was dienet alle diese Höflichkeit, dieses schmeichlende Wesen, diese Art von Verehrung, womit man dem Frauenzimmer begegnet. „Sich beliebt zu machen„ setzet hinzu; Seiner Eigenliebe, seiner Wollust Nahrung zu schaffen. Wie brüstet sich nicht der hirnlose Stutzer, den ein eben so leeres Frauenzimmer dem andern vorziehet, (denn von einem vernünftigen Frauenzimmer wird man nie sehen, daß sie für der Welt einen mehr achtet, als den andern.) Den Fächer in seiner Hand, stehet er neben seiner Trophee; wirft bald einen liebkosenden Blick auf die artige Maske, bald einen siegenden, auf die Versammlung der Mitbuhler. Stolz wie ein Knabe bey dem schöner gemahlten Kreißel, auf die Herrn Buben umherschaut, und mit Freude ruft: Der meine ist der schönste. Bleiben Sie stehen, süßes Herrchen, kein Vernünftiger wird sie verdrängen! —

Es ist im Grunde eine größere Schande, ein solcher Herr zu seyn, und die Narrheiten des männlichen

lichen Geſchlechtes verdienen immer eine härtere Geißel, als jene des Frauenzimmers. Den Hang zur Wolluſt erzeuget zwar der niedrige Jüngling nicht, aber er entflammt ihn aus der Aſche, in welcher er glimmte, und bald lodert er in unauslöſchlichen Flammen. Etwas geſetztere Begriffe von Tugend und Religion, mehr Schaam, welche zwar ziemlich ländlich iſt, und den ungezwungenen Geſetzen der Mode widerſpricht, mehr Sittſamkeit und ſtilles Weſen, könnte unſren Schönen nichts ſchaden; aber unſern Herrn iſt eine eben ſo große Doſis von Gehirn, männlichem Weſen, und geſetztem Ernſte nöthig, um nicht noch mehr Verachtung zu verdienen, als der geringſte Böſewicht unter dem Pöbel beſitzt.

Die Liebe; eine wahre Zuneigung, und die Tugend, erzeugen unter tauſend Ehen kaum — eine. Der Geiſtliche nimmt ſich oftmals ein Weib, um der Wolluſt ungeſtraft und ungeſchimpfet ein Opfer zu bringen; (den Würdigen nehme ich allzeit aus.) Viele von den Weltlichen haben eben dieſe Abſicht. Der Adliche muß in ſeinen Stand heyrathen, und iſt mit den Juden hierinn faſt ähnlichen Geſetzen unterworfen. Seine Abſicht iſt: Seinen Namen und hochfreyherrliche Verdienſte auf die Nachwelt fortzupflanzen. Der Bürger bedarf ſein Weib, weil es Mode iſt, zu heyrathen, oder der Führung ſeiner Haushaltung wegen. Hie und da ſind noch in einem Winkel der Erden Rechtſchaffne, die mit wahren und redlichen Abſichten eine Frau

nehmen. Die Folgen sind böse, unverträgliche Ehen, Hahnreyschaften, Ehebruch ꝛc. Tadelt also immer milzsüchtige Politiker die Klöster, ihr werdet diesen heiligen Versammlungen nichts von ihrer Größe benehmen. Ist dann die Welt entvölkert? oder wer nähret sich nicht von der Dummheit des andern? Dieses thut der Mönch nicht. Er unterrichtet, er giebt Lehren, er handelt vernünftig, da er sich von einer Welt voll Boßhaften absondert, und dem Himmel und seiner eignen Ruhe, seine Täge weihet. Nie würde er zu Ehrenämtern empor gestiegen seyn, ohne sein Gewissen durch Bestechung zu beflecken! Nennet ihn keinen Müßiggänger! Das Wohl unsterblicher Geschöpfe und seiner selbst ist seine Arbeit. Zudem hat er sein Tagewerk und eure Beschuldigung ist Verläumdung. „Sie haben Schwachheiten.“ Wohl, und ihr habt hingegen Laster, die durch diese heilige Wohnungen nicht dringen können. „Sie fallen dem Staate zur Last.“ Wolltet ihr jeden ausrotten, der dem Staate eine wirkliche Last, ein nachtheiliger Gegenstand ist, so müsset ihr die Welt bis auf sehr wenige entvölkern; überdem besorgen sie mehr, und nützen dem Staate mehr, als ihr. Sie arbeiten, von der wohlthätigen Absicht entflammt, euch ein Beyspiel zu geben, euch zu rechtschaffnen Bürgern zu machen; und wer zwingt euch ihnen Allmosen zu geben? Der Rechtschaffne, der es thut, macht ihnen deswegen keine Vorwürfe; und wer gab Euch, denen eine kleine Gabe mehr Reiz, als ein gutes Herze hat; die

ihr

ihr ihnen nichts gebet; wer gab euch das Recht zu klagen, daß sie euch zur Last fielen? Ihre einsame Hütten sind voll Ruhe und zufriedner Heiterkeit, die kein Laster umwölkt. Sie kennen das Angenehme des Ehestands nicht, aber dafür kennen sie auch die ungeheure Menge seiner Bitterkeiten nicht.

Dies war ein großer Absprung von der Geschichte, aber vielleicht — war er nicht so weit, als er zwischen dem menschlichen Herzen und der Tugend ist.

Clementine war bald überzeugt, daß Merillac Sie liebe. Sie selbsten konnte ein Gefühl nicht unterdrücken, das zu seinem Vortheil sprach. Der Charakter des jungen Herzogs war leicht kenntlich. Die Größe seiner Denkungsart verrieth die Edelmuth seines Herzens. Clementine war zu entschuldigen, daß ihr Merillac gefiel. Aber ihre Liebe war noch nicht Leidenschaft. Die Majestät ihres Herzens hielt die Flammen zurück, die heraus zu lodern drohten.

Merillac beklagte indessen Julien noch immer. Sie ist ein Opfer der vernunftlosen Wuth eines Räubers geworden; so dachte er, und beweinte sie. Nicht die neu aufwallende Liebe zu Clementinen, konnte die zärtliche Neigung zu Julien so plötzlich ersticken, daß er sie vergessen hätte. Um Dorsets, um der Freundschaft willen, war sie ihm unendlich kostbar. Sie verdiente Thränen, da sie sein Leben fodern durfte. Juliens Vater, den der rechtschaffne Clairvall und seine Gemahlinn trösteten, trockne-

trocknete zwar seine Thränen; aber der Verlust seiner Julie nagte ihm das Herze, und der stille Gram zehrte ihn ab. Doch milderte die Hoffnung, sein Zutrauen auf die Vorsicht in etwas den Harm seines Herzens; der Umgang mit dem menschenfreundlichen Clairval, hatte ebenfalls einigen Einfluß auf seine Beruhigung.

Merillac verließ das Bette, und Clementine war itzt der Gegenstand seiner Beschäfftigungen. Mit ihr gieng er zum erstenmale, wieder den Pomp des Tages und des blühenden Lenzes zu sehen, der über die Gegenden lachte. Die reine Luft, die Milde des Frühlingstages, und der jugendliche Reiz der grünen Gefilde, entflammten sein Herze zu einem neuen Gefühle. An der Seite Clementinens und der Natur — konnte er da wohl unfühlbar bleiben? Er sah Clementinen an; ihr Reiz gleichte dem Frühling, der um sie her seine holde Einflüße streute; schön wie die jugendliche Rose, die sich in der Röthe des Morgens öffnet, und die Frühlingsluft mit holden Gerüchen durchdüftet, schien sie dem jungen Herzoge zu seyn. Sein Herz schwellte von Empfindungen auf, und er konnte sich nicht zurückhalten, sie in den Busen seiner Clementine auszuschütten.

„Wie sehr, so sagte er: wie sehr empfinde ich, Clementine! Was ich Ihnen schuldig bin! . . Ihre gütige Vorsorge schenkte mir das Leben; und das Gefühl meiner Erkenntlichkeit ist ohne Gränzen; es

gleichet

gleichet der lebhafteſten Liebe, die mir Clementine vielleicht verzeihen würde.„

Ihre Erkenntlichkeit, Merillac! iſt ein Zeichen Ihres edlen Herzens; und Ihre lebhafte Größe vermehret die Größe des Dankbaren: Sie wiſſen welches Vergnügen —

„Sie wollen meine Sprache nicht verſtehen, ſchönſte Clementine! mehr als Erkenntlichkeit, mehr als dankbare Empfindungen glühen in dieſem Herzen. . . Sie Clementine! . . Sie ſind ſein ganzer Gedanke; ſein ganzes Gefühl! . .

Was ſagen Sie Herzog? Sie kennen die Grade von Freundſchaft und dankbarem Wohlwollen noch nicht! Sie irren und —

„Ich kenne ſie Clementine! Sie ſind groß dieſe Empfindungen; aber jene, für Clementinen — von ihrer Tugend und Größe erzeugt! — die ſind größer. Liebe — die höchſte Liebe iſt es, göttliche Clementine! die dieſen Buſen belebt — Ihr reizendes Herze — die ſanfte, himmliſche Milde, womit Sie den Unglücklichen gleich einer Gottheit dem Leben ſchenken. — Die reizendſten Züge, die keine menſchliche, eine engliſche Seele mahlen, — dieß erzeugt mehr als Dankbarkeit . . . es erzeugt Liebe. — „

Sie ſetzen mich in die äußerſte Verlegenheit! — Was ſoll ich von Ihnen denken, Merillac? . . . belohnen Sie ſo die gutherzige Handlung, die mir eine Pflicht war, daß Sie mich dafür. —

„Ich

„Ich weiß was Sie mir sagen wollen — ich will dankbar, Clementine! und immer unglücklich seyn — solche Gedanken kann die gütigste, die schönste Seele von Mortillac haben? — Aber fodern Sie meine Erkenntlichkeit nicht, Clementine! — Sie hätten mich ohne Ihre Güte glücklich gemacht — Mortillac kennt itzt ohne Sie das Leben, und mit ihm sein Unglück nicht.„

Ich bitte Sie, Mortillac! — sprechen Sie nicht mehr mit Clementinen in diesem Tone. Ich kenne den Zwang zwischen dem Herzoge von Mortillac, und Clairvalls Tochter — Verfolgen Sie meine Ruhe nicht, da ich nie Ihre Gemahlinn werden kann.

„Was für entsetzliche Gedanken stehen bey Ihnen auf, Clementine! Glauben Sie die Stimme des Vorurtheils sey die Gebieterinn meiner Handlungen... Sie sollte mich hindern, die tugendhafteste Gemahlinn, die schönste, die reizendste Clementine zu besitzen! — Nein — hiezu kann mich kein Gesetze des Wahnes verbinden, welches das Glück froher Tage der Zukunft tödten würde.„

Clementine suchte das Gespräche zu ändern, um sich aus einer Verwirrung zu reißen, die sie so viele Mühe zu verbergen hatte. Sie antwortete ihm mit Nachdenken.

Oft das Vorurtheil muß uns doch oftmals zu gewissen Thaten lenken, die sonsten unsrer Ehre und den Begriffen von unsrer Würde nachtheilig wären.

„In

„In gleichgültigen Dingen, Clementine! haben Sie recht; aber in diesem Falle — nicht: Warum aber Clementine! Weichen Sie den Versicherungen meiner Liebe aus? Können Sie vielleicht den unglücklichen Merillac nicht lieben?

Clementine sahe ihn zärtlich an. Die Wichtigkeit dieser Frage war so groß, daß ein Blick sie besser beantworten konnte, als Worte. Ihre Antwort war diese: Es ist vieles möglich, Merillac! das nie wirklich wird.

So philosophisch auch diese Antwort war, so war sie doch für den Herzog keine. Er wurde unruhig, oder wollt ihr lieber, er wurde böse, und schwieg. Endlich sagte er: Sie sind grausam, Clementine! Sie würden mich sterben sehen, und — „.

Sie sind wohl vom Gegentheile überzeugt, Merillac! ich sollte — Doch sehen Sie einmal wer hier so schnell auf uns zugeht. —

Neun und zwanzigſtes Hauptſtück.

Julie. Ihre Mutter und Sophie.

Juliens Mutter, ihre Tochter und Gefährtinn, hatten ſich bey den redlichen Landleuten wieder völlig erholet. Sie ſchliefen des Nachts ſo ruhig wie der Wandrer, der nach langen Beſchwerlichkeiten, die Wohnung ſeiner Heymath erreichet.

Ein Viehhirte verkündigte mit ſeinem ländlichen Liede, das er auf ſeinem Horne blies, den angekommenen Tag, und weckte die Mädchen des Dorfes vom ſchnarchenden Bette. Julie und Sophie erwachten bey dem frohen Gebrülle der zur Weyde eilenden Kühe, und ſtanden auf. Eben zog ſich die Sonne, nach einem glänzenden Lichtſtrale, der über das Haupt des öſtlichen Gebirges hervorſchoß, zum Himmel herauf. In dem Pompe des frühen Tages, der ſeinen röthlichen Glanz auf die ferne Gebirge und Ebenen goß, giengen ſie mit gefühlvollem Herzen, den Schöpfer des Tages ſtill anzubeten. Die Symphonien des Waldes miſchten ſich in die ſtille Sprache ihres Herzens, und erweichte die Glut ihrer Empfindung, in ein zärtliches, entzückendes Gefühle.

Sophie unterbrach die lange Pauße der Empfindung. Sie redete Julien an:

„Wie

„Wie glücklich meine Freundinn, sind Sie, die Sie den Reiz der schönen Natur und des Frühlings so ungestöret empfinden können! mit der Luft, die von den holden Gerüchen der Blumen erfüllt, und rein wie der Himmel ist, athme ich fühlbareren Harm; die Symphonien des Tages winken melancholische Bilder in meine Seele zurück, und selbsten bey dem lebhaftesten Gefühl, das sich dankbar für seinem Beherrscher ergießt, erschüttert mich der Gedanke der Vorsehung. Ach! Meine Julie! . . . Meine Freundinn! . . Sophie ist mehr unglücklich als Sie fassen können! . . „

Sie sprach es, und sank weinend in die Umarmung Juliens. Diese gütige Freundinn drückte sie voll Empfindung an ihren Busen, und antwortete ihr in Tönen, die sanft und milde, wie der Himmel waren:

Sie sind nicht alleine unglücklich, liebste Sophie! Julie ist es auch. . . Aber ich folge dem Wege der Vorsicht voll Vertrauen, und unterdrücke das finstre, aufwallende Gefühle, das der Gedanke der Zukunft in mir erwecket. . . Schütten Sie Ihr Herz in den Busen Ihrer Julie aus. . . Vielleicht erleichtert dieses Ihren Gram. . . . Sophie sah Julien mit einem Blicke, in dem das ganze Bild des Schmerzes sich mahlte, an, und antwortete ihr nach einer kurzen Stille:

„Ohne einen gütigen Vater zu haben, der itzt in Tod in der öden Einsamkeit herbeyseufzt! ohne je eine Mutter gekannt zu haben, die die Theilnehme-

zinn meines Unglücks hätte seyn, und ihre arme Sophie aufrichten können; lebte ich lange bey Freunden, die ich liebte, wo ich einen Bruder finden mußte, der für meinen Augen starb. . . dieses Julie! . . . dieses ist viel . . . viel für Sophien, die zu empfindlich für ähnliche Schmerzen ist.„

Mit der freundschaftlichsten Zärtlichkeit drückte Julie ihre Freundinn an ihr Herze. Sie führte sie in den nahen Wald, dessen holde Gesänge sie in seine Schatten winkte. Wem ist der Einfluß einsamer Stille, und der feyerlichen Dämmerung, die in den Gebüschen herrscht, unbekannt? An einer murmelnden Quelle, die durch das Schweigen des Haynes, mit heischernem Getöne floß, setzten sie sich nieder. Nun überdachten sie ihren Harm, als plötzlich — der majestätische Räuber für ihnen stand.

Kaum erkannte er Sophien, als er seine Larve wegriß und zu den Füßen dieses unglücklichen Mädchens sank. Sie erschrak, da sie ihn sah; Himmel! — dies nur sagte sie, und sank in Juliens Arme.

Indessen war Juliens Mutter erwachet, und suchte ihre beyde Gefährtinnen. Sie gieng durch den Schimmer des Tages nach dem Hayne zu, und überdachte die Größe ihres Unglücks. Eine Wolke von Staub die in der Ferne aufstieg, zeigte sich schnell ihren Augen. Ein prächtiger Wagen rollte über den Weg her, der mit sechs Pferden bespannt, und mit Bedienten bedeckt war. Juliens Mutter

eilte

eilte durch einen Fußsteig dem Walde zu, den Blicken der Reisenden zu entgehen.

„Gewiß ist sie es,„ so rief eine Stimme, und zwey Herren stiegen aus dem Wagen, und folgten den Schritten der rechtschaffnen Dame.

Dreyßigstes Hauptstück.

Dorset.

Dorset und Arist nahten sich allmählig den Gränzen der Schweiz. Orvieto war ihre Beschäfftigung; in allen Gasthöfen erkundigten sie sich, und erhielten Nachricht. Dorset, der sich mit den Fragmenten des unglücklichen Dichters ergötzte, erhielt dadurch mehr Nachricht, von der Person und dem Charakter des Orvieto. Er unterhielt seinen Freund damit, und dieser bediente sich dieser Gelegenheit, das Herz seines Freundes mit Kenntnissen zu erfüllen.

„Wir wollen unsre Fragmente fortsetzen, Dorset!„ redete Arist seinen Freund an.

Ich bin es zufrieden, Arist! sagte Dorset, und nahm das erste Blat.

Der Werth des Unglücks, und des Todes.

Ich bete dich an, ewige Vorsehung!.. Dich!.. die du in unnachforschlichen Gängen den Sterblichen leitest...

Tugend sah ich zu den Füßen
Eines Lasterhaften:
Schmachtend hob sie ihre Blicke
Auf zu ihm, um Hülfe.

Aber keine Thräne quolle
Aus des Frevlers Auge;
Und sein niedres Herz voll Tücke
Höhnte Ihre Zähren.

Seufzer hoben Ihren Busen
Den das Elend füllte;
„Sterben muß ich.. wenn mein Unglück
Nicht dein Herze rühret.„

Dieses sprach Sie, heiße Thränen
Netzten Ihre Wangen,
Und die stillen Seufzer wallten,
Blutend auf zum Himmel.

Aber dieser Frevler stieße
Sie von seinen Füßen,
Eilt von ihr zu eines Mädchens
Wollust vollen Busen.

Noch ein Blick hinauf zum Himmel
Warf Ihr ſterbend Auge;
Gott! du ſiehſt es, — ſprach ſie ſeufzend
Und ſank hin . . zum Staube.

So ſtarb ein Tugendhafter, von der Vorſicht getödtet, deſſen Leben eine ununterbrochene Tugend war.

Zu groß des Staubes Sohn zu ſeyn
Zu groß für dieſe Erde
Mäht Ihn der Tod — weyht Ihn der Himmel ein,
Daß er ſein ewiger Bürger werde.

Angenehm iſt das Bild des Todes, einen Rechtſchaffnen.

So lang die Erde ſeinen Geiſt umhüllt,
Beugt ihn der Jammer tief zum Staube;
Täuſcht ihm mit Wahne; Einem Schattenbild,
Der Thor gab ihm den Namen: Glück;
Wird er, ſo wie der Thor zum Raube;
Und ſinket bald — zum vorigen nichts zurück —
Und was macht noch das Leben ihm erträglich?
Hinein ins Grab — ins Grab, ein Blick,
Zur Zukunft hin — und nicht mehr kläglich
Tönt ſeine Stimme murrend zu dem Himmel.
Nein — ſein entzückter Geiſt entflieht dem Staub
Und flieht mit ſchnellem Lauf,
Durchs donnernde Getümmel
Der Sphären, zu dem Himmel auf.
Nun täuſcht kein Wahn ihn mehr, kein Traum
In Hütten der Unendlichkeit,
Kein Schmerz entnervt, kein Elend dräut,
Ist ihme mehr

Wie sich im aufgeschwollnen Meer
Die schwarze Woge an der Woge reibt
Und an dem Fels zu Schaum
Mit tosendem Gebrull zerstäubt
So stäubt zu nichts das ganze Heer.
Von Qualen, das ihm droht;
Dort siegt sein Geist — der Geist des Frommen;
Drum: Heyl dir, Tod!
Dem Redlichen, bist du willkommen!
Drum Heyl dir! Heyl dir! — Tod.

Wie beugt sich der unglückliche Wollüstling! . .
Wie fühlt er die Lasten des Unglücks.

Verstoßen von dem Throne, kriecht Tarquin,
(Von Tugend hatte er sehr wenig.)
So wie der Sklav im Staube hin
Und war im Unglück Sklav; nicht König —
Doch Dionys, für dem der Schmeichler kroch
Ganz Syrakus erbebt, ihn sklavisch hörte;
Blieb König noch,
Da zu Korinth er Knaben lehrte.
Sich nicht zu sehr im Glücke freuen,
Den Weihrauch höhnen, den uns Knechte streuen,
Im Unglück nicht sich durch sich selbst entweyhn.
Und in dem Schooß
Des Unglücks nicht wie Sklaven seyn —
Nur dies ist groß.

Seyd immer hin glücklich Söhne des Hofes und der Wollust! —

Ihr kennt des Lebens Schmerzen nicht,
Ihr kennt nicht unsre Leyden!
Kein Gram färbt euer Angesicht!

Doch — kennt Ihr unſre Freuden?
Nur der empfindet ganz ſein Glück
Der einen Blick
Zurück in alten Leyden wagt,
Wo Dunkel um ihn brütet,
Ein finſtres Heer von Schmerzen wütet,
Doch bald ein höhrer Glanz das Schreckenbild verjagt,
Und heitrer um Ihn her es tagt.

„Ich fühle recht, Ariſt! daß Orvieto die größte Wahrheit ſagt. Ohne Zweifel iſt er ſelbſt unglücklich; wie gerne wollte ich ihm helfen, wenn es in meiner Macht ſtünde! — Wenn wir ihn nur finden, Ariſt! ſo bin ich glücklich.„

Wenn ſein Charakter mit ſeinen Gedichten übereinſtimmt, Dorſet! ſo iſt er es würdig. Aber Sie kennen den Sittenlehrer noch nicht, mein Freund! — ich ſage es nicht, um Sie mistrauiſch gegen Orvieto zu machen; Nein! ich ſpreche von dem pöbelhaften Haufen ſo vieler Niedrigen, die von Sittenſprüchen aufſchwellen, während Gift ihren Buſen glüht; wie die Natter unter dem Veilchen ſich verbirgt, die Hand des pflückenden Mädchens zu verwunden, ſo lauſchen ſie hinter der ſchönen Larve der Tugend. Selbſten der Pöbel will rechtſchaffen ſcheinen, und glaubet es wirklich zu ſeyn. — Der Grundſatz; Ich bin mir ſelbſt der nächſte, bedecket ihre Bosheiten für ihnen ſelbſt; von ihm unterſtützet, herrſchet Betrug, Tücke, Bosheit und jede Ränke, die die Plagen der Menſchheit ſind.

„Ich gebe es Ihnen gerne zu, Ariſt! Aber ich glaube, Orvieto iſt ein Rechtſchaffner — Aber ſehen Sie doch, Ariſt! was iſt dies für eine Schrift, die dorten an dem Felſen ſtehet?„

Sie ſtiegen beyde ab. Es war ein Gang zwiſchen den dichten Wäldern, der zum Felſen, von der Straße führte. Dorſet und Ariſt nahten ſich und wie erſchrak der junge Edle, da er dieſes las.

†

† †

Hier
liegt Dorſet.

Wandrer!
Wen auch die Vorſicht
zu dieſem Grabmale führet!
denkeſt du edel, ſo
eile durch den Cypreſſen
Gang zu dem
Aufenthalte eines
Unglücklichen
und thue
deine
Pflicht.

†

† †

†

Dorſets

Dorſets Erſtaunen vermehrte ſich. Sprachlos blieb er für dem Felſen ſtehen, und überlas immer die Schrift, ohne mehr zu glauben, als er träumte. Ariſt erweckte ihn.

Es iſt vielleicht eine bloße Aehnlichkeit des Namens Dorſet! Laſſen Sie uns den Aufenthalt des Unglücklichen ſuchen, und unſre Pflicht thun.

Sie giengen mit einander durch den Cypreſſengang, und kamen zu dem Eingang einer Höhle, der mit einer Thüre verſchloſſen war. Dorſet öffnete ſie und — gütiger Himmel! — ein Greiß ſaß in einem Armſtuhle, und ſahe ſtarr gegen den Eingang. — Dorſet zitterte und ſahe nach Ariſten. Sie nahten ſich dem Greiße — und fanden ihn — entſelt! Dorſet wagte es ihn unverwandt anzuſehen; plötzlich ſtürzte er ſich in die Arme Ariſts, und verbarg ſein Angeſicht in ſeinem Buſen; nur dies ſprach er: Ariſt! „Kennen Sie meinen Vater nicht mehr?„

Ein und dreyßigſtes Hauptſtück.

Fortſetzung des Vorigen.

Ariſt erkannte die Aehnlichkeit zwiſchen der Perſon des Alten und Dorſets Vater. Er erſtaunte, einen Freund in einem Lande zu finden, das ſo weit von dem einſamen Aufenthalte entfernt war,

wo er ehemals lebte. Er richtete seinen erschrocknen Gefährten auf, und untersuchte das geheimnißvolle dieser Geschichte. Auf einem nebenstehenden Tische lag ein Papier, welches Arist nahm und las:

Geschichte Dorsets.

„Sehen Sie, Dorset! wie glücklich wir aus der grausamen Ungewißheit gezogen werden, die uns martert; Sehen Sie die Geschichte des Alten!„

Geben Sie mir dieselbe, Arist! ich will Sie Ihnen lesen! Dorset fieng an:

— Die Pflichten der Menschlichkeit sind heilig — erst lege diese Ueberbleibsel meines unglücklichen Lebens zu den Gebeinen meines Sohnes; wo die Cypressen um den Felsen stehen, in einer Höhle die durch ihn herab gehet; da ist die Ruhestätte Dorsets! —

Arist und Dorset hoben den Leichnam des ehrwürdigen Einsiedlers von dem Stuhle, und trugen ihn unter die Cypressen zum Felsen. Sie legten ihn an die Seite des Felsens, und lehnten seinen Rücken an eine Cypresse. Die Symphonien schwiegen, und einsamer Schauer zitterte um die nächtliche Felsenhöhle. Nur die Klage Dorsets tönte durch die Stille, nur die herabfallende Zähren Arists pörten das feyerliche Schweigen. Arist redete seinen Dorset an:

„Dorset! Welche schauervolle Empfindungen stehen in meinem Herzen auf. . . Sehen Sie einmal

mal die Miene des Entschlafenen! — Welche Hoheit auf seiner Stirne! — Welche Majestät in jedem Zuge seines Angesichtes! — und er starb, ohne daß ein mildthätiges Geschöpfe Ihm seine Augen drückte! — Er war nicht geboren hülflos zu sterben, sonst wären diese Züge weniger edel. Nicht ohne große Beweggründe verließ er die Welt, um in einer Einöde zu sterben, wo kein Freund Thränen über sein Grab weinen konnte.„

Wie unglücklich, erwiederte Dorset: muß dieser rechtschaffne Alte gewesen seyn! Könnte ich nur den traurigen Gedanken vergessen, daß er mein Vater ist! — dies martert mich, Arist!

Sie hoben itzt den Leichnam des Alten unter der Cypresse auf, und ließen ihn in die Höhle zu dem Körper seines Sohnes nieder. An dem Eingang der Höhle setzte sich Dorset und Arist nieder, und der erste fieng an die Geschichte des Alten zu lesen:

— Traurig war mein Leben, und Unglück bezeichnete seine blutende Pfade — Mit rastlosem Verfolgen schleppte das Schicksal mich im Triumphe, durch lange Tage hin, die sich zur Größe eines Menschenalters thürmten. — Noch den Trost, den der Böswicht auf seinem Sterbelager empfindet, unter Freunden zu sterben, versagte mir die Vorsicht. Nur die Jahre meiner Jugend, da ich in sorgloser Ruhe, mir selbsten fremd war, und fast mir unbewußt lebte, war ich glücklich. Die Stürme des Unglücks rieheten sanft um mein unschuldiges Herze, und finstre

ſtre Wolken von Harm waren mir Morgenröthe. Mein Vater und meine Mutter ſtarben frühe hin, und ich lächelte an ihrem Sarge — jeder Gedanke von Gram, jedes traurige Gefühl, das ähnliches Unglück begleitet, flohe von meinem jugendlichen Herzen. Wie der Säugling bey heulenden Wettern ſeiner Mutter zulächelt, die jedes donnernde Getöne erſchüttert. Mit meinem Bruder, der mit mir in eben der Stunde den Strahl des Tages empfand, lebte ich bis zu den Jahren, wo der Vorhang von der nämlichen Scene ſich aufrollt, und uns Blicke voll Ueberlegung auf die Welt und uns ſelbſt werfen läßt. Der Führer unſers Lebens war weiſe und beſeelte unſern Buſen mit edlen Empfindungen. — Wir weinten gerechte Zähren auf ſeine Aſche, und ſtreuten Blumen auf ſeinen Todeshügel. —

Nicht lange empfanden wir das Glück wechſelſeitiger Liebe und Freundſchaft. Wir wurden getrennet und jeder beſonders dem Kriegsdienſte gewidmet. Blut und Narben brachten mich empor, während der feige Sohn des Miniſters, die Stelle des Feldherrn durch — Schmeicheln erwarb. Der großmüthige Eſſex wurde mein Freund, und verdiente es zu ſeyn. Gefahren und Unglück, die dieſen Stand begleiten, fiengen an mich zu verfolgen. Immer iſt die Verläumdung geſchäfftig, das Glück der Redlichen zu untergraben, und Vorurtheile und die Verfaſſungen der Welt unterſtützen ihre Bemühungen. An der Spitze des Kriegsheeres

es rettete mir Essex das Leben, und bald hernach — Angstvolle Stunde eines harmvollen Lebens! — bald darauf drohte er mir, es schrecklicher zu nehmen. Der niedrige Dennis, ein Franzmann, der alle Falschheiten seiner Nation unter der freundschaftlichsten Masque versammelte, war hievon die Ursache. Er beschuldigte mich des schwärzesten Verbrechens, meinem Essex seine Ehre geraubt zu haben. Der verblendete und zu feurige Freund forderte die strengste Genugthuung für eine Niederträchtigkeit, deren Gedanke nie meine Seele befleckt hatte. Taub für die Stimme der Freundschaft, folgte er dem stürmischen Gefühle beleidigter Ehre, und forderte seinen Freund auf den Kampfplatz des Todes. Ich bot ihm eine freundschaftliche Unterredung an. Umsonst! das Gift der Verläumdung durchglühete seine Adern, und verbannte jede Ueberlegung aus seinem Herzen. .. Ich erschien, und sah Thränen aus seinem Auge fließen, da er das Gewehr des Todes ergriff. Er schoß auf seinen Freund, der sein Herz dem Tode bloß stellte, das lieber sterben als umbringen wollte, und verfehlte es. Nun kam die Reihe an mich. Mit Entzücken fehlte ich den Busen meines Freundes, mit Vorsatz. Die Hölle glühte in dem Herzen des schändlichen Franzmanns... „Ha! rief er: Dorset spielt mit Essex.„ Der aufgebrachte Freund zog seinen Degen, und griff mich mit Wuth an. Ich vertheidigte mein Leben ohne das seinige anzugreifen. Doch so wollte es das Schicksal. Essex lief in meinen Degen, ehe

ich

ich es wehren konnte, und — sank zur Erde. Noch itzt sehe ich deine blutende Wunde, unglücklicher Essex! Wie deine Seele in krampfigtem Zucken sich von dem schönsten Körper trennte, der sie umhüllte! .. Noch dein sterbender Blick, der voll freundschaftlichem Gefühle, meine Umarmung forderte, und sich mit deinem Mörder versöhnte; noch deine letzte Worte: verzeihe mir Dorset! schweben um mich in dieser einsamen Stille.

Ich entfloh dem Schwerdt der Gerechtigkeit, und verbarg mich in den Gebirgen Schottlandes — Aber das Bild meines getödteten Freundes folgte mir in die Schatten nächtlicher Wälder nach, und folterte mein unstrafbares Herze. Ich erhielt Vergebung, und kam zu dem Regimente meines Bruders zu stehen. Der Krieg entflammte Britannien, und seine Nachbaren frohlockten schon vor dem Siege. Wir eilten den feindlichen Schaaren entgegen, und lieferten die Schlacht. Mein Bruder fiel an der Spitze des Heeres unter den feindlichen Kugeln. Seither sah ich ihn nicht mehr, und gewiß starb er den Tod eines Helden. Ich stürzte wüthend in die feindliche Schaaren, und würgte seinen Mörder. Heiden. Ich hatte mich allzuweit in die Feinde gewaget, und sah bey dem Siege der Meinigen, das Unglück, gefangen zu werden. Man führte mich nach Paris. Ich erwarb mir die Gnade des ersten Ministers, und erhielt meine Freyheit. Unter dem Namen Weymouth, blieb ich lange daselbst, von sanften Banden zurückgehalten, die mir die Tochter

des

des Miniſters anlegte. Clarice, ſo hieß die Tochter Merillacks. —

„Welche ſeltſame Schickſale, Ariſt! rief Dorſet aus: Dies iſt der edle Weymouth, von dem der Miniſter uns mit ſo vielem Entzücken redete.„ Er fuhr in der Geſchichte fort:

Clarice allein war im Stande mein Herz zu feſſeln, und mich von meinem Vaterlande zurückzuhalten. Bey ihrem jugendlichen Alter beſaß ſie alles Große, das ein Frauenzimmer erreichen kann. Ihre Seele gleichte der Schönheit ihres Geſichtes, und dieſe Seele war göttlich. Clarice! ſagte ich ihr einmal; Sie lieben einen Unglücklichen. In ſeinen Armen finden Sie jenes Vergnügen nicht, welches eine immer heitre Miene Ihnen ſchenken könnte; oft färbt der Harm dieſes Angeſicht, und Schwermuth umwölkt oft den Genuß meiner Freuden.

„So will ich ſie mit Ihnen theilen, antwortete die engliſche Seele: Lieber will ich mit Ihnen weinen und glücklich, als in den Armen eines andern lachen, und unglücklich ſeyn.„

Der edle Herzog, der in der Blüthe ſeines Lebens war und groß dachte, überließ ſeiner Tochter die Wahl eines Gemahls. Sie war in ihrem achtzehnten Jahre ſo weiſe, wie es ſelten das dreyßigſte mit ſich bringt. Wilton, ein Engländer liebte Clarinen, nur verdiente ſein niedriges Herze keine Gegenliebe. Tief in ſeinem Buſen verſteckte er die ruchvollſte Rachſucht, die hernach das Unglück meines

Lebens

Lebens wurde. Ich war so glücklich, meine Clarice von dem Altare zurück zu führen, und in wechselndem Vergnügen floß ein Jahr hin, das einem Frühlingstage ähnlich war. Sie machte mir ein Geschenke mit einem Sohne, welcher die Züge seiner Mutter auf seinem kleinen Angesichte trug. Mit der zärtlichsten Empfindung drückte ich den ersten Kuß auf seine jugendliche Wangen, und umarmte seine liebenswürdige Mutter. Wilton, dessen Herz voll Tücke und Falschheit war, schmeichelte sich unter der Larve der Freundschaft, und Rechtschaffenheit, in mein Vertrauen ein. Niemals sah das verdeckte Laster der Tugend ähnlicher. Wäre sein Herz so gut wie sein Betragen, wie seine Worte gewesen, er wäre edler gewesen als ich ausdrücken kann. Sophie war das zweyte liebenswürdige Geschenk meiner Clarice.

Nun fieng neues Unglück mich zu verfolgen an. Ich wurde von Merillac auf sein Landhaus geladen. Eine kleine Unpäßlichkeit hielt meine Gemahlinn zurücke. Wilton bediente sich dieses unglücklichen Tages, die schwärzeste Handlung zu begehen, deren Plan er schon lange in seinem Herzen entworfen hatte. Sie saß unter ihren Kindern, und ihr Mädchen war alleine zugegen. Er trat in das Zimmer, und bat meine Clarice, ihr Mädchen wegzuschicken —

„Warum Wilton?„ versetzte meine Gemahlinn.

Ich habe Ihnen ein wichtiges Geheimniß zu eröffnen; antwortete der Niederträchtige.

„Mein Mädchen versteht die englische Sprache nicht, Wilton; sagen Sie mir es englisch.„

Wollen Sie nicht eine kleine Spatzierfahrt mit ihrem Freunde machen, Clarice!

„Ist dieß das ganze Geheimniß, Wilton?„

Nein! ich will es Ihnen alsdenn entdecken.

„Ich kann aber Ihre Anerbietung unmöglich annehmen. Ich bin nicht gar wohl.„

Die Luft und die Bewegung wird Ihnen sehr zuträglich seyn, kommen Sie!

„Der Wohlstand, Wilton! würde beleidiget werden, wenn ich Ihnen folgte; ich schlug es meinem Vater und meinem Gemahle ab.„

Ein Freund, Clarice! hat mehr Ansprüche auf Ihre Gefälligkeiten zu machen, als ein Gemahl, der sich von Ihnen entfernt, da Sie unpaß sind.

„Warum beleidigen Sie ihren Freund? Verdiente Weymouths Freundschaft eine ähnliche Beschuldigung.„

Niemals, Clarice! war ich Weymouths Freund. Wie? Konnte ich den anders als hassen, der mir Claricen raubte. — Folgen Sie mir, Sie sollen mehr Vergnügen in Wiltons Armen finden, als in den Armen des schwermüthigen Weymouths! —

„Entfernen Sie sich, Niederträchtiger! Dies können Sie der Gemahlinn Weymouths sagen — so konnten Sie sich verstellen? —„

Wohl, Clarice! bedienen Sie sich aller kleinen Ränke Ihres Geschlechtes, nur eilen Sie, um zu Ende zu kommen, da die Gelegenheit so schön ist. —

„Bösewicht!„ Mehr konnte meine Gemahlinn nicht sagen. Ihre beleidigte Tugend; der hintergegangene Gemahl; der lasterhafteste Mensch der je die Erde betreten hatte; alles dieses konnte nicht anders als ihre Tugend aufbringen.

Der Nichtswürdige entfernte sich. Meine Gemahlinn setzte sich nieder und meldete mir eilend dieses entsetzliche Gespräche. Der Bote kam an. Ich durchlas bebend den Brief, und fiel in unbegränztes Erstaunen. Merillac riß den Brief aus meiner Hand, und durchlas ihn mit Entsetzen. Wir reisten aus Furcht für Gewaltthätigkeiten plötzlich ab, aber erreichten Claricen, — zu spät.

Der Böſewicht hatte sich nur entfernet, um Anstalten zu Gewalt zu machen. Sein Wagen kam für die Thüre, und er gieng mit seinen schändlichen Helfern zu der Thüre des Zimmers. Meine Gemahlinn hatte sich verschlossen, und wollte nicht öffnen. Sie sprengten die Thüre auf; rissen meine unglückliche Gemahlinn mit Gewalt von ihren Kindern, und entführten sie. Merillac und ich verfolgten den Räuber. Wir holten ihn ein. Wilton hielt in einiger Entfernung, riß Claricen aus dem Wagen, und — so ist die Aussicht in die Hölle, wie dieser Gedanke — und stieß seinen Degen in den Busen der knienden Clarice. — Halte hier inne

edler

edler Wandrer, und ſchenke der Menſchlichkeit eine Zähre —

Dorſet hörte auf und weinte mit Ariſt bey dem Unglück der Tugend. —

Zwey und dreyßigſtes Hauptſtück.

Fortſetzung.

Dorſet redete ſeinen Freund an: Entweder Ariſt! iſt die Gottheit zu groß, ſich um den Sterblichen zu bekümmern, oder ſie handelt unrecht. — Verzeihen Sie dieſen Ausdruck, das Gefühl für die unglückliche Tugend nöthiget mir ihn ab. Warum leidet eben der Tugendhafte, was der Niederträchtige verdienet? Munert ſo der Himmel ſeine Verehrer, zur fernern Ausübung rechtſchaffener Handlungen auf? oder kann das Auge des allgütigſten Weſens, wenn es uns anders eines Anblickes würdiget, ungerührt die Tugend von der Hand eines Böſewichtes ſterben ſehen? Iſt dieſes Güte, Ariſt! oder iſt es Grauſamkeit? Das ewige Weſen kann es hindern, und thut es nicht? Sehen Sie einmal, wie der Tugendhafte unter den Laſten ſeines Elendes ſeufzet! Wie er unter dem Fuße des Niederträchtigen ſich krümmen muß, daß er ihn nicht trete! Welch ein Gefühl nennet es recht thun, den Unglücklichen zu drücken? Wenn ich die Hand

eines Frevlers zum Tode des Rechtschaffnen ausgestreckt sähe, ihm helfen könnte, und es nicht thäte, welch einen Namen verdiente ich? ich würde ein Ungeheuer seyn, Arist! wenn ich es zugeben könnte? —

„Das würden Sie seyn, Dorfet! aber beurtheilen Sie die Gottheit nicht nach den Sterblichen. Sie handeln aus Pflicht, die Gottheit, frey. Sie ist groß, aber vor ihrem Angesicht sind die kleinste Geschöpfe des Erdbodens eines Anblickes würdig. Warum sehen Sie das Unglück, als eine Folge der Tugend an? es ist das Gegentheil; die Tugend wird meistens durch das Unglück erzeuget und erhaben. Nirgends findet der Unglückliche Linderung gegen seinen Harm, als wenn er sich nach dem ersten Anfalle, über denselben hinaussetzet. Heben Sie plötzlich alles Elend das ihn verfolget — wo bleibt der Standhafte, der große Ueberwinder? woraus wollen Sie ihn erkennen, daß er wahrhaftig tugendhaft sey? Er hat alle seine Wünsche befriediget; sein Ueberfluß gehöret dem Dürftigen; er ist Menschenfreundlich und mild. Dies kann der Scheinheilige, der Heuchler auch — groß im Unglück seyn, dies ist Tugend, Dorfet!

Eben so wenig ist Ihre Beschuldigung gegründet, der Himmel munterte seine Verehrer nicht auf, er sähe ungerührt die sterbende Tugend unter der Hand eines Böswichtes bluten. Ich glaube, indem der Himmel dem Tugendhaften die Glückseligkeit des Niedrigen entzieht, so handle er eben am gütigsten. Mit ihr entzieht er ihm jede Gelegenheit

heit, die Tugend zu vergessen; eben so viele gefährliche Gänge, in welchen sie sich verirren könnte. Was bedarf der Tugendhafte, das seine Bedürfnisse übersteigt. Ich fand noch keinen Rechtschaffnen auf der Straße liegen, den der Hunger getödtet hätte. „Aber mit welcher Sorge, mit welchem ängstlichen Bemühen, muß er sich seine Bedürfnisse schaffen.„ Wer hat nicht dieses mit ihm gemein? unnöthige Bekümmernisse foltern das Herz eines Reichen. Denken Sie sich das wahre Ideal eines Tugendhaften. Der erste Anfall des Unglücks wird das Gefühl der Menschheit rege machen; aber da er nachdenket, fühlt er seine Größe mehr als das Unglück. Seine Begriffe sind zu erhaben, die Belohnung, die er in sich selbsten findet, die Größe, mit welcher er voll majestätischem Ernste auf die Verfolgungen, des Schicksales herabsiehet, allzu festgegründet, als daß sie von dem Unglücke sollten können gestürzt werden. Sagen Sie selbst, Dorset! Wollten Sie nicht lieber Clarice, als Wilton seyn?„

Clarice lieber, als der niedrige Wilton, Aristi Sie zeigten mir den Irrthum, worinn ich mich fande, vollkommen.

„Setzen Sie noch dieses hinzu, Dorset! Wir haben eine unsterbliche Seele. Die Vernunft lehrt die Belohnung guter Handlungen in der künftigen Dauer. Sie bestimmet schon die Stufen dieser Belohnung. Die Aussicht in die Zukunft die dem standhaften Tugendhaften reizend ist, wie sehr muß diese seine Ermunterung werden. Das Bild der

blutenden Clarice, wird den niederträchtigen Wilton, in die geheimste Winkel der Erde verfolgen, er wird sein eigner Verfolger werden, denn das Laster lohnt immer seinen Verehrer, mit Unglück.„

Derfel setzte die Geschichte fort:

— Man riß mich von der Leiche meiner Clarice, und führte sie in diejenige Wohnung, tod zurück, die sie lebend verlassen hatte. Mein kleiner Weymouth sah seine unglückliche Mutter kaum, so fiel er über sie und küßte ihre Wangen. Die kleine Sophie lächelte nach ihr, und streckte ihr, ihre kleine Arme entgegen. Urtheilet selbst von dem Schmerze eines Gemahls, und eines Vaters. . . Die Zukunft mahlte mir alle Schreckenbilder, wie Riesen gestalten; aber klein waren sie gegen den Augenblick.

Ich stund weinend neben dem Sarge meiner Geliebten. . . die Größe meines Schmerzens war der Größe meines Verlustes ähnlich. . . Meine Augen strömten Thränen, aber mehr weinte mein Herz und noch itzo finde ich, daß die Quelle meiner Zähren nicht vertrocknete. . .

Die Zeit senket sanfte Linderung auf das Herz eines Unglücklichen, aber den ganzen Schmerz besänftiget sie nie. In dem großen Zwischenraum der Handlung, und verlebten Zeit, verlor sich ihr Bild nicht in der Entfernung. — Nein! — lebhaft sehe ich noch meine Clarice zu den Füßen Wiltons. . . Noch sehe ich, wie ihr die Ohnmacht des Todes, die Augen verschloß, und den Tag für sie

dunkel

dunkel machte. . . Weste flüstern durch die Eichenblätter des Haynes, und mich dünket, es wäre der Geist Claricens, der seinem Geliebten zum Grabe ruft... Ihr Andenken macht mir das Bild des Todes reizend, und beseliget mich durch den Gedanken, Claricen wieder zu umarmen. . .

Ich ließ meine Kinder unter der Aufsicht Merillacs, der sie zu sich nahm, und eilte in mein Vaterland zurück. Ich fand mein Erbtheil, und nahm es in Besitz, nachdem ich einen rechtschaffnen Oheim verloren hatte. Ich ließ meinen Sohn zu mir kommen, und gab ihm eine Erziehung nach meinen Grundsätzen. Die Geschäffte des Staates wurden mir anvertrauet, und ich suchte sie nach Pflicht zu erfüllen. Mein Unglück fieng von neuem an.

Britannien war in zwo Parteyen getheilet. Eine verfolgte die andre. Ich entfernte mich von jeder, um den Verfolgungen zu entgehen, und setzte mich denselben eben dadurch aus. Beyde glaubten, ich wäre ihr Feind, und suchten mich zu stürzen. Sie waren glücklich. Bald fand ich mich ohne Güter, ohne Ehrenstellen, und was das entsetzlichste war, ohne meinen Sohn und Vaterland. Ich flohe nach Frankreich, aber auch hieher drangen die Verfolgungen. Ich gieng nach Deutschland, aber niemand hatte meine Dienste nöthig. Ich hatte kein Vermögen, und folglich keinen Freund. Ich war überzeugt, Merillac würde mir helfen; aber ich verbarg meinen Namen, und den Ort meiner

Zuflucht, um Wohlthaten zu entgehen, die ich nie wieder hätte ersetzen können.

Angenehm ist das Brod, das man durch eigne Arbeit erwirbt; ist es gleich wenig, so ist es doch immer schmackhafter, als niedliche Gerüchte des Wohlthäters. Mehr als die nöthigsten Bedürfnisse brauchte ich nicht, und ich war kein Thor mir neue zu schaffen. Die Rücksicht in den vorigen Stand worinn ich lebte, so glänzend er war, umwölkten den gegenwärtigen nicht. Kein Laster war die Quelle meines Unglücks, und seine Lasten zu tragen gewohnt, fühlte ich die Schwere desselben weniger. Der Gedanke es nicht verdienet zu haben; die Unmöglichkeit es ändern zu können; die Thorheit, es durch selbstgeschaffne Quaalen zu vermehren; dieß erleichterte mir das Elend.

Was hilft es euch, Sterbliche! gegen die Vorsicht zu murren, die euch Elend auflegt. Lächerlicher stellt sich der Wurm nicht gegen den Wandrer, wenn sein Fußtritt ihn zu zernichten droht! — die Hand eines unendlich Mächtigen, leitet die Schicksale und der murrende Wille des Menschen, wird nie das Gesetz seiner Handlungen werden. Wer siehet ohne sich zu betrügen, in die Tage der Zukunft, die seine Einbildungskraft ihm schmeichelnd mahlt! Der Mensch schafft den Plan seines Glückes, den ein Hauch des Schicksales plötzlich umstürzt, und vernichtet. Stürzten nicht Thronen um? fühlten nicht ganze Staaten, daß ihre vereinigten Kräfte sie nicht gegen die Wuth des Zufalls und des Unglücks schü-

gen

ßen konnten? Wurde der Weltbezwinger glücklicher, da er Millionen von Menschen würgte? Alle sind unglücklich, nur der ist es kaum zur Hälfte, welcher es zu ertragen weiß.

Die Pflicht der Welt zu dienen, wurde durch die Welt selbsten aufgehoben. Sie hätte mich für Hunger sterben sehen, ohne mich zu retten. Nun zog ich mich von ihr zurücke in eine Einsamkeit, die meinen Begriffen angemessen war. Ruhig lebte ich meine Tage hin, die ich dem Himmel und der Zufriedenheit weihte.

Einsmalen, da ich in dem Walde gieng, hörte ich das Geschrey etlicher Streitenden. Ich lief mit einem Stabe hinzu, dessen ich mich zum Schutze gegen die Thiere bediente. Etliche Räuber griffen einen einzigen Menschen mit der ungestümsten Wuth an. Der Unglückliche wehrte sich tapfer. Aber Himmel! — Wen sah ich! — eben den Mörder meiner Clarice, den abscheulichen Wilton. Ich lief mit meinem knotigten Stabe auf ihn zu und errettete ihn von den Räubern. Aber von einem Schändlichen konnte ich keine Dankbarkeit annehmen, so reizend auch ihr Genuß ist. Ich entfernte mich eben so geschwinde, um dem Niedrigen unbekannt zu bleiben. Er verdiente nicht zu wissen, wem er sein Leben zu danken hatte. Der Gedanke, meine Pflicht gethan zu haben, verdrängte das traurige Bild, das der Anblick Wiltons in meine Seele zurück rief. —

Drey und dreyßigstes Hauptstück.

Merillac — Clementine. Der Herr Vetter.

Es wird meinen Lesern vielleicht angenehm seyn, einstweilen die Geschichte des Alten zu unterbrechen, die so traurig ist.

Clementine wurde durch einen Menschen aus ihrer Verlegenheit gezogen, der auf sie und den jungen Herzog zuging. Er nahte sich ihnen, und sagte mit einem gewissen einnehmenden Wesen:

„Verzeihen Sie! Ich weis nicht ob ich auf dem rechten Wege nach Clairvall bin? ich bin in dieser Gegend völlig unbekannt.„

Clementine antworte ihm mit der Gefälligkeit, die ein Stück ihres Charakters war:

Wenn Sie uns begleiten wollen, so sollen Sie nicht fehlen.

Der Fremdling nahm diese Anerbietung mit der größten Höflichkeit an. Ob Merillac dabey eben so vergnügt war, das weis ich nicht. Aus den Reden des Fremdlings erkannte man einen Mann von Stande und Wissenschaften.

„Mich wundert sehr sprach Clementine: daß Sie Ihre Reise zu Fuße machten; wenigstens wird sie nicht mehr lange dauren?„

Bis nach Clairvall.

„Sind

„Sind Sie vielleicht daſelbſt bekannt?„

Nicht! aber ich habe einen Oheim daſelbſt wohnen, der Ihnen nicht unbekannt ſeyn wird.

„Und wie heißt dieſer Oheim? unterbrach Ihn Clementine lebhaft.„

Clairvall!

„Und Sie? Verzeihen Sie meiner Neubegierde! Wie heißen Sie?

Orvieto.

„Sind Sie Orvieto? Ich bin Clairvalls Tochter. —

Orvieto umarmte ſein Bäßgen, und wünſchte ſich Glück ſie geſehen zu haben. Clementine war voll Freude. Sie fragte den rechtſchaffnen Orvieto, den mein Leſer ehe als Clementine, geſehen haben:

„Welche Nachricht bringen Sie von unſerm Dorſet?„

Merillac erwachte bey dieſem Namen aus ſeiner Schwermuth, die der Empfindung von Freundſchaft wich. —

Welchen Namen nennten Sie, Clementine! — Sie kennen den beſten Freund, den ich habe — und wie? — Haben Sie Ihn je geſehen?

„Ob ich Ihn geſehen habe? ganze Jahre war er in unſerm Hauſe; er war mein Bruder gleichſam, ſo viel Freundſchaft hatten wir für einander.„

Wir waren Vertraute, so lange wir einander kannten, sagte Orvieto hinzu: Noch ist er der angenehmste Freund den ich kenne. Nur schrecken mich Ahndungen. Schon lange erhielte ich keine Antworten auf meine Briefe. Dorset ist zu rechtschaffen, ohne grose Ursachen, zu schweigen.

Merillac war in grosser Ungewißheit. Niemals hatte ihm Dorset etwas von Clementinen, oder dem Herrn von Clairval gesagt. Noch weniger sah er ein, daß Dorset so lange in Deutschland sollte gewesen seyn. Er sagte zu Clementinen:

Sie kennen also auch gewiß den rechtschaffnen Christ, seinen Begleiter?

„Dieser ist mir fremd, Merillac! ich kenne ihn nicht einmal dem Namen nach.„

So ist es nicht mein wohlthätiger Freund: der ist edel, freundschaftlich, tugendhaft, und opferte einem gewissen Freunde sein Leben und seine Liebe auf.

Orvieto erstaunte. Dies ist eben der Dorset, den Sie schildern, der unser Freund ist. Aber Sie sagten, er hätte sein Leben, seine Liebe der Freundschaft aufgeopfert!

„Er und sein Freund liebten eine Schöne, die mit dem schönsten Reize das schönste Herz besaß. Er wußte nicht, daß sein Freund mit ihm Eine Geliebte erwählet hatte. Er war glücklich; als er auf einmal das Unglück seines Freundes entdeckte. Er beschwur seine Geliebte ihn zu vergessen und seinen Freund zu lieben; aber dieser hatte an Dorset

ſeis Beyſpiele ein allzu edles Muſter, daß er nicht hätte dieſer ſchwarzen Handlung entfliehen ſollen.

Orvieto erröthete. Das Bewußtſeyn der einen Hälfte dieſer Geſchichte, der edle Charakter ſeines Freundes, alles beſtärkte ihn in dem Wahne, als erzählte der Herzog ſeine Geſchichte.

„Verzeihen Sie mir, mein Herr! ſagte Orvieto: ich nehme zu viel Antheil an Dorſets Begebenheiten. Eben dieſe Geſchichte iſt mir bekannt; wo aber hat ſie ſich zugetragen?

Zu Paris!

„Alles kommt mit der Geſchichte überein, die ich von Dorſet weiß. Sollten Sie wohl den Namen des Freundes nicht mehr wiſſen, für den Dorſet dieſes that?

Merillac wurde beſtürzt. Clementine war zugegen. Er liebte Clementinen über alles; hätte er ſie zu ſeinem Nachtheil einnehmen ſollen, da er in ſich einen Unbeſtändigen hätte ſchildern müſſen? Dies war nicht in dieſer Lage von ihm zu fodern. Er antwortete dem neugierigen Orvieto:

Sie fragen, ob ich den Freund Dorſets kenne?

„Ja mein Herr! ich bin wegen gewiſſer Urſachen ſehr neugierig, ſeinen Namen zu hören.„

Würden Sie mir es aber nicht übel nehmen, wenn ich die Geheimniſſe eines Freundes entdeckte, der ſie mir anvertrauet hat.

„In jedem andern Falle würden Sie meinen Beyfall haben, aber dieſer iſt zu genau mit meinem

Schick-

Schickſale verbunden, daß ich es nicht bezeheen ſollte! „

Mit Ihrem Schickſale verbunden? Haben Sie denn Dorſet in Paris geſehen?

„Wir waren mit einander in einem Hauſe. „

Alſo kennen Sie auch den Herzog von Merillac?

„Ich kenne ihn durch Dorſet, der, der Sohn ſeiner unglücklichen Tochter iſt. „

Ich erſtaune, Orvieto! — Dorſet ſollte Merillacs Enkel ſeyn? — Hatte denn der Miniſter zu der Zeit, da Sie da waren, keinen Sohn mehr?

Ja, mein Herr! Aber er war eben auf Reiſen, und bey ſeinem Oheim in der Schweiz. „

Ich hatte niemals einen Verwandten der Dorſet hieß. Orvieto! ich bin Merillac, der Sohn des Miniſters von dem Sie ſprechen. Alles iſt mir unbegreiflich.

Der Herr von Clairvall unterbrach durch ſeine Dazwiſchenkunft das Geſpräche; und während Orvieto ſich ſeinem Oheim zu erkennen giebt, und das Zwangvolle unter ihnen herrſcht, wollen wir lieber zu der Geſchichte des alten Einſiedlers zurückkehren.

Vier und dreyßigſtes Hauptſtück.

Die Geſchichte des Einſiedlers.

Dorſt hielt bey den letzten Gedanken des rechtſchaffnen Einſiedlers inne. Er redete ſeinen Freund an:

„Sehen Sie, Ariſt! Dies iſt der ſchönſte Zug in der Geſchichte des Tugendhaften. Wie liebenswürdig muß dieſer Greiß geweſen ſeyn; „

Ein Herz, erwiederte Ariſt! das ſo von ſeinen Pflichten durchdrungen iſt, iſt immer liebenswürdig. Eine Rache der Pflicht aufopfern, plözlich allen Haß gegen einen Böſewicht, der die Urſache unſres Elendes iſt, vergeſſen; und dem das Leben erretten, der es uns auf das grauſamſte rauben wollte, dies übersteigt die Gränzen der natürlichen Pflichten, und iſt ächte Tugend. In allen übrigen Handlungen, die außer dieſen Gränzen ſich befinden, handelt ich bloß nach Pflicht, und folglich nicht aus Tugend.

Mich dünket, Ariſt hatte recht dieſes zu ſagen. Handlungen, wozu uns gewiſſe Geſetze verbinden, ſind Pflichten. Die Ausübung derſelben nennen die Moraliſten Tugend, ſehr unrecht wie ich dafür halte. Welch ein Unterſchied wäre ſonſten zwiſchen

„Aus

„Aus Pflicht, und aus Tugend handeln?“ Heißt aus Eigennutz handeln, tugendhaft handeln? Wohl aber heißt es seine Pflicht thun. Der weiseste Gesetzgeber bestätiget diesen Satz. Er sagt: Alles was ihr wollt, daß euch die Menschen thun sollen, das thut auch Ihnen. Man thut bloß Gutes um wieder Gutes zu empfangen, man verfolget seinen Nächsten nicht, um nicht verfolget zu werden. Welches ist die pflichtmäßige Handlung, wo nicht der erlaubte Eigennutz die Triebfeder davon wäre? Nichts anders als die Handlung der Tugend, oder diejenige Handlung, wozu keine Ursache außer der Größe meines Herzens mich bewegen kann. Welchen Namen wollten wir sonst jenen Handlungen geben, die die Gränzen der Pflicht übersteigen? Mit Gefahr seines eignen Lebens, das Leben seines Feindes retten, hiezu verbindet mich keine Pflicht. Der Gedanke würde nicht einmal bey mir aufsteigen, es von meinem Feinde auch zu begehren.

Thorheit ist es! ruft ein Moralist, mit Gefahr seines eignen Lebens ein andres zu erretten. Besonders das Leben meines Feindes. Jeder ist sich selbst der nächste!

„Mein Recht der Natur, mein Herr! lehret dieses eben so wenig als es Ihnen Natur und Offenbarung lehret. Nur derjenige, der zu wenig Größe der Seele und Güte des Herzens besitzt, wird Ihnen folgen. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst;

selbst; heißt dieses: Liebe dich mehr als deinen Nächsten? Wo ist eine einzige Stelle, die ihren Satz beweise, in der Offenbarung?„

Aber so werde ich zum Selbstmörder! —

„Nichts weniger! Aber nach Ihrem Grundsatze werde ich der Mörder meines Nächsten. . . Urtheilen Sie einmal: Ich bin von meiner Rechtschaffenheit, von meiner Tugend überzeugt! Ich erfülle meine Pflichten, die mir die Natur auflegte. Ich weiß daß die Tugend unendlich nach dem Leben soll belohnet werden. Ich sehe einen Unglücklichen, der ohne Hülfe ein Raub des Todes wäre. — Dieser Unglückliche hat nicht gelebt, daß er Ansprüche auf Seligkeit machen kann: setzen Sie gar hinzu, er ist ein Mensch, der selbst seinen Pflichten kein Genüge that. Ich sehe ihn der Hölle ausgesetzt, von welcher ich ihn vielleicht dadurch erretten kann, daß ich durch eine tugendhafte Handlung geleitet, den Glanz meiner Seligkeit um so viel vermehre, und mir nähre. Meine Begriffe, mein Wesen ist nicht knechtisch an die Erde gefesselt, und ich fühle den Werth meiner ewigen Bestimmung aufs reizendste; mein Tod kann der Gegenstand der Seligkeit meines Nächsten werden, indem er meine eigne befördert. Ist eine größre Wonne bey Sterblichen möglich, als dieses zu thun? —„

Dorset und meine Leser werden mir es verzeihen, daß ich ihn zu antworten hinderte.

Dorset fühlte recht die Größe dieser Handlung, denn er war tugendhaft, und würde es selbst gethan haben. Nach einer Pause, fuhr er in der Geschichte fort.

— Es sehr belohnet uns unser eignes Gefühl, wenn wir tugendhafte Handlungen begehen.

Meine Tage häuften sich, und meine Haare wurden grau. Das Bild des Todes zeigt sich dem Rechtschaffnen oft, und mit Vergnügen sieht er es. Seine Betrachtung beschäfftigte meine müßige Stunden, und heiterte mein ganzes Gemüthe aus. Ich fieng an mir ein Grab in den Felsen zu hauen, ungewiß ob ein Rechtschaffner meine Gebeine dahin bringen werde.

Aber zu welchem Gebrauche diente es mir nachher! — Ich gieng einst in dem dichten Gebüsche des Tannenwaldes, als ich plötzlich ein Winseln hörte, das um die Gegend ertönte. Ich horchte durch die Blätter hin, und es war die Stimme eines Sterbenden. Ich machte mich näher, und — fand ein Mägdchen, das neben dem Wege lag und winselte. Ein Dolch stak unter ihrer Brust, und war roth von Blute. Ich hob sie auf, trug sie in meine Grotte, und brachte sie durch heilende Kräuter zum Leben zurück.

Sie erzählte mir von Räubern, die sich in der Gegend aufhielten, und die ihrer Tugend gedroht hatten. Sie wollte den Barbaren entfliehen, aber ein Niederträchtiger erhaschte sie, und durchbohrte ihre Brust. Sie fiel nieder und der Böswicht entfernte sich. — Mit einem Herzen voll Danks entfernte sie sich aus meiner Grotte.

Endlich nahte sich der Augenblick, wo ich das letzte Unglück meines Lebens sehen sollte. Ich betete eben zu dem Schöpfer der Natur, der die Schicksale ordnet, als ich etliche Stimmen hörte, unter welchen sich eine verrieth, welche dem röchelnden Tone eines Sterbenden glich. Ich eilte Ihnen Trost und Hülfe zu bringen, und — ewige Vorsehung dein Wille ist gerecht! — und fand meinen sterbenden Sohn. Neben ihm stand meine Tochter an den Busen einer Freundinn gelehnet, die mit ihrer Mutter den Händen der Räuber entrunnen war. Er starb in meinen Armen, und dankte der Vorsehung, die durch seinen Tod einer Blutschande wehrte, welcher seine Liebe zu seiner Schwester, zu Sophien, ihn aussetzte. Er starb und wir begruben ihn in meinem Grabe. Julie, so hieß die schöne Freundinn Sophiens, und ihre Mutter nahmen meine Tochter mit sich in die Schweiz — und nun erwarte ich die letzte Stunde meines Lebens, mit der Freude eines Seligen, den Trübsale, zu nahmloser Wonne künftiger Ewigkeit

geschickt, und groß wie der Unsterblichen einen machen. Sie nahet sich, und sehr wenig Tage werden mich von meiner Clarice und meinem Sohne scheiden . . . Wie glücklich ist der Mensch, daß er sterben kann! — — —

Dorset schwieg. Sein Herz fühlte bey dem Unglück des Alten und — dem Namen Julie. „Julie und ihre Mutter unter den Räubern. . . Hörten Sie es nicht? . . Doch sie sind gerettet. . . Aber wo blieb Merillac, wo blieb Juliens Vater? — „

Arist hatte ähnliche Gedanken; aber er mußte als Freund, Dorsets Kummer vernichten. Er antwortete ihm:

Der rechtschaffne Greiß spricht von Juliens Mutter, die doch nicht die Gefährtinn ihrer Julie war. Es muß eine andre seyn, Dorset! und mich dünket, dieß sey gewiß.

„Die bloße Möglichkeit rührte mich, wie die Geschichte dieses Greißen, — vielleicht ist er mein unglücklicher Oheim; — aber deutlich klärt sie uns Orvietos Geschichte auf. „

Gewiß Dorset, ich bin nun völlig überzeugt, daß Orvieto unsrer Reise werth war, denn er ist wirklich kein Schattenbild mehr. Aber sehen Sie nicht den Tag niedersinken, wir müssen abreisen.

Sie

Sie verließen den heiligen Ort, weihten dem Andenken der Rechtschaffnen noch eine Thräne, und stiegen in ihren Wagen.

Fünf und dreyßigstes Hauptstück.

Orvieto. Clairvalls Schloß.

Orvieto wurde indeß in Clairvalls Schloße bekannt. Merillac wurde sein Freund, denn Orvieto verdiente es zu seyn.

Orvieto war ein Verwandter Clairvalls, wie meine Leser schon wissen. Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm, ihn näher zu kennen. Er war von guter Herkunft, und von dem Himmel hatte er die besten Gaben erhalten. Sein Herz war edel und gütig, nur starb sein Vater für ihn zu frühe, daß es hätte können ausgebildet werden. Die natürliche Lebhaftigkeit hatte ihn in seiner Jugend hingerissen, und er folgte ausschweifenden Beyspielen. Niemals aber schadeten sie der Güte seines Herzens; Er fieng an sich dem Geschmacke und dem Schönen zu ergeben; er las, und wurde durch die Beyspiele der Tugend gerühret. Mit Abscheu sah er auf sein altes Bild zurück und schämte sich für sich selbsten. Er fieng

an nach idealischen Mustern sich zu bilden, nach den Bildern der Tugend, welche der Schriftsteller lebhaft schilderte. Aber welche Zeit, welche Mühe kostet es einem Menschen, sich selbst zu erziehen! Viele Fehler bleiben in seinem Charakter, die er nicht siehet, und die er mit schmeichlenden Namen belegt. Da sein Herz mild war, so folgte er seinem Hange zur Wohlthätigkeit. Er wußte, wie gering es sey, seine Pflichten zu kennen, ohne sie zu erfüllen. Er hatte Vermögen, und wendete es zu den Handlungen an, wozu sein gutes Herz ihn leitete. Aber immer war er unglücklich. Er that vielen Gutes, aber er verband sich keinen, und alle waren undankbar.

Er sah einen Menschen, welcher die edelsten Grundsätze hegte, und nach dem Aeußern zu schließen, der rechtschaffenste Mann war. Ihm fehlte es an Vermögen wie den meisten Redlichen. Orvieto nahm ihn an seinen Tisch; er unterstützte ihn mit Geld; Da er eine weite Reise zu machen hatte, um sein Glück zu suchen, wozu ihn etliche Freunde Hoffnung machten, gab er ihm so viel, daß er überflüßig seine Kosten bestreiten konnte. Er übernahm so gar die gefährlichen Geschäffte seines Freundes. Er wurde ihm untreu, da er von ihm entfernet war, und Orvieto, der ihn zu sehr, ungeachtet seinem Undanke liebte, und wußte daß er unglücklich war, schickte ihm unbekannt so viel

viel als er nöthig hatte, seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Der Mann, dessen Geschäffte er übernommen hatte, war der schändlichste Mensch, der die Falschheit unter einer Larve verbarg, die der Vernünftigste nicht abziehen konnte. Orvieto wurde um sein Vermögen gebracht; bloß aus Freundschaft.

Der Rechtschaffne ist von je her ein Gegenstand des Neides und der Mißgunst gewesen, vorzüglich wenn er mit seiner edlen Denkungsart die scharfe Einsicht in das menschliche Herz verbindet. Orvieto's Vaterland war von dem obersten bis zum geringsten verdorben. Der Geschmack, den ganz Deutschland nur in Frankreich findet; die Durchzüge seiner Völker, hatten die Sitten so plötzlich verwandelt, daß das Frauenzimmer schnell allen Zwang ablegte, der sie fesselte, und Freyheiten erlaubte, die vor diesem einem Mägdchen die größte Schaamröthe abgenöthiget hätten. Erlaubte Freyheiten, wurden jene Vorspiele, die nach und nach zur Schande führen. Die Tugend prangte itzt in der Tracht der Mode, reichte öffentlich ihre Wangen dem Kuße dar, und zeigte dem Auge des Wollüstlings, was er nicht zu sehen verdiente. Der Mann, welcher Kinder hatte, durfte eben so unverschämt spielen, als der

Jüngling, dann — das Frauenzimmer blieb bey allem diesem noch eine Jungfrau. — Lange konnten sie es lange bleiben, denn die Menge der erlaubten Gefälligkeiten gieng so von Stufe zu Stufe fort, daß die unerlaubte sich nicht mehr schützen konnte und selbst wünschte, man möchte sie zu den Erlaubten rechnen. Dieses waren die gewaltsamen Fehler, die sein Vaterland entehren. Kinder in Ehrenämtern, Bestechungen und andre Fehler giengen öffentlich im Schwange.

Orvieto war zu offenherzig, und sagte sein Urtheil. Da er der Schiedsrichter seiner Völkerschaft nicht war, so hätte er schweigen sollen. Aber sein Enthusiasmus für die Tugend, erlaubte es ihme nicht. Alles fürchtete, alles beneidete ihn. Boßhafte sannieden einen Anschlag gegen ihn, ihn aus seinem Lande zu verbannen. Der Rechtschaffene ist meistens in seinen Unternehmungen glücklich. Er erhielt Briefe, die ihn zu einer ansehnlichen Bedienung in ein entferntes Land riefen. Orvieto sah alles Schmeichelhafte hierinn, und verließ ein ungerechtes Vaterland mit Vergnügen, das er nicht hassen konnte. Mehr als die Hälfte seiner Reise hatte er zurück gelegt, als er das Unglück hatte, krank zu werden. Er schrieb diesen Vorfall an den Ort seines Verlangens, um sein Ausenbleiben zu entschuldigen. . . Eine Antwort entdeckte ihm die ganze

Schänd-

Schändlichkeit seiner Mitbürger. . . Sie hatten ihn betrogen und entfernet.

Glücklich werden die niederträchtigsten Mittel oft zur Ursache des Glückes. Orvieto kam in eine Stadt, wo die Wissenschaften ihren Sitz hatten. In den Armen der Freundschaft, und des angenehmsten Umganges war er glücklich. Zwar verfolgte ihn der Neid bis in den fernen Wohnsitz seines Vergnügens. Aber seine Feinde wurden durch Verstellung betrogen, und Orvieto glänzte nur in größerem Lichte. Man wußte, daß nur der Rechtschaffne verfolgt werde, während man einen Böswicht gehen läßt, weil man überzeugt ist — ihm etwas zu gleichen.

Orvieto mußte also aus der Erfahrung seine Lehren ziehen. Er sagte nie sein Urtheil mehr, und blieb ohne Feinde. In seiner eignen Größe fand er das Glück das sein Vaterland nie führen wird, weil es nicht Orvieto ist.

Der Name Orvieto machte einen vornehmen Reisenden begierig, ihn vollkommen zu kennen. Er überredete ihn, ihn auf seiner Reise nach Frankreich zu begleiten. Er nahm es an. Dorset, welcher den Namen Weymouth führte, war eben in Paris. Er lernte ihn kennen, und fand einen Freund an ihm, dem er angenehm wie das Leben war.

Dieser Reisende war ein Franzose, und wohnte in Paris. Orvieto blieb bey ihm, und fand Gelegenheit, seinem Freund eine Wohnung in diesem Hause zu verschaffen. Hier lernten sie Sophien kennen, und — den Rest wissen meine Leser schon.

Orvieto der sich alle Mühe gab, den Charakter eines Mannes zu verdienen, der die Achtung der Welt besitzt, war ihrer würdig. Weise durch die Erfahrung, setzte er sich keinen Gefährlichkeiten aus, die ihm hätten schädlich seyn können; — Seine Gesichtsbildung war glücklich, und ihren größten Reiz erhielte sie durch diejenigen Züge, die eine denkende Seele verriethen. Er war still in Gesellschaften, wo ein Heer von leeren Köpfen die Schönen umtändelt, und sprach bey vernünftigen, ohne ein Pedant zu seyn. Immer mißtrauisch in sich selbsten, suchte er eine Vollkommenheit zu erreichen, die dem Ideal gleichen sollte, das er sich selbsten entworfen. Er hatte etwas einnehmendes, wenn er sprach, und man hörte ihn mit Vergnügen sprechen, ohne daß er seiner Stimme einen schmeichlenden Ton gab.

Dies ist Orvieto's Charakter. Ich hielte es für nöthig, ihn dem Leser bekannt zu machen, weil er eine große Rolle in dieser Geschichte spielen wird.

Wie angenehm er in dem Hause seines Oheims war, können wir aus der Person sehen, die er vorstellte. Der junge Herzog wurde so für ihn eingenommen, daß er ihn zum Vertrauten seiner Liebe machte. Clementine liebte ihn, wie man einen rechtschaffnen Verwandten liebt, und sah es nicht ungerne, daß er Merillacs Vertrauter war. Selten waren sie alleine, und nie genossen sie ein Vergnügen, ohne es zu theilen.

Merillac war indessen in seiner Liebe immer feuriger geworden, ohne deswegen glücklicher gewesen zu seyn. Clementine hatte Geschicklichkeit genug, den Liebhaber zurückzuhalten, und die Gelegenheiten zu vermeiden, wo er ihr hätte von Liebe sprechen können.

Dem ohngeachtet war es Zwang. Sie liebte den Herzog eben so feurig, wie er sie; aber Merillacs Name war zu groß, daß Clairvalls Tochter es hätte wagen dürfen, bis zu dieser Höhe zu denken. Sie unterdrückte dieses Gefühl in ihrem Herzen, so viel sie konnte. Aber was kostete es dem tugendhaften Mägdchen nicht! Schwermuth marterte sie, so oft sie ohne Zeugen den Gedanken ihres Herzens nachhängen konnte. Eine heure Miene erzwang sie, wenn sie von Freunden umgeben war, aber mitten durch diese Heiterkeit schoß ein Strahl von me-

lancho-

lancho'tschem Tiefsinne, der sich nicht verbergen ließ. Wie oft vergaß die zu ungekünstelte Clementine, daß ihr Gesicht lächeln sollte! Aus einem erzwungnen Lachen fiel sie oft ohne es zu merken, in die natürliche, schwermüthige Lage, und entdeckte sich also dem beobachtenden Orvieto der seinem Freund in seinem Herzen Glück wünschte.

Merillac und Orvieto giengen mit einander gegen das nahgelegne Dorf zu, welches dem Herrn von Clairvali gehörte. Sie nahmen den Weg durch den Wald, dessen Schatten den Liebenden so angenehm ist. Tiefsinnig gieng Merillac, und Orvieto, den Sophie beschäfftigte, in eben der Stellung neben ihm. Vergebens ertönten Philomelens Gesänge durch die Gebüsche, vergebens sangen sie ihre Lieder unter zitternden Blättern; Merillac und Orvieto horchten nicht.

Schnell tönte der silberne Klang einer reizenden Stimme, von dem rieſelnden Bache her. Philomele verstummte plötzlich, bald aber sang sie wieder wetteifernd mit der Göttinn des Hayns. Harmonie war ihr Gesang; oft starben die sanfte Accente in unerreichbarer Höhe, langsam dahin; oder sanken plötzlich nieder, und wirbelten in immer wechselnden Gängen,

bis

bis sie endlich in einem holden Trillern dahin schwanden.

Merillac horchte, und Orvieto erstaunte — die Stimme war ihnen nicht unbekannt. Sein Busen fieng an sich zu heben, — er nahte sich mit Merillac der Stimme. Merillac fühlte immer mehr, je näher er der Stimme kam. Endlich — gütiger Himmel! — endlich erblickten sie — —

Ende des ersten Bandes.

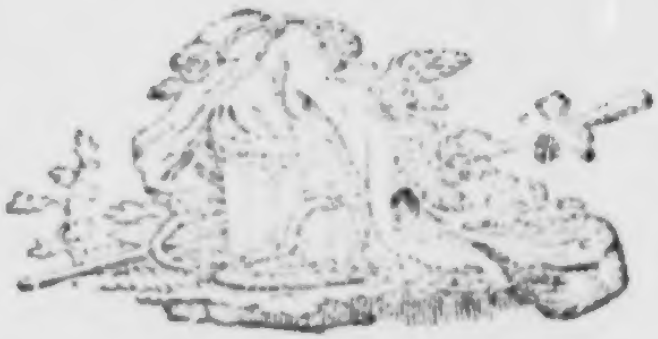
Dorset

und

Julie.

Eine Geschichte

der neuern Zeiten.



Zweyter Band.

Leipzig,
bey Christian Gottlob Hilschern.
1774.

Dorset und Julie.

Erstes Hauptstück.

Etwas im Style des Cervantes. Der erste Theil eines Trauerspiels, wenns wahr ist. Ein entsetzliches Exempel von den Ausschweifungen der Liebe, welches alle ungerathene Kinder lesen sollten, mit einer gutherzigen Warnung an das Frauenzimmer beschlossen.

Meine Leser werden vielleicht ein ganz besondres Geheimniß vermuthet haben, da sie den Anführer der Räuber sich zu den Füssen Sophiens haben niederknien und sie so sehr erschrecken sehen. Aber wirklich irrten sie sich ein wenig, da ich von sichrer Hand erfahren habe, daß er, als ein gesitteter Mensch, Sophien bloß um Verzeihung bitten wollte, und sie nur deswegen erschrack, weil er ein Räuber war.

Niemand wird sich verwundern, daß Sophie so sehr erschrack, da das Erschrecken eine Eigenschaft des Frauenzimmers ist. Wie oft fährt eine Dame mit convulsivischen Verzuckungen auf, wenn sie eine Katze, oder irgend ein Lieblingsthierchen erblickt, und dies wird mir doch wohl jedermann zugestehen, daß zwischen einer Katze und einem Räuber ein entsetzlicher — Abstand ist.

Ich kenne eine Dame, die ich mit einer Katze bis in den Rachen eines Caraiben jagen wollte, und deren ganzen delikaten, und besonders appetitlichen Natur sie in einer geraden Horizontallinie entgegen sind. Ihre Brust drängt sich für innrer Seelenangst aus dem Schnürleibe hervor, ihre Füsse fangen zu zittern an, sie wird blaß und bleich, und würde in Ohnmacht fallen, wenn es nur —. möglich wäre; aber dann muß sie die abscheuliche Katze — erst sehen.

Obgleich der Räuber, wie ich schon sagte, blos aus Höflichkeit Sophien sein Kompliment machte, so hatte er doch noch einen Nebenzweck, um mich philosophisch auszudrücken, und der bestand darinn, daß er Sophien liebte, und sie gern wieder in seiner Gewalt gehabt hätte. Wirklich ein sehr verzeihlicher Wunsch, den man dem armen Räuber nicht übel nehmen kann, weil er ein Mensch war. Er wollte es mit Güte versuchen, und schmeichelte sich, sie erweichen zu können. Alle, die sich nicht in die Person des Räubers setzen, werden diese Hoffnung für eine große Narrheit halten;

halten; aber sagen sie mir einmal einen einzigen Verliebten, der alle seine fünf Sinnen zusammen nimmt, um zu denken?

Seine Augen beschäfftigen sich allzusehr mit dem angenehmen Gegenstande. Von Reiz zu Reiz irren sie in ununterbrochnem Gange fort, und vergessen — daß sie im Kopfe stehen. Das Gehör, durch die geheimen Triebe des Herzens aufmerksam erhalten, welche in fortdaurender Reihe in ihm immer feuriger aufwallen, horcht, wie in einem Ruhepunkte, auf alles, was das artige, reizende Mägdchen ihm sagt, um eine glückliche Zweydeutigkeit zu hören, die er nach seinen Wünschen, wie einen delphischen Orakelspruch auslegt, und ist für alles andre taub. Das Gefühl empfindet einen hypothetischen Kützel, den ein wollüstiges Gefühl erzeugt. Wie in einem Traume empfindet er ein wollüstiges Zittern der reizbaren Fibern und — — —. Der Geruch, so wenig er mit zu den obern Sinnen gehöret, kann sich mit den Ausdünstungen — einer Rose beschäfftigen, die sich an die schneeweiße Brust des Mägdchens schmieget. Der Geschmack endlich — ja — der Geschmack — der kann sich mit den wäßrigten Feuchtigkeiten beschäfftigen, womit das Bild der Wollust ihm — den Mund anfüllt.

Da nun alle Sinnen, jeder abstrakt, bloß für sich selbst beschäfftiget ist, so muß die Seele ohne ihre Hülfe denken, und bildet sich also dunkle Ideen, die man meinetwegen wohl in die Reihe der Ange-

hornen sehen kann, und folglich etwas nahe an die scheinbare — Narrheiten. Eine artige Deduktion, ich gestehe es, wenigstens ist sie nicht so besonders, wie oftmals die Deduktion eines armen Sachwalters, der Hunger hat.

Sophie und Julie, die gern die Gegenwart dieses Herrn entbehret hätten, waren in nicht geringer Furcht wegen dem verliebten Thoren, weil sie — im Walde waren. Sie hatten es auch Ursach, und meine Leser davon zu überzeugen, will ich Ihnen ein kleines Gespräche erzählen, das dieser irrende Ritter mit unsern artigen Mägdchen hielt.

„Wie entzückt bin ich, Sie wieder zu sehen, bezaubernde Sophie! (so fieng der Held an) Thäler und Berge und Ebenen durchsuchte ich, Sie zu finden, und nun bin ich endlich so glücklich, Sie zu sehen; könnte dieser Beweis meiner Liebe Ihr grausames Herz rühren, o wie glücklich würde ich seyn! Verzeihen Sie die Strenge, die ich in der Höhle gegen Sie ausübte, es muß Ihnen ein fester Zeuge meiner Liebe seyn! Lieben Sie mich, oder ich sterbe zu Ihren Füssen.

Sophie und Julie, zu deren Füssen er lag, thaten eben das, was ein Mägdchen nach heutigem Style thäte. Sie liefen mit furchtsamer Eile in den Wald hinein, und suchten sich zu verstecken.

Der unglückliche Liebhaber blieb wie vom Blitze gerührt, stehen. Die Verzweiflung bemächtigte sich seiner Sinnen. Zum Unglücke floß neben ihm

ihm ein Bach vorbey, der tief genug war, sich zu ersäufen. Noch einmal rief er Sophiens Namen, nahm den Wald und die singenden Vögel zu Zeugen ihrer Grausamkeit und seines Todes; müde zu leben, sah er in den Bach hinein, holte aus, und, grausames Schicksal! und — sprang hinüber.

Nehmet hieran ein Beyspiel, barbarische Mägdchen! die ihr manchen armen Jüngling in Lebensgefahr stürzet, und lachet, wenn er — dem Tode das Leben vorziehet. So gieng es dem armen Verliebten, der mit einem traurigen Blick in den Bach zurück sah, und über das Wiesenthal nach dem Dorfe zugieng.

Zweytes Hauptstück.

Ein Baurengespräch, welchem Dorset und Arist sehr aufmerksam zuhören — Dorset bekommt Wind von — steigt ab. Julchen kauft Vögel und Sophie kocht die Suppe. Ein entsetzlicher Zusammenlauf —

„So dumm würde ich nicht gewesen seyn, gleich über den Bach zu springen, wie der Räuber, versetzt mir ein Baumstarker Jüngling; im Walde würde ich sie gesucht haben, und —“

Freylich sollte man denken, der gute Mensch hätte nichts von dergleichen Dingen gewußt, aber er war zu entschuldigen. Er sah in der Entfernung ein Frauenzimmer auf ihn zueilen, welchem zween Herren mit starken Schritten folgten. Dies war die Ursache seiner Verzweiflung, und daß er über den Bach setzte.

Wir lassen ihn einstweilen nach dem Dorfe gehen, und den Bauren ihre Ephraimiten abstehlen, wie sie Ephraim — — — und setzen die Geschichte Dorfets fort.

Die Thränen trockneten allmählich von den Augen Dorfets und seines Freundes, und machten einem Gefühle Platz, das, ob es gleich schwermüthig, doch angenehm war. Sie fuhren stille aus dem Walde, und überließen sich dem Vergnügen, zu empfinden. Die Stimmen etlicher Bauren, die aus dem nahen Dorfe waren, erweckten den Jüngling und seinen Führer. Sie horchten auf das Gespräch der Landleute, indeß ihr Wagen langsam fuhr, und ihre Aufmerksamkeit durch kein zu lau'es Geräusche störte.

„Sag' mir einmal Dein Urtheil, Nachbar! meynst Du nicht, die große Jungfer wär so was für unsern Schulzen?"

Wohl Hanns! Aber mir gefiel die andre besser; sie hat so eine schöne weiße Farbe, und wie sie so um ihren Bruder trauerte, das gieng mir durchs Herz, wahrhaftig Hanns! durchs Herz, daß ich hätte mit ihr weinen können.

„Du

„Du hast wohl recht, Nachbar! mir fiel es auch auf. Aber meine hat Dir so was blitzendes in den Augen; sieh' sie an! husch! — bist Du weg. Ich hab' Dir all' mein Tage so ein Mägdchen nicht gesehen; was sie nur macht, das steht ihr gut, trotz Veltens Lieschen — "

Ganz gut! Aber die Weiße — die Weiße Hanns! Bey meiner Seele! das nenn ich mir noch ein Mägdchen! Wenn ich kein so armer Teufel wäre, ich wüßte wohl —

„Das ist nun wohl nicht zu glauben, Velten! daß sie Dich nimmt, aber den Schulzen, der hat doch noch ein Ehrenamt."

Hätte ich die Räuber in meiner Gewalt gehabt, Hanns! ich hätte keinem Pardon gegeben; so ein Mägdchen einzusperren, trotz ihrer Thränen! das muß Dir ein grausamer Kerl gewesen seyn — Ein Mägdchen, das so schön ist, wenn es weinet! —

„Freylich, Velten, sinds Schurken, sie hätten gewiß auch die schöne Julie eingesperret, wenn sie Zeit dazu gehabt hätten —

So führten sie ihr Gespräche fort, Hanns war für Julien und Velten für Sophien — dem einen gefiel das blitzende in Juliens Augen, und das reizende Wesen voll Natur, das einem Landmanne wohl gefallen mußte — den andern, der ohne Zweifel ein gutes Herz hatte, ein besseres, wenigstens als alle hohe und niedre Standspersonen, Krämer, Kaufleute, bis auf den geringsten

Juden, in L*** den rührten schmachtende Sehnsucht, und Thränen, die von dem sanftesten Gesichte herabflossen.

Dorset hörte sie sprechen, und ein Funke, der wie in der Asche glimmte, entflammte sich plötzlich bey Juliens Namen. Schwöre immerhin, stoischer Jüngling, die Liebe zu vergessen! Ein Wort — ein einziger Blick verscheucht deinen Stolz, und alle Lehren der Stoa!

Dorset fühlte, daß er Julien noch liebte. Er dachte an die Geschichte des Einsiedlers zurück, und empfand die ganze Wahrheit von Juliens Unglück. Zwar sah die gefährliche Klippe, aber er konnte ihr nicht mehr ausweichen; Dorsets Neubegierde mußte befriediget werden. Der Wagen hielt still, und sie stiegen hart bey den Landleuten ab, die so vergnügt mit einander schwatzten. Die Bauren nahmen ihre Hüte mit natürlichem Anstande ab, und grüßten die beyden vornehmen Herren mit einem ungezwungenen Kopfnicken. Hanns, der sich für die blutende erklärt hatte, scharrte mit seinem rechten Fusse aus, denn er war von einem lebhaftern Temperamente, als Velten. Die Rede fiel leicht auf das Wunderbare, und die guten Leute erzählten aus Liebe zu den beyden Mägdchen die ganze Geschichte schrecklicher, als sie war.

„Ja — gnädiger Herr! (fieng der lebhafte Hanns an) die Kerls müssen von Gott und der heiligen Schrift nichts wissen, daß sie so grausam mit einem Mägdchen umgehen konnten, wie Jul-

chen

chen ist. Das ist Ihnen ein Mägdchen: Herr! bey meiner Seele! Sie müssen noch keine schönre gesehen haben. Wenn sie einen anblickt, so wühlt es einem so ums Herz, daß es einem ganz trübe vor den Augen wird."

Das ist alles noch nichts (unterbrach ihn Velten) gnädiger Herr! gegen die Jungfer Sophie, die sollten Sie sehen. Die ist so schön — so schön, daß ich es Ihnen nicht sagen kann. Die Thränen müssen Ihnen in die Augen kommen, wenn Sie sie ansehen, wie sie sich abhärmt. Ich hab's ihr doch schon aus der Bibel dargethan, daß sie lustig seyn soll, aber das ist eben so viel, als Wasser in den Fluß gegossen.

„Die Mamsell Julchen (versetzte Hanns ihm wieder,) gieng gestern über die Wiese, und da begegneten ihr zween Jungen, die hatten eine Nachtigall in der Hand, und die wollten sie zu Haus in einen Käfig sperren; da gab sie den Jungen ein Trinkgeld, küßte den armen Vogel, und — ließ ihn fliegen. Das nenne ich mir eine Jungfer, bey meiner Seele! ich hätte es in meinem Leben nicht geglaubt, wenn ich es nicht gesehen hätte; da muß Velten mit seiner Sophie Stroh dargegen schneiden."

Velten verlor sein Phlegma, und vertheidigte Sophien und sich. Hanns hat wohl recht, Herr Baron! Aber deswegen muß er nicht auf Sophien losziehen. Ich hab' sie bey Gott! gestern in der Hütte bey einer armen Frau gesehen, die krank ist;

da ſtand ſie am Heerde, und kochte etwas für die gute Frau, und dann fielen ihr einmal ein Paar Thränen aus den Augen, und dann ſeufzte ſie und wiſchte die Thränen weg; und ich konnte auch das Weinen nicht halten, wie ich ſie ſah. Nicht vom Platz konnte ich mich regen, da ich ihr durch die Thürſpalte zuſah; mein Herz wäre mir faſt zerſprungen! Ein Mägdchen mit Händen, die ſo weiß wie Schleenblüthe ſind, am Heerde zu ſtehen, und zu kochen, das kann einen Stein erbarmen!

Hanns und Velten würden nachdrücklicher ein jeder ſein Mägdchen vertheidiget haben, wenn ſie nicht allzu viele Achtung gegen den fremden Herrn gehabt hätten. Dorfet ſprach noch nichts, ſondern blieb immer in den Ideen vertieft, die ſeinem guten Herzen entſtiegen. Ariſt wußte den Zwiſt der beyden Streitenden zu beſänftigen, indem er ihr Geſpräche wo anders hin lenkte.

Sie fiengen itzt an, den beyden vornehmen Herren zu erzählen, wie viel die guten Jungfern hätten ausſtehen müſſen, da ſie bey den Räubern waren. Die Mamſell Julie, ſagte Hanns, wurde an ihren ſchönen Haaren von einem Spitzbuben in die Hohle geſchleift. Da ſperrten ſie ſie in eine Kammer, wo lauter Todtengerippe, halb verfaulte Leichen, Flinten, Piſtolen und Henkersſchwerdter lagen, und da gaben ſie ihr in vier Tagen keinen Biſſen Brod zu eſſen, daß ſie hätte Hungers ſterben müſſen, wenn nicht die Räuber einmal vergeſ-

ſen

sen hätten, das Gefängniß zuzuschließen, daß sie entwischen konnte.

Velten erzählte aus Liebe zu Sophien sogar, daß man sie an einen Baum angebunden hätte, ihr die Kleider ausgezogen, und daß man sie gewiß würde geschändet haben, wenn nicht ein grimmiger Löwe sich in dem Walde hätte blicken lassen, der die Räuber verjagte, und die gute Sophie errettete.

Unter diesen Gesprächen nahten sie sich dem Dorfe, wo eine ungeheure Menge von Menschen zusammengelaufen war, und ein lauter Lärmen der neugierigen Fragenden ertönte.

Drittes Hauptstück.

Etwas, wobey sich der Leser vermuthlich sehr ärgerte, daß er es nicht im ersten Bande lesen konnte. Aber zuerst reisen wir nach den Dardanellen. Ein nackender Mensch — Ich warne alle Frauenzimmer, dieses Hauptstück zu lesen, weil sie sich unaussprechlich schämen, wenn sie am Ende sind, es gelesen zu haben.

Endlich erblickten sie — einen Bach in dem Walde, der so zwischen ihnen und dem andern Ufer floß, daß sie nicht hinüber springen konnten;

ten; und was das gröſte Unglück war, so ſtanden längſt dem jenſeitigen Ufer Hecken und Weidenbäume, die die artige Sängerinnen völlig verſteckten.

Was war nun zu thun, um hinüber zu kommen? Merillac wollte einmal wiſſen, wer die ſchöne Sängerinn war, und Orvieto wurde dergeſtalt von ſeinem Inſtinkte geleitet, daß er — ein neuer Leander geworden wäre, wenn nur eine Schwierigkeit nicht im Wege geſtanden hätte.

„Und dieſe Schwierigkeit — um Vergebung —“

Beſtand darinnen, daß die Mägdchen leicht durch die Hecken hätten ſchielen und den Herrn Leander ſehen können, wie ſein Herr Bruder ehemals von Seſtos nach Abydos zwiſchen den Dardanellen ſchwamm, und da hätte er ſich — ja ſchämen müſſen.

Ob Hero ihrem Liebſten deswegen in das Meer entgegen geſehen, weil er da ſchwamm, wie — alle Menſchen ſchwimmen, davon ſchweigt, ſo viel ich mich erinnere, Muſäus. Sie that es, aber aus verliebter Ungeduld, und da ließe es ſich noch verzeihen; aber unſre Schönen (unter dieſem Namen verſtehe ich alle Mägdchen von ihrem achten Jahre an, bis zum neun und vierzigſten, dreyhundert vier und ſechzig Tagen, drey und zwanzig Stunden, neun und funfzig Minuten; obgleich die ältern Frauenzimmer auch wohl dieſe Tugend nicht weniger beſitzen, Neugierig zu ſeyn,) un-

ſu-

ſre heutige Schönen würden wohl einen andern Endzweck haben, vielleicht — die Natur zu bewundern; oder — den Menſch im Stande der Unſchuld zu ſehen. Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, und breite mich weiter nicht über eine Wahrheit aus, die allen Menſchen in ganz Europa, und vielleicht den andern Welttheilen bekannt iſt.

Ich ſehe mich gänzlich in die Nothwendigkeit geſetzt, geſchwind eine Brücke über den Fluß zu ſchlagen, aber davor ſollen mir die beyden Herren wenigſtens dreyhundert Schritte abwärts den Strom laufen, und dann ſollen meine Leſer erfahren, wer die Sängerinn war, wenn nur — kein Bret aus der Brücke entzwey bricht —

Viertes Hauptſtück.

Ein Blick in das Dorf, und da bringen ſie ihn auf Baumäſten und ſeufzen — Kauft Leichenpredigten! Stück für Stück einen Thaler! wohlfeil!

Dorfet, der von Natur ein bißgen neugierig war, vergaß das Geſpräch unſrer reiſenden Bauren, und erkundigte ſich mit einem gewiſſen Ungeſtüm, den ihm niemand — als meine Leſerinnen, Mägdchen, Junafern, bis zu den achtzigjährigen Matronen, verzeihen wird.

Aber

Aber nicht lange fragte er, als er die traurigste Scene erblickte. Vier Männer trugen einen unglücklichen Jüngling auf Baumästen daher, den der Bach an das Ufer geworfen hatte. Sein Gesichte war blaß, wie eine Leiche, die Arme und Füsse hiengen schlaff herunter, und die Haare verhüllten halb sein blaßgelbes Gesichte, und halb die Aeste. Seine Züge verriethen einen Jüngling von Stande. Sie legten ihn unter die Linde, und seufzten alle, da sie ihn niederlegten.

Dorfet nahte sich mit ihnen, und liess eine Thräne auf die Leiche des Unglücklichen fallen. Die Gerichte des Orts nahten sich itzt, und machten ihre alte Gebräuche. Endlich trugen sie ihn in ein nahe gelegnes Haus, wo er bis zu seinem Begräbniß liegen sollte.

„Dies muß ein vornehmer Herr seyn, sagte ein Bauer, der Herr Pfarrer muß ihm wohl eine Leichenpredigt halten.“

Ja, riefen die andern, und sollten wir es aus unsrem Beutel zusammenlegen.

Man sollte fast glauben, die guten Leute hätten besorget, ihr Seelsorger möchte dem unglücklichen Jünglinge keine Rede halten, wenn sie ihm nicht einen Thaler versprächen. Wir werden in der Folge sehen, in wie weit diese Muthmaßung gegründet ist. Freylich wäre es den guten Leuten nicht zu verdenken gewesen, wenn sie es geglaubt hätten, denn ich kenne wirklich manchen Geistlichen, der seiner Heerde keine außerordentliche Rede halten

ten würde, und wenn er damit alle Geſetze der Bewegung und ihren harmoniſchen Fortgang ſtören, und aus ſchlechtem Erndte-Wetter gutes erflehen könnte; Denn die Bauren könnten ja hernach ein Recht draus machen; Aber dann, wenn ſie es mit einem harten Thaler bezahlen, oder der Kirchen-Rath es ihnen ſine Conſequentia befiehlt, je — dann iſt auch eine ratio ſufficiens da, warum man es thun kann.

Fünftes Hauptſtück.

Die Brücke — ein Zwiſchenfall. Ein Paar Pilgrime. Scylla und Charibdis, ein Paar alte adliche Fräulein. Die Mädchen drehen den beyden Herren eine kleine Naſe.

Bald wird es einmal Zeit ſeyn, die Brücke aufzuſchlagen, um die liebenswürdigſten Sängerinnen zu entdecken, die je in einem Walde, oder an einem Bache, oder einem Gebüſche ſangen, und die ſchönſte Sängerinn, die unglückliche Schweſter Prognens, neidiſch machten.

Merilac und Orvieto giengen abwärts, und je länger ſie giengen, je weniger war es ihnen möglich, einen Uebergang zu entdecken. Endlich ſahen ſie eine Brücke, die, war ſie gleich nicht ſo prächtig, wie jene zu London, ſo übertraf ſie

doch die Peruvianischen von Seilen, die Herr Abt Perneti als das vornehmste Werk der menschlichen Erfindung bewundert, und ich nicht umhin kann, sie als ein Zeichen anzusehen, das — einer ganzen Nation, und den Spaniern, die zu indolent sind, andre zu bauen, ein wenig Schande machet. Sie giengen hinüber. Nun tönte eine Stimme in der Entfernung, die sie für diejenige hielten, welche sie schon gehöret hatten. Sie folgten einem schmalen Fußwege, der unter den Büschen hinlief, und von Aesten bedecket war; Aber je weiter sie giengen, je mehr entfernten sie sich. Sie suchten itzt die Horizontallinie, die zwischen ihnen und dem Gesange lag. Durch Aeste, durch dornigte Rosenhecken bahnten sie sich einen Weg, und fanden mehr aus, als Ulysses auf seiner Reise zu den Cyklopen. Da sie sich am nächsten bey der Sängerinn zu seyn glaubten, so verschwand die Stimme. So lockten Scylla und Charibdis, zwo unglückliche Schönen, denen eine neidische Gottheit die runden artigen Füße raubte, und in — schuppigte Fischschwänze und Hundsköpfe verwandelte, mit melodischen Gesängen, den horchenden Seefahrer auf verborgene Felsenspitzen, wo er scheiterte.

Merillac blieb stehen, und Orvieto horchte stumm durch das Gebüsche hin. Zwo Mädchen, schön wie Grazien, liefen mit fliegenden Füßen auf sie zu; Aber schnell fuhren sie zurück — starrten die beyden Pilgrimme an, und entflohen durch einen

andern

andern Weg. Orvieto rief, und Merillac winkte; aber je mehr ſie winkten, je mehr liefen die ſchüchternen Schönen.

Daß ſie auch ſo gleich außer ihrer Faſſung kamen, und ſich ſo gar nicht beſinnen konnten. Wenigſtens ſo viel uns die Geſchichte meldet, ſo hatten die beyden Herren noch geſunde Füße zum Nachlaufen, und ſie hätten gewiß nicht zu beſorgen nöthig gehabt, daß die eine in einen Lorbeerbaum, und die andre in einen Bach wäre verwandelt worden, da keiner von ihnen ein Apollo oder Alpheus war.

Sie wenigſtens in etwas zu entſchuldigen, ſo müſſen wir ſo undurchdringliche Hecken zwiſchen ihnen und dem entfliehenden Mädchen wachſen laſſen, daß ſie hinlänglich entſchuldiget ſind. Merillac wollte ſich durcharbeiten, und Orvieto half ſeinem Freunde nach Möglichkeit, aber — es war vergebens. Sie ſuchten nunmehro den Rückweg, aber anſtatt nach Oſten zu gehen, ſo ſuchten ſie den Weg gegen den Nordpol zu, und verirrten ſich immer tiefer in dem Gebüſche.

Ein alter Weißer, deſſen Name vielleicht meinem Leſer etwas bekannter iſt, als mir, behauptet, es gäbe kein Unglück, das nicht zugleich von einem Glücke begleitet gienge. Wir werden bald ſehen, ob er recht habe.

Sechstes Hauptstück.

Ein Seiten-Sprung in den ersten Band, oder ein Saltus in Natura, aus der Philosophie ohne Raisonnement bewiesen — und weiter — nichts.

Schon lange lauft Juliens Mutter gegen einen Wald zu, von zween Herren verfolgt, die — wer weis, was für Absichten im Sinne haben. Denn warum wären sie sonst aus dem Wagen gestiegen? Der gelehrte Herr **Baumeister** beweiset es so handgreiflich in dem Anfange seiner Ontologie, daß sie dazu eine zureichende Ursache haben mußten, daß man, mit dem gelehrten **Canzius** zu sprechen, **keinen gesunden Verstand** hätte, wenn man es leugnete — **Der hinreichende Grund**, der diese Herren nach dem Frauenzimmer zu gehen determinirte, war, wie die Schweizer-Chronik sagt, **Neugier**. Genug, sie eilten hinter der Dame her, die aber so glücklich war, ihnen zu — entwischen. — Ein kleines Hauptstück, aber wenn man überlegt, daß der ertrunkene Jüngling schon zweymal vier und zwanzig Stunden liegt, und noch nicht begraben ist, so werden meine Leser mit Vergnügen ihm die letzte christliche Liebe erweisen, und zu seiner Ruhestätte in meinem Buche begleiten, da vielleicht viele zu vornehm sind, es in Natura zu thun.

Sieben

Siebentes Hauptstück.

Ein Begräbniß, nebst einer Leichenpredigt in einem besondern Style. Zum Erstaunen aller Layen umsonst gehalten.

Nun kamen die gutherzigen Bauren, ein jeder in einen schwarzen Mantel über seinem Kütel in das Zimmer, wo der Schulze sonst gewöhnlich den Geschäfften der Themis mit den Schöppen des Orts oblag. Mancher wischte schon eine Thräne an den Aermel, oder trocknete sich die Augen mit dem rauhen Mantel ab, als endlich der Geistliche des Orts erschien — Der Schulze und Schöppen nahmen die Condolenz im Namen beyderseits betrübter Aeltern an, und schluchzten mehr als vielleicht — jene — gethan hätten —

Aber kaum hatte der Geistliche seine Vermahnung (denn diese that er an die Versammlung) angefangen, als ihn eine präludirende Baßstimme unterbrach, die sich vor der Thür hören ließ. Es war der Herr Schulmeister des Orts, der mit einem langen elastischen Stocke eine Rotte von Knaben anführte, und mit vieler Vorsicht die kleinen Bursche in einer gleichen Linie, je Paar und Paar hielt. — Denn der Herr Milord könnte die Unordnung nicht sehen, so sagte er den Jungen, und das würde ein unauslöschlicher Schandfleck

fleck für unser Oertgen seyn; Gebt nur auf meinen Stock und meinen Mund Acht. Wie leicht, daß sonst Milord dereinsten der Mylady die Lineirung erzählet, die ihr unter meinen Befehlen machtet; wie leicht, daß der König und das ganze Parlament über einen Schulmeister und über Knaben lacht, weil sie nicht in geziemender Ordnung und Ehrbarkeit zu der Leiche giengen! —
Nun fieng er an, nachdem er seine Jungen in die Gestalt eines halben Mondes gestellt hatte, seine Stimme und zugleich seinen Commandostab zu erheben. Die Knaben schrien seiner Stimme mit harmonischem Wohlklange nach, als sie den Herrn Milord mit seinem Hofmeister kommen sahen. — Je näher Dorset kam, je ärger riß der Herr Schulmeister den Mund auf, zerrte ihn bald rechts, bald wieder mit Gewalt links — Sein Lineal durchschnitt die Lüfte; wie die Töne sanken, so sank es und wie sie stiegen, so stieg es — oft, wenn der Ton in die hohe Octave stieg, so stieg sein Fuß mechanisch in die Höhe, und stampfte bey jeder Bassion tiefer zur Erde — Dreymal wankte die Perille auf seiner Nase, aber er gebot, und sie stand wieder — Nun kam Dorset — der Schulmeister bückte sich, indem er fortsang, und immer Ha — ah — a — ha — ꝛc. mit seinen Jungen sang.

Wenn ich anders welche Leser habe, so werden sie wissen, daß Dorset ein gutes Herz hatte — Mit Vergnügen erfüllte er immer die Pflichten der Menschlichkeit und des Gefühls. Er kam

um einen unglücklichen Jüngling zu seinem Grabe zu begleiten, und Ariſt mit ihm. Er kam in die Gerichtsſtube. Alle anweſende Bauern bückten den Kopf, und ſcharrten mit dem rechten Fuße unter dem ſchwarzen Mantel aus.

Der Schulze und die Schöppen des Orts wußten, daß dieſe beyde vornehme Reiſende zugegen ſeyn würden — Sie hatten deswegen zween Mäntel von Zeug von dem Paſtor loci, und des angränzenden Kirchſpiels geliehen, weil die Dorfmäntel allzu grob, und wie der Herr Schulze ſagte, allzu ſchwer für ſo zarte Herren wären. Ariſt und Dorſet zogen ihre Mäntel an, und wurden von dem Schulzen in die Nebenſtube geführet, und paarweiſe folgten ihnen die Bauren, von denen immer der eine ſich auf die Zehen ſtellte, um über den andern hinweg zu ſehen, was die beyden Herren für ein Geſichte machten.

Die guten Landleute hatten zuſammengelegt, um eine kleine Erfriſchung denen Herren vorſetzen zu können — Ein Schöppe holte zween Teller von dem Zinnſchranke über der Thür herunter, wiſchte ehemal den Staub mit ſeinem Mantel herunter, und ſetzte ſie vor Ariſten und Dorſet. Der Schulze ſchnitt ein gewaltiges Stück aus einem Kuchen, der ſehr hoch, und der Frau Pfarrinn ſehr wohl gerathen war, welche ihn dem Kirchſpiele unentgeldlich gebacken hatte, und legte ſie vor unſre Reiſende. Die Bauern, die jeder ſein Stück unbarmherzig aus der Hand aßen, nöthigten ſie

wechselsweise, und tranken ihnen guten Branntewein zu, der ebenfalls aus der Pfarre gekommen war.

Nun läuteten die Glocken des Kirchspiels, und der Schulmeister wischte geschwind zur Stube hinaus, und postirte sich hinter seine Schüler, aber versichtig ließ er zur Rechten Platz, damit der Prediger nach Standesgebühr gehen konnte — Die Knaben sangen voran — und den Sarg begleiteten so viele Leute, daß sich die ältesten Bauerfrauen nicht entsinnen konnten, eine so ansehnliche Leiche gesehen zu haben —

Sie hatten ihn itzt eingescharrt, als der alte Prediger seine Rede also hielte:

Ansehnliche! und geliebte Traurende!

Wir haben eben einen Jüngling beerdiget — und wen? — Einen Unbekannten — einen Jüngling, von dem wir weiter nicht wissen, ist er vornehm oder niedrig — reich oder arm — ein Rechtschaffener oder Leicht gewesen — dies alles wissen wir nicht — aber dies wissen wir, daß er das ist, was wir alle seyn werden — eine Leiche. Dieses soll uns zu Betrachtungen ermuntern, wovon das Glück seligerer Tage abhängt, wenn wir sie erfüllen Er ist wirklich sehr beruhigend für uns der Gedanke — Ihr seyd arme Landleute, die im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen — die ihre Steuren und Abgaben richtig geben — die, so viel sie können, den Armen ihr Brod brechen —

chen — Ich bin euer Prediger, der lieber euren Mangel mit euch theilet, als euch verließe gegen größere Aussichten — Achtzig Jahr sind über meinem Haupte hin gefahren — und ich kann mit den Patriarchen sagen: Die Tage meiner Wallfarth waren viele und traurig — Wie viele Sorgen und Bekümmernisse begleiteten diese Tage? — Jeder Tag sah unsre Stirne mit Schweiß bedeckt, und jeder Abend unsre Glieder müde — — wie viel häusliche Trübsale fanden sich nicht oft? — mit jedem Tage erwachten wir zu neuen Sorgen — Aber was beruhiget uns? — Was könnte es sonsten seyn, als wir werden alle sterben — uns wird nach funfzig Jahren jeden ein Stückchen dieses Kirchhofs decken — jeden ein kleiner Hügel Erde decken — Aber wer werden wir dann seyn? Kommt einmal mit mir in die prächtige Gruft unsrer Monarchen — sehet, in diesem Sarge liegt jener König, der sein Land erweiterte — hier ein andrer, der in der Blüte seiner Jahre starb — und dorten decket ein ehernes Denkmaal einen Staub, der ehedem der Stammvater dieser Fürsten war — Auf den Kirchhöfen liegen die Leichen ihrer Unterthanen — — Welchen Unterschied zwischen ihnen könnt ihr sehen? — Hier liegt Staub in einem Sarge, den die Zeit nicht verzehrte — dort liegt auch Staub — der, welcher den Einwohnern eines ganzen Landes befahl, schläft — um ihn her schlafen seine Unterthanen —

und vielleicht — vielleicht einen glücklichern — einen ſüßern Schlummer! —

Nur die gelaßne Erfüllung der aufgelegten Pflicht, eben dieſer Schweiß, der ſo oft unſre Stirne netzte, macht den großen Unterſchied — jeder Tropfen, der von der Stirne herabrollte, iſt gezählt — Wir werden alle — Könige und Bauren, den Lohn unſrer Werke eſſen, und der nur wird größer an Herrlichkeit ſeyn, der ſeine Pflichten am beſten erfüllte — Auf dem Sarge des Fürſtens liegt der Scepter — Aber ſehet der Tod — dieſes hagere Gerippe nimmt ihn höhnend, und zerbricht ihn mit grauſendem Lachen. Auf deinem Sarge liegt — nur etwa der weiße halbvermoderte Schädel, und die zerfreßnen Todtengebeine deiner Vorältern mit Erde vermenget, über welcher bald entweder eine Diſtel oder Gras, oder ein kleines Blümchen wächſt, das von keiner Thräne benetzt, von keinen Nachkommen bemerkt, aber von dem Ewigen geſehen, hervor kommt, und, wie du, bald wieder zerfällt —

Die Erde iſt ein Gedanke unſers Daſeyns; die Dauer unſres Lebens iſt wie ein Tropfen Waſſer gegen das Flüßgen, das an unſrem Kirchſpiel vorbey flieſt, gegen die Dauer zu rechnen, für welche wir nach dem Tode beſtimmt ſind. Wir werden geprüfet durch die Laſten, die einem jeden aufgeleget ſind, ob wir auch ſo fromm ſind, daß wir ſie mit Zufriedenheit und ohne Murren tragen, und unſrem lieben Gott in Kreuz und Elend eben

ſo

ſo treu ſind, als wenn unſre Scheunen voll Korn ſind, und unſre Weinleſe mehr als reichlich iſt — Nehmet dieſe Betrachtungen zuſammen — der Tod macht uns alle gleich; wenn wir unſerm Herrn das geben, was wir ihm von Rechtswegen ſchuldig ſind; die Armen lieben, und niemand feind ſind, Gott fromm und ehrlich dienen, ſo iſt der Tod die Pforte, die uns in glücklichere Gegenden bringt, wo wir für Freude, für Uebermaaß der Freude keinen Raum haben werden, nur an eine Sorge zu gedenken — Lebet redlich, und ſterbet chriſtlich und ohne Furcht.

Ich habe euch ſchon geſagt, wir kennen alle den itzt Beerdigten nicht. Ich kann deswegen ſein Lobredner nicht ſeyn — iſt er ſelig, ſo bedarf er ſie nicht, iſt er es nicht, ſo nutzt ſie ihm nichts — wir wünſchen ihm das erſte als Chriſten und aus Pflicht. Ich wollte bey dieſer Gelegenheit mit Lebenden reden, und euch bey aller eurer Arbeit getroſter machen durch meine Rede, und euch zur Schickung in den Willen der Vorſicht ermuntern — Gott gebe, daß mich meine Wünſche nicht betrügen, und ich euch, liebſte Heerde, einmal alle mit mir in dem Himmel antreffe. Amen —

Achtes Hauptſtück.

Dorfet ſetzet ſeine Reiſe fort. Die Frau Pfarrinn bäckt Kuchen, und die Bauren raiſonniren.

Dorfet war durch die kurze Rede des guten alten Predigers gerührt, wozu die Umſtände nicht wenig mögen beygetragen haben, die für ihn feyerlich genug waren. Er machte der Gemeinde ein Geſchenke, um die Unkoſten zu bezahlen, und weil der Prediger einen harten Thaler nicht annehmen wollte, den ihm die Gemeinde aufdrang, ſo ſchickte er demſelben vor ſeiner Abreiſe etliche Louisd'or.

Die oben angeführte Chronik ſagt, es wären, richtig gezählet, dreyßig geweſen, Lüneburger Schlag mit einem Neſſe. Sie ſetzet hinzu, daß ſich die Frau Predigerinn dergeſtalt gefreuet hätte, daß es ihr faſt ſchwindlicht geworden wäre — Sie hätte in aller Eile noch einen Kuchen gemacht, der ihr ebenfalls wohl gerathen wäre, und er ſey noch eben glücklich angelangt, da der Milord eben in ſeinen Wagen geſtiegen war. Nur ſchweiget ſie von dem Trinkgeld, welches der dankbare Prieſter dem Bedienten gab, um ihm ſeine Erkenntlichkeit in etwas zu bezeigen. Doch dieſes meldet ſie noch, daß der Prediger an Dorſets Wagen gelaufen wäre, und da er eben abgefahren war, noch

mit

mit Thränen nachgerufen hätte: Gott segne Sie, Milord, ewiglich!

Dorset hörte es nicht mehr; denn sein Wagen flog aus dem Gesichte des dankbaren Kirchspiels. Lange sahen die guten Bauren dem fliegenden Wagen nach, und da sie ihn nicht mehr sahen, so stellten sie sich um den Schulzen, der die beyden Arme in die Seite stellte, und zu der Gemeinde sagte: „Nun was dünkt euch von dem Herrn?“

Der hat seines gleichen nicht mehr, war des Schöppen Antwort. „Ja, der sollte unser Herr seyn, sagte ein andrer, da sollt es anders aussehen. Von mir sollte er Jahr aus Jahr ein feinen Schinken haben. Aber das mag mir wohl der einzige seyn bey meiner Treu!“

„Und ich, sagte der Schulmeister, werde diesen Tag mit einem weißen Steine bezeichnen, wo sich dieser seltne Zufall zutrug, da mir ein weißer Vogel erschien, und sechs blanke Louisd'or in die Hand steckte. Ja, meine Herren, diesen Tag wollen wir festlich begehen, meine Jungens haben Spieltag, und er, Herr Schulze, schenke er mir für einen Groschen Bier ein!“

Wir lassen indessen die Bauren bey dem Schulzen, der ihnen noch eine Tonne Bier zum besten giebt, und folgen unsern Reisenden — Die fuhren immer den Weg fort, und nun sahen sie ein Dorf vor sich liegen — ein Dorf mit einer grossen Linde — und brave gutthätige Leute darinnen — — —

Dem

Dem braven Dorset klopfte das Herz — und warum? Kennen denn meine Leser das Dorf nicht mehr? je — und da sah er gerade vor sich den Hanns und den Velten unter der Linde — und — — — Julie — Sophie — doch ich muß erst meinen Jüngling sich ein wenig beruhigen lassen, und indeß ein andres Hauptstück anfangen.

Neuntes Hauptstück.

Wo niemand gezwungen wird weiter zu lesen. Blasse Jünglinge — Orpheus wird zerrissen, und das von Frauenzimmern. Die zweyte Hälfte dieses Hauptstücks enthält ein Recept gegen die Gewohnheit, bis ins funfzigste Jahr reizend zu bleiben, probatum est für Frauenzimmer.

Was ist es doch für ein wunderbares Geschöpfe um den Menschen, und sein Herz. Er ist fühlbar — doch Er nicht — Nein! jenes Göttliche in ihm, das alles Sinnliche verachtet, und nur in den hohen Gedanken von Großmuth und wahrer Erhabenheit seinen Genuß findet. Dieses Wesen, welches den Zeno gegen alle Schmerzen unempfindlich machte, da es den Zeitraum des Schmerzens mit den Empyrischen Entzückungen eines Wielandischen Theophrons füllte, sich schmeichelnde, täuschende Bilder schuf, deren maleri-

tiſcher Enthuſiaſmus die letzte Empfindung eines folternden Schmerzens betäubte — Dieſes Weſen iſt es blos — aber was iſt denn dieſes Weſen in ſeiner Wirklichkeit? Entwürfe — nichts als Entwürfe — und dann und wann nur ein erzwungenes Opfer, das aber blutet — ſchmerzlicher iſt, als irgend ein ſinnlicher Verluſt.

So lange dieſe Betäubung währet, ſo lange bleiben wir Helden — Je höher die ſinnliche Empfindung ſteiget, je mehr nehmen wir alle unſre Kräfte zuſammen, um zu widerſtehen — Aber nun erſcheint die artige Chloe — die Carteſianiſchen Wirbel, in denen ſich Theophrons Seele herum drehte, verſchwinden, und der Philoſoph wird durch ein Paladin, das die Nymphe durch eine ſchalkhafte Wendung verſchob,

zum γνοθι σεαυτον gebracht,

und fühlt eben ſo gut wieder, als ein andrer Biedermann.

So gieng es dem rechtſchaffenen Milord — Er war auf den Tod krank — Er opferte der Freundſchaft alles auf — er fand ein Vergnügen, mehr für die Freundſchaft, als für die Liebe zu thun — Er entflammte ſeine Seele immer mehr, aber doch konnte er ſein Herz nicht gänzlich unfühlbar machen — eine Sache, die ihm alle Menſchenkinder auf mein Wort verzeihen können, weil es weiter — keine Schande iſt.

Und was konnte den jungen Herzog bewegen, mit Orvieto ein Paar Stimmen nachzulaufen, die wirk-

wirklich schön waren, aber die, wenigstens seinem Urtheile nach, Clementinens Gesang unendlich übertraf. In der Welt der Geschichte läßt sich dieses immer verzeihen, aber in der menschlichen Welt; ja da — — — Fragen Sie nur einmal, gütiger Leser! Ihren Prediger! oder lassen Sie Silvien ihre Meynung davon sagen. „Das sind mir „schöne Herren — den Mädchen so nachzulaufen; „und im Walde — da, Herr Vetter, steckt immer „nichts Gutes dahinter — im Walde, das be„denken sie nur — im Walde —“ und doch würde Madame Sylvie (wenn es bey dem andern Geschlechte wie bey unserm Mode wäre) denen Herren so gewiß ebenfalls nachgelaufen seyn, als unsre beyde Verliebte den Sängerinnen.

Wenn man es mit kaltem kritischen Geblüte überleget, so ist dieses eine mit von den weisesten Gesetzen der Welt, daß das männliche Geschlecht dem weiblichen zuerst seine Aufwartung machen muß — Welchen Gefahren würden wir Männer und Jünglinge nicht ausgesetzt seyn, wenn dieses die Pflicht des Frauenzimmers wäre? Ganze Staaten würden entkräftet, die Helden des Vaterlandes entnervt, und alle Jünglinge blasse Jünglinge seyn, wenn diese mit reizbarern Fibern gebildete Bachantinnen von den Gesetzen der Schaam und des Wohlstandes befreyt wären — Dreymal würden sie die brennenden Fackeln über das Haupt eines Josephs schwingen, und ihn endlich wie

den

den Orpheus zerreiſſen — Und würde denn die Welt die Zahl ihrer Bürger faſſen können? — — —

Zehntes Hauptſtück.

Hanns macht ein Kompliment — nimmt ſeine Heugabel, um ſie einer alten Frau in den Leib zu ſtoſſen — Dorſet wehrt ab — Kommt zum Kohlenbrenner.

Der Wagen hielt unter der Linde ſtill, und Ariſt und Dorſet ſtiegen hier aus. Hanns und Velten ſtanden von der Raſenbank auf, und nahmen ehrerbietig die Hüte ab —

„Wir ſind einsweilen vorangegangen, gnädiger Herr, ſagte Hanns, Sie werden es nicht übel nehmen“.

„Nein, ehrlicher Hanns, erwiederte Dorſet: Aber wo wohnt denn das Mädchen mit den blinden Augen?„

„Den ganzen hellen Tag hat ſie kein Menſch geſehen, in den Wald ſollen ſie gegangen ſeyn, und ein Paar Kerls hinter drein, wir haben ſie ſchon den ganzen Tag geſucht, und eben kommen wir wieder — Mir iſt ſo angſt ums Herz, wenn ihnen nur kein Unglück begegnet iſt! richtig kanns nicht ſeyn —“

Dorset sah seinen Freund an — „Sehen Sie doch, wie unglücklich alles gehet — Aristi! — Wir müssen sie suchen. Hanns begleitet uns — "

„O! von ganzem Herzen, gnädiger Herr! Velten geht auch mit."

Aristi war es gern zufrieden, und die beyden Bauern giengen mit ihren Heugabeln voran, denn, sagte der kluge Velten: „es soll unsicher im Walde seyn" — Sie waren dem Walde nahe, als sie eine Frau in das Gebüsche eilen sahen, die, so viel man in der Entfernung erblicken konnte, nicht gar jung mehr war.

„Die alte Wetterhexe, sagte Hanns, weis vielleicht wo sie sind, oder ist mit von der Rotte, die muß ich einholen" und so lief er eilends voran, um sie zu erreichen.

„Eilen thut selten gut, Herr Baron, sagte Velten, wie das alte Rabenaas springt; husch! da ist sie im Walde, itzt finde sie der Casper!"

Dorset war seiner Meynung nicht. Er eilte und spornte den phlegmatischen Velten an, und nun fanden sie den Hanns, der sich der Alten entgegen gestellt hatte, und ihr die Heugabel vorhielt.

„Halt Alte, oder mich soll dieser und der! ich stoße dir die Heugabel in den Wampen, daß es raucht —"

„Pfui, Hanns! sagte Dorset: wer ist sie, gute Frau? sage sie es ohne Furcht! so redete er die Alte an.

„Ach,

„Ach, gnädiger Herr! ich bin die Kohlenbrennerinn aus dem Walde, laſſen Sie mich doch geſchwinde gehen, die arme Dame könnte des Todes ſeyn. —“

„Was für eine Dame? wer iſt ſie? wo kommt ſie her? iſt ſie noch jung? geſchwind mit der Sprache heraus, Alte, oder — ſo redete der hitzige Hanns aufs neue.“

Dorfet beredete ihn zur Geduld, und erfuhr, daß heute eine vornehme Dame ſich im Walde verirret, daß ſie dieſelbe ganz kraftlos in ihrer Hütte verlaſſen, und etwas zu eſſen für ſie in dem Edelmänniſchen Orte geholt hätte —

Sie begaben ſich insgeſammt auf die Reiſe mit der Kohlenbrennerinn, und kamen endlich an einer rußigten Hütte an — rings um ſie her lagen aufgethürmte Kohlenhügel, und ein ernſter Tannenwald umkränzte die einſame Gegend. An dem Eingange ſaß die Dame, weinend, und ſtumm in die Gegend ſchauend. Dorfet nahte ſich, und mit ihm Ariſt — Dieſer Kenner der menſchlichen Züge entdeckte ſie ſogleich — Dorfet, ohne weitere Erkenntniß, kannte ſie als ein Menſch, und rief ſeinem Freunde — Himmel! es iſt Juliens Mutter! — —

Eilftes Hauptstück.

Ein Wald. Tannzapfen — Sancho. Der Triton. Ein Zauberer auf einem Drachen. Man singt. Orvieto hört seinen Namen und —

Ich glaube, (und sollt ich mich irren, so wäre es ja menschlich). Seneka sagt — das, was ich am Ende meines fünften Hauptstücks gesagt habe — und ein andrer sagt:

Und wers nicht glaubt, der kann ihn lesen.

Genug, daß der Ausgang zeigt, daß es wenigstens bey dem Herzoge und Orvieto eintraf.

Diese beyden Freunde giengen — oder besser zu sagen, arbeiteten sich durch das Gebüsche, und entdeckten itzt einen schönen, anmuthigen Wald — hohe Fichten, und hie und da eine Eiche oder schattigte Buche standen in einander gemengt, und breiteten ein angenehmes Dunkel umher — Nur zwischen den Fichten- und Tannenästen blickte hie und da die Sonne hervor, die sich allmählig dem Untergange nahte. Hier giengen sie traurig über die Tannzapfen hin, die weit herum zerstreut lagen.

„Nun sind wir in einem Walde, sagte Merillac; und eine gröſsere Wahrheit sagte Sancho dem edlen Ritter von Mancha auf ihren weitläuftigen Reisen nicht.

„Und

„Und ich habe Hunger“ sagte Orvieto — Nun hätte Orvieto eilends ein Gedicht machen sollen, ich wette, es wäre sein Meisterstück gewesen — Aber er hatte itzt keine Zeit.

Wäre nur irgend eines Menschen Fußtritt in dieser einsamen Gegend zu sehen gewesen, so würden sie Hoffnung gehabt haben, einen Pfad zu finden — aber so sahen sie nichts als wilde Blümchen, und unter den Bäumen etwa ein Blatt, das ein Windstoß abgerissen hatte, und welches welkte. Sie theilten sich; Merillac gieng zur Rechten, und Orvieto zur Linken, aber sie gaben sich öfters ein Zeichen, um sich nicht zu verirren. So giengen sie lange, und endlich entdeckte Orvieto eine reizende Ebene. Er rief dem Herzoge, und wie vergnügt waren beyde, da sie sich an dem Ausgange des Waldes sahen.

Auf der weiten Ebene lagen hin und wieder etliche Hügel, und auf einem der höchsten stand ein artiges Landhaus, das eine prächtige Aussicht rings umher hatte. Weit am Ende der Ebene lagen Berge, die in der Entfernung blau schienen, und an deren Abhange Dörfer und Städte lagen, deren Thürme weit herum den Glanz der Sonne warfen — Flüsse und Bäche durchschnitten die Landschaft, und hie und da lagen ernste Tannenwälder, die die Gegend feyerlich machten; Nicht die Gegenden, die der Achelous durchströmte, das schöne Akarnanien; nicht die Thäler des anmuthigen Tempe, die eine ewige Dämmerung umschattete,

war schöner dann diese Gegend — Oben auf dem Hügel stand ein Triton, der auf seinem Horn einen Strom heraus trieb, der im Herabfallen zu kleinen silbernen Tropfen wurde, und über ausgehöhlte Abfälle von vielfarbigten Muscheln herab stürzte, und an dem untersten Abhange sich in ein marmornes Becken goß, und von da ein kleiner Bach durch die Wiesen hinschlich — — erst schlängelte er sich durch einen Garten, den die grünen Stäbe und Geländer von fernher kenntlich machten, und da floß er einen wasserreichen Park vorbey, der ihn verstärkte — Mitten innen lag ein andres Lustshaus, nach Art der Chineser — Oben auf dem grünen Dache saß ein alter Zauberer mit beschornem Kopfe, welchen eine fremde Mütze bedeckte, auf einem Drachen, der den weiten Schlund fürchterlich aufriß, und mit Wuth nach dem Zauberer sah, der hähnisch lachend einen Sonnenschirm hielt, und ihn auf seinem schuppigten Haupte fest pflanzte. An dem Eingange des Lußhauses auf dem Hügel zog sich eine Straße herab, die so sanft herabwärts lief, daß man es kaum merkte — Hier standen drey weißgekleidete Mädchen, schön in der Entfernung, schön wie Grazien — So urtheilten wenigstens die beyden Herren, die sie doch nur so erkennen konnten — wie man es auf eine Viertelmeile kann.

Sie freuten sich, wie jener Weise, der an ein unbekanntes Ufer verschlagen wurde, da er geometrische Figuren in den Sand gezeichnet sah —

Hier wohnen vernünftige Menſchen, ſagte er — und hier wohnen Grazien, glaubten unſre Wandrer, da ſie Frauenzimmer ſahen. Sie giengen itzt mit verdoppelten Kräften und ſtärkern Schritten nach dem Hügel zu — Sie waren itzt einem dunkeln Gebüſche nahe, welches wie Irrgänge durch die Kunſt angeleget war, und verſchiedne Eichengänge hatte, von welchen der eine gerade auf den Weg zum Luſthauſe führte.

Kaum waren ſie etliche Schritte hineingegangen, als ſie ſchnell eine bezaubernde Stimme hörten, die im Gebüſche ſang — Ach! und eben dieſelbe, die ſie in den Wald geführt hatte.

„Ach Merillac! hören Sie!“
„Ha Orvieto! das ſind Sie.“
„Wir müſſen ſie ſuchen“
„Aber Orvieto ich höre ihren Namen“

und was ſie hörten, will ich meinen Leſern ſagen. Aber es war nur noch ein Fragment, denn die artige Sängerinn hatte ſchon manche Strophe geſungen, deren Töne ein neidiſcher Weſtwind hinweg gewecht hatte.

— — — nur dieſer Bach
Und nur der Nachhall im Gebüſche
Singt Orvieto's Namen nach.

Oft ſah ich mit geheimen Thränen
Der Liebe und der Freundſchaft Streit —
Er ſchwieg — behielt in ſeinem Herzen
Empfindungen der Zärtlichkeit.

Besorgt, daß er den Freund betrübte;
Der Störer seines Glücks zu seyn,
Sang er den Wäldern seine Schmerzen
Und seine Liebe nur dem Hayn.

Ach! möcht ein gütiges Geschicke
Ihn itzt in diese Schatten ziehn —
Wie gern — ach gern würd ich ihm sagen:
Mein ganzes Herze liebe ihn.

Zwölftes Hauptstück.

Ueberrumpelung — Orbilius — ein Gespenste — Das Mädchen soll in einen Lorbeerbaum verwandelt werden — Gellert wird verwandelt angeführet. Ein Saal und ein Nebenzimmer. Merillac wird wohl am Ende des Hauptstücks schon todt seyn.

Und kaum hatte sie den letzten Ton gesungen, so stand Orvieto senkrecht vor ihr — Das war ein verzweifelter Streich vom Geschicke — Wenn die gute Sängerinn das gewußt hätte, sie würde dem Gebüsche ihre Heimlichkeiten nicht so gesungen haben. Aber so ist der Lauf der Welt, sagte Orbilius:

Accidit in Puncto, quod non speratur in Anno.

Hilf Himmel! wie das gute Mädchen erschrack — Sie glaubte Orvieto's Gespenst zu sehen, und lief mit einer Pfeilschnellen Geschwindigkeit

leit neben einem Delphin vorbey, der ihr einen Strom von Wasser entgegen warf, sie abzuschrecken; umsonst, sie lief vorbey in ein nebenstehendes Lusthaus, und hinter ihr lief Orvieto, und dem folgte Merillac ganz erstaunt — Wenn sie nur der Himmel zu keinem Lorbeerbaum macht, oder in einen Bach zerfließen läßt, denn sehet! schon ist Orvieto an der Thür des Landhauses, und das unglückliche Mädchen vergaß in der Angst, dieselbe hinter sich zu verschließen. Doch dafür darf uns endlich nicht bange seyn, es ist heut zu Tage nicht zu beforgen, denn

Wie häufig müßten sonst auf Erden
Die Lorbeerbäum' und Bäche werden.

Gellert.

Keine zween Schritte würde man gehen können, ohne an einen Baum zu stoßen, der ein Mädchen, oder in einen Bach zu fallen, der eine ehrbare Nymphe war.

„Ha — ha — ha! Herr Verfasser, sagt mein braver phlegmatischer Holländer: Sie schreiben auch nur so den Weibsleuten zu gefallen; Ha — ha! — daß es der Himmel erbarme, ja zu einem Bache zu werden — da muß ich lachen — ha — ha! Aus Aergerniß wohl, daß man oft so dumm ist, sie nicht zu fangen —"

„Lachen Sie nur, guter Menschenkenner — in ihrem Holland geht das wohl so — aber Deutschland — das kennen Sie noch nicht — da sind die Mädchen und Frauenzimmer so keusch —

so ehrbar, daß man sie kaum anrühren darf — und wenn Sie mirs nicht glauben, so fragen Sie sie selbsten"

Aber so komme ich nimmer zum Ende dieser Begebenheit. Kurz, Orvieto lief immer zur Thüre hinein, und husch — fuhr die Thür des Zimmers zu, das an dem Saale lag — Da stand er nun, und Merillac neben ihm, und sahen die hohe eichene Thür an, die vor ihnen zufuhr — und da er in die Höhe sah, erblickte er seinen Bruder, den getäuschten Apollo, der so wie er, vor der verwandelten Daphne stand, in halberhobner Arbeit, und hie und da einen großen crystallnen Leuchter, und an den Elfenbeinwänden hohe Spiegel, und in den Ecken mit farbigten Muscheln besetzte Nischen, aus denen eine Nymphe, oder ein lachender Triton, oder ein Neptun und Amphitrite, oder eine Galathee eine kleine Fontaine springen ließ, oder etliche Rosenfarbne Seydnas und Silberblumen gestücket. Stumm schlich er über den glänzenden Marmorboden hin, und setzte sich neben der Nymphe auf einen Sopha —

„Bin ich denn nur zum Unglück geschaffen" so sagte er zu dem Herzoge.

„Ich glaube nicht — die schüchterne Schöne wird nicht auf ewig verschwunden seyn"

„Aber ist sie nicht fort?"

„Wenigstens wird sie noch zu finden seyn — Kommen Sie, lassen Sie uns die Flüchtige aufsuchen, wer weis, ob sie die Thüre verschlossen hat — Kommen Sie"

Und

Und da gieng er zur Thüre, und — sie ließ sich öffnen, denn das angstvolle Mädchen hatte sie in der Eile nicht verschließen können. Und hernach gieng er hinein; die rosenfarbnen seidnen Vorhänge der Fenster breiteten eine röthliche Dämmerung in dem Zimmer umher, und die Abendröthe, die auf die Vorhänge schimmerte, blendete den jungen Herzog, aber — den Orvieto nicht. Er sah auf einem Sopha seine — Sophie. Wie eine schüchterne Taube saß sie zitternd da, und weinte.

„Gütiger Himmel! wen finde ich hier — Sie, theuerste Freundinn — warum flohen Sie mich? Sonst, wenn ich Sophien sah, oder sie in süßen Gedanken, in den Gedanken an Dorset überraschte, so theilte sie jede ihrer Empfindungen mit mir — ich war Sophiens Freund — und ihre Freundschaft machte mich zum glücklichsten Menschen —“

Orvieto stand mit einer Majestät da, die bloß seine erasthaften Grundsätze erzeugte — Er hatte in der Stille das Glück seines Freundes überdacht — Dorset lebte in seinem Wahne noch — Sophie hatte ihm ihre Liebe gestanden, da sie ihn entfernt hielte. Er wollte sich Sophiens Unterne nicht bedienen, denn er fühlte mehr für die Freundschaft Dorsets, als seine Liebe. Dorset sollte durch seine Zurückhaltung glücklich bleiben; und Sophien wollte er durch einen lebhaften Ueberfall nicht in Verlegenheit setzen.

„Aber

„Aber ich weis warum sie flohen — Sie glaubten furchtsam den Geist Orvieto's zu sehen, und flohen, von einer Furcht getrieben, die — verzeihen Sie, liebste Freundinn! nicht gar zu freundschaftlich war."

Merillac stand, auf Orvieto's Worte, staunend, und war einer Bildsäule ähnlicher, als einem lebenden Menschen — Dorset liebt Sophien — Orvieto nahm Theil an ihren Empfindungen — und doch war Orvieto nicht damals zu Paris — Kurz zuvor hörte er die schöne Sophie die Worte singen:

Wie gern — ach gern würd' ich ihm sagen
Mein ganzes Herze liebe ihn;

und doch sah er, wie sehr Orvieto jedem Gedanken auswich, als hätte er sie singen hören — er würde für Clementinens Füßen für Entzücken gestorben seyn, wenn er sie ähnlich hätte singen hören — und Orvieto blieb mit einem gesetzten Ernste stehen, der unbeschreiblich war — Wo also der gute Herzog hindachte, so fand er immer etwas unbegreifliches, er vergaß, Sophien sein Kompliment zu machen, nickte nur etlichemal gedankenvoll mit dem Kopfe, und setzte sich neben Sophien auf den Sopha — ohne daß ers wußte. Wäre er Neuton gewesen, ich wette, er hätte Sophiens Hand genommen, und gedankenlos mit gespielet, aber so blieb er in den geringern Gränzen des Tiefsinns, denn er spürte irrdischen Begebenheiten nach, und bestimmte dem Kometen keine Bahn.

Indes-

Indeſſen erholte ſich die beſtürzte Sophie wieder — Sie bediente ſich des vermeinten Irrthums ihres Freundes, und täuſchte ſich ſelbſten mit dem Gedanken, Orvieto habe ſie nicht vernehmlich ſingen gehöret.

„Seyn Sie mir willkommen, beſter Orvieto! (und hier gieng ſie ſeiner freundſchaftlichen Umarmung entgegen) ich flohe ſie nicht — nein, meine Beſtürzung, die unvermuthete Ankunft, womit ſie mich i itten in einem Gedanken überraſchten, der meine Flucht erzwang, dies waren ihre Urſachen — — —“ Sie ſetzten ſich itzt beyde nieder, und Merillac ſtand immer gedankenvoll auf — er horchte zu, und merkte es nicht. Orvieto war nur mit ſeiner Freundinn beſchäfftiget, und bemerkte ihn eben ſo wenig. Itzt fragte er Sophien:

„Wo haben Sie denn meinen Freund — meinen Dorſet verlaſſen?“

Eine Thräne ſtieg in Sophiens Augen, und traurig wendete ſie ſich zu Orvieto, drückte ihm mit traurendem Gefühl die Hand —

„Ach Orvieto! Dorſet iſt todt.“

Wie von einem Donnerſchlage gerühret erwachte Merillac, und ſtürzte eben ſo plötzlich wieder zuſammen — ohnmächtig fiel er zu Sophiens Füßen — — —

Dreyzehntes Hauptstück.

Sie ist es wirklich. Dorset fragt nach Art des Frauenzimmers sehr neugierig, und schickt Hannsen fort, welcher zuerst einen Eyd schwöret. Dorset wird immer neugiertger. Dürance. Die Kohlenbrennerinn giebt dem Lord einen Rath — ihr Mann macht ihm die Hände schmuzig. Ein Wagen — sechs Reuter — noch ein Wagen. Alles entfernt sich.

„Ja, es ist die unglückliche Mutter Juliens, die vielleicht ihr bestes Kind aufs neue verloren hat — so antwortete die traurige Dame."

„Und welch ein unglücklicher Zufall führte Sie in diese Einöde? Sie glauben nicht, welchen Antheil ich an Ihrem Unglück nehme, erzählen Sie mir — denn wenn Sie Juliens Mutter sind, so sind Sie so gütig — erzählen Sie mir die unglückliche Ursach Ihres hiesigen Aufenthalts."

„Ich gieng heute, redlicher Fremdling, den mein Schicksal rühret — um zu sehen, wo meine Tochter und meine Sophie hingegangen wären — Ich war nahe an dem Walde, als ich mich von zween Verlarvten verfolgt sah, denen ich aus Furcht zu entkommen suchte. Wenn nur meine Julie und Sophie ihnen nicht in die Hände gefallen

ten sind! — Ich verirrte mich, und diese gute Frau brachte mich in ihre nahe Hütte.“

Hanns bezeugte mit einem Eidschwur, daß sie Juliens Mutter wäre. „Denn, setzte er hinzu, ich habe sie mit meinem Wagen abgeholet, wie sie aus der abscheulichen Räuberhöhle auf unser Dorf zugiengen.“

Dorfet schickte den muntern Hanns in das Dorf zurück, seinen Wagen und Bediente hieher kommen zu lassen, und dieser sprang mit einer Munterkeit, die von der Bereitwilligkeit und Güte seines Herzens zeugte. Oft steckte er seine Heugabel in den Boden, und schwang sich im Laufen darüber, und so kam er früher an, als Velten würde angekommen seyn.

Indessen verschwiegen sie der rechtschaffnen Mutter die Abwesenheit ihrer Kinder. Arist beruhigte sie, und unterhielt sie mit Dingen, die nicht zu fröhlich, und nicht zu lustig waren.

„Wie groß ist dieser Wald, sagte Dorfet zu der Kohlenbrennerinn, mit der er bey Seite gegangen war. Könnte man ihn wohl in etlichen Stunden umgehen?“

„Das nicht, gnädiger Herr — denn sehen Sie, auf der linken Hand zieht er sich auf vier Meilen gegen das Gebirge zu, und rechts wohl eben so weit — und hernach sind etliche Flüsse und Bäche, die ihn durchströmen, und über die man nur mit großen Umwegen gehen kann — aber er ist kaum eine halbe Meile breit, denn er

zieht

zichet sich wie ein halber Mond um der Gräfinn von Durance Landgüter, und die etlichen Hügel, worauf ihr Schloß stehet — Das ist eine brave Dame — aber es ist Ihnen nun einmal so ein Geblüt — Ihr Bruder, der Herr von Clairvall, ist ihr leibhaftiges Ebenbild — Die Leute thun Gutes, und freuen sich, wenn sie einen Fremden sehen — sie hat auch noch zwo Gräfinnen, und trauret itzo, denn sie ist vor etwa zwölf Tagen so unglücklich gewesen, ihren einzigen Sohn zu verlieren, der, wie man sagt, ertrunken, und noch nicht wiedergefunden ist — Die gute Dame grämte sich recht, aber weil sie fromm ist, so hat sie sich zu finden gewußt. Sie soll aus einem weiten Lande her seyn — das Land soll im Wasser liegen, und, wie ich glaube, England heißen — Aber sie spricht recht gut Französisch — wie Sie, gnädiger Herr — Da sollten Sie hinfahren — die gute Madam sollte sich gewiß recht freuen."

Dorset war hiezu schon entschlossen, noch ehe die gute Kohlenbrennerinn es ihm rieth. Und da er noch gedachte, so kam der Kohlenbrenner unter den Tannen hervor. Er erschrack, da er einen so vornehmen Herrn mit seiner Frau sah. Ehrerbietig nahm er seine Mütze unter den rußigten Arm, und reichte dem Lord die Hand zur Bewillkommung entgegen.

„Pfui doch, Mann — deine Hand ist ja so schwarz, du könntest den Herrn Baron rußigt machen."

„Je

„Je nu! es gieng mir von Herzen, er wird mirs verzeihen, Herr Baron, die Frau Gräfinn da in der Nähe giebt mir auch allezeit die ihrige, wenn ich zu ihr komme, und sagt weiter nichts, die ist recht froh. Sie hat heute Morgen einen Besuch von Frauenzimmern bekommen, und die guten Dinger kamen zu Fuße, und wie ich durchs Lustwäldchen gieng, habe ich auch ein Paar Herren aufs Schloß zugehen sehen. Der eine war so voll Gold, wie Sie, Herr Baron, aber der andre nicht —"

„Ja, Mann! da denke nur einmal hin — ich habe auch heute einen Besuch gekriegt — die könnten wohl zusammen gehören — Das wäre noch bey meiner Treu artig! sie war recht hungrig, ich habe ihr was in Clerval zu essen geholt — und die ist vor Spitzbuben durchgegangen."

Und ehe Dorset antworten konnte, so kam ein Wagen aus dem Tannenwalde, den sechs Bediente zu Pferde begleiteten.

„Ha! rief eine Stimme, dort ist Dorset."

Dorset hörte die Stimme, und sie war ihm bekannt. Er sah in den Wagen, der eben vor ihm still hielt, und erkannte Juliens Vater und einen Unbekannten.

Es war der Herr von Clairvall. Das Ausbleiben des jungen Herzogs und Orvieto's bestürzten sie — sie hatten Nachricht, man hätte sie tiefsinnig in den Wald gehen sehen, wo sie sich müßten verirrt haben. Juliens Vater hatte keine

Ruhe — ein gewisses Etwas zog ihn — vielleicht war es die Furcht, seine Freunde zu verlieren, oder sonst etwas, genug, er setzte sich mit dem Herrn von Clairvall in einen Wagen, der ihn begleitete, und sechs Bediente zu Pferde den Wald durchstreichen ließ, um sie auszuspüren; und diese Hütte bestimmte er zum Sammelplatze.

„Welch ein Glücksfall führet Sie hieher, rechtschaffner Freund! Seyn Sie Ihrem Dorset willkommen!"

Und da drückte er den alten Rechtschaffnen mit einer unnennbaren Zärtlichkeit an sein Herz.

„Der Himmel führt mich zu Ihnen, um uns nicht mehr zu trennen; wie glücklich ist bey allen traurigen Begegnissen dennoch mein Alter! Julien habe ich verloren — aber Sie werden mir die Stelle dieses liebenswürdigen Kindes ersetzen — Sie werden mein Sohn seyn."

Und eben kam Arist aus der Hütte, und eilte dem guten Alten in die Arme.

„Wie glücklich kommen Sie hieher, bester Sydon! Kommen Sie, ich will Sie noch glücklicher machen — in die Arme Ihrer besten Gemahlinn will ich Sie bringen, die ein Unglück hieher brachte."

Aber Sydens Gemahlinn hatte die Stimme ihres Gatten kaum gehöret, als sie seiner Umarmung entgegen flog —

„O bester Sydon, Sie sind hier — und ich sterbe nicht für Freude Sie wieder zu sehen! — o

gütiger

gütiger Himmel! mein Syden, mein Gatte iſt hier.“

„Träume ich — oder iſt es ein täuſchender Schatten, den ich in meinen Armen habe? — ich ſehe meine Geliebte hier — in dieſer öden Gegend? — hier drücke ich ſie an mein Herz! —“

Ariſt unterbrach ihre Empfindungen — „wir haben Nachricht von Juliens Aufenthalte, laſſen Sie unſer Vergnügen vollkommen werden. Dort kommt Dorſets Wagen, der Ihrige, Herr von Clairvall, wird uns begleiten. Können wir zu ſehr eilen, Julien wiederzufinden.“

„Nein, das können wir nicht, ſagte der rechtſchaffne Syden“ — und eilend führte er ſeine Gemahlinn in Clairvalls Wagen.

Dorſet gab der guten Kohlenbrennerinn ſo viel, daß ſie nicht wußte, wie ſie ſich genug ausdrücken ſollte, um ihn zu überzeugen, daß ſie wirklich dankbar wäre — Hernach nahm er eines ſeiner Handpferde, ließ den Herrn von Clairvall in ſeinen Wagen ſteigen, den Ariſt begleitete, gab Hannſen ein ander Pferd ſeiner Bedienten. und flog mit ihm unter den Tannen hinweg. Die übrigen folgten ſo geſchwinde als es möglich war, und indeſſen — doch was ſie thun werden, wird uns das folgende Hauptſtück ſchon ſagen.

Vierzehntes Hauptstück.

Ein Blick in eine Briestasche. Wird durch einen todten Mann verhindert, und auf die Zukunft gesparet — Hanns bekommt eine Ohrfeige, und renkt seinem Pferde den Fuß ein. Hanns wird Doctor; philosophirt. Schimpft auf Gellert. Bekommt ein Ehrenamt.

„Hi! Herr Baron, da liegt was —"

„Und was? Hanns"

„Es ist in Eselsfell gebunden, Herr Baron!"

„Nun so hebe es auf"

Hanns stieg ab, und hob eine Briestasche auf, die neben dem Wege lag, und gab sie dem Lord.

„Aber halb Part gnädiger Herr!"

„Gut Hanns, auch ganz Part, wenn du willst"

„Nun verzeih mirs Gott, was liegt dort"

„Wieder etwas, Hanns, siehe doch nach"

„Ach, gnädiger Herr, da liegt ein todter Mensch"

„Was sagst du, Hanns?"

Und eilend stieg er von seinem Pferde, und gieng mit Hannsen in das Dickigt, wo sie einen Menschen fanden, der ganz leise wimmerte; sie nahten sich ihm, und hoben ihn etwas in die Höhe — Der Arme beklagte sich mit Zeichen, denn kaum konnte er mehr sprechen. Sie fragten ihn, und

mit

mit Mühe konnte er ihnen ſagen, er ſey vom Baume herabgeſtürzet.

„Hanns! ſchaffe ihn auf dein Pferd, und führe es dem armen Mann bis nach dem Schloſſe, ich werde dich gewiß dafür belohnen, daß du zufrieden biſt.“

Und nun hoben ſie beyde den armen unglücklichen Wandrer auf, ſetzten ihn auf das Pferd, und Hanns gab ihm den Zaum in die Hand, den er kaum halten konnte, ſtellte ihm die beyden Füße in den Steigbügel — hielt ihn an dem einen Fuß und ſagte: „Nun in Gottes Namen.“ Aber wie erſchrack Hanns, da er ſchnell eine Ohrfeige bekam, und den armen Unglücklichen davon fliegen ſah —

„Nun wie ſtehen wir itzt, Herr Baron?“

„Das war ein toller Streich, Hanns!“

„Sie erlauben, der war noch ſo ziemlich klug, aber Sie haben doch wenigſtens die Schreibtafel noch“

„Ja! Aber was iſt nun anzufangen, Hanns?“

„Huſch! ſehen Sie, dort iſt der Kerl über und über gepurzelt, reiten Sie ihm geſchwinde nach.“

Dorſet eilte ihm nach, und Hanns ſchnitt ſich einen guten Prügel von dem nächſten Baume, und lief hinter ihm drein. Er erreichte ihn bald, und fand den Lord beſchäfftiget, den Kerl unter dem Pferde hervor zu ziehen, das den Fuß auseinander gefallen hatte. Hanns half ihm, und da ſie

ihn hervor hatten, wollte Hanns hinter dem Kerl drein, und ihn durchprügeln.

„Pfui doch, Hanns! siehst du denn nicht, daß der Kerl halb todt ist?“

„Ja, der stellt sich nur so, Herr Baron — Aber dem Pferde will ich doch erst den Fuß wieder einrenken.“

Er ließ sich von keinem Bitten des Lords abhalten, erst dem Pferde zu helfen, ehe er recht nach dem Kerl sah.

„Der Hund kann fühlen, Herr! der hats verdient, aber das Pferd nicht — der Kerl ist ein Spitzbube, und das Pferd ein Engländer, und für die Engländer habe ich immer mehr Liebe, als für einen Spitzbuben gehabt — Lassen Sie ihn immer krepiren, so führt er keinen ehrlichen Mann mehr an, hängen sollt er, gnädiger Herr! noch hundert Fuß höher als der Jude Süß — Es sollte einen auch beym Henker nicht halb so verdrießen, wenn wir den vierschrötigen Schlingel nicht hatten aufs Pferd heben müssen; und zum Uebermaaße seiner Frechheit, so sehen Sie, wie er Ihren schönen Rock mit den Schuhen beschmutzt hat.“

„Was wollen wir aber mit dem Kerl anfangen?“

„Die Ohrfeige ungerechnet, die mir der Flegel versetzte, und die — ich will aber weiter nichts mehr davon reden, sonst übermannt mich der

Zorn

Zorn — Hanns, bey meiner Treu, ſteckt die Ohrfeigen ſonſt nicht ſo in die Taſche —“

„Nun Hanns, beruhige dich doch nur, und hilf dem Kerl“

„Das will ich thun, Herr Baron, aber Sie müſſen mich auch ganz allein gehen laſſen, wie ich will.“

„Nun ſo mache was du willſt.“

Hanns hob den Kerl auf, ſtellte ihn an einen Baum, nahm ſeine Peitſche, hob ſeine rechte Hand auf, und — traf eben den Rücken, denn der Kerl fieng ſchon zu laufen an, noch ehe die Peitſche herab kam.

„Ha — ha — ha — Herr Baron, was halten Sie von meiner Kur? — Man ſagt immer, wir Bauren verſtünden nichts, aber — da haben Sie ja die Probe — ha — ha — ha —“

Wirklich Hanns, du biſt klüger, als ich dir zugetrauet hätte.“

„Und doch — ſo fuhr Hanns immer fort, indem er aufſtieg; raiſonnirt alles über unſer einen — da denken Sie einmal ſelbſt, die Gelehrten können einen nicht ungehudelt laſſen — da hat einer, man hat geſagt, es ſey ein Gelehrter, (aber er mag mir ſonſt was ſeyn) ein Pasquill auf mich gemacht; da ſagte er, wie mein Vater hätte ſterben wollen, (und ich möchte doch wiſſen, wie er es hätte erfahren können, und das zu Leipzig) ſo hätte er geſagt, „für mich wäre es ihm gar nicht bange, ich käme durch meine Dummheit fort“ und da hat

er ſo gar meinen Namen Hanns Gürge ganz ausgeſchrieben, und —"

„Er hat dich gewiß nicht gemeint Hanns! ich bin dir Bürge dafür."

„Mit Erlaubniß, Herr Baron! der Küſter hat mir es vor dem Schulzen bewieſen — er warf mirs in der Schenke vor, und da gab ich ihm eine Ohrfeige, und er verklagte mich bey dem Schulzen, da brachte er ein gedruckt Buch mit, und zeigte es deutlich, und da mußte ich dem Küſter Abbitte thun, und die Gebühren bezahlen. So geht man mit unſer einem um."

„Der Menſch Hanns heißt ja nicht mit dem Vornamen Hanns, den der Gelehrte gemeynt hat, er heißt bloß Gürge, und nicht Hanns Gürge — da hatte der Küſter Unrecht, und der Schulze auch — aber ſiehe, hie hat der Wald ſchon ein Ende, in welcher Gegend ſind wir wohl itzt?"

„Auf der Gränze vom Stift Baſel, Herr Baron, mein Dörfgen kann man immer ſchon dazu rechnen."

„Dies iſt die ſchönſte Gegend, die ich je geſehen habe — Wem gehöret dorten das Landhaus und der prächtige Garten mit dem Grottenwerke am Hügel?"

„Das iſt eben, wo wir hin wollen, der Frau Gräfinn von Durance. Spornen Sie doch Ihr Pferd ein wenig, da kriegen Sie gewiß gut Futter. Von dieſer Frau Gräfinn läßt ſich viel erzählen — Zwiſchen Himmel und Erde muß keine beßre Ma-

dam

dam seyn; die thut jedermann Gutes, und alle Welt hat sie auch lieb. Aber Sie werden sie schon sprechen — — Ach sehen Sie doch, wie schön die Sonne dort hinter dem Tannenwalde untergehet — es flimmert recht in den Wolken, und die kleinen Wolken, sie sehen sonst wie Schäfgen so weiß aus, die brennen wie Feuer — So hat mir doch noch kein Mensch sagen können, woher es kommt, daß man auch grüne und gelbe, und vielfarbigte Streifen beym Abendroth sieht — und woher es kommt, daß das Feuer dort in den ganz schmalen und langen Wolken ordentlich zittert — Da kommen sie gleich mit solchem Zeuge, wie ich einmal einen habe schwatzen hören, die Welt wäre rund, es kommt mir gerade für, als wenn man sagen wollte, ein Mensch, der Warzen im Gesichte hat, habe ein glatt Gesicht, und die Erde hat ja auch Warzen — Sie verstehen mich doch wohl, ich meyne die Berge und Hügel — Aber das hätte ich Ihnen nicht einmal zu erklären nöthig gehabt, das Sprüchwort sagt: „Gelehrten ist gut predigen" — Sie nehmen mirs nicht übel — Ein Wort giebts andre, und so kommt man vom hundertsten ins tausendste."

„Wirklich, du besitzest eine unvergleichliche Gabe, Hanns! wer dich dumm nennt, der weis nicht was er sagt, du bist so gar gelehrt, Hanns."

„Ich weis wohl, Herr Baron! Sie schmeichlen mir nicht, wie oft die Leute in meinem Dörfgen thun, die machens wie die Weibsleut und die Ka-

gen, die vorne lecken und hinten krahen — Gelehrt bin ich freylich nicht; aber man nährt sich doch immer von den Brocken, die von der Gelehrten Tischen fallen — man hört hie etwas, und da etwas, und da bleibt doch immer etwas hangen. Freylich redet unser einer mit seines gleichen wieder anders als mit Ihnen, wie der Mann ist, so bratet man ihm die Wurst — das weis unser Pfarrer wohl — wenn der Edelmann in die Kirche kommt, so spannt er die Saiten gleich höher auf, als für uns Bauren, und selbst der Küster reißt das Maul immer etliche Zoll stärker auf — Aber davor hat er auch manchen Braten, den ihm die Bauren nicht geben können."

„Du bist wirklich ein schlauer Bemerker, Hanns, dies hätte ich hinter dir nicht gesucht; Willst du mein Bedienter werden, so sollst du hernach mein Feld um einen Preiß bauen, womit du zufrieden seyn wirst."

„Sie haben ja schon über ein halb Dutzend Bediente, Herr Baron! Sie verirren mich nur — ja wenn ich das erleben sollte, so voll Silber zu hauen, wie ihre Leute, das wäre ja fast was unbegreifliches, was hätte man dann so eigentlich bey Ihnen zu thun?"

„Was die andern thun, mit mir zu reisen, und aufzuwachen."

„Herr Gott! da stehlen Ihnen die Leute ja Kost und Lohn ab. Sie werden ihnen doch nicht mehr als sechs Thaler Lohn des Jahrs geben,

und wenn ſie fortgehen, ſo ziehen Sie ihnen doch die Kleider wieder aus, wie ich eine gewiſſe Herrſchaft kenne."

„Nein, Hanns, funfzig Thaler ſollſt du haben, und für Sonntags noch eine ſchönere Kleidung."

„Da ſteht einem der Verſtand ſtill — Wo kriegt ihr vornehmen Herren denn das Geld her — Verzeih mirs Gott, man ſollte glauben, die Herren hätten gar einen Bund mit dem Schwarzen gemacht! und das Geld rührte ich nicht um aller Welt Gut an."

„Du biſt thörigt, Hanns! Kann man denn nicht reich ſeyn, ohne einen Bund mit dem Schwarzen zu haben — iſt nicht der König reich — und ſo nimmt es immer ab, bis es endlich auf die Armuth kommt."

„Nun da haben Sie wohl recht — ich will gern in Ihre Dienſte treten, aber ich nehme keinen Pfennig mehr als funfzehn Thaler. Abſtehlen müßte ich Ihnen, was ich mehr bekäme — und treu und ehrlich diene ich Ihnen — zu Pferd und zu Fuß, wie Sie es begehren —"

„Es bleibt dabey, Hanns — Aber ſiehe, wir ſind wohl bald am Ende unſrer Reiſe —"

Sie ritten neben einem Delphin vorbey, der in dem bedeckten Gange in einem weiten marmornen Becken ſchwamm, und aus den beyden Naſenlöchern einen kleinen Strom in die Luft blies; Auf ſeinem

ſeinem Rücken ſaß ein lachender Meergott mit ſeinem Dreyzack —

„Der Kerl, gnädiger Herr, lacht ſchon, ſeit mirs gedenket; es muß wohl der gröſte Narr aus dem Alterthum ſeyn; denn am vielen Lachen, hab ich mein Tage gehöret, erkennt man den Narren. Aber itzt müſſen wir abſteigen, ach Himmel! ſehen Sie dort nicht das Mädchen mit den blitzenden Augen — — —

Funfzehntes Hauptſtück.

Vade Mecum für die Herren Moraliſten —

Ut Nemo in ſefe tentat deſcendere Nemo
At præcedenti, ſpectatur mantica tergo.

Perſius.

„Aufſt! wir reiſen incognito!“
„Ich bin es mit dieſem Bedinge zufrieden.“

Vielleicht erinnern ſich meine Leſer noch, daß Dorfet dieſes zu ſeinem Freunde ſagte, da er den Herrn Orvieto aufzuſuchen ſich entſchloß. Aber in wie weit er ſein Wort gehalten, das haben wir an dem Ende des vorhergehenden Hauptſtücks geſehen — er hätte nach den ſtrengen Regeln eines Ariſts, eines Orvieto ſchnell vorbey reiten ſollen, da er ſeine Julie ſah. Hanns, Sancho Panſa und

und unsre Philosophen würden, ihn zu vertheidigen, gesagt haben, „die Umstände ändern die Sache“ oder gelehrter und nach dem Grundtexte zu reden

Circumstantiæ variant Rem

nicht gar unrecht, wie vielleicht die mehrsten meynen, aber im höchsten Grade wie Arist denket.

Sey deiner Leidenschaften Herr! so predigen unsre Moralisten den lebhaftesten Jünglingen.

Setze dich keiner Gefahr aus, wo deine Leidenschaften könnten erhitzet werden, so prediget Arist.

Nur der Weichling unterliegt der Leidenschaft, sagt eben der Moralisie, und dadurch entehret er die Würde des Menschen, daß er sich fesseln läßt, und der Leidenschaft opfert.

Und Arist sagt im Gegentheil: „Verzeihet dem Jüngling, daß er ein Jüngling ist — sich oft von Leidenschaften hinreißen läßt, weil er ein Mensch ist —

Hier muß ich meinen Lesern noch eine Stelle zu lesen geben, die der Vater Dorsets in seiner Einfalt seinem Sohne als eine Lehre vortrug.

„Sie, (wenn sich die Herren Moralisten darunter verstehen wollen, so stehet es bey ihnen, und wird ziemlich zwecksmäßig seyn) Sie, denen reifere Vernunft — längere Erfahrungen, den Lauf dieses Lebens deutlich auszeichneten — Selbst die Götter des Landes, deren Weisheit und gerechte Begriffe von Handlungen das Muster der Nachfolgung seyn sollten; fallen so tief von ihrer Grös-

se,

se, von einer gewissen unverzeihlichen Blindheit geleitet, und beurtheilen den Jüngling oft — gar oft nach den Einsichten des Mannes. Sie sehen ihn als einen lebhaften Jüngling handeln, und beurtheilen ihn als einen Greis — Hier, Dorset, laß uns die Pause übergehen, die zwischen den flüchtigen Jahren und den Jahren reiferer Einsichten ist. Drey Wege kann er gehen — entweder er wählet sich den geistlichen oder weltlichen Stand, oder weiht sich den arbeitsamen, gewiß verdienstvollen Pflichten eines treuen arbeitsamen Bürgers. Wäre es ihm itzt möglich, das Flüchtige seiner Jugend wegzuräumen, es ungeschehen zu machen, er würde es mit höherem Vergnügen thun — aber dann hätte er kein Jüngling seyn müssen, wenn es nicht geschehen wäre, oder die Natur hätte alle ihre Gesetz aufheben, und ihn durch einen Sprung aus dem zwölften so gleich ins vier und zwanzigste Jahr versetzen müssen. Findest du ihn tadelhaft, daß die Natur dieses unerhörte Wunderwerk nicht that? daß er jung war? daß er dasjenige that, was sein Alter unaufhaltsam von ihm heischte! Dann gieb erst dem Jüngling die Erfahrung eines Mannes, oder laß ihn ein Greis geboren werden! —

Aber giebt es nicht viele, die alle diese jugendlichen Ausschweifungen nicht begehen, und still bis zu den Jahren des Mannes heranwachsen?

Ja — aber sind sie nicht eben so träge und unthätig im Guten, als sie im Bösen sind — und

wenn

wenn ſie ausſchweifen, geſchieht es nicht allemal, daß die niedrigſte Dummheit ihre Ausſchweifungen characteriſiret? Der träge Umlauf ihres Geblütes, ein gewiſſer nie zu verſcheuchender Nebel liegt auf ihrem Gehirne, und macht ihre ganze Seele dämmernd — und ſind ſie ſich nicht hernach in den wichtigſten Verwaltungen ähnlich — wo bliebe der Held, der Vertheidiger, der thätige Freund, und wachſame Bürger? — — —

Der Jüngling handelt den Geſetzen gemäß, die ſeine Maſchine beleben, und im Gange erhalten. Die unerfahrne Seele weis noch nicht nach beſtimmten Grundſätzen ſeine Handlungen zu leiten. Er iſt noch —

— — — — ein ſchwaches Geſchöpfe,
welches, von ihm geſchaffnen Trieben, von täuſchenden Sinnen
oftmals verleitet; den Hang der Natur und Sinnen befriedigt.

Aber dieſes Bild präget ſich der Nebenmenſch, der vielleicht eben ſo oft fehlte, und nur vergaß, daß er fehlte, nicht ein — Nein — hähmiſch präget er ſich nur das Bild ſeiner Ausſchweifungen, ohne ihre Urſachen in die Seele, und nicht Vernunft, nicht Billigkeit oder Menſchenliebe löſchet ſeine Züge aus. Mit beſſerer, mehr erfahrner Seele betritt er die heilige Stelle — oder widmet ſich einem andern Amte, in welchem er ſeinem Nebenbürger dienen will — laß uns das erſte nehmen — Siehe, Dorſet, wie er die Zuhörer rühret —

wie

wie sie weinen — wie er ihnen die heiligen Wahrheiten mit der höchsten Ueberzeugung vereint in das Herz leget; ihr Gefühl bis an die Gränze der Buße entflammt. . . . Aber stehe auch itzt auf ihr Herz! — finstre Bilder stehen auf aus seinen schwarzen Wohnungen, und versiegeln dies Gefühl mit hähmischer Bosheit. . . . Sie lodern die Flamme der Vorurtheile aus ihrer Asche auf; und der bessere Mann und seine Lehren werden verachtet, weil er ehemals als Jüngling — jugendlich handelte.

Gehe noch weiter, Dorset! — Siehe ihn; er liebet sein Vaterland — Geiz, Ungerechtigkeit, Bestechungen, mit allen ihren finstern Gefolgen, untergraben den Staat . . . den väterlichen Staat . . . . Er siehet es — brennet für Mitleiden, und findet darinn sein fürchterlichstes Unglück, daß er dem väterlichen Lande nicht helfen, nicht dienen kann. . . . Derjenige, welcher ihn bey den hohen, den heiligen Vorrechten, eines bessern Verdienstes, und selbstbeschworner Gesetze schützen sollte, läßt ihm einen Fremdling vorziehen, dessen Dummheit die Ursach war, warum ihn sein Vaterland ausspie — — Er bleibt in der Gleichheit seiner Denkungsart, ehret die Gesetze, die ihn leiden lassen, und lästert die nicht, deren unersättlicher Geiz die Grundsätze ihrer Handlungen ist, und sie bestimmen . . . .

Er wagt es, und sagt sein Urtheil, und vertheidigt sein Vaterland; Und dafür verbannet es

sein

ſelbſten ihn aus ſeinem Schooße, und erkauft ſich, durch ſeine niederträchtige Entfernung, die Trophäe ſeiner ewigen Schande — denn es entfernte den beſſern durch den ſchändlichſten Betrug.

Sechzehntes Hauptſtück.

Etwas aus der Brieftaſche — Eine Geſchichte aus dem goldnen Zeitalter, noch beynahe vor der Regierung des Kronus.

Vielleicht verbinde ich meine Leſer durch die Mittheilung einer Geſchichte, die ſich in der gefundnen Schreibtafel fand, und einen Mann zum Verfaſſer hatte, worüber ſich meine Leſer ſehr verwundern würden — Aber ich will es Ihnen doch ſagen — es war die Brieftaſche des Räubers, der Sophien und Julien ſo erſchreckte — Da das Stück lang iſt, ſo werde ich es in abgebrochenen Sätzen mittheilen.

Irzah und Zaire.

Eine Geſchichte aus den Gärten der Heſperiden.

Vorlängſt — zu Kronos goldner Zeit
Da man nach ſanfter Zärtlichkeit
Mit ganz ſchuldloſer Luſt geſtrebt;

Da man voll Unschuld konnte fühlen
Und bey der Liebe sanften Spielen
Nur heitre Frühlingstäg' verlebt;
Da noch die Welt in ihrer Blüte
Ganz schön, ein steter Frühling war,
Der Jüngling noch vor Treue glühte;
Da liebte sich das schönste Paar.

Da lebten die Menschen noch in Grotten und Höhlen; und in den Gärten wuchsen goldne Aepfel, die endlich Alkmenens Sohn abbrach; aber doch fehlte es dem glücklichen Volke nicht — Die Meynungen über diese Zeiten sind sehr verschieden.

Uns sagt von diesen goldnen Zeiten
Ovid, man hätte nichts von Kunst
Gewußt, so wenig als vom Kleiden;
Und malt euch etwas, das, mit Gunst!
Unmöglich ist — mir zum Verdruß
Behauptet's auch Lukretius.
Allein, der war ein Sadducäer,
Und gar noch; ein Epikuräer —

Er glaubte — der Thor — aus winklichten Atom, die der Zufall zusammen gebracht hätte, habe sich eines in die Fugen des andern geleget, und so wäre die Welt entstanden —

Die beyden Herren unbeneidet
Und unbeschimpft, behaupte ich
Daß sich die Mädchen schön gekleidet;
Doch leicht, wie Flor, versteht sich . . .
So brauch' ich sie — So ging Zaire
Und Jezah; und ich sehe nicht,

Was

Was jene Zeit dadurch verliere,
Und kurz; ſo will es mein Gedicht.
Ovidens und Lukrez zum Hohn
Wills auch die Lehr' der Gradation,
Dein Leibſyſtem — Doch wird man ſagen
Und wie es ſcheint, mit vielem Recht,
So wird das Bild der goldnen Tagen
Durch ihre Kleider wirklich ſchlecht;
Denn die Natur mit zweyen Blicken
In ihrem ganzen Reize ſehn —
So unverhüllt — dies muß entzücken;
Nur ſolche Bilder nenn ich ſchön.
Ich nicht, ich muß es euch geſtehn,
Sonſt durftet, die Natur zu ſehen,
Ihr nur zu den Huronen gehen.
Mit Recht bekleid' ich dann Zairen —
Und wie? — ein leichtes, weiß Gewand,
Das ſich mit roſenfarbnem Band
Sanft unter ihrem Buſen ſchmieget,
Das leicht bey kleinſten Weſtgen flieget,
Den vollen Buſen nicht verſteckt,
Ihn, wie er wallet, euch entdeckt,
Und einen Strauß von kleinen Roſen,
Die kaum die Knoſpen aufgeſchloſſen
In dieſes ſchönen Buſens Mitte —
Und unverhüllt den kleinen Fuß
Bis an das weiße Knie — und Tritte,
Daß, wo ſie über Wieſen geht,
Das ſchönſte Blümchen ſchnell entſteht —
Und Roſenwangen, die zum Kuß
Dich laden, und für Liebe glühen;
Und Lippen, die wie Roſen blühen;

Ein Lächeln in den milden Blicken
Verheißend, Grüße zu entzücken;
Und eine Brust, auf welcher Rosen
Vermischt mit kleinen Lilien blühn,
Die euch, sie sanfte liebzukosen,
Mit nie empfundnem Reize ziehn;
So rund und voll — daß wohl euch allen
(Doch euren Weibern unbeschadet)
Sein holdes Auf- und Niederwallen
Zum Fühlen winkt, zum Küssen ladet —
Und welchen in entzückten Spielen
Schalkhafte Zephiretten kühlen.

Den Musen sey's gedankt, daß sie
Vom Kopfe bis zum runden Knie
Gekleidet ist. . . . Das kostet Müh —
Nun bleibt mir Zulma noch zu kleiden.
Dies ist wohl schwer — erst müßt ich streiten,
Ob man in jenen goldnen Zeiten
Schon Hosen trug — — trug man sie nicht
Dann gute Nacht, mein ganz Gedicht!
Ich will — ich weis zu gut zu leben
Einsweilen ihm die meinen geben;
So hebt durch meine Höflichkeit
Sich gleich die ganze Schwierigkeit,
Und mein Gedicht kann dann nichts stören . .
Auch wär es grob: (gesagt in Ehren)
Für meinen Lesern insgemein
So bloß am Unterleib zu seyn —
Und stünd er gar beym Frauenzimmer
Von vornen — je — was wäre schlimmer!

Zweyter Gesang.

Es ist drum gut, denkt mancher itzt,
Wenn man bey vielen andern Gaben
Auch die, zu schwatzen, mit besitzt.
Wen wundert es? ... ich muß sie haben
Da es in meiner Vaterstadt
Entsetzlich viel Frau Baasen hat —
Da lernt man was — in einem Saale
Da sitzen euch zum größten male
So vierzig Paar — Da könnt ihr schließen,
Hab' ich was rechtes lernen müssen.
Da spricht man — wie der Jungfer Baase
So schlecht ihr hoher Kopfputz steht,
Und wie so närrisch auf der Straße
Im Gehen sie den H — drehe.
Wie thörigt das verliebte Ding
Aus seinen Katzenaugen schielt,
Und mit dem Fächer und dem Ring
So gar zu affektiret spielt — — —

Halt ein! — so schreyt ein alter Richter
Halt ein! und sey ein klügrer Dichter —
Und reize dir die Wespen nicht —
Unglücklicher! es glüht die Rache
Und schlimm — ach schlimm ist deine Sache,
Zu wiederrufen sey die Pflicht! —
Ganz gut — itzt komm ich auf Zairen.

Erst gieng sie in der Morgenröthe,
Auf frisch bethautem Blumenbeete
Zum Bache, der durch Rosen schleicht —

Rings um sie her, auf grüne Wiesen
Sah sie den Morgenstral sich gießen,
Der rings im Wald den Schlaf verscheucht —
Sah' im Gebüsch sich Vögel wecken,
Halb müd von Schlaf die Füße strecken,
Durch manche goldne Blätter schlüpfen
Von Ast zu Ast auf Bäumen hüpfen,
Die stilles Morgenroth umglüht —
Sie sah' den Morgen Streife ziehen
Und Wolken an dem Himmel glühen —
Sie hörte in der umstralten Luft
Der Lerche schwirrend Morgenlied,
Die Hymnen holder Nachtigallen
Sanft schmachtend aus den Büschen hallen —
Sie athmete die Frühlingsluft
Durchbalsamt von dem Veilchenduft
Den auf besaamten Rosenflügeln
Der Zephir von den nahen Hügeln
Zum frischen Bach im Thale trug,
Wo sich ein Quell aus feuchtem Moos
Vom Felsen laut hernieder goß
Und Perlen in dem Fallen schlug —
Wo von den frischen Silberquellen
Die Morgenröth umglänzte Wellen
Sanft murmelnd über glatten Kieseln
Durch bunte Blumenthäler rieseln:
Da stand Zaire in dem Glanze,
Der angenehmsten Morgenröth,
Wie Flora bey dem frohen Tanze
Des Zephirs unter Blumen steht.
Sie bückte sich zur frischen Quelle,
Und wusch mit einer kleinen Welle

Die ſie mit ihrer Roſenhand
Gefaßt, ihr glühend Angeſicht,
Das ſich itzt noch ſo heiter fand.

Dies that bey jeder Morgenröthe
Zaire — ob's ein Mädchen thäte,
Das ſich mit manchem fremden Waſſer
Die Hände ſpült und das Geſicht,
Das weis ich, bin ich gleich Verfaſſer
Bey meiner Autors Ehre nicht.
Zaide thats, und ihre Wangen
Erhob hernach ein höhers Roth,
Und lächlend ſah den Liebesgott
Man dann auf ihren holden Wangen
Und an dem vollen Buſen hangen.

Oft kam ſie ſo allein zur Quelle,
Und wuſche ſich. . . Sie hatte nie
An dieſer ihr ſo lieben Stelle
Jemand geſehn — Doch fand ſie hie,
Vielleicht war er verirrt — ich weis
Auch dieſes nicht — nur dies, daß man
Sich wirklich oft, wie er, mit Fleiß
Zu Mädchen wohl verirren kann —
Hier fand ſie Azah — welcher zwar
Sich nicht verirrt, und ſollt ich rathen,
Ein wenig viel neugierig war,
Und nun entſchloß zur Quell zu gehen,
Um da — die Morgenröth zu ſehen;
Vielleicht auch gar, um ſich zu baden.

Das, ſprecht ihr; mag ein andrer glauben,
Ich nicht — die Morgenröthe konnt
Er ja faſt alle Tage ſehen —

Gewiß! er gieng dem Mädchen nach,
Wenn anders wir das Ding verſtehen.
Je — wie ihr wollt — er kam zum Bach
Und fand Zairen in dem Glanze
Des allerſchönſten Morgens ſtehen,
Die Bruſt mit einem Blumenkranze
Umwunden — ſah ſie — fand ſie ſchön —

Nach dermaliger Mode ſah ſie Irzah, weder durch eine Brille, wie die Spanier, noch durch ein Fernalas, wie die Franzoſen, und kurzſichtige und weitſichtige Deutſchen an, ſondern wie der Dichter ſagt, mit bloßen himmelblauen Augen. Was, meine männliche Leſer, würden ſie in Irzah's Lage gethan haben? Mancher halbfranzöſiſche Kaufmannsſohn oder Bediente würde den Hut unter den Arm genommen, ein modiſches Kompliment gemacht, und das Mädchen mit einem Wettergeſpröche unterhalten haben — ein Schweizer oder Holländer? — Nun der würde gethan haben — was ſeine Väter, Groß- und Urväter thaten —

Doch unter uns: dies that ſich nicht,
Wie heut zu Tag, bey unſern Damen,
Die mit erröthendem Geſicht
Die Freyheit die wir frech uns nahmen,
(Und wär's die äußerſte, die man
Bey Frauenzimmern nehmen kann)
Verweiſen — aber in dem Herzen
Ein Spiel, von ſo erlaubten Scherzen

So voll von Wolluſt und ſo ſehnlich
Sich wünſchen . . . .

Dieſen ware nicht
Des ſchönen Irzah's Mädchen ähnlich —
Ihr Herz war Unſchuld — ihr Geſicht
Bedeckte keine falſche Schaam;
Und wenn ihr Irzah etwas nahm,
Das ſich, nach heut'ger Art zu ſprechen,
Nicht ſchickt; ſo wars in jenen Zeiten
Bey unſern zwey verliebten Beyden
Nur Unſchuld — niemals ein Verbrechen —

Ende des zweyten Geſangs.

Und hier wollen wir aufhören, und das folgende in einem kommenden Hauptſtücke abſchreiben. Sehr bequem können unſre Reiſende nun angekommen ſeyn, und —

Siebenzehntes Hauptſtück.

Dorſet — Hanns wird eiferſüchtig wie ein Spanier oder Italiäner — hält eine Rede, worinn er von Orvieto unterbrochen wird — Zwey Mädchen treten auf — gehorſamſter Diener Jungfer Baaſe — ich empfehle mich Ihnen —

„Bey meiner Seele, Herr Baron, das iſt ſie, nun ſollen Sie mir einmal urtheilen, ob Hanns Gürge oder Velten recht hat.“

Dorfet hatte itzt keine Zeit, Hannsen zu antworten — Er flog den Gang hinauf, nahm Julien in seine Arme, und rief fast wie ein Begeisterter aus —

„Und ich bin der Glückliche, der Julien findet — sie ihrem rechtschaffenen Vater, ihren Aeltern wieder zu geben die für Freuden sterben werden — O! Sie sind doch noch Dorfets Freundinn — Ach Julie — Julie wie glücklich bin ich!"

Wie unglücklich ist ein Mädchen, das keine Welt besitzt — Julie schämte sich nicht, da sie Dorfet umarmte — sie war so froh — so froh, daß sie weiter nichts sagen konnte, als „ach liebster Dorfet — bester bester Dorfet" und hernach verbarg sie ihre Augen an seinem Busen, eine süße, wollustige Thräne zu verbergen, die dieselben benetzte.

Hanns stand wie eine Bildsäule da, und starrte sie beyde an, ein tiefer Seufzer, der ihm entwischte, wird meinen Lesern schon genug sagen, was er dachte — Aber gieb dich zufrieden, Hanns! — Dorfet hat gröſsere Ansprüche auf Julien als du — der Schulze mit allen Gerichtsschoppen — und doch kamen dem armen Menschen die Thränen in die Augen — und kaum hatte sich Julie von ihrem Freunde gewunden, als er sich zu ihr nahte, ihre Hand anfaßte, und sagte:

„Willkommen Jungfer Julchen! man sollte doch fast glauben, Sie hätte Hannsen vergessen —

den

den braven treuen Hanns, der Ihr mit seinem Wagen entgegen gefahren kam, wie Sie mit Ihrer Mutter auf unser Dörfgen zukam — Ja dem Himmel sey es geklagt, Undank ist der Welt Lohn — so heißts ja recht — Aber wo hat Sie Sophien gelassen, härmt sich das gute Mädchen auch noch ab? Das hat mir immer nicht gefallen wollen — was nicht zu ändern ist, darüber muß man sich kein Haar ausreissen — es wird schon ein andrer braver Mensch in der Welt herumlaufen, der sie trösten kann — Je nun — unverhofft kommt oft — unser Schulze ist auch kein Krautstempel — er hat sein Aemtgen und Güter, wo sie sich nicht schämen darf, recht zu reden, so kann sie sich da mit ihm recht ins Warme setzen; es ist immer —"

Dorset und Julie sahen einander wechselsweise an, fühlten ganz das Glück sich wieder gefunden zu haben, und bemerkten kaum, was der gesprächige Hanns mit ihnen redete — als plötzlich Orvieto aus dem Walde kam, und um Hülfe rief — Merillac stirbt, fremder Unbekannter! wenn wir ihm gleich nicht helfen — Sophie ist ohnmächtig — helfen sie uns um des Himmels willen! —

Dorset hatte kaum Merillacs Namen gehöret, so lief er von Julien dem Unbekannten nach, der mit ihm in das Lusthaus gieng — da lag Merillac — und Sophie, beyde von Orvieto auf ein Sopha geschleppet, ohne Zeichen des Lebens — Dorset nahm etwas Wasser, das ihm Amphitrite

in

in die Hände goß, und besprengte die beyden Schlafende — ohne Wirkung — da kam Julie, und brachte ihnen ein stärkendes Wasser — Weil es nun einmal so mode ist, die Ohnmachten mit solchen Wassern zu vertreiben — Dorset entfernte sich wieder, und bat den Fremden, dem Herzoge zu sagen, aber mit Vorsicht zu sagen: „Dorset wäre da."

„Sie heißen Dorset? —"

„Ja! "

„Sie sind der Freund, von dem ein Mißverständniß den Herzog in diesen Zustand setzte. Sophiens Bruder, mein verstorbner Freund, führte eben diesen Namen — Sophie nannte seinen Tod, und Merillac fiel für Schrecken zu ihren Füßen, und riß Sophien durch ein ähnliches Schrecken in eben dieselbe Lage."

„Himmel! Sie sind Orvieto?"

„Ich erstaune — —

Und da gab Merillac Zeichen des Lebens von sich, und Dorset entfernte sich geschwinde, und gieng in die bedeckten Gänge des Gebüsches.

Längst dem Gange her kamen zwey Mädchen — schön wie die Liebe — Ihre Kleidung war weiß, aber an den äußersten Enden liefen Bänder von dünnen schwarzen Flore längst dem Busen hinunter, bis auf die artigen Füße — jede hatte einen Strauß von Mayblümchen und Rosenknospen an dem vollen Busen hinter einer schwarzen Schleife stecken — Milde und gütig waren ihre Gesichtezüge,

züge, aber der Gram über den Tod des geliebten Bruders hatte etwas Trauriges in ihre Züge gelegt, das durch die Mischung mit dem Gütigen reizend wurde. Sie sahen den prächtigen Milord, (denn Dorset richtete sich täglich mehr nach den Vorurtheilen, den Namen des Sonderlings zu vermeiden, und gieng in Kleidern und dem übrigen prächtig, ob er gleich noch, mit seinem Vermögen berechnet, es weiter hätte dehnen können; zudem hatte ihm die Liebe etwas mehr Neigung zur Pracht gegeben, nach ihrem Grundsatze: „Suche zu gefallen") und giengen ihm mit einem reizenden Anstande entgegen.

„Welchen vornehmen Gast führet das gütige Glück in unsre Wohnungen? es scheint, als wollte es unser Vergnügen recht groß machen." Dieses sagte die schöne Cöcilie zu unserm staunenden Milord mit einer reizenden Verbeugung —

Ihre jüngere Schwester, Marie, machte ihm ebenfalls eine Verbeugung, so schön, daß die Kastaliden sie nicht schöner machten, wenn sie Musägetes am Aganippus besuchte —

„Mein Name ist Dorset."

„Ach Sie sind Dorset!" unterbrach sie ihn mit einer sanften Miene, und mit Zügen, in denen alle die Freude gemalt war, die sie empfand.

Marie schlug ihre schönen schwarzen Augen nieder, und erröthete, da sie diesen Namen hörte —

„Sie sind also unser liebenswürdiger Vetter, Milord! wenigstens sind Sie es, wenn Sie auch

auch nicht mit dem unglücklichen Dorset verwandt sind.“

„Wie gern will ich es seyn, liebstes Bäsgen, aber dann müssen Sie mir auch die Rechte der Verwandtschaft schenken — Fremde Schönen bewillkomme ich, wie ich that, aber so artige Freundinnen ganz anders — da bin ich lebhafter, sehen Sie, wie ich es mache!“

Und da umarmte sie Dorset beyde mit vielem Entzücken — wenigstens mit so vielem, als das Andenken an die traurige Lage seines Freundes, und die lebhafte Ungeduld, ihn bald zu umarmen, und Orvieto Zeichen seiner Achtung zu geben, zuließen —

Die schöne Marie bemerkte zuerst das Traurige in seinem Tone, und seinem Betragen —

„Sie scheinen mir etwas schwermüthig zu seyn, lieber Vetter“ sagte das gütige Mädchen.

„O! Sie wissen gewiß die unglückliche Lage meines Freundes, des Herzogs, und Sophiens nicht?“

„Wen nennten Sie da; — den kennen wir nicht.“

„Hier im Lusthause verließ ich ihn ohnmächtig, und kaum daß er Zeichen des Lebens von sich gab.“

„Kommen Sie eilend, wir wollen ihm zu Hulfe eilen!“

„Gehen Sie, liebenswürdige Schönen — mein unvermuthetes Daseyn könnte ihm schädlich seyn —“

Sie gienaen eilends nach dem Luſthauſe zu, und Dorſet eilte in einen Nebengang, wo er Julien ſah, die aus ähnlichen Urſachen ſich entfernt hatte —

Urtheilen ſie einmal, denkende Leſer, wie traurig Dorſets Schickſal war — Von ſeiner edlen Seele können wir nicht erwarten, daß ſie den Regungen der Liebe mehr nachgegeben hätte, als dem Gefühl der Freundſchaft — und Dorſet war noch völlig mit der neuen Liebe Merillacs zu Clementinen unbekannt — Ob ich recht habe, werden wir bald aus Dorſets Unterredung mit Julien hören.

Achtzehntes Hauptſtück.

Der Verfaſſer wird ein Recenſent — Hanns verſchwindet. Ein Jüngling macht ſich ein Grab. Indeſſen ſtirbt Buttler, verliebt ſich Barnwell, zündet Alexander Perſepolis an, und wird Araſpes eidbrüchig. Antonius und Cleopatra ſterben, und der Jüngling macht ſein Grab wieder zu, nachdem er hinein geſehen — Julie philoſophirt.

Wer grübe ſich nicht ſelbſt ſein Grab,
Und würfe froh des Lebens Bürd hinab
Wenn ſüßer Wahn nicht wäre! —

Nimm dir den Wahn, dein Ruhm ſey Lüge,
Sey Tand — ſey Rauch —

Auch

Auch Doris — Doris trüge
Sie täuſche auch.

Wer grübe ſich nicht ſelbſt ſein Grab,
Und würfe froh des Lebens Bürd hinab,
Wenn ſüßer Wahn nicht wäre! — (*)

Dieſes kleine Stückchen hat ſo vielen Reiz, eine ſo ſanfte hinreißende Schönheit — iſt mit ſo vieler Empfindung und Gefühl geſchrieben, daß ihm wohl Niemand ſeinen ganzen Beyfall verſagen wird. Kein Wort, keine Sylbe iſt überflüßig — überall ſchwillet die Empfindung hervor — ſo gar der Ton giebt ihm etwas feyerliches.

Wer grübe ſich nicht ſelbſt ſein Grab.

Sehet einmal dorten jenen Unglücklichen! — Nicht die Bosheit, nicht Ränke ſeiner Mitbürger, nicht ein Fremder grädt ihm ſein Grab. Dieſes würde etwas gewöhnliches ſeyn — Nein — er ſelbſt nimmt die Spade in die Hand, geht mit einem, von Empfindungen ſeines Unglücks ſchmelzendem Herzen unter eine Cypreſſe — Hier grädt er mit gelaſſenem — aber gewiß fürchterlichem Muthe ſein Grab — ſo umſteckte die unglückliche Tenie die Leiche ihres Kindes mit Blumen — redete lächelnd mit ihm, als lebte es — wiegte es ſanft ein; und erkennt ihren Vater nicht, den unglücklichen Gemahl nicht — ein Blättchen rauſcht im Gebüſche — „O! ſey ſtill, kleiner Weſtwind, und wecke dieſen Engel nicht.“ Empfindung ſtürmt

(*) Göttinger Muſen-Almanach vom Jahr 1772.

thürmt sich auf Empfindung, bis zu dem hohen Grade, wo sie sich nicht mehr fühlen läßt, aber mechanisch durch uns wirket — So ist der unglückliche Jüngling — Alle Ideen seines Unglücks, die vorher angestellte Zergliederung seines Schicksals, die finstere und undurchdringliche Nacht, die schwärzer durch die überzeugende Gedanken, von der Unmöglichkeit eines bessern Schicksals in der Zukunft wird — sein gutes empfindliches Herz, das eines bessern Geschicks werth ist — die wahre Ueberzeugung, nichts in der Welt sey ein wahres Gut — setzet hinzu, der schwere Umlauf des Geblüts, und die Pressung, die es verursacht — führet ihn gelassen nachgebend zu der Stätte seines Grabes — alle vorher angestellte Ueberlegungen schmelzen in die einzige Idee zusammen — Nichts ist für dich in der immer täuschenden Welt als dieses Grab — Dahin wirf die Bürde des Lebens — Nun hat er sein Grab fertig — froh sieht er hincin — „Hier ist deines Unglücks Ende — hier wirst du sanft ruhen, und die Bürde des Lebens nicht länger tragen — und so

„gräbt er sich selbst sein Grab“

mit dem frohen — in seinem unfühlbaren Zustande süßen Gedanken:

„Die Bürde des Lebens hinein zu werfen.“

„Nimm dir den Wahn, dein Ruhm sey Lüge,
„Sey Tand, sey Rauch —
„Auch Doris — Doris trüge
„Sie täusche auch! —“

Was hat mancher Unglückliche mehr als — Ruhm. Sein übriger Zuſtand iſt der trauriaſte — Wie gieng es dem unglücklichen Britten? irre ich nicht, ſo war er Buttler — Sie ließen ihn Hungers ſterben, und ſetzten ſeinem Ruhme ein Monument —

Er ſtarb — und wie? — Aus Hungersnoth —
Da gab für Brod
Britannien ihm einen Stein.

Nun ſetzt — ſein Ruhm ſey eine Lüge, ſey Tand, ſey Rauch geweſen — nicht der Wahn oder die Hoffnung nach ſeinem Tode zu leben habe ihm das unglücklichſte Leben erträglich gemacht — würde er nicht gethan haben, was der Dichter ſagt — nicht ſelbſt ſein Grab gemacht, und die Bürde des Lebens hinabgeworfen haben? Und wie mancher Verdienſtvolle lebt nicht wirklich, der bey allen den mühſamen Arbeiten nichts, als etwas weniges beſitzt, und bloß deswegen mit Undank belohnt wird, weil er — Verdienſte hat (*) —

„Auch Doris — Doris trüge
„Sie täuſche auch! —

Wer gewiß trifft dieſes alles bey einem Liebhaber ein, den ſein treu geglaubtes Mädchen täuſchte — habt ihr je ernſtlich geliebet, ſo werdet ihr dieſe Wahrheit ſo viel lebhafter empfinden — Alles ſagt der Verfaſſer, da er dieſes hinzu ſetzt:

„Auch

*) Zu H — — wird man leicht ſchließen können, daß ich auch den rechtſchaffnen Hrn. Rector A — — gemeynet habe.

„Auch Doris : : Doris trüge
„Sie täuſche auch! : :

Reichthum — Ruhm — ſo gar die Freundſchaft — oft die Freundſchaft, ſind zu ohnmächtig gegen die Liebe. Er liebet ſein Mädchen — ſie liebet ihn — Alle übrige Gegenſtände ſind zu geringe, nur von ihm bemerkt zu werden. Pflichten, die er ſonſt mit Vergnügen erfüllte, werden ihm eine Laſt, ſo bald ſie ihn von ſeinem Mädchen trennen — Sie iſt der Sammelplatz alles Vergnügens, alles deſſen, was Achtſamkeit verdienet — jedes Ergötzende iſt in ihr, und alles iſt lächerlich, was man mit ihr vergleichen will. Tauſend Leben würde ich für die Liebe hingeben, und ſterben würde ihm — Kleinigkeit ſeyn. Ihr opfert Barnwell ſeinen beſten Oheim auf — Henley's unglücklicher Freund thut ein ähnliches — Der Eroberer der Welt ſteht kaum die Fackel in der Hand ſeiner Liebſten, ſo eilet er raſend, und zündet Aſiens gröſte Zierde Perſepolis an. Vergaß Araſpes den Schwur nicht, den er ſeinem Beherrſcher that? der der Liebe ſo beherzt trotzte; und würde Antonius nicht groß geblieben ſeyn, hätte die Königinn Aegyptens ihn nicht mit unzerbrechlichen Ketten gefeſſelt. Und nun ſetzet:

„Auch Doris — Doris trüge
„Sie täuſche auch —

Was that Barnwell? — und der Freund des niederträchtigen Henley's? — Was würden die

übrigen Helden gethan haben? — Nur Blut — wäre es gleich nicht ihr eignes geweſen — doch vieles Blut hätte die Wuth getäuſchter Liebe ſättigen müſſen — und fiel nicht Cleopatrens Geliebter — und die ſchöne wollüſtige Königinn durch die Liebe? Unſer Jüngling, der beſſer liebte — geht — nimmt die Spade auf ſeine Schulter, und ſchleicht tiefſinnig unter die Cypreſſe — er hatte einen Freund — den vergaß er — Nun wirft er die kleinen Hügel um ſein Grab auf — und nun würde er hinein ſinken, wenn nicht eins ihn zurück hielte —

„Wenn ſüßer Wahn nicht wäre"

Ein einziger Gedanke kann ihn zurück führen, und der Gedanke iſt nichts anders, als die Hoffnung — Vielleicht habe er ſich betrogen, vielleicht iſt ſein Mädchen ihm treu —

Wer grübe ſich nicht ſelbſt ſein Grab,
Und würfe froh des Lebens Bürd' hinab,
Wenn ſüßer Wahn nicht wäre.

Nimm dir den Wahn, dein Ruhm ſey Lüge
Sey Tand — ſey Rauch —
Auch Doris — Doris trüge
Sie täuſche auch! —

Wer grübe ſich nicht ſelbſt ſein Grab,
Und würfe froh des Lebens Bürd' hinab,
Wenn ſüßer Wahn nicht wäre —

Die Wiederholung des erſten Satzes iſt ſchön — ſo ſchön als nöthig. Das ganze Stück iſt voll Gedan-

Gedanke, und ſo niedlich — daß es der Verfaſſer unmöglich hätte ſchöner machen können. Es iſt vollſtändig in ſeiner angenehmen Kürze, und würde vielleicht nicht ſo ſchön ſeyn, wenn es länger wäre —

„Nimm dir den Wahn —“

und dann ſind wir alle nichts mehr, und weniger, noch als das Thier, das nach mechaniſchen Kunſttrieben handelt — —

Dorſets traurige Lage brachte mich zu dieſer Paraphraſe, wenn man mir das Recht zu Kunſtrichtern nicht zugeſtehen will. War er nicht am Rande des Todes? und doch hatte ihn Julie nicht getäuſcht. Ohne die Grundſätze Ariſts würde er entweder niederträchtig, oder — des Todes geweſen ſeyn — Und ſo, meine Leſer, iſt der Blick in Dorſets Herz nach ſeiner gegenwärtigen Lage — ſehr traurig — und unglücklich —

Wir ließen ihn bey Julien, zu welcher er in den Nebengang des Luſtwäldchens gieng — Dieſes unſchuldige, unglückliche Mädchen gieng ſchwermüthig durch die ſchattigten Gänge — Kaum ſah ſie den jungen Lord, ſo gieng ſie ihm entgegen —

„Ich ſuchte Sie ſchon lange, liebſter Dorſet! Sagen Sie mir doch, wie bisher ihr Zuſtand war —“

„Traurig und angenehm — liebſte Julie — Bald folterte mich die grauſame Liebe, und dann machte das Gefühl, welches Ariſt in dieſem Buſen wieder entflammte, das ganze ausgemalte, leb-

haſte Glück Merillacs, die edlern Empfindungen der Freundſchaft mein Opfer angenehm — Ich würde in Juliens Armen glücklich, und mein Freund unglücklich ſeyn — Aber Julie in Merillacs Armen — dies iſt ein edler Bild — immer gröſſer belohnend, meine Julie, da ihr Grund Tugend, ſo gewiß als der Grund der Liebe Leidenſchaft — iſt — die warlich mehr Vorwürfe in Dorſets Herz erwecken würde, als der ganze Beſitz Juliens auszulöſchen vermöchte — Würde ich auch Sie — o! noch zu ſehr geliebte Freundinn! Würde ich auch meine engliſche Julie noch am Ende eben ſo zärtlich lieben wie itzo — Mich Julie eben ſo zärtlich — würde denn nicht das Unglück meines Merillacs eine ewige Narbe in dies Herz zeichnen, die jeder Gedanke an ihn blutend machen, und die zärtlichſte Freude vergöllen würde — Groß iſt Dorſets Opfer, das empfindet mein Herz zu ſehr — auf beyden Seiten blutet es — aber leichter heilet es die Freundſchaft, als es immer marternde Vorwürfe thun würden."

Dies ſagte er mit einer ſanft herab rieſelnden Thräne des Gefühls — und die ſchöne Seele Juliens konnte nicht ungerührt bleiben — Sie lehnte ſich an ſeinen Arm, ſah ihn mit ſchmachtenden thränenvollen Augen an, und ſagte: —

„O! verzeihen Sie, edler — würdiger Dorſet — Ihr Entſchluß iſt glänzend — aber Juliens Herz iſt ſchwächer, dann Ihres — Verzeihen Sie Julien, daß dieſer Entſchluß Sie mehr koſtet,

denn

denn sie ist — ein Mädchen — Würde aber Julie dann glücklicher seyn, wenn sie sich in den Armen eines Mannes sähe, der ihr ein Barbar seyn würde, da er die Ruhe ihres Geliebten untergräbt — Würde denn nicht das traurige Bild des einzig geliebten Dorsets eben so marternd für Julien seyn, wie das Bild ihres Freundes Ihnen? Sie würde das Gefühl einer großen Handlung in etwas belohnen — Merillac, vielleicht Juliens Besitz — Aber was würde die unglücklich liebende Julie trösten können, die ein trauriges Opfer ihres Freundes ist — die in Merillacs Umarmung den verlornen Dorset beweinen würde — O! sehen Sie — so geht das unschuldige Lämmchen, von der Brust seiner Mutter gerissen, zum Tode — glücklich — Julie gehet zum Leben — dem traurigsten — Sehen Sie doch dort das arme Vögelchen — gewiß seufzet es um den verlornen Gatten — Wenn ein Fremder käme, würde er gleich den lieben Gatten aus seinem Herzen tilgen?"

Dorset, voll Gefühl von dieser Wahrheit, wollte für Julien niederfallen — wollte — — doch noch ein Gefühl hielt ihn zurück —

„Glücklich würde ich seyn, unglückliche Julie, wenn ich Sie wiederlegen könnte — Aber lassen Sie uns in Aristis Arme eilen, nicht ohne Gründe wird er Julien unglücklich machen wollen — er soll unser Richter seyn, liebste Julie! —

Neunzehntes Hauptstück.

Eine abermalige Ueberrumpelung — Sokrates soll ein Deserteur werden, und bedankt sich — er stirbt endlich gar, nachdem er sich im Trunke übernommen, und Julie soll ihm nachahmen — Merillac verdirbt den ganzen Handel wieder.

„O! ihr englischen Kinder, kommt in meine Arme! — ich bin ein redlicher alter Mann — ihr guten Kinder habt gemacht, daß ich Alter Thränen vergießen mußte — Kann in so jugendlichen Herzen so viel Edelmuth, so viel Empfindung herrschen!“ —

Es war der alte Berkley, der Vater von der Gräfinn Durance, der in diesem Gebüsche auf einer Bank saß, sein graues Haupt auf die Arme geleget, die er auf einen Stab stützte. Sein ganzes Herz war Tugend, und fühlte alles Entzücken wie ein Jüngling, da er diese Scene sah —

„Nein, fuhr er fort; noch ist die Tugend nicht ganz nach dem Himmel entflohn — noch wohnt sie in dieser einsamen Gegend und in euren Herzen — Ach umarmet mich Greisen, ihr liebenswürdigen Kinder! — Schämet euch nicht — wer so tugendhaft liebt, wie ihr Kinder! der darf sich nicht schämen — Laßt mich einsweilen euren Streit entscheiden — hier setzet euch neben mich auf

auf dieſe Raſenbank — du Julie zu meiner Rechten, und du, Dorſet, zu meiner Linken — nehmt es mir nicht übel, daß ich euch du heiße — ich liebe euch ſchon zu ſehr, und ihr müßt meine Kinder ſeyn — — — Vielleicht hat Julie recht, vielleicht nicht — und du, Dorſet! vielleicht haſt du unrecht! Aber ſagt mir erſt eure Geſchichte — —“

Die beyden Ueberraſchten weinten für — Freude, vielleicht — vielleicht aus Empfindung — Julie erzählte ihm die ganze traurige Geſchichte ihrer Liebe — Dorſets vermeynten Tod — und da hörte ſie dann und wann von einer Thräne unterbrochen auf; und der Greis tröſtete ſie dann wieder, und drückte ihr mit zärtlicher freundſchaftlicher Liebe die Hand —

„Liebſte Julie! ſo redete er das liebenswürdige Mädchen an: dein Schickſal iſt wirklich traurig — weinen kann ich um dich — aber nach meinem Rathe deine Liebe nicht krönen — Siehe, dein Dorſet handelt ſo edelmüthig — aber er thut es aus Pflicht — nicht ſeine Julie aufzuopfern — nein, ſeinen Freund zu erhalten. Was für ein Gedanke dich belohnen kann? — ein höherer als deinen Dorſet — ich will dich durch eine Geſchichte des großen Sokrates überzeugen, biſt du gleich ein Mädchen — denn die Tugend ſchöpfet bey jeglichem Geſchlechte ſeine Beyſpiele aus edlen Muſiern — Athen war wider ihn — ſeine Tugend und ſeine Lehren — die reinſten

Lehren brachten ihn ins Gefängniß — Kriton, sein Freund, bestach den Hüter des Gefängnisses, und wollte einen Freund befreyen, der des Lebens mehr werth war, denn ganz Athen. Was that Sokrates? — Nein, Kriton, sagte er — ich lebe unter den Gesetzen meines Vaterlandes — es erzeugte mich, und da es mich als einen Bürger erzog, so erhielt es zu gleicher Zeit das Recht, mein Richter zu seyn — ich lehrte: „die Gesetze sind heilig" sollte ich sie entweihen, indem ich mich ihnen entziehe — so Athen von der Wahrheit meiner Lehrsätze überzeugen —

„Aber sie werden dich tödten"

so werden sie es thun — ich, der ich nicht über die Gesetze gesetzt bin, werde mich nicht gegen das Gesetz auflehnen — es ist Richter — ich bin Bürger und Unterthan —" und sein Freund Kriton konnte ihn nicht bewegen, sich dieser günstigen Gelegenheit zu bedienen, nach Corinth zu Kritons Freunden zu fliehen, und sein Leben zu erretten. Er trank vergnügt das Gift, und starb für seine Lehre vergnügt — da er entfliehen konnte, ohne seinen Freund irgend einem Unglück auszusetzen, und es nicht that — würde er angenommen haben, daß sein Freund an seiner Stelle sterben wäre? und war eben dadurch Sokrates nicht größer, da er den Tod nicht einmal fürchtete, dem er so leicht entgehen konnte — war er nicht selbst das Opfer? nicht für einen Freund — bloß für Grundsätze? Siehe Julie, so groß ist die

Tugend

Tugend — du bist das unglückliche Opfer zweier Freunde — du, die du es gerne wirst, hast die gröſte Belohnung, da du es bist — ohne deinen Willen kann dich Dorset nicht seinem Merillac übergeben — — —

„— Nein! und das soll Dorset nicht — Merillac liebt Julien nicht mehr als Gattinn — Nein, Dorset muß sie besitzen, so wahr ich Merillac heiße — Clementinen liebe ich — nicht Julie — Clementine heißt meine Geliebte.“ Und bey diesen Worten stürzte er in Dorsets Arme —

Er war es selbst, und da er von Orvieto nach und nach erfuhr, er hätte sich geirret — es könnten verschiedene den Namen Dorset führen — daß es leicht möglich wäre, daß gar ein Dorset in dieser Gegend wäre, so eilte er lebhaft von dem guten Mädchen und dem Freunde nach den bedeckten Gängen, und hörte noch die letzten Worte des Greises —

„O! wie sehr beschämet ihr mich alle durch die Gröſe eurer Denkungsart und eurer Grundsätze — Selbst Sie, rechtschaffner Greis! und Merillac sollte nicht so edel seyn — O nein! und wenn ich auch Clementinen nicht liebte, so würde er doch so grausam nicht seyn, Dorset seine Julie zu rauben — wie schwach denket ihr euch den armen Merillac — o! er ist auch ein Freund der Tugend und seines Freundes —“

Und

Und eben rollten die Wagen Dorsets und Clairvalls durch den großen Tannengang nach dem Schlosse —

Zwanzigstes Hauptstück.

Irzah wagt eine sehr seltsame Liebeserklärung. Zaire versteht den Lauf der Welt höchst schlecht. Ovid wird Schulmeister, und giebt Lektion. Der Verfasser wird vom Frauenzimmer ausgehunzt, beißt sich tapfer mit ihnen herum, legt sich endlich zum Ziel, und kocht einen Hecht. Zaire geht verloren. Randglossen.

Indessen sich die guten Leute einander bewillkommen, und damit wir sie nicht allenfalls stören, so wollen wir so lange die Brieftasche wieder ausschreiben, bis sie recht vertraut mit einander in den Lustgängen gehen —

Irzah und Zaire.

Dritter Gesang.

So fand sie Irzah — voller Freude
Lief er, als er sie nur erblickt,
Zu ihr, und sah' sie ganz entzückt,
Und staunend in — dem leichten Kleide.

„Wer bist du? rief er; niemals sahe
„Mein Auge so was auf der Flur"
Hier hielt er ein.... Wie ihm geschahe
Empfindet ein Verliebter nur ---
Und sagt: wie kennt es anders gehen?
Kein Mädchen hatt' er je gesehen.

Drauf gieng er näher --- schüchtern stand
Zaire da --- sanft nahm er sie
Und lächelnd bey der schönen Hand,
Sah ihren Busen --- dann das Knie
Bewundernd an ---

So bin ich nicht
Erwiedert sie voll Zärtlichkeit
Und Mienen der Entzücken streut;
So bin ich nicht in diesem Haine
Und auf der Blumen Flur alleine ---
Wie glücklich ist nicht itzt Zaire! ....

Zaire!... sprach voll trunkner Wonne
Und stammelnd Irzah --- nichts soll dich
Mir je entreißen.... Ach! ... verliere
Ich dich --- so flieht mich die Sonne
Nicht heiter mehr.... O! dann will ich ---
Hier seufzte er --- dort an den Steinen
Des Felsens, bis --- ich sterbe, weinen.

Ach! bester, zärtlichster Geliebte!
Versichte sie --- Auf dieser Erde
Wär mir der ganze Frühling todt,
Verliert' ich dich --- --- --- Ein Liebesgott
Sah sanft von einer goldnen Wolke
Durch falben Morgen Glanz herab,
Und freute sich --- in kleinem Trab

Lief

Lief er entzückt von ſeiner Wolke,
Und ſtürzte ſich auf dem Gefieder
Des Zephirs zu dem Thale nieder,
Und drehte, ſchön wie Morgenglanz
Für beyde einen Blumenkranz.

Itzt ſanke Izzah voll Entzücken
Auf ſeines Mädchens Buſen nieder;
Und wagts, den Mund auf ihn zu drücken —
Wie beb er ſich! . . . Wie ſank er wieder,
Von nie gefühlter Luſt durchglüht.
Zaaren ſieht er ſchmachtend an,
Und fühlt — und jeder Ton entflieht;
Und ſie? . . . gerührt vom ſanftſten Triebe,
Sah ihn mit Augen ſo voll Liebe,
Als je auf einen Jüngling ſahn — — —

Und da nahm er ihre kleine Hand, und gieng mit ihr an das abhangende Ufer des Baches — da ſaßen ſie ſich und ſagten — was konnten ſo unerfahrne Kinder ſich auch viel ſagen? — Kurz, ſie liebten ſich nach der damaligen Mode — nach der heutigen Mode war es freylich wohl nicht.

Nicht, wie Ovid, der Kenner ſagt:
Da die, der euer Herz ſich weihte,
Worüber ſie im Anfang klagt,
Am End euch ſchenkt mit größter Freude.

Eben der große Kenner der Liebe fähret fort:

Auch iſt er ſüßer nach dem Streite
Der Liebe reizender Genuß,
Als wenn man nur mit kleiner Freude
Ihn ohne Müh empfinden muß —

Er ſetzet ſo gar die Art hinzu, wie man es machen ſoll, um die Lehre der Gradation vollkommen anzuwenden —

Erſt müſſen Blicke zärtlich ſchielen,
Und ſchlau nach unſern Herzen zielen,
Das leicht bey ſolchen Blicken fühlt.
Dann küßt man ſtill — die weiche Hand
Die Wangen . . . doch dies wißt ihr ſchon
Und wer's nicht weis, der — kann ihn leſen.

So war der Fall zwar nicht geweſen
Bey Irzah — denn ſie liebten beyde
Auf andre Art. . . In einem Blick
Voll Güte fand er ſo viel Freude
Als ihr beym — eingebildſten Glück —
Er ſtreichelte ihr ſanft die Wange,
Und dann die volle — runde Bruſt —
Dann ſanft das Kinn — und ohne Zwange
Ergab Zaire ſich der Luſt;
Die nie ihr Herze ſo empfand,
Und drückte dann ihm ſanft die Hand —
Sie ſagten ſich die ſchönſten Dinge,
Die ſie nur immer wußten, vor;
Und wenn eins an zu ſprechen fienge,
So war das andre lauter Ohr —
Und ſo ſtieg die Vertraulichkeit
In einem Frühlingstag ſo weit,
Daß er des Nachts in einer Laube,
Wo um ſie her die ſanfte Taube
Voll Zärtlichkeit den Gatten rief,

Wo kleine Nachtigallen ſangen,
Auf ſelbſt geſtreuten Roſenbetten,
Und eingewiegt von Zephiretten,
Er an Zairens beiden Wangen,
Ganz ſtill — nach ſeiner Kenntniß — ſchlief.

Vierter Geſang.

„Das, iſt erbaulich von Zairen,
„Das Mädchen hatte ſein Verſtand,
„Sie ließ ſich drum geſchwind verführen,
„Warum nicht gleich, da ſie ihn fand?“

Es könnte ſeyn, daß ſie hierinnen
Euch meine ſchönen Leſerinnen
Ein wenig irrten — glauben ſie
Daß gleich Zaire in dem Spiel
Wie manche auf ein Sopha fiel? —
Das nenn ich nur die Phantaſie
Zu ſtark erhitzt — ſie hätten ja,
Wär dieſes je ihr Zweck geweſen,
Bey Tage, da kein Menſch ſie ſah
Es können thun — Sie haben hie
Gewiß ein wenig ſich verleſen.

Zudem — was ſie, ſo nach acht Jahren
Von Amors ſtreng verbotner Luſt,
Von ihren Muhmen ſchon erfahren,
Was ja den beyden unbewußt;
Und bey der reizendſten Geſtalt
War jedes doch ſchon achtzehn alt.

„So reizend seyn, und diese Sachen
„Den Namen nach nicht einmal wissen,
„Erwiedern Sie: das macht uns lachen,
„So dumm zu seyn!“
Auf mein Gewissen
Sie wußten nichts — gar nichts von Sachen
Die unsern Zeiten Ehre machen —

„Mein Herr! Sie lügen uns — Verstand
„Den haben wir — Herr, weis er das?“
Je . . . wohl . . . Sie haben recht, Frau Baaß!
Sie und Conserten Schwestern müssen
Dergleichen Dinge besser wissen,
Und — zanken Sie mit sonst jemand —
Bey Mädchen, und sonst Frauenzimmer,
Spricht Juvenal, gewinnt man nimmer.

Daß ich auch so toll war, mich in eine Injurienſache zu mengen — — und doch ist es gewiß, daß Izzah noch — ein — zu großer Dummkopf war —

„Ißmenens Hecht war blau,
„Und mit Erlaubniß, meiner ist es auch —“

Der weyland Besitzer der Brieftasche muß wirklich kein allzu großer Freund von der Sauberkeit gewesen seyn — denn eben hier sind so impertinente Flecken, die nach — holländischem Käse riechen, daß man kaum drey Worte zusammenbringen kann — ich will es getreulich mittheilen.

— — So lagen sie die Nacht —
Und schliefen wohl — ein sanfter Kuß,

Den Izzah auf die volle Bruſt
Zairus ſchicklich aufgebracht
Iſt etwas, das, wie euch bewußt,
Die Mädchen ſanft erwachen macht,
Und wenn ihr wollt! — erwecken muß.

Zwar galt hier nicht was in dem Städtchen
Geſtreckt auf ihrem Ruhebettchen
Bey uns ein loſes ſchlaues Mädchen
Oft thut — die wohl kein Kuß erweckt
— — — — — — entdeckt
— — — — — — ſtreckt
— — — — — — ku —
— ße — — rund — — aden
— Sie euch — — en — —
— — — — Ida — — cht
— für dem aus lauter Schrecken
In ihm den Satan zu entdecken
Der Mönch zu ſeiner Geiſel flieht,
— — — — nät — — üh
— — könnt — — — — Augen
— blinzen nur — — wann ich —
— trunken — — es — —
— — — könnt....

So weit der holländiſche Käſegeruch, und die Flecken, die aber bald wieder anfangen werden.

Gemeiniglich
Kann, wie man glaubt, mit ſolchen Sachen
Man ſchon die Mädchen munter machen.
Allein, beym Sankt Cyrillus!
So komm ich nimmermehr zum Schluß —

Wenn doch die Mädchen irgendwo
Beym! — — — denk ich sie, so acht mirs so
Daß . . . doch ich schweige und kehre itzt
Zurück auf Irzah, der voll Freude
An seines Mädchens Seite sitzt —
Ein innrer Trieb durchglühte beyde,
Sie fühlten etwas, das sich warm
Durch alle ihre Adern goß,
So oft als Irzah seinen Arm
Um seines Mädchens Hüfte schloß —
Ein innrer Wunsch aus ihrem Herzen
Durchglühte oft ihr Angesicht,
Sie wünschten sich bey allen Scherzen
Auch jene, die sie kannten, nicht.
In Wonne und in stillem Sehnen
Verfloß so mancher Frühlingstag,
Wo sie von fremden Spielen wähnen
Den beyden an dem kleinen Bach,
Wo Irzah von der Rosenstaude
Dem Mädchen eine Laube baute —

Einst giengen sie, wie stets, alleine
Zum nächtlichen Cypressen-Hayne,
Und spielten da — es hatte sich
Das Mädchen schlau im Busch versteckt,
Als einem Vogel, der in Nesten
Von niedrigem Gesträuch geheckt,
Von seinen kleinen lieben Gästen,
Ich weis nicht, war's vielleicht im Spiel
Der eine aus dem Neste fiel.
Der gute arme Vogel schrie,
Es war ein kleiner Colibri,

Nach Hülfe — Irzah eilt, legt ihn
Ins Nest zu seiner Mutter hin,
Die sich auf seine Schulter schwang,
Und dankbar ihm ein Liedgen sang.

Zaire hatte sich indessen,
Wie schon gesagt, im Busch versteckt,
Wo sie die Blätter von Cypressen
Für ihres Irzah's Aug bedeckt.
Der Busch lag linker Hand — — nun suchte
Freund Irzah sie — zu seinem — Schaden
Gieng er nach rechter Hand, und — fluchte
Wie ein Monsieur, der sich verrathen
Vom Mädchen glaubt — doch still — zum irren
Wär' dies zu grob — man fluchte nie
In Kronos Zeit
Mit welcher Müh
Auch Irzah suchte, fand er hie
Sein Mädchen nicht — nicht mehr Zairen,
Und da er sie doch mit Gewalt
Noch finden wollt; verirrt er bald
Sich ganz und gar im dichten Wald.

Ein Faun, der über Schläuchen saße,
Verlacht' ihn mit gerümpfter Nase,
Und zeigte ihm die falsche Straße,
Und trank hernach aus seinem Schlauch
Nach nüchterner Mänaden Brauch
Durch Mund und Hals in — seinen Bauch

Ende des vierten Gesangs.

Anmerkungen.

Was ich bey dem Gedichte des unbekannten Verfaſſers denke, will ich meinen Leſern gern ſagen — Ohnſtreitig war ſeine Abſicht, mehr ein Bild der heutigen Liebe aufzuſtellen, und es dadurch um ſo viel lebhafter zu machen, da er die Liebe in dem Zeitalter Saturns, die ganz ohne den Prunk der heutigen war — daneben ſtellte — Dieſes Bild der heutigen Liebe fodert unumgänglich wollüſtige — ſehr wollüſtige Züge, ſonſt — würde es das Bild der heutigen Liebe nicht ſeyn. Die Züge bey Jrzah's Liebe ſind für die damaligen Zeiten nicht wollüſtig zu nennen, da es keine geſuchte Wolluſt war, ſondern Lehre der Natur — Freylich weis ſich derjenige, der nicht gern ſeinen nervigten Landsleuten Anſtoß geben will, die gern Gift aus der ſchönſten Roſe ſaugen, nicht ganz in Acht zu nehmen, er muß ganze Stellen weglaſſen, die der geſetztdenkende eben ſo geſetzt leſen wird, als es wahr iſt, daß ein hirnloſer Stutzer bloß diejenigen Stellen aufſuchen wird, die ſeinem Gout ſchmeicheln — Aber ſo macht man es meiſtens — man richtet ſein Augenmerk nicht darauf, wie etwas in Abſicht der Zeiten und der Perſonen geſchrieben ſeyn ſoll, ſondern wie es ihm gefallen würde — und dieſen zu gefallen wird kein Schriftſteller ſo dumm werden, das bleyerne Zeitalter zu malen, wenn er vom goldnen ſpricht, ſo wenig der Jude ihm zu Gefallen eine Blutwurſt mit einem Kardinal eſſen, oder der Geiſt ihm bey

Jerusalem oder dem Barte des Rabbi Kimchi schwören wird.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Wo der Kritiker sagen wird: das ist mir ein feines Hauptstück. Die Scene wird ernsthaft. Milord Coventry tritt auf. Hanns erscheint wieder.

Keine mittelmäßige Last sind die Komplimente von allen Arten, welche das allerchristlichste Volk noch — vielleicht von den alten Römern, die ihre Ueberwinder waren, lernte, und welche auch England und Deutschland nachahmte, eben als wenn sie wirklich die Chevaux allemands et anglais ohne dieselben gewesen wären, wie sich diese scherzhafte Nation auszudrücken beliebt; aber eine unerträgliche Last muß es mir ungesittetem Verfasser seyn, sie gar nachzuschreiben — Ich sehe auch nicht ein, was es meine Leser, von allen Arten des menschlichen Geschlechts, nützen würde, wenn ich ihnen erzählte, wie oft sich Cäcilie und Marie verneigt, oder wie Hanns die Augen aufgerissen, da die Herren so modisch mit dem Fuße ausscharrten, und die Frauenzimmer so ganz ohne Umstände umarmten. Genug, sie kamen an, und bewillkommten sich, wie man es auf den Gränzen von Frankreich, und dem Stifte Basel im Gebrauch hatte.

Mil-

Wirklich eine ganz artige Gesellschaft, von einer ziemlichen Menge Personen; nun könnte man nur den Handel geschwinde abthun und die guten Leute zusammen verheyrathen, dann wäre der ganze Roman am Ende. Sie sitzen ohnehin so vertraulich bey einander auf dem Altane, wenn itzt nur ein Geistlicher da wäre! Aber — ists möglich! sehe ich nicht beeden den alten redlichen Prediger durch den Tannengang sich müde und kraftlos auf seinem Stabe herschleppen? Ja er ists, aber seine traurige Miene weißaget uns nichts fröhliches.

Es war der achtzigjährige Greis. Er stieg mühsam die Stufen hinauf, und da er reden wollte, so fielen ihm Thränen aus seinen Augen. Er zitterte, und mit zitternden Händen wischte er sie von seinen Wangen.

„Ach warum heißt es nicht hier: Selig sind die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen — Meine zitternde Füße und dieser Stab führten mich in eine Wohnung, wo ich Trost ausgießen, aber erst schmerzlich verwunden soll. Diese Pflicht, die mir Amt und Menschlichkeit auflegt, zu vollziehen, unternahm ich diese mühsame Reise — Ach, liebste Madam (hier sah er die Gräfinn von Dürance an) Kinder sind eine Gabe Gottes, aber ach! oft reißt er sie von unsrer Seite, unsre Standhaftigkeit in dem Unglück auf die Probe zu stellen. Mit andern Gesinnungen, als die Söhne des Patriarchen, frage ich Sie, siehe, ob dieses Merkmaal

deines Sohnes sind? wir haben ihn gefunden, und dem Schooße seiner Mutter zurückgegeben, aus der er gebildet war. Möge seine Seele in den verklärten Wohnungen der Seligen sich freuen, mit andern Vollendeten in den Hütten eines ewigen Friedens den Lohn der Gnade reiner Tugenden erndten!"

Die Gräfinn von Dürance war eine rechtschaffene Dame, und zur Schande ihrer Mitschwestern, die sich schämen es zu seyn, eine gute Christinn. Sie war in einem Alter, wo man noch schön ist, wenn man in der Jugend nicht durch eine allzu große Begierde zu gefallen, den Grund zu der Häßlichkeit im vierzigsten Jahre gelegt hat. Ungezwungen in ihren Handlungen und Mienen, wohlthätig und standhaft, dieses waren Eigenschaften, die ihren wahren Werth bestimmten. Ihre Antwort war diese:

„Die traurige Nachricht seines Todes war mir bekannt, rechtschaffner Geistlicher! der Himmel, für den er lebte, für den ich ihn bildete, wird gewiß itzt seine Wohnung seyn — er war mein einziger Sohn, aber meine Ansprüche sinken gegen die Ansprüche des Himmels. Ich betrauerte ihn tief in meinem Herzen, und noch oft rollt die die Zärtlichkeit empörende Thräne über sein Andenken, die nur der Gedanke seiner bessern Bestimmung vertrocknet. Auch die traurige Ungewißheit, wohin ihn der Strom hinriß, ob er ein christliches Grab bey redlichen Leuten finden werde, und wo seine

seine Gebeine ruhen, dies machte mir sein Andenken trauriger. Nun weis ich es, und danke dem Himmel, daß er ihn zu sich genommen, und seinen Ueberrest redlichen Leuten zuführte, die ihn beerdigten."

Allen fielen die Thränen aus den Augen, da sie das Unglück der standhaften Gräfinn hörten — Die Gräfinn fuhr fort:

„Sein seliger Vater, der Graf von Dürance, aus dem Hause Berkley — — —"

„Welchen Namen nennen Sie da, Madam — So hieß mein Vater, der aus England flüchtete — —" unterbrach sie Arist.

Der alte Graf saß in seinem Lehnsessel, und zitterte für Freude — er konnte nicht geschwinde aufstehen, und rief lebhaft:

„Ach, mein lieber Sohn, mein bester Coventry! o komm in meine Arme, ich bin dein alter Vater — Ach lieber Gott! so viel Freud und Leid beysammen auf einen Tag — o mein Sohn — mein Sohn! —"

Arist, voll ehrerbietiger Zärtlichkeit, drückte seinen Vater an sein edles Herz —

„Wie segnet der Himmel mich, da er mich, ehrwürdiger, liebster Vater, da er mich Sie finden läßt — nicht umsonst fühlte mein Herz, da es Sie sah —"

„Ja wahrhaftig, mein Herz fühlte auch, unterbrach ihn der alte Graf mit stammlenden Worten, und wischte seine Thränen ab — Du gütiger

ger Himmel! wie froh werden ihr meine grauen Haare sich in das Grab legen, wo ich dich wieder fand —"

Auch seine edle Schwester drückte der frohe Arist sanft an seinen Busen, und dann seine liebenswürdigen Nichten. Dorset stand angeheftet von frohem Erstaunen, und dann fiel er in die Arme des Vaters seines tugendhaften Freundes — Sein Entzücken liess ihn nichts sagen, als diese Worte:

„Ah, mein liebster Vater! —"

Keinen geringen Antheil nahm Merillac und Orvieto an dieser Geschichte; Clairvall hatte nicht wenig Ursach sich zu freuen, da er einen so liebenswürdigen Schwager fand. . . . Der alte Syden rückte seinen Armstuhl neben den alten Grafen, und dann drückte er ihm freundschaftlich die Hand, und wünschte ihm Glück mit so gutem Herzen, daß es ihm Thränen erzwang — Die ganze Scene war rührend, man dachte mehr, als man sprach. Orvieto drehte sein Rohr in Gedanken herum, Merillac sah über den Balcon nach den Cascaden — Julie hatte ein weisses Schnupftuch in der Hand, und wischte sich die Thränen ab — Cäcilie stand neben Julien, und umarmte sie dann und wann; Marie stand bey ihrer Mutter, und sah auf die Erde nieder, und — ja! — und — da kam auch Hanns —

„Ey willkommen, Herr Pfarrer! wie stunden wir uns hier? Das Sprüchwort sagt doch ja recht:

Narr

Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen; Ich bin die Zeit avancirt, mein lieber Herr Pfarrer! Der Herr Milord Dorset hat mich zum Leibbedienten gemacht — Freylich weis ich noch nicht was ich zu thun habe, aber ich tröste mich mit dem Sprüchwort: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Ich hätte sonst immer wie ein dummer Bauer herum laufen können, und hätte mein Tage keinen Verstand gekriegt — da seh ich doch auch einmal die Welt, und unser Schulze mag immer sagen: Es fliegt ein Gänsgen übers Meer, und kömmt ein Gakak wieder; so soll es doch bey mir nicht eintappen. Es kann immer noch was aus mir werden; Kommt Zeit, kommt Rath."

Und da schüttelte er dem guten alten Prediger die Hand recht freundschaftlich. Die Gesellschaft trennte sich itzo. Einige giengen in das schattigte Tannenwäldchen, andre in den Garten, und wieder andre setzten sich neben dem Wasserfall nieder — und was sie mit einander sprachen, ist es anders merkwürdig, sollen meine neugierigen Leser bald erfahren.

Zwey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Eine Grotte. Glaukus und eine Najade. Der alte Graf erzählet ſeine Geſchichte. Whigs und Tories. Der Herzog von Northumberland macht dem Leſer keine Aufwartung. Dorſets Vater wohnt in den helländiſchen Gebirgen in Schottland. Verfolg.

Sie giengen ſie alle in dieſer reizenden Gegend umher, unterhielten ſich wechſelsweiſe, und, was das erſtaunlichſte iſt — niemand gähnte für Langerweile. Milord Coventry, oder wollt ihr ihn lieber Ariſt nennen; hatte ſeinen alten Vater ſorgfältig an ſeinem Arme in eine Grotte geleitet, wo die Kunſt ihre Pracht verſchwendet hatte, den Aufenthalt reizend zu machen. Muſcheln von allen Farben floſſen in angenehmer Miſchung die Wände herab; oder umgaben eine kleine Fontaine, die aus dem langen Halſe eines Schwanes ſprangen. Hinten ſtand ein bärtiger Glaukon mit einem Schilfkranze um das himmelblaue Haar, mit umgeſtürzter Urne, und hielt einen ſilbernen Dreyzack in der Hand, aus dem ebenfalls eine Fontaine ſprang, die ſich über höckrichte Steine in ein Muſchelförmiges Lotosblatt goß. Er lachte aus ſeiner Niſche auf eine Najade herab, die

ſich

ſich an die umgeſtürzte Urne nachläſſig ſchmiegte, und zu dem Glaukon lächelnd hinauf ſah.

Hieher ſetzten ſie ſich auf grüne Bänke, die in dem ganzen Garten, unter jedem bedeckten Gange von wilden Reben, oder in Alleen von Linden und Ulmen ſtanden, die angenehme Schatten umherwarfen. Der alte rechtſchaffne Prediger, der Herr von Clairvall und Dorſet waren ihnen gefolget.

„Setzet euch um mich her, meine Kinder! ſagte der alte Graf, ich will euch die Geſchichte erzählen, wie ich meinen Sohn verloren habe. Er kann uns hernach den Ueberreſt ſeiner Begebenheiten erzählen.“

Ariſts Geſchichte.

— — Sie werden ohne Zweifel wiſſen, wie unglücklich der Parteygeiſt Britannien ſchon ſeit Jahrhunderten machte. Die Anhänger des Hofes ſchweiften eben ſo wohl aus, als die von übeln Grundſätzen der wahren Freyheit verleitete Republikaner. Sie kennen die Whigs und Torrys, und ihre gegenſeitigen Verfolgungen, die jenen der Welphen und Gibellinen ſehr ähnlich ſind. Ich empfand ſie mit, Lord Bolingbroke und eine Anzahl andrer faſt am härteſten. Bald waren die Whigs ſtärker, und dann mußten die Torrys fliehen, bald flohen dieſe für der Wuth der Torrys. Ich ſchlug mich zu keiner Partey, und ertrug

ertrug lieber den Namen eines Feigen, der mich in den Umſtänden, worinn meine Familie ſich befand, nicht bey Vernünftigen verhaßt machen würde.

Meine beſte Gemahlinn ſtarb, da ſie dich, Coventry, zur Welt brachte. Damals kannteſt du die Größe deines Verluſts noch nicht, denn du lächelteſt freundlich an der Bruſt deiner Amme, wenn ich Thränen über ihren Verluſt fallen ließ. Dein Bruder Durance ſpielte dann damals oft um meine Knie, oder ergötzte ſich in jugendlichen Spielen mit ſeiner Schweſter, deren Verluſt mir immer noch traurig iſt. Wer weis, in welcher Gegend ſie noch lebet, und wo ſie, unwiſſend des väterlichen Namens, ihr trauriges Geſchick beweinet! ....

Damals führte mich mein Unſtern zu dem Herzoge von Northumberland, der ſich immer freundſchaftlich gegen mich bezeigte. Aber was iſt Freundſchaft der Großen, wo die Wuth der Politik ſie zu einer zweifelhaften Dämmerung macht, auf welche eben ſo wohl ein kurzer heitrer Tag, als eine traurige langwährende Nacht folgt. Lange hatten wir uns von eben den Geſchäfften des Staats beſprochen, als er mir dieſe gefährliche Rede hielt:

„Sie kennen, Milord! die traurige Lage Britanniens. Sie kennen den wüthenden Enthuſiaſmus, mit welchem jede Partey die andre verfolget. Die Whigs nennen die Majeſtät einen reiſſenden Strom, gegen den man Dämme aufthürmen muß, damit er das ganze Land nicht überſchwem-

schwemme. Die Torrys nennen sie einen Strom, den man nicht aufhalten soll. Welches, Milord, scheint Ihnen der sicherste Weg zu seyn?"

„Die Unparteylichkeit. Warum wollen die Whigs dem Strome einen Damm entgegen setzen, da er doch ohne denselben ruhig in dem vorgeschriebenen Beete hinfliessen wird. Sind die Gesetze Britanniens nicht die festesten Dämme für die Freyheit? Ist nicht das ganze Parlament Schutzwehr genug gegen eine Unterdrückung, die blos in der Einbildung, nicht aber in der Wirklichkeit bestehet? Auf der andern Seite, und dies mag ein schließender Beweis für meinen ersten Satz seyn; hat nicht ohnedem die Majestät ihre gemessne Gränzen? und wie gefährlich ist es, diese Gränzen zu überschreiten? War Carl der Erste glücklich, und das Volk zu schwach, sich im Nothfall zu vertheidigen? Ich will deswegen die Grausamkeit des Protektors nicht entschuldigen, der unter einer verstellenden Larve Britanniens uneingeschränkter Monarch war. Je mehr er die Rechte der Krone einschränkte, je mehr breiteten sich die Regalien des Protektorats aus. Cromwell, sollte der nicht die Whigs, und Carl die Torrys zittern machen? Dieses, Herzog, war nicht das einzige Beyspiel. Wie gieng es dem zweyten Jacob? Er wollte blos das Recht, „Gesetze zu machen", sich anmaaßen, und verlor darüber seine Königreiche. Die Parteyen können blos die Uneinigkeiten entflammen, sie werden aber nie das Recht der Nation und der

Maje-

Majestät im Gleichgewichte erhalten können. Dies ist die Pflicht des einstimmigen Parlaments, beyden, in dem Fall eines ausschweifet, mit vereinigten Kräften Einhalt zu thun — und da dürfen sie blos nach den Gesetzen des Staats handeln."

Der Herzog schien zufrieden zu seyn. Aber ich empfand bald, daß ich mir einen unversöhnlichen Feind gemacht hatte. Er hatte sich zu einer Secte geschlagen, und die Unparteylichkeit war seinen Grundsätzen nicht angemessen. Er schrie mich für einen heimlichen Anhänger des Prätendenten aus, und auf einmal erhielt ich den Befehl, in vier und zwanzig Stunden das Königreich zu meiden. Wie unglücklich war ich itzt. Du warst ein Säugling, und dein Bruder noch in dem zartesten Alter einer unschuldigen Jugend. Ich nahm in der Eile alles hinweg, was ich kostbares hatte, und gab es einem treuen Bedienten, es mit meiner Tochter auf ein nach Frankreich segelndes Schiff zu bringen. Ich behielt meine Wechselbriefe zum Glück zurück. Dich, Coventry, schickte ich mit deiner Amme ihm nach. Es kam ein Bote, ich sollte eilen, das Schiff würde sonst in See stechen. Ich nahm noch etliche Papiere zu mir, und meinen Sohn Durance, und eilte nach dem Hafen. Aber — wie erschrak ich da, Coventry! das Schiff war abgesegelt und nicht mehr zu sehen. Ich miethete mir eilends ein anders, und war in etlichen Stunden glücklich genug, die vaterländische Küste zu verlassen. Berkeley liegt nicht weit von der

Mün-

Mündung der Severne, und wenn man nach Frankreich reiſet, ſo ſchifft man erſt durch den Kanal von Briſtol, und um die Spitze von Cornwallis nach Havre de grace. Nun da wir beynahe den halben Weg zurück geleget hatten, bekamen wir Sturm. Er ſchlug uns zurück gegen die engliſche Küſten, und wir konnten ſchon Portland und die Küſten von Dorſet ſehen. Er legte ſich itzt, und wir nahmen unſern Weg wieder nach Frankreich zu. Endlich kam ich an, ermüdet unter der Laſt meines Unglücks, und der Ahndungen, meine Kinder vielleicht das letztemal in England geſehen zu haben. Und ſo wollte es mein Schickſal. Ich landete in Havre de grace an, und fand kein Schiff, das meine Kinder mitgebracht hätte. Damals, Coventry, weinte ich um dich und deine Schweſter einen Strom von Thränen, und nur das ruhige Lächeln deines Bruders konnte meinen Schmerz in etwas beſänftigen. Ich gieng itzt gerade nach Paris, wo ich den Lord Bolingbroke in großem Anſehen bey Hofe fand. Man beſchuldiget ihn, er habe für den Prätendenten heimlich gearbeitet, welches er mir doch niemals geſtehen wollte, ob wir gleich die beſten Freunde waren. Er entſchuldigte ſich, wie mich dünket, auch hinreichend, durch die geheimen Nachrichten, die er heraus gab. Kurz, damals hatten wir den Hof, der durch gewiſſe politiſche Maximen dazu bewogen wurde, zum Freunde. So ſehr man mich auch mit in die geheimſten Unterhandlungen ziehen woll-

te, so oft und dringend verbat ich mir es. Ich wollte meinen Verfolgern nicht einmal Anlaß zu Argwohnen geben, und also hernach schuldig werden. Ich zog mich, entfernt von Paris, auf die Gränzen der Schweiz zurück, wo ich endlich dieses Landgut kaufte, welches ich deinem Bruder schenkte. So sehr ich im Anfange arbeitete, wieder in mein Vaterland zurück kommen zu dürfen, so war es doch immer vergebens. Endlich erhielt ich die Erlaubniß, wieder zurückzukehren. Indessen hatte sich mein Sohn Dürance mit der Schwester des Herrn von Clairvall vermählet, und starb etliche Jahre hernach. In der schönen Seele meiner Schwiegertochter und meiner Enkel fand ich so viel Schönes, daß ich mich entschloß, diese Gegend nie mehr zu verlassen. Hier, liebster Coventry, fand ich dich wieder. Komm und umarme deinen alten Vater noch einmal — — — —"

Ariſt umarmte seinen Vater wieder, und der edle Clairvall stand auch auf, und umarmte ihn. Dorset hatte voll Empfindung zugehöret, und der alte redliche Geistliche stand auf, lehnte sich auf seinen Stab, und wischte Thränen aus seinen Augen.

„Wie wunderbar, o Gott! (so rief er aus) leitest du die Deinen! Aber gerecht sind deine Wege, sind sie gleich unerforschlich, und wahrhaft deine Gerichte, sind sie gleich unergründlich!"

Nur dieses konnte er sagen, und sein heiliges Gefühl ließ sich nicht ausreden, da Thränen seine Worte erstickten.

Der

Der alte Graf redete itzt den jungen Dorſet wieder an.

„Deinem Vater, liebenswürdiger Freund, dem alten Herzoge von Dorſet, hatte ich die Ausſöhnung zu danken. Aber wie unglücklich wurde er bald hernach! Der Eifer, mit welchem er von der Ungerechtigkeit redete, womit man verſchiedne gute Bürger des Staats verbannet hatte, brachte ihm eben den Haß zuwege, welcher mich ſtürzte. Auf einmal erfolgte ſeine eigne Verbannung vom Hofe, und er verſchwand plötzlich, daß man nicht die geringſte Spur von ihm finden konnte. Er hatte ſich Güter in Schottland gekauft, und man vermuthete, daß er dahin gezogen wäre. Aber man vermuthete es falſch. Vielleicht weißt du mir, mein Sohn, einige Nachricht davon zu geben.“

„Dorſet ſagte ihm mit vielem Entzücken, ja er lebt, doch in den Gebirgen Schottlands; einſam und glücklich, niemand als meinem lieben Ariſt und mir bekannt.“

„Gewiß, das iſt mir eine rechte Freude. Er hat auch ſeine Zurückberufung erhalten.“

„Ach! er hat ſie gewiß eben ſo wenig angenommen, als Sie, liebſter Vater“ ſo ſagte Dorſet.

„Wo biſt denn du geweſen, mein Coventry, ſeitdem ich dich verloren habe?“

Ariſt antwortete, wie wir in dem Verfolge ſehen werden.

Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Orvieto ist allein mit Sophien — wird zärtlich — dann ernsthaft — dann wiederum zärtlich — wird glücklich. Dorset und Julie erscheinen in einer angenehmen Gestalt.

Orvieto hatte sich mit Sophien von der Gesellschaft abgesondert. Sie giengen in das Tannenwäldchen, das die lieblichste Dämmerung streute. Sie setzten sich an ein weites Baßin nieder, das immer von den herabfallenden Tropfen zitterte. Hier stand eine marmorne Amphitrite in einem Muschelwagen, den zwey feurige Hengste zogen, die Ströme von Wasser aus der Nasse hinauf trieben. Neben ihr saß die reizende Leucothoe, und zu ihren Füßen die schöne Tochter des politischen Protheus, Idothea. Amphitrite hielt den Dreyzack des großen Neptuns, und aus seinen goldnen Spitzen strömte dreymal das Wasser in die Luft, und fiel in silberne Tropfen zerstäubt auf blasende Tritonen, die rings um den Wagen schwammen, und sich muthwillig unter einander höhnten, oder artigen Nymphen, die sie begleiteten, den vollen Busen naß machten.

Hier setzten diese beyden freundschaftlichen Seelen sich hin.

„Dor-

„Dorset starb, liebste Sophie, und wie mir Milord erzählte, so war er ihr Bruder?“

„In diesen Armen Orvieto starb er, meine Thränen flossen stromweise über seine Leiche hin. Nur der tugendhafteste Vater konnte sie stillen, nur der gütigste Wille der Vorsehung, der mich von den abscheulichsten Verbrechen befreyte, das das ewige Unglück meines Lebens gefolgert hätte. O! wie traurig war mir da die Welt und die einsame Gegend — Mein Vater, groß wie ein Engel Gottes, lehrte mich, nicht gegen den Willen des Himmels zu murren! standhaft trug er seine Leiche zu dem Grabe im Felsen. Julie weinte mit mir, und wir streuten Blumen in sein Grabmaal, und hiengen Cypressenkränze an dem Felsen umher. Sanft schläft er da, Dorset! Denn gewiß starb er selig.“

Die unglückliche Sophie weinte, und das gerührte Herz des edlen Orvieto preßte ihm auch freundschaftliche Thränen aus.

„Wie Sie meinen Freund liebten, schöne Sophie, so kann kein Herz mehr lieben. Wie glücklich muß der seyn, den Sophie einst eben so zärtlich lieben wird!“

Sophie sah ihn zärtlich an, mit dem schmachtenden Blicke, der oft ein Herz nur fühlbarer macht. Orvieto hatte seinen Freund beweinet, denn er wußte die ganze Geschichte aus dem Munde Dorsets, der ihn gern glücklich sah, da er es selbst nicht werden konnte. Er wußte, daß So-

phie ihn liebte. Nichts konnte ihn itzt abhalten, ſich glücklich zu machen. Er offenbarte itzt Sophien ſeine Empfindungen zum erſtenmal.

„Sie ſehen mich an, Sophie, ohne zu reden. Wenn ich dieſer Glückliche wäre, ſanfte, reizende Sophie! . . . ich würde der glücklichſte Sterbliche ſeyn! Ach! (hier drückte er ihre Hand an ſeinen Buſen) Wie lange fühlte dieſes Herz, das ängſtlich klopfet, die unglücklichſte Liebe — Sophie! — Itzt darf ich es Ihnen ſagen — Nichts war dem Schmerz ähnlich, der mich folterte, da ich Sie ohne Hoffnung liebte. Nichts als das wahre — das hohe Gefühl der Freundſchaft konnte den reiſſenden Strom meiner Liebe aufhalten. Die Pflicht ſetzte ihr Gränzen, und ich verſtummte, unglücklicher durch ein marterndes Schweigen. Aber Sophie! konnten Sie mir Ihr Herz itzt ſchenken, da der Himmel ſelbſten ſeine Bande auflöſte? Niemand wird Sophien mit ſo viel Tugend, mit ſo viel ſeligem Entzücken lieben, als Orvieto! —“

„Sie liebten mich Orvieto? . . .“ mehr ſagte die erröthende Sophie nicht.

„Ich liebe Sie — ja Sophie, mein ganzes Herz liebet Sie — und Sie? — o lieben Sie mich ja, ſonſt könnte ein neidiſches Mädchen Ihnen Ihren Freund entführen. Hören Sie einmal, was das loſe Mädchen vorhin im Gebüſche von Orvieto ſang —

„Ach

„Ach möcht ein gütiges Geſchicke
„Ihn itzt in dieſe Schatten ziehn —
„Wie gern — ach gern würd' ich ihm ſagen:
„Mein ganzes Herze liebe ihn — — "

ſanft erröthend, ſo wie der Morgen allmählich höher auf einer einſamen Roſe ſchimmert, ſo erröthend verbarg Sophie die heißen Wangen in Orvieto's Buſen. Mit allem Entzücken, deſſen ſein Herz fähig war, drückte er ſie an dies fühlende Herz. Aber plötzlich riß er ſich aus den Armen ſeines Mädchens — Thränen ſtanden ihm in ſeinen Augen —

„Nein, Sophie! — lieben Sie mich nicht — — Gott! wie viel Glück und Unglück müſſen mich in einer Minute beſtürmen — Nichts habe ich für Sie, als dieſes unverfälſchte Herz — Sophie! ſonſt nichts — Orvieto iſt arm — wie finſter iſt der Blick in die Zukunft! — Zu einer ernſthaften Verbindung liebe ich Sophien — nicht zum Tändeln — und dieſe iſt unmöglich — O! Vaterland! — Vaterland! —

So ſiehet der Pilote froh bald die geſuchte Küſte zu erreichen, nach dem Sturm verkündigenden Orion, und dem leitenden Pole, der am Mond umglänzten Himmel ihm entgegen ſchimmert, während plötzlich Schiff und Volk ſcheiternd an der geheimen Klippe ſinkt. Da faßt er den Trümmer des Steuerruders, und ſucht den Strand. Vor ihm erblickt er ihn itzt in dem Lichte des Mondes, das die Hügel der fernen Küſte umglänzt, und über

die silberne Fläche des Meers hinschimmert. Fern tönet von den Felsen das heiscerne Winseln der Sterbenden auf den Wogen her — hinter aufsteigende Gewitter geht der Mond hinab, und schwarze Stürme und Wogen heulen von der Küste auf den einsamen gescheiterten.

So war der Zustand, in welchem sich plötzlich Orvieto sah. Aber bald faßte er sich wieder in seiner ganzen Größe zusammen.

„Nie, beste Freundinn! hat mich der Himmel verlassen — So lange will ich Sophiens Freund seyn, bis er mein Schicksal erträglich macht —"

Dieses sagte er, aber ein geheimer Schmerz folterte seine Seele — durch große Gesinnungen wollte er ihn betäuben, aber so leicht läßt der erste Anfall des Unglücks sich nicht überwinden. Thränen netzten seine Augen, und liefen die erröthenden Wangen hinab.

Sophie weinte — mit nassen Augen und einem traurigen, schmachtenden Blick, in dem die ganze Liebe glühte, sah sie ihn an —

„Orvieto! — Sie lieben also die unglückliche Sophie nicht! — Welch eine Last ist die Armuth — Aber dürfen Sie mich dann nicht lieben, wenn Sie schon arm sind? — Ach Orvieto — die Liebe müsse das Traurige unsres Lebens uns angenehm machen — Sehen Sie doch! — mit welchem Vergnügen würde ich für meinen Orvieto arbeiten — mit welchem Vergnügen mein Orvieto für mich. . . . Ich schäme mich nicht zu arbeiten,

Orvieto

Orvieto — O! laſſen Sie uns glücklich ſeyn — glücklicher als je ein Menſch geweſen iſt.“

Orvieto erſtaunte — ſeine Thränen konnte er nicht mehr unterdrücken, er ließ ihnen freyen Lauf. Nun umarmte er ſeine Sophie wieder —

„Welch eine Seele! (ſo ſagte er) — wie ſehr erhebt deine Tugend die Größe deines Herzens! — Ja Sophie, wir wollen arbeiten und glücklich ſeyn —“

Dorſet hatte ſich indeſſen aus der Grotte entfernet; Er gieng in das Wäldchen, wo er Julien erblickte. Sie gieng, ſchön wie die Göttinn der Liebe, wenn ſie lächelnd in ihrem Myrthenhayne zu Paphos gieng, und die Grazien ſie begleiteten; ſo gieng Julie. Voll Ahndung über das Glück, das ihr bevorſtund, dachte ſie dem Namen: Clementine, nach. Wie ſchön war dieſer Name in Juliens Augen, da er zugleich der Name ihres ganzen Glücks war. So überraſchte ſie Dorſet — lebhaft ſank er zu ihren Füßen nieder; nahm ihre weiße Hand, und drückte ſie mit allem Entzücken eines glücklichen Jünglings an ſeinen Mund.

„Ach göttliche Julie! — wie unendlich glücklich iſt Dorſet, wenn Sie ihn noch lieben — o! Sie wiſſen es gewiß noch nicht, daß der Herzog die Tochter Clairvalls liebet — ja Julie! er liebet ſie, und — Dorſet liebet die ſchönſte Seele, die lebet — Ach! Sie lieben doch wohl Ihren Dorſet noch? —“

Schöner lacht die jugendliche Sonne nicht nach einem frühen Gewitter über eine Wiese, wo der Lenz an jedem Bache und jedem Grase blüht, und schon die erfrischte Gegend durchduftet; wie Julie voll Zärtlichkeit und einem himmlischen Lächeln auf den glühenden Jüngling herab sah.

„Ja Dorset, ich liebe dich — (und da warf sie sich auch auf ihre Knie nieder, und umarmte den schönen Geliebten) ja Dorset, ich liebe dich —"

So sprach sie mit naiver Unschuld, und umarmte ihren Dorset noch einmal, der alle sein Entzücken nicht zu fassen vermochte. Lange verschloß ihm die Empfindung den Mund, und nur durch heiße Umarmungen konnte er Julien sein Herz sehen lassen. Endlich unterbrach er die rührende Pause.

„Ach, meine Julie! — das erstemal, da du mir sagtest — Dorset ich liebe dich — da ich für Entzücken fast starb — O! damals empfand ich nicht die Hälfte von der Seligkeit, die ich itzt empfinde — Ach komm — komm in diese Arme, mein Julchen, um nie daraus mir entrissen zu werden — O! — (setzte er stammlend hinzu) was sind alle Empfindungen gegen das Gefühl, von Julchen geliebt zu werden! —"

Ein nahes Geräusch unterbrach ihren entzückten Taumel — schüchtern standen sie auf, und sahen, ob Jemand in der Gegend lauschte. Es war nichts als ein kleines Turteltäubchen, welches in den Hecken sich bewegt hatte. Niemand sahen sie,

ſie, als fern von ihnen die einnehmende Marie, die mit eingeſchränkten Armen und tiefſinnigem Gange in einer kleinen Allee hinſchlich. Sie hatte ihr ſchönes Geſicht auf den weiſſen Buſen herabhangen, und ſchien mit niemand als ſich beſchäfftiget zu ſeyn.

„Wie glücklich, (ſagte Julie, indem ſie ſich an Dorſets Arm hieng) bin ich! — Siehe Dorſet! dort geht die unſchuldige Marie — ſie iſt betrübt — o! gewiß hat ſie keinen Geliebten, keinen Dorſet, wie ich — ſonſt würde ſie ſich freuen — ich betrübte mich gewiß auch ſehr — Schön — gewiß ſchön iſt die Tugend Dorſet — aber wenn uns zugleich der Beſitz ihrer Liebe beſeliget, o! dann, Dorſet! — dann iſt ſie wie der Himmel —“

„Ach! ohne Tugend, Julie! kann die Liebe ſelbſt nicht ſchön ſeyn — Viel koſtete mich mein Julchen — das weiſſt du — aber tauſendmal mehr belohnet mich auch itzt deine Liebe, da ſie mich zuvor ſo unglücklich gemacht hat. Ariſt hatte gewiß recht — Lehnen Sie ſich nicht, ſo ſagte er mir, gegen die Tugend auf, ihr Gefühl wird Sie gewiß in allen Fällen belohnen, in kurzem oder ſpäte; der Lohn einer guten Handlung bleibt nie zurück; und kommt er, ſo kommt er mit ſo viel höherer Gröſſe, als der Abſtand zwiſchen unſern Wünſchen und ihrer mit Schmerzen erwarteten Erfüllung iſt — und gewiß, Julie, der freundſchaftliche, wohlthätige Weiſe hatte recht.“

„Ja,

„Ja Dorset, er hatte recht — o! wenn er gegenwärtig wäre, und unser Entzücken sähe, er würde uns für Freude umarmen — so fast, Dorset, wie ich dich itzo umarme —“

Eben kamen sie an die Fontaine, wo Sophie mit ihrem Geliebten saß. Sie sahen sie weinen, und hörten noch die letzten Worte ihrer Unterredung, und den ganzen Entschluß, der ihrer Tugend Ehre machte.

„Julie, hörest du, wie unglücklich Liebende sind, denen der Himmel den Genuß mittelmäßiger Güter versagt hat. Welche Seligkeit muß es seyn, ihrem Unglück abzuhelfen, und sie zu den glücklichsten Liebenden zu machen! —“

„Du hast recht, liebster Dorset! — O! wie schön ist dein Herz, und wie glücklich werde ich in seinem Besitze seyn! — Sophien liebe ich wie meine Schwester, und gewiß, sie verdient es — Ihr Herz ist so gut, so tugendhaft, und so aufrichtig, daß man sie lieben muß. Wenn du ihr Unglück wüßtest, Dorset, du würdest gerührt werden, wie ich es war — ja, Dorset, wir wollen sie glücklich machen —“

So sagten beyde und weinten für Mitleid und edlem Gefühl der thätigen Menschenliebe; und schlichen sich unbemerkt nach einem entferntern Gange fort.

Sie lächeln, Milord; ob es solche Seelen, so von jedem Gefühl der Tugend durchglüht, gebe? ob es nicht ein übertriebnes Ideal sey? — —

Nein,

Nein, edler Freund! es iſt kein bloßes Geſchöpfe der Einbildung — Kein Bild, das nirgends als in den erhitzten Vorſtellungen des Gehirns beſtehet — Wie ſchön iſt ihr Zweifel! Sie wiſſen nicht, daß Sie es ſelbſten ſind — — —

Vier und zwanzigſtes Hauptſtück.

Suave, mari magno turbantibus æquora ventis,
E terra magnum alterius ſpectare laborem,
Non quia vexari quemquam eſt jucunda voluptas,
Sed, quibus ipſe malis careas, quia cernere ſuave eſt.

Lucretius lib. 2do.

So konnte Dorſet in Abſicht auf den unglücklichen Orvieto denken, und gewiß ſo dachte er. Damit es diejenigen meiner Leſer, die ſich zu dem ſchönen Geſchlecht rechnen, oder auch diejenigen, welchen der Himmel eine lateiniſche Seele verſagt hat, auch verſtehen können, ſo will ich ihnen die italiäniſche Ueberſetzung des Herrn Marchetti dazu ſetzen.

Dolce è mirar da ben ſicuro porto
L' altrui fatiche all' ampio mare in mezzo
Se turbo il turbo, o tempeſtoſo nembo.
Non perchè ſia noſtro piacer giocondo
Il travaglio d' alcun, ma perchè dolce
È ſi contempli il mal di cui ſei privo.

Ob ich rasend bin? — Keineswegs. Haben nicht so viele grosse und gelehrte Männer nicht eben wie ich, da sie erklärten, die Sachen dunkler gemacht? Ich kenne einen Philosophen in Quarto, der die Freygeister mit griechischen Schnitzern überzeugt, die er in seine Syllogismen mengt, ob er gleich die grosse Wahrheit hätte wissen sollen, daß unter fünf hundert Esprits forts nicht zween griechisch verstehen. ... Wenn man Ursach hat, sich dessen, was man im Sinne denkt, zu schämen, so sagt man es in einer Sprache, die niemand versteht — Will zum Beyspiele jemand lügen, und sagen: er habe alles von sich selbsten gelernet, ohne Lehrer — so wird er allezeit sagen: ich bin ein Autodidactos, denn wenn er es in seiner Muttersprache sagte, so würde es ihm kein Mensch glauben. So darf ich zum Beyspiel die grosse Wahrheit, die vorzüglich die Wahrheit der heutigen galanten Welt ist, bloß mit den Versen des Homers sagen:

Μήτηρ μέν τ'ἐμέ φησι τοῦ ἔμμεναι· αὐτὰρ ἔγωγε
οὐκ οἶδ' οὐ γάρ πω τις ἑὸν γόνον αὐτὸς ἀνέγνω.

ΟΔΥΣΣΕΙΑΣ ΟΜΗΡΟΥ. Α. ?.

Sehen sie, meine artigen verheyratheten Leserinnen, so können Sie doch itzt wenigstens nicht über den guten Telemach losziehen, so derb auch die Wahrheit ist, die er Ihnen sagt — Sie sind neugierig was er sagt? — geschwinde lernen Sie griechisch, damit Sie es erfahren — oder — erlau-

ben

ben Sie einem Gelehrten, daß er den Herrn Liebsten zum — Hahnrey macht, und einen Sohn zeugt, der den Namen seines Herrn Schwagers von der linken Seite führet, dann wird er es Ihnen sagen.

Aber wahrhaftig — sie möchten aus Scherz Ernst machen, denn was thut man in der Welt nicht, seine Neugierde zu befriedigen? — und ehe ich unschuldiger Weise die Ursach werde, wenn den Ehemännern, die kleine verliebte Weiberchen haben, ein Hirschgeweih aus dem Kopfe wüchse, so will ich es Ihnen lieber selbst übersetzen. Es ist weiter nichts — als — recht so, Madam! — aus Rache lesen Sie es itzo nicht! — Nur thun Sie aus Rache nichts ärgers — — — je — lesen Sie es heute nicht, so lesen Sie es doch Morgen gewiß! — und wenn Sie auch keine Sylbe sonst mehr lesen wollten, so bin ich doch überzeugt, Sie werden noch diese Uebersetzung lesen — — — — — Telemach sagt zu Minerva:

Meine Mutter sagt, daß ich (des Ulysses) Sohn sey,
aber ich
Weis es nicht. Denn auf keine Weise kann ein Sohn
seinen rechten Vater kennen.
Odyssee Homers 1. B.

Und das sagte er mit einem Ernste, als wenn er von der Wahrheit dieses Satzes ganz deutlich überzeugt wäre, und wie der Verfolg lehret, so konnte er recht haben, denn der Klügste unter den griechischen

chischen Gottheiten, die per saltum gegen den Lehrsatz aller Cosmologisten, aus des von einer Ziege gesäugten Jupiters Gehirne kam — Die Minerva mit den himmelblauen Augen widerlegte ihn nicht. Sehen Sie, dieses war etwas im Style des Homers. So waren seine Gesinnungen in Absicht auf das griechische Frauenzimmer; Hierauf zielte er so gewiß, als es nach dem Herr Variorum, wie ihn der Buchhändler Teu B — nannte, in seinen Castigationen unwahrscheinlich ist, daß er hiemit habe anzeigen wollen, er sey selbst ein Spurius gewesen. Man wird mir eine kleine Nutzanwendung zu machen erlauben, da sie ganz billig sich auf den Satz des Homer gründet.

— Wie viel unter den männlichen Menschenkindern, Kutschern, Laquayen, Haiducken, ehelosen Jünglingen, verheyratheten Männern und Greisen, werden bey Lesung dieses Hauptstücks sich an die Kinder, Baronen, Freyherren, Herrn von, blühende Knaben, blasse Mädchen, und ungestalte Geburten erinnern, die ihnen ihr Daseyn zu danken haben, und den Namen eines geduldigen Ehemannes führen — und wie viele von diesen artigen Weibern werden itzt schalkhaft in den Busen lachen, oder erröthen, wenn ihnen der gute Mann — der brave Mann, diese Stelle vorliest.

Auch Ihnen vorzüglich, muntere Kaufmannssöhne großer Handelsstädte, auch Ihnen sagte dieses Homer — Niemand als Sie haben mehr zu zweifeln, wer dero geschätzter Herr Vater in linea

deken-

descendenti in Absicht auf Sie ist. Die Wollust wird meistens durch Stolz und Pracht erzeugt, und in Handelsstädten wird diese für keine Schande mehr gehalten. Sehen Sie, junger Herr, und betrogner Edelmann, eben der Herr, der ungefehr neun und einen halben Monat vor der erwünschten Niederkunft der Frau Mutter oder Gemahlinn mit einer Addresse aus Amsterdam ankam, und den die lächelnde Sechswöchnerinn so ungestüm zum Pathen sich erbat, der ist Sohn, ihr Herr Vater — und guter, braver Mann, der Herr Schwager wilder Ehe — und dies kann ich Sie auf meine Ehre versichern — Wenn ich Ihnen rathen soll, so schicken Sie künftig alle Adressen mit Protest zurück — Spaß ist Spaß — aber einem Hörner aufzusetzen ist kein Spaß —

Aston ist sechs und siebenzig Jahr alt — er hat ein Vermögen von zweymal hundert tausend Thaler, und keine Frau, und verwünschte lachende Erben — er heyrathet ein feuriges, tugendhaftes Mädchen von achtzehn Jahren — Er ist zu alt, Kinder zu erzeugen — — — Astons Gemahlinn läßt taufen — — Ihr wundert euch — Thoren! — Glaubt ihr, umsonst habe er den vierschrötigen, grossen, baumstarken Sekretär ins Haus genommen, der ihm jährlich sechs Briefe schreibt? — Aston war alt, und seine Gemahlinn feurig und jung — er war reich, und wollte mit Gewalt Erben haben; nun hat er sie mit gutem Willen — Unter allen Hörnerträgern ist dieser

noch der vernünftigste, denn er ist es aus selbst gewählten Absichten.

Harpax hat ebenfalls eine schöne Gemahlinn. Sie ist aber stolz und etwas rachgierig — Sie braucht Geld, weil die Frau Nachbarinn einen schönern Schmuck hatte, als sie. Harpax ist geizig, und verweiset sie zur christlichen Demuth. Ismene wird böse — schon lange bot ihr Selindor ein ansehnliches Geschenk für eine Stunde, wo Harpax auf der Börse ist — — — Nach drey Viertel Jahren bekommt Harpax einen Sohn, der nach dem Genie seines Vaters die Schätze des adoptirenden Vaters verschwenden wird —

Strephon denkt, das will ich meinem Weibe schon vertreiben — er sperrt sein Lottchen ein; eiserne Gitter werden vor die Thür gepflanzet, eiserne Stäbe stehen in den Fenstern im dritten Stockwerk. Sorgfältig hat er eine Schelle an der Thür zu ihrem Zimmer angebracht, welche in Verbindung mit einer andern in seiner Schreibstube ist. Lottchen wird zum Erstaunen der Nachbarn schwanger, da Strephon schon zu alt ist, Vater zu werden — Strephon selbst kann es kaum glauben — Wo mag das herkommen, fragt Strephon — Alles, Strephon, hast du untersucht, nur dein starkes Kammermädchen mit dem Milchbarte nicht —

Melson läßt seine Gattinn frey — sein Haus ist der Sammelplatz des Vergnügens und schöner Gesellschaften — Er siehet den Stutzer um seine

Gat-

Gattinn herum ſeufzen, und lacht im Herzen — Mit Sophronien macht er ſich über den Theren luſtig. Philidor iſt ein verſchmitzter Kopf — er liebt Sophronien und ſchweiget. Melſon giebt einen Ball — Melſons Freund, der kluge Philidor, tanzt mit Sophronien, und ermüdet ſie. Sie geht in das Nebenzimmer, und Philidor folget. Sie wiſchet den Schweiß von ihrer Stirne, machet dem wallenden Buſen Platz, und da erſcheint Philidor. Itzt iſt es Zeit. Er fällt zu ihren Füßen nieder, ſchwöret zu ſterben, wenn ſie grauſam wäre — Sophroniens Blut wallet, und ihre Bruſt ſteigt gedrängſteter empor — Sie fällt kraftlos auf ein Sopha, und — Philidor triumphirt.

Stentor ſitzt Tag und Nacht bey ſeinen Büchern. Das Bette Hymens ſtehet verwaiſet und einſam — nur die junge Laura wälzet ſich ſehnend in demſelben die langen Stunden der Nacht durch. Endlich kommt Stentor — Sie umarmet ihn, und Stentor brummt. Sie küßt ihn, er aber gähnt, ſchläft ein, und ſchnarcht — Sie erwachen beyde — Laura ſieht ihn ſchmachtend an, und lächelt — Sie hält ihn, da er aus dem Bette ſteigen will. Laß mich, ruft Stentor, ich habe nothwendig Noten und Randgloſſen zu machen — Nur noch eine halbe Stunde, ſeufzt Laura — Laß mich, Weib, daß ich meinen Namen auf die Nachwelt fortpflanze, dies ſagt er, und geht. Stentor betrügt ſich in ſeiner Rechnung — er

ſtirbt und wird vergeſſen. Aber Laura war klüger — Trotz der Unthätigkeit des gelehrten Stentors, lebte er in ſechs Söhnen nach ſeinem Tode, die, wie die Nachbarn ſagen, dem Edelmann gleich ſehen.

Philint liebt Silvien, ſeine zweyte Hälfte zärtlich — Was ſie wünſchet, iſt ihm Pflicht zu erfüllen — Er iſt nicht des Abends, nicht des Morgens ſchläfrig, wie Stentor — er iſt wohlthätig, und Sylvie auch — er ſieht einen unglücklichen Jüngling, und nimmt ihn zu ſich ins Haus — Der junge Menſch füttert ſich aus, und wird wollüſtig — er wird zugleich undankbar, und Sylvie, die an einem Manne nicht genug hat, hält ſich an zweyten — Philint bekommt alle drey Jahr dreymal Kinder und einmal Zwillinge — Armer Philint, du verdienteſt deine Hörner am wenigſten, und bekommſt ſie doch — Wehe euch andern Ehemännern! — da Philint nicht ſicher war, wie wenig werdet ihr es ſeyn —

Aber iſt es möglich? — brachte mich die Pedanterie der Gelehrten ſo weit von der ſchönen Stelle des Lucrez ab — Ich will ſie auch überſetzen, und das ſagen, was ich ſchon im Anfange des Hauptſtücks ſagen wollte.

— Süß iſt's, wenn Stürme die Wogen des weiten
Meeres durchwühlen,
„An dem Strande, das Unglück eines andern zu ſehen —

„Nicht,

„Nicht, als wäre das Elend Eines reizende Wollust,
„Nein, weil es süß ist, ein Uebel zu sehen, und nicht es zu leiden —

Und dieses machte dem redlichen Dorset seine Verbindung mit Julien um so viel schätzbarer — Er sah Orvieto's Unglück, und freute sich dessen beraubt zu seyn, nicht, als hätte er sich über das Unglück des Edlen gefreuet — Nein — weil er itzt Julien ganz besaß, und sie nimmer zu verlieren wähnte.

Er verließ seine Julie, und eilte nach dem Landhause der Gräfinn, in sein Zimmer, da nahm er, so viel sein gutes Herz nöthig zu seyn glaubte, seinen Freund glücklich zu machen. Er nahm es, und band es zusammen, gieng und horchte schüchtern, ob niemand in dem Zimmer des edlen Orvieto wäre, dann schlich er hinein, und warf das Päckchen auf den Tisch mit diesen Zeilen, die er mit verstellter Hand geschrieben hatte.

Dich sah ich Freund — und jene bittre Zähre
Die auf Sophiens Wange fiel —
Da rief sie laut — o Freund! — aus diesem Herzen
Empfindung — leidendes Gefühl —

Da — dir zu helfen — überdenk es strenge —
Befahl Religion, und Pflicht —
Gern that ich es — ich konnt's — und weinte Thränen
Ein Menschenfeind nur — weinte nicht.

Dann eilte er eben so furchtsam wieder heraus, und lief in den Garten, und suchte Orvieto zu begegnen, damit er, wenn er es fände, nicht auf den Gedanken fallen möchte, als käme es von ihm — Kein Eroberer, wenn itzt die letzte Stadt eines Reichs im Sturme an ihn übergieng, kann sich sein es blutigen Sieges mehr freuen, als sich Dorset bey dieser Handlung freute.

Orvieto hatte itzt Sophien verlassen, da Marie zu ihm kam, und war schwermüthig durch die dunkeln Gänge gewandelt, als ihm Dorset begegnete.

„So einsam, Orvieto? — sagte Dorset — doch Sie sind wohl nie allein; wenigstens sagt man dieses von den Gelehrten — Hier möchte ich gern Ihr Urtheil über einige Poesien hören, die ich auf meinen Reisen in einem Wirthshause kaufte. Wir wollen das erste nehmen.

An Minna!

Minna komm — komm mich zu lieben
Lenz um Lenz entflieht —
Ach! wer weis, ob noch ein Frühling,
Minna für uns blüht —

Sieh das Blümchen, das im Thale
Thau im Morgen trinkt;
Wie es unter einer Sichel
Hülflos niedersinkt —

O! so komm — komm mich zu lieben,
Eh' der Lenz entflieht —

Denn

Denn wer weis — ob noch ein Frühling
Minna! für uns blüht! —

Mich dünkt, Orvieto, es iſt aus einem zärtlichen Herzen gefloſſen; oder ſagen Sie mir doch, können die Dichter ſo den Leidenſchaften gebieten, daß ſie durch ſie wirken, ohne ſich des Herzens völlig zu bemeiſtern?“

Orvieto erröthete, da Dorſet ihm vorlas — und welcher Dichter oder Verfaſſer würde nicht erröthet ſeyn, wenn er in einem ähnlichen Falle geweſen wäre; wenigſtens müßte er ziemlich unverſchämt, und aus der Reihe derer geweſen ſeyn, von denen einer den braven Rabner in das Waſſer mit ſeinen Gedichten jagte. Orvieto verrieth ſich nicht, daß er der Verfaſſer wäre, und bediente ſich der Frage des gütigen Herzogs, um aus ſeiner Verlegenheit zu kommen.

„Entweder, ſo antwortete er: befindet ſich der Dichter in der Lage, wo die Leidenſchaften, von welchen er ein Gemälde aufſtellen will, ſein Herz beherrſchen, oder ſie beherrſchten es vormals, und er ruft das Bild derſelben zurück... Einen Fall ausgenommen, der ihm aber als Original keine Ehre machen wird — Es iſt der Fall, in dem ſich der Maler befindet, der den Contour auf das Blatt oder die Leinwand wirft, ohne ſich den Gegenſtand zu denken, den er ausmalen will — Er borgt hier eine Schönheit, dort eine Schönheit, macht ein harmoniſches Ganzes, und endiget ſein

Gemälde — aber ist er hier Copist, oder Original? — Wenn er aber bloß Ideen des Schönen zusammenhäuft — nach festen Regeln der Harmonie und des wahren Schönen sie zusammen ordnet, und so erst das ganze Gemälde in seiner Einbildung aus so vielen mannichfaltigen Theilen zum vollkommnen Gemälde macht; dann Zug um Zug von dem Ideal entwirft, und endlich das Ganze, übereinstimmend mit dem Ideale endiget, dann, dünkt mich, habe er einen Vorzug vor jenem, dann ist er Original."

„Aber Orvieto! ist denn das Schöne mannichfaltig genug, daß es dem Dichter und dem Maler immer Stoff zu neuen Bildern liefert?"

„Eigentlich, Milord, ist nur ein Schönes, welches in der genauesten Harmonie der Theile unter einander besteht. Es ist der Grundsatz, wornach beyde ihre Gemälde entwerfen — Der Gegenstand des Schönen ist die Natur, und diese ist so mannichfaltig in ihren Schönheiten, daß der Fortgang ihres mannichfaltigen Schönen beynahe ins Unendliche sich dehnet. Zwar der Frühling zum Beyspiele hat ein und eben dasselbe Gesetz, wie er dem jungen Jahre erscheinet. Er verschönert Thäler und Hügel, streuet seine Blumen ein Jahr wie das andre über die Wiesen, und seine Blüte über die Bäume, die den Hügel bedecken. Dies ist das Grundgesetz, wornach er handeln muß, er muß Blumen — Blüten — ꝛc. hervorbringen — nach ähnlichem Gesetze handelt er jedes Jahr. Er

verschö-

verſchönert — aber iſt er deswegen ſich vollkommen ähnlich; oder hindert deswegen dieſes Grundgeſetz, daß er durch ſeine mannichfaltige Veränderung in Abſicht auf die Ordnung des Schönen nicht ganz neu wird. Die vielfältigen Modificationen, die ſich übereinſtimmend in allen ihren beſondern Theilen, in ein Ganzes wie in den Ruhepunkt des Schönen ſammeln, geben ihm dieſe Neuheit — in der Morgenröthe ſchimmern Wolken von verſchiednen Geſtalten und Größen, in dem Lichte der aufſteigenden Sonne — dieſes nennen ſie die Morgenröthe — dieſe iſt eine und eben dieſelbe, und unterſcheidet ſich täglich blos durch ihre Modification — Gehen Sie morgen hin, und ſehen Sie die Morgenröthe wieder — Sie werden eben die Wirkung gewahr werden, wie heute, aber Sie werden ſie in Gegenſtänden verändert finden, in Abſicht auf Geſtalten und Länge. Sehen Sie, Milord — ſo ſchöpfen der Dichter und der Maler aus den vervielfältigenden und veränderten Gegenſtänden, die nur nach einem Geſetze des Schönen, der Harmonie, eins ſind, ſonſt aber mannichfaltig; den Stoff zu ihren Gemälden; und ſo wird weder der eine noch der andre je einen Mangel an neuen Bildern haben, ſo lange ſich die Veränderung nach ähnlichen Geſetzen fortſetzet —"

„Alſo glauben Sie auch, daß der Dichter und Maler nicht beyde eben dieſelbe Idee haben können, ſondern verſchiedne Gemälde aufſtellen werden, wenn ſie auch über eben denſelben Gegenſtand

arbeiten sollen, in Absicht auf die allgemeine Idee, die man davon hat? — "

„Nimmer werden sie ganz, oder wenigstens in den meisten Theilen übereintreffend seyn, wenn sie nicht eben denselben Gegenstand, wie er sich in dem Augenblicke, wo sie ihn malen, modificirte, copiren — Die Hauptidee, oder den allgemeinen unveränderlichen Begriff des Gegenstandes, entfernt von allen möglichen Modificationen, und abstrakt ohne entweder hinzukommende oder abgehende Theile betrachtet, wie sich, um eine neue Gestalt zu erhalten, die mannichfaltigen Harmonien der Theile erst dann wie zu ihrer Urquelle, ohne welche sie keine Schönheit ausmachen könnten, wenden, so haben sie beyde Maler und Dichter zur Grundlage vor sich; hier sind sie noch einig — Aber die Art, wie sie die Hauptidee schön vorstellen wollen, ist immer verschieden. Auch in so fern können sie übereinstimmend seyn, daß sie die Nebenideen sammlen, die zur Hervorbringung der Hauptidee nöthig sind. Da ein jegliches Ganze aus seinen ihm besonders zugeordneten Theilen bestehet, ohne welche das Ganze entweder nicht harmonisch, oder mangelhaft in der Zusammensetzung wird, so müssen beyde dieselbe zur Hervorbringung der Hauptidee anwenden — Aber in Absicht auf den Ort, den sie jedem Theile anweisen, können sie nicht eins bleiben, weil dieses von der freyen Zusammenordnung eines jeden abhängt, und ein in gleiche Theile getheilter Gegenstand immer harmonisch in der Zu-

sam-

ſammenſetzung bleiben wird, da die Theile ganz verhältnißmäßig in ihrer Geſtalt ſind, und das obere den untern Platz, ohne Nachtheil der Uebereinſtimmung, einnehmen kann. Laſſen Sie uns bey der Idee des Frühlings bleiben. Blumen, Blätter, die Blüten der Bäume, eine neu gekleidete Natur u. ſ. w. ſind die Nebenideen, die die Hauptidee den Frühling vorſtellen ſollen. Beyde müſſen ſich dieſer dem Frühling feſt zugeordneten Theile bedienen, ſonſt würden ſie eine ganz andre Hauptidee malen, oder es nicht verſtehen. Welche unter dieſen vielfältigen, mannichfaltigen Theilen wählt itzt der Dichter, welchen wählt der Maler — Einige können übereintreffen, weil ſie feſt geordnete Theile ſind, ohne Copie zu ſeyn, weil ſie zu mannichfaltig ſind, und die Wahl ganz uneingeſchränkt iſt; denn die vollkommne Uebereinſtimmung zweyer Gegenſtände, in Abſicht auf Formen, Geſtalten und Platz iſt ganz unmöglich — Der Dichter müßte eben die Einbildung des Malers haben, und dieſe müßte ſich bis auf den geringſten Strich in dem Gemälde gleich kommen; das ſich ganz nicht denken läßt —"

Meine Leſer — ob gleich die wenigſten meinem Philoſophen werden zugehöret haben, werden wiſſen, ohne daß ich es ihnen ſage, daß ſich Orſicto ganz, und ſein Glück und ſein Unglück vergaß, ſo lang er redete; und dies war Dorſets Endzweck, und die Begierde, ſeinen neuen Freund näher kennen zu lernen.

Meril-

Merillac und Clairvall und Ariſt kamen itzt unter den bedeckten Gängen her, und geſellten ſich zu unſern beyden Weltweiſen.

„Wir werden gleich abreiſen, Dorſet, um die Frau von Clairvall und Clementinen hieher zu bringen, daß ſie Theil an unſerm Vergnügen nehmen.“

Dorſets Augen funkelten bey dem Namen Clementinens. Er umarmte ſeinen Freund mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit — Ariſt bemerkte ihn, und empfand bey dem Gedanken von Dorſets Glück in ſeinem ganzen Umfange ein menſchenfreundliches Entzücken.

„Und Sie wollen währender Nacht reiſen?“ fragte Orvieto.

„Wir haben den angenehmſten Mondenſchein dieſe Nacht, und zudem iſt es eine Frühlingsnacht, die gewiß viel Annehmliches hat“ antwortete der Herr von Clairvall.

„Und wenn kommen Sie wieder zurück“ fragte Dorſet.

„Morgen früh —“

„Ich komme Ihnen entgegen, Merillac“, ſagte Dorſet, „und verabredete die Stunde, wenn ſie abfahren wollten, mit dem Herrn von Clairvall.

Sie giengen itzt zu ihren übrigen Freunden und nahmen Abſchied. Dorſet und Orvieto begleiteten ſie zu Fuße an den Ausgang des Luſtwaldes. Der Wagen rollte heran, und flog bald mit ihnen aus Dorſets Geſichte.

Fünf und zwanzigſtes Hauptſtück.

Eine Mondennacht — Orvieto's Empfindungen — unterbrochen durch eine Sängerinn — Sie entflieht — Orvieto's Unruhe — Callimachus.

Die Nacht ſtand itzt hoch am ſchimmernden Himmel, und ſtreute das ſanfte Mondenlicht über den Tannenwald — Fernher ſchimmerte der Kreis der hohen Gebirge, die dieſen einſamen Hügel umgaben. Der Waſſerfall tönnte heiſcherer, und, das rieſelnde Getöne des kleinen Giesbaches drang durch die nächtliche Stille, und liſpelte um den Hügel — Ueber den Bach wölbte ſich eine bunte Roſenſtaude, von der nur eine einzige traurende Nachtigall durch den ſtillen Schimmer hinſang.

Da gieng Orvieto zu dem Thale nieder, und ſetzte ſich auf einen mit Mooß bewachſenen Felſen ins Mondenlicht am kleinen Bache hin.

Vater der Schöpfung, (ſo waren ſeine Empfindungen) Vater der ſanft ſchimmernden Natur — mein erſtes Gefühl ſey dein. In ſanftem feyerlichen Pompe zieht die ſchöne Nacht mit unzähligen Sonnen und Erden begleitet itzt durch die Hemiſphäre — Und wie ſanft das ſtille Mondenlicht niederfällt — wie es um den dunkeln Tannenwald zittert — wie es den kleinen Bach verſilbert —

Dort,

Dort, wo von dem Hügel der Wasserfall von Abhang zu Abhang stürzet. Wie schön stralt sie dorten in den niederfallenden und zurückfliegenden Tropfen! — welche süße balsamische Düfte steigen aus dem Busen kleiner Veilchen über dem weiten Beete auf! oder verbreiten sich um die glühenden Rosen — Wie ein kleiner balsamischer Thau steigen sie empor, und erfüllen die frischere Luft. Alles schweigt, aber dir Vater, bebt der ernste Schauer im Thale und dem dunkeln Tannenwalde. Dort über den Hügel gießen sich silberne Stralen hernieder, und leuchten um schroffe Felsen — wie er sich fürchterlich zum Himmel aufthürmet, und fast über seinen Ruhepunkt herüber wölbet — Eine Gemse sieht auf der jähen Spitze und siehet starr dem Lichte der Nacht entgegen —

Ernster ist es dorten in zerfallnen Schlössern — über die Ruinen, wohin der Wind ein Saamenstäubchen wehte, sproßt ein Gebüsche hervor, und Gras und Moos bedecken die zerbrochne Säulen — Da liegen sie izt im Mondenlichte zerstreuet, die Werke der dorischen Kunst, und der Witz des Künstlers —

Dorten ragt noch ein zerfallner Thurn über die zerbrochne Mauren eines einsamen Klosters — Da liegen auch Ruinen, und decken der Entschlafnen Gräber — Eine einsame Stille seufzt über der Leichensteinen, und durchbebt den dunkeln Kreuzgang.

Aber

Aber was iſt dorten an dem Abhange des Hügels, wo man in die ſchimmernde Ebne gegen die Gebirge hinſieht? — Vier hohe Cypreſſen werfen ihre traurende Schatten umher — und in ihrer Mitte erhebt ſich etwas, einer Urne ähnlich — ſchön lauft das windende Epheu über den Fuß bis zur Urne hinauf, und bedeckt das Fußgeſtelle von Marmor, und zittert in dem Winde auf der Spitze des Grabmaals. Sollte hier Durance ſchlafen — o ſo müſſe die modernde Gebeine nie unbedeckt der Sturmwind umheulen, oder ſie das Auge des Entweihten ſehen! —

Wie ſchön ziehen dorten auf den fernen Gebirgen ſchimmernde Nebel zum Himmel — wo die Thurmſpitzen entfernter Städte oder Dörfer den Glanz der Nacht auf dieſe Ebnen zurückwerfen, dort wallen ſie wie kleine Wolken empor.

Aehnlich — aber mit gefälligerem Schimmer deckte der Mond die Gefilde meines Vaterlandes!

Orvieto ſeufzte bey dieſem Gedanken — Der Anblick des Vaterlandes, der ſich zwiſchen ſeine Einbildungskraft und den Blick in dieſe Gefilde ſtellte, verdrang die ſüßern Empfindungen, die das Gemälde der Natur erzeugte. Eine Stimme, die von Philomelens Tönen begleitet, unter dem Dunkel der Tannengänge ſanft in das Thal rauſchte, wo Orvieto am Bache ſaß, unterbrach ihn in ſeinen ernſten Betrachtungen. Silberne Töne ſang der Nachhall von dem nahen Felſen und dem Gebüſche. Der denkende Unglückliche ſtieg von ſeinem

nem mooſigten Sitze auf, und gieng entzückt horchend, aber langſam, der Stimme näher. So ſangen die Silbertöne:

— — — — —
— —
— — — —

Und ſagt ſie ihm.

O! ſtiller Wald, in deinen Schatten
Wo Schauer bebt,
Sieh ſt du, wie mir die reinſte Liebe
Den Buſen hebt.

Für ihn — für ihn alleine fühlt
Hier dieſe Bruſt.
Mit ihme leben — mit ihm ſterben
Ach! welche Luſt.

Wie dort der Mond im Thale zittert
Wie Schatten hier —
Wie ſtille Einſamkeit im Hayne —
Iſt Dorſet mir.

Des Frühlings erſtes Veilchen dünket
So ſchön mir nicht —
Und nicht die ſchönſte Roſe glühet
Wie ſein Geſicht.

Wie ſanft herrſcht nicht in ſeinen Zügen
Gefälligkeit! —
Wie ſchön malt ihm die edlen Mienen
Empfindſamkeit.

O! ſeht! wie ihm der Jugend Feuer
Die Wangen glüht;

O.

Ob ſo, wie er, die ſchönſte Blume
Des Thales blüht.

Wie Edelmuth — die größte Seele,
Die Stirne malt —
Und wie aus feuervollen Blicken
Die Liebe ſtralt.

Wie jede Wonne — jede Freude
Mein Herz entzückt,
Wenn lächelnd er, wenn voller Liebe,
Er auf mich blickt.

Mir lächeln Grazien entgegen,
Erblick ich ihn.
Und Härte — Sprödigkeit erweichen
Und Seufzer fliehn —

Sein Kuß — ſo wie nach Winterſtürmen
Der Lenz erſcheint;
Der Lenz, der Schöpfer unſrer Freuden
Der Liebe Freund;

Da deckt die hingewelkte Fluren
Ein neues Grün —
Da blühen Thäler — hohe Hügel
Voll Bäumen blühn.

So froh war ich, da ich ihn küſſend
Im Arme hielt —
Doch niemand iſt, der ſo wie ich,
Und Dorſet fühlt.

Hier endigte die ſchöne Sängerinn, und langſam erblickte er Julien, die nach ihrem Zimmer zurück gieng.

„Wie glücklich, Dorset — wie glücklich Julie ist, dachte Orvieto — Dorset ist reich, er wird Julien doppelt glücklich machen — Aber was hat Orvieto? Nichts — unter falschen Freunden zerstreuet, von Bösewichtern ausgezehrt, ist alles, was ich hatte — Aber ich gab aus guter Absicht, und noch kann es mich nicht reuen, da ich es am nöthigsten bedarf — Dich, ewige Vorsicht — und wie froh erhebt dieser Gedanke mein Herz empor — Nur dich besitze ich — und doch ist er mir noch dunkel der Gedanke — wer weis, ob sie dich nicht verließ. Hast du doch itzt keinen Freund mehr, der durch so viele Proben dich überzeugte, daß er wirklich dein Freund sey, wie der entschlafene Dorset — O! wie schwer fühlen wir Sterbliche die Lasten, die unsre Bestimmung zu seyn scheinen, wenn nicht eine gutherzige Seele sie mit uns theilet, in deren Busen wir sie ausschütten — Wie groß ist der Gedanke! „gerührt von deinem Elende, und dem Harm, der dich verzehret, schenket dein Freund deinem Unglück eine mitleidige Zähre.“ Schon dieser Gedanke wälzt die Hälfte melancholischer Schmerzen von unserm Busen, und erweicht ihn zu sanfterer Schwermuth und milderem Tiefsinn. Dieses zwar ist angenehm, aber doch mit durchbebenden Schauern verbunden — So angenehm, wie der Morgenthau durch unglänzte Cypressen fällt, und das frühe Grab eines unglücklichen Jünglings benetzet.

Traurig ſind dieſe Gedanken — iſt es aber ein Wunder? — da ängſtliche Bilder — öde Einſamkeit — traurende Stille — und ſchaurende Mitternächte mir tägliche Ideen, und nie abwechſelnde Scenen ſind —

Wie könnte auch ein Unglücklicher ſich ſchmeichelhaftere Ideen bilden, die jeder Gedanke von Zukunft — zerſtäubt. Ja .... die Vögel des Himmels ſäen nicht — ſie erndten auch nicht — und doch giebt ihnen ihr Schöpfer was ſie bedürfen — Aber mir — einem Menſchen — oder bin ich vielleicht weniger als der vernunftloſe Vogel, der ſo ruhig unter Blättern ſein zufriednes Lied ſingt? — mir giebt er für Brod — einen Stein.... O! — und was macht dieſe Gedanken noch trauriger! Sophie — kann ich dich denken, unglückliche Gattinn — Sophie — wie ihr Geſicht abgehärmt iſt von Hunger — wie ſie ihren Gram in ſich ſelbſt verbirgt, um mich nicht zu tödten — Ja — der Morgenthau tränket die Fluren, die der Sirius austrocknete — Im Abendroth ſinkt erfriſchender Thau auf lechzende Wälder — Auch trieft er auf den ſchroffen Felſen — in ſandigte Wüſten — unzulängliche Wildniſſe — ins Meer — dies thut die Güte des Himmels — der unfruchtbare Sand — die felſigte Wüſte bedarf ihn nicht, und doch benetzet er ſie — O Gedanke, der Klarheit — unbewölkte Heiterkeit in meine Seele gießt — Auch bey meinen — bey Sophiens Thränen wird der Himmel

fühlen, wenn wir unglücklich ſind, und ſie weinen.

Der Mond gieng itzt über die Gebirge hinab — und Orvieto gieng in ſein Zimmer zurück, angenehm zu ſchlafen. Wir beſchließen dieſes Hauptſtück mit einer Stelle des Callimachus.

— Schenke mir, Jupiter, Tugend und Güter
Denn ohne Tugend beſeligen uns nicht die Güter der Erde —
Nicht die Tugend ganz ohne Güter, drum ſchenke mir Tugend
Und Güter.

Hymnus auf Jupiter.

Sechs und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ein Brand — durch Velten entſtanden, iſt nicht zu löſchen — Willkommen Herr Johnſon — Declaration d'Amour — Merillac wird an den Herrn von Clairvall verwieſen, und bekommt einen Korb.

Merillac und der Herr von Clairvall reiſten indeſſen glücklich die ſchöne Nacht durch. Aber wie ſie nahe an die Hütte des Kohlenbrenners kamen, entdeckten ſie eine traurige Scene — Die ganze Hütte ſtand in Flammen, und nahe dabey der ehrliche Mann und ſeine Frau, die mit lautem Wei-

Weinen zusahen, wie die Flamme ihr weniges Vermögen verzehrte.

Sie stiegen ab, um den guten Leuten zu helfen, die trostlos da standen, aber es war vergebens — Velten — den meine Leser wohl noch kennen werden, war hier zurück geblieben — durch seine Verwahrlosung war die Flamme ausgebrochen, die die armen Leute noch ganz elend machte. Der gutherzige Clairvall, da er die Unmöglichkeit einer Rettung sah, ließ die beyden Unglücklichen in seinen Wagen steigen — Noch stand die Hütte aufrecht im Feuer, und erleuchtete die sie umgebende Wälder, aber sie fiel itzt plötzlich zusammen, und erlöschte unter ihren Ruinen. Der Herr von Clairvall ließ den armen Velten, der bey diesem Unglück untröstbar war, hinten aufsitzen, und fuhr mit dem jungen Herzoge nach seinem Schlosse zu.

Die Morgenröthe zog sich in jugendlichem Pompe in der frühen Dämmerung des Tages herauf, als sie an dem Schlosse ankamen. Mit der Sonne standen die Redlichen auf, um gegen die Gewohnheit so vieler andern Vornehmen nicht die Hälfte des Tages, sondern den ganzen Tag zu genießen. Auch Clementine war schon aufgestanden, und gieng mit ihrer rechtschaffenen Mutter ihrem Vater entgegen. Sie umarmten sich mit vieler Liebe, aber Merillac vielleicht mit der meisten. Auch der Kohlenbrenner und seine Frau reichten ihnen die Hände zum Gruße. Velten

kam zuletzt, aber so traurig, daß er mehr Mitleiden erweckte, als die Unglücklichen selbst. Ihr Unglück war kaum bekannt gemacht worden, als man ihnen einen Sitz auf dem Mayerhofe anwies.

„Ach, gnädige Frau! verzeihen Sie mir! das Herz bebt mir recht für Freude und Ahndung — Heißen Sie nicht mit Ihrem Vornamen Minna?“ so fragte der Kohlenbrenner.

„Warum fragt er mich, guter Mann?“ versetzte die Frau von Clairvall.

„Sagen Sie mir es doch um des Himmels willen!“

„Nun ja! ich heiße Minna.“

„Du lieber Gott! — können Sie denn auch noch Englisch reden?“

„Auch das kann ich noch.“

„Ach, liebster Himmel! kennen Sie den treuen Johnson nicht mehr — Doch Sie waren noch zu jung, wie ich Sie verloren habe. O! wenn ich wüßte, wo der alte Graf von Berkley itzt wäre, wie froh würde er seyn, seine Tochter wieder zu sehen!“

„Ich kenne dich zwar nicht, Johnson, aber ich glaube dir — wie glücklich du mich gemacht hast, sollst du bald sehen —“

Merillac hatte indessen Clementinen in den Garten des Hauses begleitet. Er sprach zu ihr mit nichts weniger denn Kalisinn.

„Ach Clementine, hätte ich nicht die besten

Freun-

Freunde angetroffen, die Zeit würde mir unerträglich lang ohne Clementinen geworden seyn."

„Ich will so gutherzig seyn, Merillac, und es glauben."

„Wie empfindet man, wie sehr man liebt, wenn man von dem Gegenstande seiner Liebe entfernt ist! Ach Clementine, wie glücklich bin ich itzt wieder, da ich bey Ihnen bin — möchten Sie doch meine Liebe so belohnen, wie, ich darf es sagen, wie ich es verdiene."

„Sind Sie nicht der Herzog von Merillac — liebster Freund? so fragte sie ihn lächelnd und mit einer bedeutenden Miene."

„Und glauben Sie, Clementine! daß Merillac und sein Vater so pöbelhaft, so nichtswürdig dächten, daß sie eitlen Rang der weit höheren Seele der reizenden Clementine vorziehen würden! — ja wenn Sie es denken können, ich wäre dessen fähig, dann machen Sie sich durch eine nähere Verbindung mit mir nicht unglücklich."

„Merillac! was sagt denn das Vorurtheil?"

„Ich bin zu groß, mich unter sein Joch zu schmiegen."

„Warum wollen Sie ihm aber in billigen Dingen nicht nachgeben?"

„Dieses nennen Sie billig — wer also mein Glück untergräbt, handelt billig? — — — Aber beste Clementine, warum wollen Sie einen Menschen durch Vorurtheil unglücklich machen, dessen ganzes Herz nur für seine Clementine fühlt —

Können die feurigſten Wünſche nach Ihrem Beſitze — die Marter eines Herzens ſehen, das Sie anbetet, Sie würden mich wenigſtens — aus Mitleid lieben, nicht — haſſen —

„Merillac!“

„Clementine!“

„Der Himmel weis es — Clementine iſt zu unglücklich, Merillac haſſen zu können!“

„So haben Sie alſo Mitleid mit mir, Clementine, und haſſen mich aus Mitleid nicht?“

„Ach Merillac, fodern Sie nicht, daß ich Ihnen dies Herz zeige — das — — —“

„Sie ſchweigen — ach wäre es, daß Sie den ſchönſten Gedanken für mein Glück unterdrückten — Clementine — ich liebe — zärtlich liebe ich Clementinen — —“

Er nahm ihre Hand, und drückte ſie lebhaft an ſein Herz, ſah ſie mit Augen voll Sehnſucht, und Thränen an — — —

„O! Sie ſind entſetzlich, Merillac — Gehen Sie zu Clementinens Vater — Von ihm hangt die Tugend, die Liebe ſeiner Tochter ab — Nie werde ich Ihnen ſagen — Merillac ich liebe Sie — ich folge meinen Aeltern, und will durch unüberlegte Uebereilung die Zahl beſchämter Mädchen bey der abſchläglichen Antwort ihrer Aeltern nicht größer machen; gehen Sie zu meinem Vater, mit Unruhe werde ich Sie erwarten.

So ſprach die ſchöne Clementine, von jeder Pflicht des Gehorſams und Vernunft durchdrungen

gen

gen, mit erhabner Würde, und der Herzog eilte dem Vater ſeiner Geliebten entgegen Er begegnete ihm, da er in den Garten gehen wollte.

„Dürfte ich Sie wohl begleiten, Herr von Clairvall?“ fragte Merillac.

„Und Sie fragen, Herzog?“

„Würden Sie mir wohl verzeihen, wenn ich Sie um etwas bäte, das Ihnen angenehm iſt?“

„Zu was ſind alle die Umſtände, Herzog — fodern Sie dreuſte alles was ich Ihnen geben kann, nur mein Tochter nicht —“

Dies war ein Donnerſchlag für den jungen Herzog — die Thränen kamen ihm in die Augen, und er fragte zitternd —

„Warum nicht, Grauſamer?“

Clairvall war auſſerordentlich betreten — er blieb aber dem Charakter eines redlichen Mannes treu.

„Ich will mit Ihnen offenherzig reden, Merillac — ich ſchlage Ihnen meine Tochter nicht aus Eigenſinn, ſondern aus Urſachen, ab — Erſtens ſind Sie ein junger Herr, der vielleicht eine blos flüchtige Liebe zu meiner Tochter hat, und ſie bald müde wird — Zweytens, traue ich meiner Tochter zu viel Achtung gegen ihre Aeltern zu, daß ſie ſich ohne derſelben Wiſſen in kein Liebesverſtändniß wird eingelaſſen haben. Kraft deſſen werden Sie nicht von mir fodern, daß ich das Geringſte ohne den Beyfall Ihres Herrn Vaters thun, und

also meine Grundsätze von den Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern umstoßen sollte — Mir hätte ich es dann zuzuschreiben, wenn Ihr Herr Vater sich der Gesetze bediente, um Sie zu ihrer Pflicht, und meine unglückliche Tochter geschändet nach Hause zu weisen — Drittens, der Rang als Herzog, aber dafür wollten wir schon ein Mittel finden, wenn das vorzüglichste, viertens, nicht wäre. Das bestehet darinnen: Ich und mein ganzes Haus sind der protestantischen Kirche zugethan — Eine vermischte Vermählung mit einem protestantischen Frauenzimmer kann nach den Gesetzen Frankreichs für nichtig erklärt werden, wie wir das Beyspiel noch erst neulich erlebt haben. Ein Vater also, der seinem Hause eine besorgliche Unehre entziehen will, giebt sie keinem französischen Katholiken, ob ich gleich im ganzen heiligen römischen Reiche keinen Anstand nehmen würde, sie einem katholischen Manne zu geben, von dessen vernünftigen Grundsätzen ich überzeugt wäre — Ihren Einwurf weis ich, Merillac — ich kenne aber verliebte Eidschwüre — hernach so kennen Sie das Traurige der Ehen noch nicht — Ein Jahr — ich will viel sagen, zwey Jahr liebt man sich, — allmählig gewöhnt man sich aneinander, man siehet schönere Gesichter — Da sorgt dann der flüchtige Franzose, und bedient sich der Vorrechte des Gesetzes — Merken Sie sich das wohl; der Franzose ist dann der liebenswürdigste Mann unter allen Nationen, wenn er ausgetobt hat — Dann macht

ihn die glückliche Mischung der Temperamente wahrhaftig angenehm — Wenn Sie nur fünf und dreyßig Jahr alt wären, und die Einwilligung Ihres Herrn Vaters hätten, so wollte ich mich über das andre alles hinaussetzen. Verzeihen Sie mir eine Härte, die blos Ihnen so scheinen wird, die aber in Absicht auf mich Pflichten eines Vaters sind."

Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

Hanns wacht auf — pocht bey Dorfet an, und raisonnirt über die vornehmen Leute, giebt ein Bild der Erziehung — Nennt die Herren Hofmeisters Lümmel. Giebt Dorfet ein Gedicht. Sieht einen Kobold. Einladung an Minna.

Hanns war mit Aufgange der Sonne erwacht. Er schlich an Dorfets Zimmer, und horchte, ob der Herr Baron schon munter wäre. Er hörte ein Geräusch und klopfte an —

„Herein!"

Hanns trat hinein.

„Bonschur, Herr Baron! haben Sie schon ausgeschlafen? Das habe ich bey meiner Treu vergessen, Sie zu fragen: ob Sie auch wie wir andern Bauern, mit Sonnenaufgang aufstehen! Morgenstund, Herr Baron! hat Gold im Mund.

Mund. Ich halte mein Tage nichts auf das lange Bettliegen. Des Sonntags, wenn ich ja will, ſo ſchlumple ich etwas länger, aber die Werktage da heißts: Heraus, Hanns!

„Du kommſt gerade recht, Hanns, mich aufzuwecken, das iſt auch alles, was du zu thun haſt. Kleiden kann ich mich ſelbſt, Hanns! dazu brauche ich dich nicht.“

„Nun behüte der Himmel! ſo ein reicher Herr kann ſich ſelbſt ankleiden, und hat doch ſo viel Bediente — Bey meiner Treu, da ſteht einem der Verſtand ſtill! ich kenne ſo manchen jungen Baron und Kaufmannsſohn, und Leute von andrem Stande, die kaum Ihre Intereſſen, Herr Baron, kaum das vierte oder zehente Theil davon an Capital haben, und in ihrem achtzehenden Jahre kaum ſich anziehen können. Sie müſſen auch recht in ihrer Erziehung verſäumt worden ſeyn?“

„Was nennſt du verſäumt werden, Hanns?“

„Da muß ich mich dazu ſetzen, Herr Baron, mit Verlaub — — — Wenn unſer einer als ein dummer Bauer ſo ſein Urtheil heraus ſagen ſoll, ſo geſchieht es eben nach ganz andern Regeln, als den gewöhnlichen, der Bürgersleute und andrer ehrlichen Biedermänner. So viel Köpf, ſo viel Sinne! Will der eine Horr, ſo will der andre Har! Morgens ſtehen die vornehmen Kinder, wenns früh iſt, um neun Uhr, halb zehen auf. Dann muß ihnen die Kinderfrau, oder der Bediente, ein Stück nach dem andern anziehen.

Kurz,

Kurz, Herr Baron, die jungen Schlingel ſitzen da, als wenn ſie an Händ und Füßen lahm wären. Dann trinken ſie Kaffee — Dann cujoniren ſie die Bedienten, bis es Zeit zum Frieſiren iſt. Dann geht der Bärentanz erſt recht an. Der junge Herr wirft mit Schlingel, Ochs, Eſel, Flegel ꝛc. um ſich. Nun gehts allgemach zum Mittageſſen — da iſt dann der junge Herr überall mit der Naſe vorne dran, ſucht ſich das Beſte aus, und giebt, was er nicht will, hinweg. Nun iſt das Eſſen vorbey, und der Wanſt voll — Da geht der junge Herr in den Stall, ſchaut nach dem Pferde, cujonirt den Bedienten wieder ſo lange, bis das Pferd geſattelt iſt, dann klappert er fort, jagt was das Zeug nur halten kann, und kommt dann wieder. Nach vorgehabter Schur geht er wieder zum Abendeſſen, frißt nach Standsgebühr, und geht zum Schlafengehen. Stück vor Stück muß ihm der Bediente ausziehen ꝛc. und ſo entſchläft er dann ſanft, und fängt den andern Morgen das Luderleben wieder an, und das nennen ſie Poindenuer.

Hernach halten die vornehmen Leute ihren Kindern eine Art Leute, die man Hofmeiſters oder Informators nennt; das ſoll eine Art Leute ſeyn, die die jungen Burſche was lernen ſollen, aber ich habe doch meiſtens geſehen, daß man ihnen blos deswegen jährlich eine gewiſſe Anzahl von Thalern giebt, um ſie frey herumſcheren, und ebenmäßig nach Standesgebühr cujoniren zu können, oder daß

sie eine Vormauer für die Dummheit der Herren Untergebenen sind. Man rechnet sie, wie es ein gewisser Edelmann nennt, unter die Honoratiores unter den Bedienten. Freylich, Herr Baron, sind auch die Herren Informators oft recht bärenmäßige Lümmel, die um ein Biergeld den jungen Menschen zu allen Ausschweifungen anführen, ihn lernen, wie er seinen armen Bauern das Fell über die Ohren ziehen kann ꝛc. und die kommen immer am weitsten. Trifft sichs, daß ein Vernünftiger in so ein Haus kommt, so wird er bald hinausschikanirt seyn, denn blos gleich und gleich gesellt sich gern, und der Apfel fällt immer nicht weit vom Stamme. Sehen Sie, Herr Baron! so erziehen vornehme Leute ihre Burschens."

„Du wärest ein guter Lobredner worden, Hanns! es ist immer schade, daß du nicht studirt hast. Aber komm! laß uns ein wenig in den Tannenwald gehen!"

Dorset war gewohnt zu beten — sein unschuldiges Herz schüttete sich vor seinem Schöpfer in ungeschminktem Prunke aus. Dies war sein erstes Geschäffte, und bey seinem Erwachen sein erster Gedanke. Dann erst überließ er sich dem Genusse unschuldiger Freuden, oder den schönern Geschäfften der Menschenliebe — — — — So gieng er itzt mit seinem Lieblinge nach den bedeckten Gängen zu der großen Fontaine.

„Ists denn wahr, Herr Baron, daß Sie Milord heißen?"

„Ja.

„Ja, Hanns!“

„Nun dann, Herr Baron von Milord, so muß ich Ihnen doch auch etwas im Vertrauen sagen; es heißt zwar sonst: Was ich nicht weis, macht mich nicht heiß; Aber mit Ihnen ist es was ganz besonders. Ich bin schon vor sechs Jahren einmal hier gewesen, aber es kennet mich kein Mensch, und soll mich auch kein Mensch kennen. Die Jungfer Gräfinn ist einmal von Spitzbuben angefallen worden, und da habe ich ihr geholfen. Es hat mirs ein gewisser Herr, den ich nicht verrathen darf, in Reime gebracht, dem ichs auch gesagt habe, sonsten weis es außer Ihnen niemand, als etwa zehen oder zwölfe. Wollen Sie es einmal lesen — es hat nur einen Fehler, es ist etwas zu hochtrabend.

„Giebs immer her, wir wollens lesen!“
„Ich kanns auch singen!“
„Wir wollen es itzt lesen!“

1.

Einst gieng ich, Hanns, des Morgens früh,
Um unser Heu zu mähen,
Halb stands im Wasser, und mit Müh
Konnt ich im Sumpfe gehen.

2.

Da ich nach Haus zum Essen geh,
Hieß mich der Hunger singen —
Husch! — sah ich von des Waldes Höh
Vier Reuter niederspringen.

3.

Im Thale nahe an dem Bach
Da fuhr ein ſchöner Wagen —
Die Reuter ſprengten ihme nach,
Schnell — wie vom Blitz getragen.

4.

Und plötzlich hört' ich einen Schuß
Die Lüfte wild durchſtreichen —
Und ſah ein Mädchen, ach! das muß
Aus ſeinem Wagen ſteigen.

5.

Und Lieſſgen, ach! da ſah ich ſie
Bey ihren Räubern weinen!
Sie lag mit ihrem ſchönen Knie
Auf harten Kieſelſteinen.

6.

Da ſagt ich — Niemand hörte zu —
Wär' Lieſſgen ſo in Ketten,
Ach, guter Hanns! was thäteſt du? —
Du ſtürbſt, ſie zu erretten.

7.

Und wüthend hieb ich einen Aſt
Vom Eichſtamm mit dem Beile,
Und rennte ſchnell, ich ſtürzte faſt,
Zu Hülf mit meiner Keule.

8.

So ſchießt ein Falk aus hoher Luft
Herab auf einen Täuber —
So ich — mein Lieſſ ſie Hülfe ruft
Stürz ich auf meine Räuber.

9.

Drey ſchlug ich, die in ihrer Hand
Die blanken Degen hielten.
Sie fielen, und ich einzig band
Sie alle, daß ſie's fühlten.

10.

Das Mädchen — ſchön wie an dem Bach
Die junge Roſe blühet,
Wenn früh — beym zweyten Wachtelſchlag —
Auf ihr der Morgen glühet.

11.

Wie dann vom Morgenſtral umglänzt
Der Thau ſanft von ihr fließet,
Und wo das Thal am Hayne gränzt,
Auf Veilchen ſich ergießet.

12.

So floſſen ihr vom Angeſicht
Dankbare Thränen nieder —
Da that ich ſchlau, als ſäh' ichs nicht;
Und tröſtete ſie wieder.

13.

Ich brachte endlich ſie mit Müh
Hinein in ihren Wagen.
Das arme Kind! — ich mußte ſie
Recht mit den Händen tragen.

14.

Drauf ſahe ſie gerührt mich an,
Und drückte mir die Hände —
Setz' dich zu mir, mein lieber Mann!
Sprach ſie — ich thats behende.

15.

Von fern ſah ich ein Schlößgen ſtehn,
Auf einem grünen Hügel —
Es hatte Mauren, bunt und ſchön,
Und Schiefer, ſtatt der Ziegel.

16.

Zu ſehen war's der Mühe werth.
Man hielt man ein, zu fahren —
Da ſtand, voll Schweiß der Mann und Pferd.
Wenn wir — am Schloſſe waren.

17.

Da fiel mir ein: es iſt nicht ſchön,
Beſehnung anzunehmen —
Entſchloß mich plötzlich — fort zu gehn —
Da ennſt ich mich nicht ſchämen.

18.

Da lief alsbald zu Liesgen ich,
Mit allen meinen Füßen —
Und ſchön belohnte Liesgen mich
Mit mehr denn tauſend Küſſen.

„Und ſehen Sie, Herr Baron! dies iſt hier die Jungfer Liesgen geweſen. Ich kenne ſie recht eigentlich — aber Sie müſſen mich auch nicht verrathen."

„Du biſt ein ehrlicher Burſche, Hanns? Hat du denn dein Liesgen noch?"

„Ja, Herr von Milord, die habe ich noch — je nun — wie es zu gehen pflegt, man verplempert ſich gern, wenn man jung iſt — und die Blitz-Mädchens haben es einem angethan, ehe man

man drey zählet. Aber mit uns, Herr Baron, da machen wir nicht viel Federlesens. Weder ich noch Liesgen werden uns die Augen ausheulen, wenn ich mit ihnen fertsche, genug, ich gebe ihr Wort und Hand, „Hanns kommt wieder und heuert dich" denn wo der Hanse geheckt ist, da ist er gern. Das bleibt doch immer ein wahres Sprüchwort. In der Welt will ich mich einmal umsehen, und dann hat der Himmel vielleicht unsern Amtmann zu sich genommen, und uns einen andern gegeben, der kein Schinderknecht so ist, verzeih's ihm Gott, er hat mich auch einmal einstecken lassen, und das aus Unrecht. Da kamen ihnen drey besoffene Kerls, und fielen über mich drein, und würden mich todt geschlagen haben, aber ich verstands unrecht; wie ein ehrlicher Kerl; riß einem von den Nekels die Peitsche aus der Hand, und vertheidigte mich, daß sie davon liefen — Da hört's der Amtmann, husch — war ich citirt, und mußte dem Schlingel, der mir die Ordre brachte, sechs Kreuzer geben; wie ich hinein kam, so saß der Herr Amtmann da, und gab sich ein rechtes Er —

„Höre Hanns, hast du dich nicht mit Veiten, Petern und Gürgen herum gewirt?"

„Ich habe mich blos verdefendirt, Herr Amtmann, und der ist der größte Flegel auf Gottes Erdboden, der sagt, ich habe angegriffen.

„Hast du denn auf die Kerls geschlagen?"

„Das glaub ich beym Deixel! wohl Herr Amtmann; würde er denn seinen Buckel so still hingehalten haben, wenn man ihn Salva reverentia gewanscht hätte? und ich habe auch Ehre im Leibe, Herr Amtmann, und Galle oben drauf!"

„Du hättest nicht wieder schlagen sollen, sondern dich hier beschweren, Hanns — übrigens habe Respect.

„Wenn ich dann mich nicht gewehrt hätte, und die Kerls hätten mir Arm und Bein zusammen geschlagen, wer hätte sie mir denn wieder gegeben?"

„Dann hätten wir die Kerls eingesteckt, und wir wollten sie schon dafür gekriegt haben."

„Also hatte ich doch Recht mich zu wehren?"

„Ja, aber ohne wieder zu schlagen — Du giebst einen Gulden Strafe, und gehst zwo Stunden ins Gefängniß."

„Und da mußte ich ins Gefängniß ohne Barmherzigkeit wandern, und meinen Gulden oben drein bezahlen — ob ich mich gleich wie ein ehrlicher Kerl gewehret hatte. So gehts bey uns, Herr Baron, und wenn der Herr von Clairvall seinen Schurken von einem Amtmanne kennte, er würde ihn schon lange zum Henker gejagt haben — Aber ich werde es ihm noch im Vertrauen sagen."

Das kannst du immer thun, Hanns! vielleicht bekommst du deinen Gulden wieder!

„Ja, Herr Baron! da muß ich lachen — Ha — ha — ha! Sie kennen unsre Amtleute schlecht.

schlecht. Was sie einmal in den Klauen haben, das halten sie so fest, als wenn der Schwarze drauf säße — und der Gulden ists wenigste, was mich verdroß, aber das Einstecken, da ich mich doch jederzeit so ordentlich aufgeführet, und mich gehütet hatte, das ist es, Herr Baron! was mich verdrießt. Der Schulze ist doch noch immer ein beßrer Mann — Aber es fällt mir auf einmal etwas ein, das ich Ihnen schon diesen Morgen sagen wollte — Nehmen Sie sich ja in Acht, Herr von Milord, es gehen Kobolde hier im Walde, und ich habe die verflossne Nacht einen singen hören, der so gar Ihren Vornamen nennte, und daß es ein Kobold war, das kann ich Ihnen beweisen — Denn erstens hatte er eine Stimme, die so fein war, daß sie kein Mensch nachmachen kann — Zweytens, so habe ich ihn ganz weiß nach dem Schlosse zu gehen sehen. Drittens, so bin ich überzeugt, daß sie sich gern im Mondenscheine aufhalten. Und viertens wüßte ich nicht, wie ein Mensch mitten in der Nacht sich vor Plaisir im Walde aufhalten und singen sollte —"

„Gehe doch, Hanns — glaubst du denn auch Gespenster!"

„Ob ich Gespenster glaube? Ach uns Himmels willen! Sie werden doch kein Atheist seyn; Himmel, schade wäre es um Sie, bey meiner Seele! und wenn ich Ihnen dann erzählte, daß — — —

„Ich schenke dir deine Gespenstergeschichtchen,

Hanns, itzt laß mich ein Büchchen mit Ruhe lesen!“

„Sie haben zu befehlen, gnädiger Herr! Ach Himmel, keine Liebesbriefe.“

Derfet nahm das Päckchen vor, und las etliche Stücke. Eins will ich davon meinen Lesern noch zum Beschlusse dieses Hauptstücks vorlesen —

Einladung an Minna.

1.

Winterstürme entblättert
Haan und Wälder schon —
Minna! — deiner Laube
Ist der Lenz entflohn.

2.

Bunte Reben liefen
Länast den Ranken hin,
Wölbten sich — und blühten,
Wenn der Tag erschien.

3.

Grüne Rasenbänke
Standen neben dran,
Lehnten an den Seiten
Sich voll Blumen an.

4.

Neben lag die Grotte —
Tannen warfen hie
Dunkle Sommerschatten
Und erfrischten sie.

5.

Waſſerfälle rauſchten
Neben ihr herab,
Stürzten Silberſtroyfen
In das Thal hinab.

6.

Breite Linden hatten
An der Hütte wir —
Oftmals Minna! — ſaßen
Wir in Dämmrung hier.

7.

Doch der Sturm verſcheuchet
Alle Freude ſchon.
Mit dem Sommer ſind ſie
Minna! — uns entflohn.

8.

Sieh', wie jede Krende
Aus dem Thale eilt.
Und um nackte Zweige
Oft der Sturmwind heult.

9.

Wie um unſre Grotte
Schneegeſtöber fliegt,
Und am dunklen Eingang
Hoch gethürmet liegt.

10.

Unſrer Linden Aeſte
Färbt der Nordwind weiß,
Waſſerfall und Bäche
Deckt ſchimmernd Eis.

11.

Perlentropfen frieren,
Wo ein Blättgen ſtand,
Und der Reif verſilbert
Wälder, Thal und Land —

12.

Alles ſteht verwayſet,
Trauert ſtill und öd,
Welkend liegen Wieſen,
Wo der Winter geht —

13.

Minna, meine Hütte
Sey dein Aufenthalt,
Bis der Lenz uns wieder
Winkt ins Thal und Wald.

Acht und zwanzigſtes Hauptſtück.

Izzah wird von Jairen geſucht — Ein Faun verfolgt ſie — Sie entflieht in eine Grotte — ein Amor — ein Leyermann — eine Najade — der Faun nimmt ſie auf die Schulter, und trägt ſie nach Hauſe. Izzah ſieht ein Schloß — ſeine weitern Begebenheiten — und er ſtarb —

Dies that der Faun — und noch heut zu Tage thun es meiſterlich die Schwaben, Germaniens witzigſte Völkerſchaft nach — Aber was

was that indeß Zaire? — Dies wird uns der fünfte Geſang ſagen.

Irzah und Zaire.

Fünfter Geſang.

Zaire hatte wohl indeſſen
Im düſtern Schatten von Cypreſſen
Den armen Irzah nicht vergeſſen;
Drum ſuchte ſie, und — fand ihn nicht,
So wie er ſie. . . . Wie wurd ihr bange!
Von ihrem ſchönen Angeſicht
Floß eine Thräne auf die Wange.
So gieng ſie traurig weinend fort.
Und nun — o Amor! welch ein Glücke,
Entdeckt der angenehmſte Ort,
Sich prächtig für Zairens Blicke,
Und da! — der Zaun auf ſeinem Schlauche
Er hüpfte weg. Mit grauem Auge
Sah er auf ſie — das gute Kind
Floh dieſen Räuber ſo geſchwind,
Als Daphne einſt vor Phöbus floh —

So lief ſie bis — in eine Grotte
Da ſtand ein heiliger Altar,
Der einem braven Liebesgotte
Zu Ehren aufgerichtet war,
Er ſtand darauf — Sein goldner Bogen
An ſeiner Seite aufgezogen
Und auf ihn lag ſein Arm gelehnt —
Sein Haupt war um die kleine Stirne
Mit Frühlingsblumen ſchön umkrönt —

Ihm hatten Satyr's sie geweihet,
Und Blumen um ihn her gestreuet,
Daß er nicht über sie erzürne,
Wenn sie mit dringender Gewalt,
Die leichten Nymphen in dem Wald
Zur Liebe zwungen.

Hier fand sich
Zaire itzt. Ein stiller Trieb
Der sanft aus ihrem Busen schlich,
Und halb noch unentwickelt blieb,
Hieß sie an dem Altare stehen,
Und weinend nach der Grotte sehen.

Daß Herr Orpheus mit der Leyer,
Die Erde, Wasser, Luft und Feuer,
[illegible], schroffe Felsensteine
[illegible]; das glaub in Ewigkeit
Ich läugner nicht. Vor alter Zeit,
Da log man sehr — Doch wie ich meyne
Nicht gar so arg, wie heut zu Tage.
Wär's wahr, wir müßten doch was fühlen,
Wenn uns die Leyerbuben spielen.
Drum hab ich recht.

In dieser Lage
Sah dieses Mädchen sanft die Brust
Von Thränen naß, hinauf zum Gotte,
Als ob bey'm traurigsten Verlust
Er helfen könnt — sie thats — Allein
Er blieb, das was er war — ein Stein.
Wär's wahr, was man vom Leyermann
Der alten Griechen uns erzählet,
So hätte euch auch nichts gefehlet.

(Etwas.

(Etwas, das ich beſchwören kann)
Der kleine Amor hätte müſſen,
Verwaiſet zu Zairens Füßen
Wie Eis im Sonnenſtral zerfließen.

Nun legte ſie ſich in der Grotte
Im Eingang zu dem loſen Gotte
Auf bunten Roſenblättern nieder,
Und .... weinte auf das neue wieder —
Bis ſanft, bey kühler Weſten Spiel
Ein ſchöner Schlaf ſie überfiel.

Indeß irrt Irzah ganz alleine
In einem ſchönen Myrthenhayne
Der ſich vom Berge niederaß —
An dem durch ſchattigte Gebüſche
Mit ſanftem murmelnden Gezüſche
Ein kleiner Bach durch Blumen floß.
Ermüdet ſetzt er ſich am Bache,
In ſtillen Myrthenſchatten hin.
Und ſang — den Blumen ſeine Klage
Die rings an ſeiner Seite blühn. ...
Da ſtieg aus blumigte Geſtade,
Die allerreizendſte Najade.
Der Hirt erſtaunt, die weiße Schöne
So plötzlich neben ſich zu ſehn —
Erſchrak — und trocknete die Thräne
Und blieb vor ihr gefühllos ſtehn.

Die Klage des Hirten drang bis in die cryſtallne Grotten der Nymphen des Baches — Die Göttinn des Baches ſchickte hinauf, um die Klagen des Jünglings zu hören — Aber die untreue

Nymphe

Nymphe ſah kaum den ſchönen Hirten, ſo gieng es ihr, wie den Frauenzimmern des heutigen Zeitalters. Sie wünſcht, daß er ſie liebte, und ihr eine Probe gäbe, die hinreichend überzeugte. Ein Gewand, leicht wie das Element, das ſie beherrſchen, und eben ſo durchſichtig, umfloß ihren ſchlanken Leib — Sie legte ſich neben den Hirten, der die Menſchen des Prometheus ſo weit noch nicht überſehen hatte, wie ſich die ſchaamhafte Nymphe ihm zeigte. So kalt auch das Element der Nymphe war, ſo hatte ſie doch etwas — feuriges. Elektriſch wurde ſie an Irzah's Körper gezogen, und von der Schaam zurückgeſtoßen. Aber dieſes phyſiſche Feuer häuft ſich dergeſtalt in den Nerven ihrer Arme, daß ſie unfreywillig die Aerme ausreckte, und den Jüngling an die volle bebende Bruſt drückte. Der Nymphe pochte das Herz recht ungeſtüm, und Irzah würde aus ſeinem Erſtaunen nicht erwacht ſeyn, hätte ihn dieſes Pochen nicht aufgeweckt. Ungeſtüm riß er ſich los — aber feſt umſchlang ihn die Nymphe —

— — — und Irzah rief:
Ein Faun, der in der Nähe ſchlief
Erwacht — horcht auf — und eilt herbey
Zu ſehen, wer der Arme ſey.
Der ſo aus vollem Halſe ſchrie.
Er half ihm dann; und lacht ihn aus —
Und rief ihm zu — Hui! Schäfer flieh! —
Trug ſie mit vieler Freud nach Haus.

Um

Um ſie wie ein erfahrner Faun,
Nur blos im Dunkeln .... anzuſchaun.

Sechſter Geſang.

Indeß der Faun .... ihr wißt es ja ....
So lag Irzah an dem Geſtade
Des Baches faſt gefühllos da.
Da kam ein Mädchen von dem Berge,
Schön, wie die ſchlanke Oreade,
Gefolgt von einem kleinen Zwerge.
Sie rührte mit der Roſenhand
Den Hirten an — und plötzlich ſtand
Er wieder mit Bewußtſeyn da;
Und ſeine Nymphe ... die verſchwand.

Aber der kleine Zwerg blieb noch zurück, und ſagte ihm — Hirte! dort gehe durchs Gebüſche, und verſchwand auch. Er gieng fort, und kam auf eine Anhöhe, und wie erſtaunte der Hirte,

Als nah bey ihm, zur rechten Hand
Ein Schloß von dichtem Silber ſtand.

Dies ſchien ihm fremd. Er hatte nie
In ſeinem Leben je ein Schloß
Geſehen. Eine Symfonie
Ertönt im Saal, der Silberſtralen
Durch alle hohe Fenſter ſchoß,
Und in der Nacht bey Sternentanze
Der Mond mit ſtillem Silberglanze
Ein ſchimmernd Licht umher ergoß.

Doch ſollt ich euch das Schöne malen,
Wie Diamanten und Rubin

In dichten Silberwänden glühn.
Wie ſich in weite goldne Schaalen,
Viel hundert Perlenſtröme gießen,
Erſt durch die blaue Lüfte ſchießen,
Gefaßt, in Hörnern der Tritonen;
Wie Nymphen dieſes Schloß bewohnen,
Wie oftmals ſchlanke Dreaden,
Bey ihren Baaſen, den Najaden
Sich ſchaarenweis im Waſſer baden,
Das einen ſchönen Park umfließt;
Wie mancher Jüngling in der Grotte,
Geführt von einem loſen Gotte
Ein holdes Mädchen — einſam küßt;
Wie da in dunkeln Myrthenhecken
Sich ſchlaue Mädchen oft verſtecken,
Damit .... die Faunen ſie entdecken —
Da müßte ich — ein Wieland ſeyn —
Kurz — Irzah gieng ins Schloß hinein.

Schnell öffnet ſich vor ihm ein Zimmer,
Wo bey der goldnen Leuchter Schimmer
Ein Mädchen, ſchön als wie der Tag,
Auf roſenfarbnem Sopha lag —
Und — — Cäſius — — — — —
— — — — hic — — — —
— — — — rurſus — — — —
— — — — adeſt — — — —
— — — — Hol — — — —
— — — — lan — — — —
— — — — di — — — —
— — — — eus — — — —
— — — — bemüht mit Fleiß

Das

Das Mädchen — — — — — bedecken
— für — — Jezah — — — verſteck —
Ein alter hundertjähr'ger Greis.
Was dachte Jezah? . . . . ſe . . . er ſahe
Was mit dem Mädchen hier geſchahe.
Die ihn — — — — nicht mehr ſahe.
Er ſtarrt ſie an mit offnem Blick
Und denkt zum Bache ſich zurück,
Wo er oft bey Zairen ſaß,
Und nichts als . . . Roſenblätter aß.
— — — quod — — — —
— — — illum — — — —
— — — Cafeum — — — —
— — — rapiat — — — —
— — — diabolus — — — —
— — — qui — — — —
— — — delevit — — — —
— — — optima — — — —
— — — — — ohne anzufragen
Zu Hülf — den Greiſen fort zu jagen —
— — — — — ſo alt er war
Mit Wuth bey ſeinem grauen Haar,
Und riß ihn weg — und Götter! . . . fand
Das . . . . . ganze Schloß itzt ſchnell im Brand,
Das Zimmer zürchte in den Flammen
Fiel donnernd auf den Hirt zuſammen,
Und Jezah . . . fand ſich in der Grotte.

Die Nacht zog itzt im Sternenkleide
In Oſten ſich am Horizont,
Den ſie umher mit Glanz umſtreute
Von Bergen auf — mit träuen Zügeln
Lenkt ſie auf dem Sapphirnen Wagen,

Den

Den weiße Silberwolken tragen,
Den Himmel durch. . . . Es schoß der Mond
Von ihrem Haupte Silberstralen,
Und fiel auf schimmerndem Gefieder
Des Glanzes von den lichten Hügeln
In stille Veilchenthäler nieder.
Es zitterte im stillen Hayn
Um kleine Myrthen Silberschein,
Und glänzte von den Felsen wieder;
Der Quelle rieselndes Gezische,
Tönt heyschern um umkralte Büsche
Wo Mondenglanz im Thale liegt.
Das Lied einsamer Nachtigallen
Hört' wirbelnd man aus Wäldern hallen.
Des Sängers kleine Gattinn fliegt
Zur Quell — ihr fliegt der Gatte nach,
Zum Rosenstrauch am hellen Bach.
Und singt den Wogen, die durch Wiesen
Mit silbernem Getöne fließen.

Da schlief Zaire an dem Hayn
Im Eingang zu der düstern Grotte,
Gewieget von dem Liebesgotte
Auf Binnen in dem Mondenschein;
Gekühlt von kleinen sanften Westen,
Die von des Haynes nahen Aesten,
Voll kühner Neugier sie zu sehen,
In dem Gewande spielend wehen.
Da löste sich das Rosenband
An ihrem Busen — ihr Gewand,
Das frey von ihrem Busen fiel,
Ward itzt schalkhafter Weste Spiel.
In allen Reizen der Natur,
Lag so auf Blättern frischer Rosen,

Vom

Vom Glanz des Mondenlichts umgoſſen
Zaire da, und .... träumte nur
Von ihrem Hirten, und der Flur.
Sie hatte ihre Roſenhände
Nachläßig um das Haupt gelegt,
So ſchön im Schlafe ſich bewegt,
Daß, wenn ſich Irzah itzt nur fände,
So wäre mein Gedicht zu Ende.
Von Träumen nie geſchmeckter Luſt
Von ſüßen Bildern aufgeblähet,
Von kleinen Weſten nur umwehet,
Stieg in dem Schimmer ihre Bruſt.

Da fand ſich Irzah — und er ſtand
Schnell — da er ſo ſein Mädchen fand
Wie Felſen ſtehn. Er ſahe ſie
So ſchön — wie er ſie nie geſehen,
Und blieb wie angefeſſelt ſtehen.

Schnell kam in bunten Roſenblättern
Freund Amor, mit den Liebesgöttern,
Erweckten ſelbſt die Schäferinn,
Und ſtellten ſie zum Altar hin.
Auch Amors Brüder Hymens fliegen
Die Fackeln ſchwingend zum Altar,
Und mit den kleinen Göttern fliegen
Scherz und Entzücken um das Paar,
Das lächelnd jedes Hand in Hand
Vor Amors ewgem Prieſter ſtand.

Wo in Elyſiums Gefilden
Sich ſtille dichte Schatten bilden,
Da lagen in den Frühlingshöhlen
Und Grotten künftger Menſchen Seelen.

Auch da, des weiten Tejos Sohn,
Der Patriarch Anakreon.
Ein Heer von Göttern brachte ihn
Zu Amorn in die Grotte hin.
Und er, der in zukünftgen Zeiten,
Des Weines und der Liebe Freuden
Auf einer goldnen Harfe sang,
Gab itzt, als Priester, sie zusammen.
Da flogen Hymens lichte Flammen,
Und Amors jauchzten den Gesang:
O Hymen — Hymen — Hymenee!
O Hymen — Hymen — Hymenee!
Und schnell verschwand — die ganze Scene
Und Irzah und die sanfte Schöne
Da fanden beyde sich allein
— Beym Silberbach am nahen Hayn.

Was sich itzt ferner zugetragen,
Laßt euch von euren Gatten sagen,
Ein Jüngling weis die Sachen nicht.
Weiht man mich einst zum Ehestande,
Knüpft man mir einst so schöne Bande,
So geb ich euch von allem Licht.
Noch dies weis ich, daß sie im Frieden
Erlebten Kind und Kindeskind,
Die der berühmten Hesperiden
Beglückter Söhne Ahnen sind.

Und hier beschließt sich das Gedichte eines Räubers, der wenigstens nicht zu diesem gefährlichen Handwerke geboren zu seyn schien — Aber still — kann er nicht einen ehrlichen Dichter geplündert, und es ihm abgenommen haben? — das mag wohl

wohl ſeyn, wenn er noch am Leben iſt, ſo darf er ſich nur zu Leipzig bey meinem Verleger melden, und ich werde alſobald ſeinen Namen in dem dritten Bande anzeigen, aber hiermit wird er peremtorie bis die Oſtermeſſe pro termino ultimo edictaliter citirt, allſonſten er zu gewarten, daß man es dem Räuber als eigenthümlich und ohne geleiſtete Caution übergeben wird. Z — den 9ten December 1773.

* * * m

mpria.

Neun und zwanzigſtes Hauptſtück.

Merillac antwortet herzhaft — Herr von Clairvall entſchließt ſich plötzlich — ſchickt einen Courier nach Paris, indeſſen geſtehet Clementine ihre Liebe — Orvieto — er erwacht — findet das Päckchen — ſeine Empfindungen dabey — ein Gedicht beſchließt.

„Ach, Sie geben mir das Leben wieder, rechtſchaffner Clairvall — antwortete Merillac — Sie ſind ein zu rechtſchaffner Mann, als daß ich bey Ihnen zurückhaltend ſeyn ſollte. Hören Sie das gröſßte Geheimniß unſrer Familie — Wir ſind heimliche Proteſtanten — Mein Oheim, den Sie kennen, und mein Vater ſind gute reformirte

mirte Christen. Merillac würde die Bande der Liebe nicht zerreißen können, ohne seine Religion abzuschwören, und dieses wäre zu niederträchtig für Merillac — welchem Elend würde er eine Familie aussetzen! Die Einwilligung meines Vaters ist gewiß, dann — kennet er Clairvall, so werden ihm seine Verdienste zu schätzbar seyn, eine nähere Verbindung mit Ihnen zu schließen — Ihr Umgang und Clementinens Tugend lassen Sie von meiner Lebhaftigkeit nichts fürchten — Sie - ned erzog mich, und lehrte mich eine Religion, die immer stark genug ist, meine Leidenschaften zu mildern — — —"

„Genug — genug Merillac — So können Sie mein Sohn werden — umarmen Sie Ihren neuen Vater — — — und itzt schreiben Sie gleich um die Einwilligung Ihres Herrn Vaters — ich will alsobald einen Courier abgehen lassen —"

Wer war glücklicher, als Merillac — er fiel seinem neuen Vater um den Hals — umarmte ihn voll Zärtlichkeit und mit Thränen des Entzückens — und eben kam Clementine aus dem Citronenwäldchen zu ihnen.

„Komm, Clementine, sagte Clairvall — hier schenke ich dir einen Gemahl, der deiner würdig ist — unter seines Vaters Einwilligung glücklich seyn wird — Ich lasse euch alleine, Kinder! liebt euch, wie ich meine Gattinn als Braut liebte —"

Dies sagte er, und entfernte sich. Merillac gieng seiner Geliebten mit allem Entzücken entge-

gen,

gen, das ihr entweder ſchon halb empfunden habt wenn ihr eure verſprochne Braut wirklich liebtet oder in der Zukunft noch empfinden werdet.

„Nun, meine Clementine, hängt es blos von Ihnen ab, ob Merillac glücklich ſeyn ſoll!“

„Wenn es von mir abhängt, liebſter Herzog, ſo ſind Sie es — Ach ſind es vielleicht ſchon lange geweſen — Ja, liebſter — beſter Merillac! kommen Sie in meine Arme — ich liebe Sie ſo ſehr, wie man nur lieben kann — Clementinens Herz ſchlug oft im Einſamen für Merillac — laut ſoll es itzt ſeine Empfindungen ſagen — daß es Sie, beſter Freund, über alles liebt — nie aufhören wird, Sie zu lieben —

Nichts gleicht dem frohen Entzücken des Herzogs, da er dieſes Geſtändniß von Clementinen hörte, er umarmte ſie feurig, und dann ſah er ſie wieder zärtlich an.

„Und Sie konnten ſo grauſam ſeyn, mir nicht einmal einen Schatten von Hoffnung zu geben, daß Sie mich liebten? — So konnten Sie ſich verſtellen? —

„Machte den ehrlichen Liebhaber die Liebe nicht ſchüchtern, nicht ein wenig argwöhniſch und blind, gewiß Sie müßten die ſchwache Seite Clementinens beſſer bemerkt haben, beſſer die Wünſche ihres Herzens eingeſehen haben, wenn Sie die Liebe nicht kurzſichtig gemacht hätte. . . . Wie manche Thräne, wie mancher Seufzer entfloh meinem Herzen wider ſeinen Willen; nicht leichtfertig, nein,

gezwungen wurde es oft sein Verräther, aber zum Glücke merkte Merillac die böse Verrätherey nicht."

Der Herr von Clairvall kam wieder zurück, und munterte den Herzog zum Schreiben auf. Er und Clementine giengen also nach ihrem Zimmer, und da schrieb Merillac seinen Brief, wie der Courier sagte, in Eile. Indessen wollen wir ein Bißchen zurück sehen, wie sich unsre braven Gesellschafter befinden —

Orvieto gieng mit Niedergang des Mondes zu Bette — Er erblickte dies gutherzige Geschenk des edlen Lords also nicht den Abend mehr — Die Vorhänge seines Bettes waren offen, und durch die hohen Fenster fiel die Morgenröthe, malte die gestickten Tapeten mit einer höheren Farbe. Er erwachte, und sah in seinem Zimmer herum, und plötzlich fiel ihm das glückliche Päckchen in die Augen. Er stand auf, warf seinen Schlafrock um, und gieng dem Tische näher. Er nahm es in die Hände und las: — Für Orvieto — Er riß das Siegel hinweg, und las die wenigen Zeilen, die Dorset dazu geschrieben hatte. Erstaunen heftete seinen Fuß fest an die Erde. Nur seine Blicke konnte er gegen die Morgenröthe auf den östlichen Gebirgen hinrichten — und dann seine gefaltete Hände, die er zum Himmel aufhob, und dann sprach er voll Empfindung dieses:

„Ewiger! — groß in allen Scenen des Lebens, wie in dieser aufsteigenden Röthe des Morgens, die über die weiten Gefilde her glänzet! Va-

ter

ter alles deſſen, was Odem hat, von dem erhabenſten Gebieter der Erde an, bis auf den kleinſten Wurm, der, und ſähen wir zehentauſendmal tiefer, ſich dem forſchenden Blicke zu klein, entziehen würde; ſo wahr du allmächtig jeden Sonnen die unermeßliche Bahn in dem Unendlichen zeichneſt — Du, dem mein entflammtes Gefühl Dank — Hymnen — und Jubelgeſänge entgegen — ſtammelt — Mein Gefühl, das wie die Flamme auf dem Altare Gottes lodert, wie die ſüßen Gerüche ſanft durch Wolken zu deinem Throne hinauf wallen — Du — o Vater! — du ſieheſt es, dieſes Herz, ſeine geheimſten Gänge, und die ganze Zahl ſeiner Empfindungen, die mir Sterblichen unausſprechlich ſind — Siehe, ſie erſticken ganz meine Rede — Mein Mund ſchweigt ſtaunend, aber doch liegen ſie alle heller aufgedecket vor dir, wie die Erde im Mittage — Du ſegneſt — ach wie ſehr ſegneſt du reine Liebe, und Tugend — Herr! — Stumm ſchweige ich plötzlich — aber mein Schweigen tönt vor dir, wie der lauteſte Lobgeſang! — — — —

Stumm ſah er vor ſich nieder, und bebte für Gefühl und Dank — Tadelt ſein Gefühl nicht, Sterbliche! groß iſt der Chriſt, der wahrhaftig Tugendhafte, und dieſes Gefühl beſeliget, wie der — Himmel.

„Und du, dem der Himmel ein ſo ſchönes wohlthätiges Herz gegeben — ſo fuhr er fort, da er wieder einen Blick auf die Sterblichen warf —

dich segne der, welcher mit Wohlgefallen auf groß-müthige Handlungen herab sieht, und sie zu ewigen Belohnungen, im Andenken für sich, aufzeichnet — dich segne der Himmel — Nun gieng er in dem Morgen hinab, und sang dieses dem Ewigen —

Umleuchtet, HErr! vom hohen Glanze
Der deinen Thron umzieht —
Und durch die Himmel aller Himmeln
Wie tausend Sonnen glüht.

Alle Harfen deines Heiligthums
Und goldne Thronen malt
Alle Cirkel des Unendlichen
Hell — wie dich selbst umstralt.

Ein sanfter Schimmer sinke nieder,
Umglänz' mein Saitenspiel,
Dir jauchzt es laut — jauchzt durch die Himmel
Jauchzt hoch wie — mein Gefühl —

Wie dort in Salem, deinem Tempel
Das Chor der Githith sang —
Der Tempel von den Jubeln bebte;
Das Heiligste erklang;

So tönen, HErr! dir meine Hymnen,
O! höre gnädig sie! —
Mich — wenn ich jauchzend, HErr! im Geiste
Vor deinem Throne glüh.

Heilig! — Heilig! — tönt's alle Himmel! —
Ist Herrscher Zebaoth —

Heilig!

Heilig! — Heilig! — hallet es Thronen
Iſt aller Himmeln Gott.

Da jauchzt der Himmel nach — da tönet
Mein Saitenſpiel nicht mehr —
Verſtumme tief — ihn faßt kein Himmel,
Zu groß iſt er! —

Dreyßigſtes Hauptſtück.

Hanns begleitet ſeinen Herrn nach der Hütte des Kohlenbrenners. Begehrt eine Denkſäule vom Milord — raiſonnirt über den alten Edelmann. Findet unter dem Schutt etwas — Man kommt an, küßt ſich ꝛc. Am Ende kommen Schlingel, Schurken, Unterröcke, Bruſtlätze, Schnürleiber ꝛc. vor — Hanns iſt böſe.

Dorſet und Hanns ſtiegen itzt zu Pferde, ihrem Verſprechen ein Genüge zu thun, und ritten nach der Hütte des Kohlenbrenners zu —

„Sehen Sie, Herr Baron, fieng Hanns an: dies iſt die Stelle, wo ich den Spitzbuben curirt habe, und da ſie etwas weiter kamen; hier hat Hanns die erſte Ohrfeige auf der Welt bekommen — Wollten Sie wohl die Gnade haben, und hier ein Denkmaal aufrichten laſſen, mit der Innſchrift:

Wandrer stehe! und lese!
Hier bekam Hanns Görge eine entsetzliche Ohrfeige, da er einem Schlingel Gutes that — Aber zween Schritte davon bekam er einen derben Hieb auf den Puckel dafür. Er war ein Spitzbube, drum bekam er ihn. Gehe hin und thue desgleichen.

„Ich glaube, du traumest, Hanns!“

„Nein, gnädiger Herr! ich habe meine Ursachen dazu. Es ist wenigstens keine Lüge, wie eine Menge auf unsern Kirchhöfen stehen. Ein jeder Racker und Spitzbube hat da einen Leichenstein, und auf jedem stehet:

— Er ist in dem Herrn selig entschlafen —

Und unser voriger Edelmann hat gar einen Leichenstein, da stehen zwey Weibsbilder darauf ausgehauen, das sollen Tugenden seyn, und weinen, da doch keiner mehr Maitressen gehalten, als er, nachgehends steht auf dem Steine:

† † †

Hier liegt
der Wohlgebohrne Herr, Herr von N. N.
Er war gütig, so lang er lebte; wohlthätig,
die Witwen und Waisen verloren an ihm
einen Vater; die Armen einen Ver-
sorger — die Kirchen einen Gut-
thäter — die Unterthanen einen
gütigen Beschützer, um ihn wei-
nen die Rechtschaffnen; In
ihm fiel unsre Stütze, un-
ser Vater — Alles.
Er verschied sanft
und selig.
†

Und doch soll er den Bauern die Haut über die Ohren gezogen, keinem Menschen nichts Guts gethan, wenn ihn jemand um etwas bat, geflucht, in seinem ganzen Leben nur zweymal die Kirche besucht, und keinmal etwas in den Klingelbeutel gegeben haben — Die Bauren haben sich gefreuet, daß er starb, denn er zwang sie zu Frohndiensten, und war geizig wie der Schwarze; seine Maitresse hat ihn krank gemacht, und sein letzter Seufzer soll gewesen seyn: wenn ich wieder gesund werde, so soll die Canaille die Schw — N — kriegen —

Einen andern kenne ich, den hat ein Husar erschossen, wie er das erstemal in den Krieg sah; und schon hat das Vaterland einen Helden verlo-

ren,

ren, ob er gleich in den Buckel geschossen wurde — und also könnten Sie mir die Gnade wohl erweisen — Es ist blos deswegen, daß die Welt nicht glaube, Hanns habe eine Ohrfeige auf sich sitzen lassen, ohne sich Satisfaction zu nehmen.

„Du bist gewiß für den Zweykampf, Hanns?“

„Ha, Herr Baron, aber weder mit einem Schießgewehr, noch mit einem Degen — Mit einem tüchtigen Bengel trete ich ihn an; wir Bauern machen uns keine Ehre draus, auf dem Platze zu bleiben, drum sagte auch der vorige Edelmann immer: — deswegen gehöret ihr zur Canaille. Nein! solche Narren sind wir nicht — wir gerben einander das Fell brav, und dann sind wir fertig. Das sollte auch unter den vornehmen Herren seyn, dann würde noch mancher ehrlicher Mann länger gelebt haben — Unser alter Edelmann, wohlseligen Andenkens (verzeih mirs Gott) verkaufte in seiner Jugend an einen gewissen Grafen zween Windhunde; es reute ihn hernach, und da der Graf obstinat war, so foderte er ihn heraus, und schoß ihn todt — um den lumpen Bettel, zween lumpigte Windhunde willen — Nun so versaure! —“

Sie kamen itzt an die Kohlenbrennershütte, und kaum ersah sie Hanns, so rief er:

Ah, Herr Baron, die Hütte ist zusammen gefallen! die guten ehrlichen Leute — Es ist drum meiner Seele! schade um die Leute — die sind gewiß erschlagen —

Dorfet

Dorset erschrak recht ernstlich. Sie ritten hinzu, und sahen, daß es von einem Brande herkam —

„Wir wollen die Trümmer durchsuchen, Hanns! vielleicht finden wir die Unglücklichen!“

„Ja, Herr Baron! geben Sie mir nur Ihr Pferd, ich wills hier an den abgebrannten Stamm anbinden, und dann will ich gern angreifen.“

Er band es neben das seinige, und Dorset und Hanns arbeiteten unter den rauchenden Trümmern — Endlich kamen sie auf ein stark mit Silber beschlagnes Kästchen, welches die Flamme noch nicht ganz verdorben hatte.

„Fundus, Herr Baron! wenigstens etwas, und will's Gott, so sind die armen Leute entflohen — Aber da liegt ein Arm — ja — wo hast du denn die Augen, Hanns? es ist ja nur ein Stück Holz — dummer Schöps, thu die Augen auf, und erschrecke den Herrn Baron nicht so — — Hui, da liegt ein abgebrannter Beutel — ich muß doch sehen, was darinn ist — Hey! zwanzig Louisd'or — der Kohlenbrenner hat es innerlich gehabt, Herr Baron! äußerlich hat es ihm kein Mensch angesehen! — — Henker auch! da muß ich mich gar verbrennen — der Schurke von einem Balken glimmt auch noch recht — Ich Dummkopf — Ohrfeigen möcht ich mir geben — — Harre! packen Sie einmal dorten an — weg ist er — und doch nichts drunter — He! Herr Baron! dort kommt der Kohlenbren-

lenbrenner, und des Herrn von Clairvalls Wagen! — unverhofft kommt oft —“

Wirklich waren sie es, und die Frau von Clairvall und Clementine. Der Kohlenbrenner kam in der Absicht, nachzusehen, was er unter den Trümmern des Hauses finden könnte. Und da kam ihm Dorset entgegen, und brachte ihm das Kästchen — er sprang in die Höhe, wie er es erblickte.

„Ach Gott Lob und Dank, mein Kästchen lebt noch — itzt mag alles, auch die zwanzig Louisd'or, die der Herr Milord meiner Frau geschenkt hat, fort seyn — das verschlägt mir nichts gegen mein Kästchen —

Die Frau von Clairvall und Clementine stiegen hier etwas aus — Dorset erstaunte, da er Clementinen sah — Fast dünkte sie ihm so schön zu seyn, wie Julie — aber doch nicht gar so schön. Den Verliebten möchte ich auch sehen, der sein Mädchen nicht allen sterblichen Schönen der Erde, und wäre es — eine Helena — vorzöge. Er machte ihnen ein Kompliment, wie es ein erstaunter Mensch thun konnte — Merillac, der seine Verwirrung sah, freuete sich über seinen Schatz, und führte ihn in seines Freundes Umarmung —

Hanns murmelte etwas in den Bart —

Johnston kam mit seinem Kästchen, und gab es der Frau von Clairvall.

„Sehen Sie, Madam — hier ist etwas, das

mehr

mehr werth ist, als wir uns nur vorstellen können. Zeigen Sie es nur Ihrem alten Vater, der wird es gewiß gleich erkennen —"

Nun kam Hanns, da Johnston ausgeredet hatte, und sagte zu ihm:

„Halb Part Kohlenbrenner — willst du? —"

„Was ist es denn, Hanns?"

„Nichts — halb Part, wenn du willst?"

„Du bist ein rechter Schlingel, Hanns, rief Dorset, gieb dem ehrlichen Manne, was ihm gehöret! —"

„Ja, das wäre ich, Herr Baron! wenns mein Ernst wäre — aber es ist nur Spaß — und weil ich es nicht böse meynte, so sind Sie so gütig, und nehmen mir den Schlingel wieder ab — Bey meiner Treu! ich wollte lieber ein Schurke seyn, als ein Schlingel! —

„Nun so sey ein Schurke!"

„Sie verstehen mich nicht recht, Herr Baron, auch ein Schurke möchte ich nicht seyn — Es wäre ja eine Schande, wenn Sie einen Schurken in Diensten hätten —

„Nun so sey Hanns!"

„Ich danke Ihnen ergebenst, Herr Baron! Sie hatten wirklich Ursach, und ich verzeihe es Ihnen ebenfalls — Hier, Kohlenbrenner, schenke ich dir zwanzig Louisd'or, deine Hütte wieder aufzubauen, und den Dank schenke ich dir ebenfalls —"

Dorset hatte indeß sein Pferd losgebunden, Clairvall und die Seinen waren eingestiegen, und

alle

alle ritten und fuhren davon. Hannß sah sich um, und flugs waren sie alle im Walde.

„Hol mich der Deixel! — sie sind fort — das war mir ein Wetterstreich vom Herr Baron, so fortzureiten, ohne mir ein Wort zu sagen — ein andermal plandere ich gewiß nur halb so viel — Adjeu, Kohlenbrenner! behüt dich Gott —“ und indeß hatte er sein Pferd losgebunden, und ritt hinter drein, was nur das Zeug halten konnte. Bald erreichte er den Milord —

„Diesmal haben Sie mich dran gekriegt, Herr Baron, aber ich will Schöps heißen, wenn Sie mich noch einmal so kriegen, das fatale Plaudern hat mich zurück gehalten — und da bin ich hinter her gewesen, daß es dampfte —“

Dorset lachte über ihn, und hernach fragt' er:

„Hannß, was hast du denn in den Bart gemurmelt, wie ich Clementinen grüßte?“

„Hilf Himmel! das nennen Sie grüßen — Was habe ich Liesgen nicht für gute Worte geben müssen, bis ich sie das erstemal küssen durfte — aber so ists mit den Stadtleuten — Küssen und Lecken ist bey ihnen keine Sünde, aber bey uns auf dem Dorfe — da ists doch immer eine — und wenn sie in der Stadt Eine in ihrem Leben nicht gesehen haben, so küssen Sie sie doch — Und was das erbärmlichste dabey ist, so sind es ledige und verheyrathete Leute, die nicht daran denken, daß sie einander nehmen wollen, und noch wider die Natur ist es, daß diese Mädchens, so schön

sie

sie auch oft sind, sich doch nicht schämen — nicht einmal roth werden, wenn man sie küßt. Herr Baron, das nenne ich mit alles, was sich sagen läßt — Wenn mein Liebgen so wäre — bewahr uns Gott! —. der Scharfrichter nähme sie nicht — denn Hörner — Hörner bekäme er gewiß — Aber auch das ist noch alles lauter Spaß — — — Wenn Sie erst sehen sollten, wie weit sie vorne den Brustlatz von einander machen, das ist bey meiner Seele gräßlich! — da hängt ihnen alles vorne heraus, was sie doch am meisten verstecken sollten — Kurz, Herr Baron, der Verstand steht einem still, wenn man die Dinger ansieht, so weit stehen sie über die Schnürbrust heraus — Hols der Deixel! halb sind sie von oben herunter nackend — und wenn sie es von unten hinauf so machten, da sollte man seinen Spektakel sehen — Wenn sie des Morgens im Nachtzeuge herum gehen, so haben sie so nur ein Unterröckchen an, das die Knie mit knapper Noth bedeckt, und da strotzen ein Paar Waden hintenaus — oft wie mein Schenkel so dick — Ja da gehts zu, wie vor der Sündfluth — und das nennen sie alles schön — Daß du verknellest! — schön — beym Blitz — Bindriemen — schön — und wer sich schämen würde, den lachen sie aus — Nun so verplatze —

Dörfer konnte nun sich nicht mehr zurück halten, über den Sittenlehrer zu lachen — Er unterbrach ihn, und legte ihm — ohne Zweifel allen meinen Schönen, wegen der unverschämten

Wahrheit, die 'er ihnen sagte, Genugthuung zu geben, über diesen Text ein hohes Stillschweigen auf — Und Sie über dieses nachdenken zu lassen, beschließe ich das Hauptstück.

Ein und dreyßigstes Hauptstück.

Orvieto und Sophie — Dorset — noch vor seiner Abreise versteht sich — kommt zu ihnen — Sie bedanken sich, und Dorset wills nicht zugeben, reiset ab — kommt wieder an — Die Frau von Clairvall wird etwas, das sie lange gewesen ist, ohne es zu wissen — Der Verfasser zankt sich wiederum mit Frauenzimmern — Juliens Geschichte geht hier zu Ende.

Kaum hatte Orvieto die letzte Zeile niedergeschrieben, als er Sophien auf ihn zukommen sah. Mit welchem sprachlosen Entzücken gieng er itzt auf seine Geliebte zu — Er umarmte sie, und sann, von jeder Wonne bestürmet — nichts. Sophie unterbrach ihn in seinem frohen Entzücken.

„Wie glücklich bin ich, bester Orvieto, da ich Züge so voll Wonne auf Ihrem Gesicht sehe. Wie der glücklichste Jüngling lächeln Sie mir — Kaum mildern die Züge eines männlichen Ernstes Ihr Entzücken — Gewiß hat die Zuversicht auf die Wege der gütigsten Vorsicht Ihrem Herzen wie-

der

der die Ruhe, die ganze Zufriedenheit wieder geſchenket, die Sie vormals beſaßen — Damals, da ich Sie zum erſtenmal ſah — gewiß Orvieto! ſo lange ſind wir nicht unglücklich, als ſie uns ſiehet! — — —"

„Ach, beſte Geliebte! Sie hat uns ganz glücklich gemacht. Dies ſind die Züge der Dankbarkeit, die du ſieheſt. . . . Möge ſie auch ihn — dieſen großen Wohlthäter, ewig belohnen — den letzten Gedanken bey ſeinem Tode zu dem erſten verklärter Seligkeit machen! — — — Hier, Sophie, lies dieſe Zeile, und ſchließe von den edlen Gedanken auf die ähnliche Wohlthat — Zehen Tauſend Thaler, Sophie —"

Sophie fiel auf ihre Knie nieder, und empfand das ganze Gefühl des Dankes, das ſie für der ewigen Gottheit ergoß — dieſes nur konnte ſie ſagen:

„Gott der Unglücklichen! — belohne ihn! —"

Und eine Zähre war der Bürge ihrer wahren Empfindung. Orvieto kniete ſich gegen ſie über, und umarmte die tugendhafte Geliebte — Ja! der Gott der Unglücklichen belohne ihn —

Dorſet kam nahe, und hörte dieſe Worte, die ihm höhere Belohnung war, als der denken kann, der eine weniger wohlthätige Seele hat — Sie ſtanden auf, und Sophie umarmte ihn —

„Ja, Milord! ſagte ſie — und wenn ihn der Himmel belohnet, ſo ſind Sie es gewiß — Sie ſind unſer Wohlthäter — zu leuchtend ſchil-

derte mir Julie Ihre Seele, als daß ich Sie verkennen sollte — Dies sind blos Züge von Dorsets Seele —"

Orvieto fiel in seine Arme —

„Ja — Milord — der Himmel sah Ihre Handlung, und segnend sah er sie — und ewig wird Ihr Name in meinem Gebet für dem erhabensten Throne des Allstehenden tönen — nie, Orvieto, seinen Wohlthäter vergessen —"

Dorset war verwirrt, und voll Entzücken —

„Ja, meine Freunde! der Himmel segne jeden wohlthätigen Sterblichen! Aber ihr irret euch — ich sollte euch Gutes gethan haben? ach! daß der Himmel mich auch segne, so nehmt auch Wohlthaten von mir an! — O! wie sehr beschämet mich euer Freund, daß er seine Pflicht eher that, als Dorset an die seinige dachte! — — Kommen Sie Orvieto, und werden Sie ganz glücklich, wie Sie es verdienen — Werden Sie auch mir dankbar — denn Ihr Dank belohnet mehr, als eine Welt voll Wohlthaten verdienet! — — —"

„O täuschen Sie uns nicht, unterbrach ihn Orvieto: täuschen Sie uns nicht, Milord! —" Dies sagte er, und eine Thräne stand in seinen Augen.

Mit einer erwiedernden Zähre sagte Dorset —

„Ich euch täuschen! — Nein! — damit ihr euch nicht selbst täuschet, so kommt, und laßt mich auch euer Wohlthäter werden — und dann segnet jenen, dann segnet auch mich —"

„Nein

„Nein, Milord! — erwiederte Orvieto — dies würde unersättlicher Geiz seyn, der die Vorsicht beleidigen müßte — Schon dies ist zu viel, mehr als Sophie und Orvieto bedürfen! —“

Und kaum hatte er ausgesprochen, als sie Aristen und den Prediger auf sie zukommen sahen. Sie setzten sich bey dem Delphin nieder, und Dorset entfernte sich — Es war eben um die Zeit, da er mit Hannsen nach der Kohlenbrennershütte abreisen wollte, um seinen Freunden zu begegnen —

„Ja! — ein Mädchen brachte das Kind zu mir, sagte der Geistliche, es war damals noch nicht über vier Jahr alt, dem Ansehen nach —“

„Dies ist das Alter, antwortete Coventry, welches sehr übereinstimmet.“

„Ich fragte das Kind, allein ich bekam eine Antwort, die mir ganz unverständlich würde gewesen seyn, hätte ich nicht Englisch gesprochen. Ich fragte sie, wer ihr Vater wäre, aber ich bekam keine andre Antwort, als: Milord Papa — Papa Milord — Acht Jahr behielt ich sie in meinem Hause, denn sie machte mir die angenehmste Freude, da ich ohnehin keine Kinder hatte. Der Herzog von Severnois, mit dem ich in gewissen Verbindungen stehe, und ein Herr voll Tugend und Wohlthätigkeit ist, ließ mir keine Ruhe, bis ich ihm dies Kind gegeben hatte. Nach sechs Jahren, die dieser rechtschaffne Herzog sie bey sich hatte, wurde sie an den Patron unsres Kirchspiels

vermählet; es ist eben der Herr von Clairvall, den Sie gestern hier sahen."

„Sagte sie Ihnen ihren Namen nicht, da Sie sie fanden?"

„Ja — sie nannte sich Minna!"

„Ach liebster Greis, gewiß ist es meine verlorne Schwester,' wie — — —"

Clairvalls Wagen unterbrach sie, der in dem großen Gange nach dem Schlosse zu rollte —

Sie eilten hinauf, ohne sich bey ihren Freunden aufzuhalten — Orvieto und Dorset unterhielten sich — wie meine Leser es sich am leichtesten vorstellen können —

Indessen waren Clairvall, seine Gemahlinn, seine Tochter und Merillac mit dem rechtschaffnen Milord angelanget. Die Frau von Clairvall — — — — kurz, war Arists Schwester, und des alten Grafens Tochter — — .

„Und das Kästchen?"

„Ja! — meine liebste Leserinn — da war der Hänfling Sr. Heiligkeit Pabst Johannes des XXII. darinnen.

„Und doch wissen wir aus sicherer Hand, daß Juwelen und Geld darinnen gewesen, welches der alte Berkley mit seinem Bedienten John nach Frankreich schickte! —"

„Dann wissen Sie mehr als ich, Mesdames!"

„Und dies war der Beweis, daß die Frau von Clairvall Berkleys Tochter war!"

„Nun bey'm Sankt Sebastian, da wissen Sie

ja

ja gar schon zum voraus, was ich habe sagen wollen —“

„Da müßte ich ja dumm seyn, dies nicht zu wissen — Sie Herren meynen immer, Sie hätten den Verstand allein gefressen, aber — husch! — lauft Ihnen doch nichts von der Zunge, was wir nicht zum voraus wissen — Gewiß kriegt Dorset am Ende doch seine Julie noch, nicht wahr — ha — ha — ha — habe ichs nicht errathen? —“

„Beym B — Blockeberg, Sie können beten, Mamsell! wer Ihnen so alles mag zum voraus gesagt haben — Aber Ihnen ins Ohr gesagt, liebes Mädchen! wenn mich nicht ein guter Freund gebeten hätte, so würde Herr Dorset den Mund wischen können — Aber so! freylich bin ich selbst noch nicht entschlossen, was ich thun soll — und vielleicht wissen Sie nicht, welches entsetzliches Unglück mir zu Gebote stehet, nur auf meinen Wink wartet, nur auf das Wort: Werde, um Sie zu überzeugen, daß ich doch sechs Unzen Verstand mehr gefressen habe, als Sie glauben.“

„O! dann thun Sie mir es zum Possen! —“

„So gewiß ich Ihnen zu Gefallen das ganze Buch geschrieben habe, so wenig thu ich es Ihnen zum Possen, und wissen Sie doch noch nicht, was ich thun will.“

— Indessen hatte sich Julie entfernet — sie sah ihren Dorset seinen Freunden entgegen eilen, und überließ sich dem Vergnügen der Einsam-

keit — Ohne es zu merken, hatte sie sich bey einer Stunde Weges in den Wald hinein geschlichen, als plötzlich — finstre — schwere Gewitterwolken sich über den einsamen Wald zogen — Feyerlich war die Stille, wie sie vor den Gewittern zu seyn pflegt — Kaum zitterten die Blätter der Bäume — aber schnell durchheulte ein Sturmwind die Tannen, riß einige aus, und drehte ihre weiten Wurzeln gen Himmel. Donner krachten, nach Donner und Blitze loderten Nachblitzen — gräßlich heulte der Nachhall den Ton durch das Gewinsel des Sturms — Nun stürzte ein entsetzlicher Donner, der vor sich die Wolken zerstäubte, krachte zehnfach zurück, und rollte mit lautem dumpfem Getöne über den Wald — Julie zitterte — — Nun schwebten zwo fürchterliche Wolken über ihrem Haupte, und riben sich wütend an den glühenden Saiten — Wie sich zween Felsen zugleich aus dem brüllenden Vulkan in die Luft stürzen; da sich zu Staub zerschmettern, daß man weit hin das donnernde Getöne ihrer zermalmenden Wuth höret, so fürchterlich drohend schwebten sie itzt über einander — Schnell! wie die Hölle einen glühenden Strom ausspeyet — stürzen zween Blitze hervor, und — zerschmettern Julien — — Weit hallte der Donner im Walde herum, und verlor sich seufzend am Felsen.

Zwey

Zwey und dreyßigstes Hauptstück.

Derjenige, den der Verfasser durch das vorhergehende Hauptstück böse machte, wird sehr wohl thun, dieses zu überschlagen — sonst wird er dem Verfasser gar spinnenfeind — Pfui — schämen Sie sich! tantæne, animis cœlestibus Ire? — Dies geht blos die Layen an, nicht die Kritiker.

Manche Tage schlichen indessen hin, wo man sich auf die allererlaubtesten Arten lustig machte — Arist hatte seinen Vater wiedergefunden; seine Schwester ebenfalls. Dorset freute sich bey dem Glücke seines Freundes. Orvieto war auch glücklich mit Sophien; Nur die Tochter der Gräfinn von Durance verzehrte sich durch immerwährenden Gram, der die sanfteste Röthe von ihren schönen Wangen verbannte.

Dorset besaß allzu viel Vorzüge, daß ein empfindsames Mädchen, das so zärtlich gebildet war, wie die reizende Marie, hätte unempfindlich seyn können — Einsam schlich sie oft in den Tannengängen oder in den Gebüschen einher, und dachte nur das Unglück, das sie verfolgte —

„Du liebst ihn, Marie, sagte sie zu sich selbst: ach! und nie wird er dich wieder lieben — Sein Herz ist verschenket — Wäre Julie seine Geliebte nicht — vielleicht — traurige Hoffnung! vielleicht

leicht würde er Marien lieben! — O! wie entsetzlich kann die Liebe uns foltern! — — — Stilles — einsames Grab — o! thne dich weit auf — — — Willkommen — willkommen! ihr einsamen Schauer! — hold — schön bist du, Grab, wo die Schmerzen der Liebe schlafen — wo — ach! — wo Marie bald seyn wird! —"

Dann schlich sie wiederum mit eingeschränkten Armen zur Grotte, und seufzte in die Stille der Mondennacht hin.

„Wie milde bedecken die einsamen Schatten der glänzenden Mitternacht diese einsame Höhle! — Kein Ton rauscht in dieser heiligen Stille — Nur diese hinabrieselnden Thränen säuseln in hinsterbendem Laute um die Blätter — sanft beweget zittern sie, wie dein armes Herz, unglückliche Marie! zittert — Dorset! — Dorset! — Ach Tugend! — Tugend, wo bist du — bist du mit Mariens Glück entflohen? — O! komme zurück, sanfte Führerinn meines Lebens — Aber — sie wanken — meine Knie wanken — — — o! göttliche — göttliche Tugend! halte du mich — Aber! — gütigstes Wesen — ich sinke — sinke tief — Wärst du der Staub meiner Väter — gern würde ich sinken — zu ähnlichem Staube sinken! — O Tod! — Grab — Verwesung — verweilet nicht lange — Kommt! o kommt herüber — hier ist Mariens Hand — sie folget — gerne — gerne — sie folget — O! reicht eure dürre Arme herüber! — Hier ist die Hand

der

der armen Marie — sie folget — gerne — wie die Braut dem lächelnden Bräutigam —

Lange schon hatte die große — die edle Gräfinn von Dürance den Harm ihrer Tochter bemerket. Sie schlich ihr leise nach, und horcht ihre Schmerzen — Gerührt von ihrem traurigen Zustande eilte die rechtschaffne Mutter, die Tugend in das Herz ihrer Tochter zurück zu rufen. Aber schnell wollte sie ihre Tochter nicht überraschen — Sie gieng weinend in den Tannengang zurück auf die Schatten des Mondes, die voll Trauer und Ernstes lagen —

Marie war niedergesunken — bald erwachte sie wieder! Aber, o Schicksal! wie erwachte sie? — Wild schwärmten Ideen mit Ideen, und verwirrten jeden Gedanken — Angst klopfte laut in ihrer Brust — Fern sah sie ihre Mutter — erkannte sie — und erkannte sie nicht — mit fliegenden Haaren, die frey auf das weiße Gewand niederflossen, und auf dem offnen Busen spielten — mit blassen Wangen, und Angst in jedem Blicke! stürzte sie der unerkannten Gestalt entgegen — sie rief:

„Ha! — halte — halte — welcher der Geister du bist — ich gehe mit — ich blute schon — daher siehe — siehe — hier bluter mein Herz — Aber weg! — weg! — weg! — du bist Dorset — Dorset — Julie — — aber — du lächelst! — Nein, du bist der grausame Dorset nicht — o! das weißt du vielleicht — mir lächelt er nicht — — — O guter! wohlthätiger Geist, nimm mich mit

mit dir — aber sage es meiner armen Mutter nicht — ja nicht — denn sie liebt Marien — Nun komm, Geist! — O Entsetzen! — Entsetzen — doch bist du Dorset — Ha! sehe ich nicht dorten den Geist meines Vaters über seinem Grabmaal? — O komm! — komm mein Vater — du bist es — bist es — hilf mir, deiner Marie — ja siehe — wie er daher schwebet — horch Dorset! — dies Säuseln ist von ihm — siehe! dort säuselt er durch den dunkeln Gang an den Tannenzweigen her — — —

Ströme von Zähren flossen über die Wangen der unglücklichen Mutter — Kniend lag ihr Kind vor ihr, und kannte sie nicht — Sie fiel betend nieder — dann umarmte sie ihr armes Kind —

„Ach Marie! — liebste Marie! — kennest du deine Mutter nicht mehr? — Ach Gott — sie kennet mich nicht mehr — o armes Schäfgen? —

„Ja armes Schäfgen — oft spielte ich ruhig und sanft — nicht wahr — sanft waren meine Spiele — ich armes Schäfgen! — ja! — siehe hieher — das Schäfgen blutet — O! wie zahm konnte es Dorset führen — du Würmchen — wie zahm und unglücklich du bist — O still, Dorset! weine doch nicht! ich habe deiner Julie ja nicht geflucht — nein, ich liebe euch — Aber Mörder! du tödtest mich — siehe hier an die Brust habe ich mir ein Blümchen gepflückt, und es hieher gesteckt — O! sey nicht grausam Dorset! — durchstoße das Blümchen auf meiner Brust nicht — du armes Blümchen! —

Ermat-

Ermattet fiel sie nieder — die Gräfinn weinte laut, so schauervolle Empfindungen erpreßte ihr das Schicksal Mariens — Durch den dunkeln Tannengang liefen die Töne ihrer Zähren in die Ohren Aristis — er horchte — Töne eines Unglücklichen — — Er klopfte an Dorsets Zimmer, und eilte mit ihm nach dem unglücklichen Platze — Mehr unglücklicher Arist — du kennest das Opfer nicht, das du neben dir führest! —

Sie kamen — erstaunend zu der Stätte — mit Hülfe fodernden Blick — Voll Thränen sah die unglückliche Gräfinn zu ihrem Bruder — Schnell erwachte wie vom Tode Marie — sie sprang auf, und schrie:

„Ha! — Böswichter! — Mörder! — tödtet meinen Dorset nicht! — Nein — nein — nein — hier ist mein Herz — da — da — müßt ihr ihn durchbohren, wenn ihr ihn treffen wollet — Tod! — Hölle! — Grab! — Verwesung! — Donner des Schicksals! — da liegt er — stürze Fels — Donner zerschmetterten! stürze mich — — mich — mich — wie er noch lächelt — siehe, ich umarme dich — Nun wirst du doch aufwachen — Ach! liebe Julie — dein ist er, und mein — Komm, küsse ihn auch — warum schläfst du denn so lange, armes Lämmchen — — — ich will mit dir schlafen — O! ihr Lügner! — Dorset wollte mich nicht umbringen — Nein! er ist mir gut — gewiß haßt er mich nicht! — — —"

Wenn

Wenn ein fernher tobendes Gewitter die Schäfer im Walde überrascht, so bücken die gesammelten Heerden um die Eichenstämme die Köpfe zur Erde nieder — Unter der dichtesten Eiche sammlen sich die Wettergewohnte Hirten, daß über ihnen der Regen von Blättern zu Blättern herablaufe, und sie trocken erhalte. Während das Wetter brüllender heraufzieht, nimmt der eine Brod aus seiner Tasche, der andre holt den stärkenden Wein hervor, und in einem Kreise gelagert denken sie das gewohnte Gewitter kaum — Schnell zersplittert der Blitz die Eiche, und der tödtliche Schwefeldampf erstickt die nahen Hirten und Schaafe — Noch sitzt der eine — schauernd — und hält den Becher an den Mund, der andre schneidet sein Brod, der dritte holt es aus der Tasche, und die Schaafe bücken den Kopf noch unter der Eiche nieder — Wie der Todesdampf sie ereilte, so bleiben sie in der vorigen Lage — Kein Glied bewegt sich, und sie würden in dieser Stellung alle hinmodern — Eiserne Bande fesseln sie an die Erde, welcher die Seele im Donner entfloh.

So stand Dorset — — —

Die Gräfinn sah zu Arist hinauf —

„Sie wissen alles — helfen Sie mir!“

Ihre Thränen waren wie ein Dolch, der das Herz durchstößt —

— „Hören Sie, Dorset! — höre es, Tugend — Dorset! ich schwöre!“ —

So-

So sagte weinend Ariſt! und Dorſet erwachend, antwortete:

„Ja, ich höre, Ariſt! — kommen Sie bald in den jenſeitigen Tannengang zu mir — ſo bald Sie können —“

Ihm ſelbſt unbemerket floß eine Thräne von ſeinem Auge, und er entfernte ſich in die Dunkel der Nacht —

„Gott! — Schickſal! — — — Unglücklicher Dorſet! — Ach! — dich liebt ſie — Julie! — Julie! — mir waren weit offen die Pforten des Todes für dich! — O! könntest du ſterben — ſterben, Dorſet — Lebe wohl, Julie — lebe ewig wohl! — Seligkeit meines Lebens — O Julie! — wahnſinnig krümmt ſie ſich im Staube — ihre Mutter ſtirbt langſam hin — neben ihr im Staube — Gott! — wie ſie mich anblickte — O Entſetzen! — lebe wohl, Julie — meine Seele! — mein Leben — lebe ewig wohl — Sie tödten ſich beyde ſelbſten — O Tugend! — Himmel — ich laufe — hier, Marie, iſt meine Hand! — lebe Marie! ich will dich lieben — erwache Marie! hier iſt dein Dorſet! — und o Entſetzen — Julie! — lebe ewig wohl! —“

So ſchwinget der Held die ſinkende Fahne hoch empor, eilt dem gewiſſen Tode entgegen, und ſinkt mordend und ſiegend auf Leichen, für — ſeinen König.

Er lauft — eilt hin — ſucht Marien und die ganze

ganze schreckliche Scene, und findet niemand als Aristt auf den Knien.

Dorset lief in seine Arme —

„Wo ist meine Marie? — wo ist die Unglückliche, Milord? — Freund Aristt! — hier ist meine Hand — Aber — Himmel! wo ist mein Herz — Julie — hier soll es Marie empfangen, eilen Sie Aristt! ehe sie stirbt, hier ist die Hand Ihres Freundes! —

Drey und dreyßigstes Hauptstück.

Coventry beweiset dem Herzog von Dorset ganz augenscheinlich, daß seine vorgesetzte Entschließung aus einem sehr niedrigen Grunde herkomme — und doch widerlegt er Dorsets Entschluß nicht ganz — Eine Ausschweifung, die aber der gern überschlagende Leser wegen der eingemischten Erzählungen doch lesen wird —

Aristt stand auf, und drückte seinen Freund an sein Herz — —

„Ihre Seele, Dorset, ist edel und groß — Aber verzeihen Sie — noch ist Ihre große Handlung nicht, wie sie seyn muß, um meinen Beyfall zu erhalten — O! wie viel angenehmer würde mir Ihre Tugend seyn, wenn Sie traurig — mit Thränen der Empfindung, und jenem Ernste begleitet

gleiter käme, die uns beym ersten Anblick von Ihren Grundursachen überzeugen — Verzeihen Sie mir noch einmal, Herzog! — Handlungen mit dem Gepräge der Verzweiflung erhoben — sind nicht Tugenden — nicht der zügellose Lauf unsrer Empfindungen, und das daraus entstehende Gute, welches bey ruhigerm Umlaufe des Geblüts uns den Abgrund erst zeiget, in welchen sie uns so täuschend stürzten — Dies alles, Dorset! ist nicht Tugend — — — Mehr noch — Julie hat Ansprüche auf Ihnen, die Sie nicht verschenken können —"

„O Coventry! — erster der Sterblichen, was soll ich thun, daß ich tugendhaft sey — denn das Laster würde deinen Dorset tödten —"

„Besänftigen Sie den Sturm, der in Ihnen aufbrauset, durch gesetztere Ueberlegung — denken Sie! — wenn Sie itzt unüberlegt hingiengen — Juliens Hand verschenkten, und dann die unglückliche Julie zu Ihren Füßen sähen — wie auch Sie die Blässe des Todes bedeckt — — —

„Still, Milord! — — — wie Sie Ihren Dorset traurig — und sterbend anblickt — dem Mörder Ihres Lebens entgegen lächelt — Alle Entsetzen der Hölle auf einmal auf ihn niedergießt — itzt — vor diesen Füßen niedersinkt — jeder große Zug ihrer Seele von ihrem Gesichte hinwegstirbt, und sie endlich — zertreten von mir, meinen Namen zum letztenmale — auf ewig zum letztenmale mit tödtendem Blicke ruft — und — stirbt — — O! dann würde die entsetzlichste Zer-

nichtung Dorsets gelindestes Schicksal seyn! — — —

„So lange Dorset seiner Leidenschaften Sklave seyn wird, so lange wird dieses der Ausgang seyn — So bald er aber, Dorset, jenen sich ergießenden Strom seines noch nicht ganz tugendhaften Herzens in sein voriges Ufer, voll Demuth und Unterwerfung in die göttliche Vorsicht, zurück führet; so wird Dorset ein Opfer bringen können, das durch die Art der Darbringung erst Tugend wird. Sie sind unglücklich, Herzog? — wer sagte Ihnen das? — Sind Sie denn aller Ihrer Tugend beraubt? — oder bestehet das wahre Glück in etwas anders, als der Tugend? — Und ist diese Tugend, gegen den zu murren, der gewiß ganz weise diese Begebenheiten in die Kette des Laufs aller Dinge einflochte, daß sie nothwendig geschehen mußten, sollten anders die Ordnungen diese ungeheure Kette nicht zerbrechen, und die Wirkungen vernichtet werden, da die Ursachen sich von ihm trennten! — Oder wenn ein Fels, aus seinem Ruhepunkte gebracht, nach den Gesetzen herab stürzen muß; wollten Sie fodern, im Fall Sie in Gefahr wären, von ihnen zerschmettert zu werden, daß das Nichts die ganze Kraft der widerstehenden Schwere eines neuen Ruhepunkts über Ihrem Haupte würde, der ihn zurückhält? — Eine Foderung ist so thörigt, wie die andre — Der Tugendhafte siehet sie, ohne seine Tugend durch Murren zu beflecken — weise — giebt er ihnen nach

mil-

mildert ihre Last durch dankbare Unterwerfung, oder wo es möglich ist, sucht er sie durch nicht widersprechende Mittel zu lindern — Kommen Sie, bester Herzog! schon sehe ich Thränen, die die Verzweiflung erleichtern, und zu mildernden Hülfsmitteln gegen eingebildetes Unglück werden — Kommen Sie an diesen Busen, der Sie zu sanfteren Entschließungen erweichen wird! — — —"

„Sie haben Recht, Milord! antwortete ihm Dorset, und umarmte ihn! eben diese Handlung würde ein Laster gewesen seyn, die itzt Tugend werden kann! —"

Gehet einmal auf die Grundursachen eurer Handlungen zurück, kurzsichtige Tugendhafte — ihr, die ihr meinen Dorset bewundertet, in dem Augenblicke, da er zu Marien mit seiner Hand, sie ihr anzubieten, lief — in dem Augenblick, da ihr ihn hättet wegen seiner kleinen Handlung verachten sollen — Welches ist der Grund eurer Tugenden — o ihr Arme! ihr wähnet Tugenden zu begehen, aber es sind — Uebereilungen — Grausamkeiten — Schwachheiten — oft Laster — und dann hänget der Selbstbetrug einen dichten Vorhang vor eure Augen, den der Tod nicht aufrollt; aber der erste Anblick in die Ewigkeit wie einen Nebel schnell verscheucht — O! wie nackend stehet da der getäuschte Held! er schämet sich, einen Lohn für Selbstbetrug zu fodern, zufrieden, wenn eine mitleidige Gottheit seinen Zustand nur erträglich macht — — —

Nur die wahre Tugend ist Glück — äußere Güter sind ihre wahren Belohnungen nicht — oft vertragen sie sich mit der Tugend nicht, öfter zerstören sie dieselbe — ohne Tugend machen sie den Menschen nicht glücklich.

Sehet den glücklichen Digby, wie ihr ihn nennet! Reichthum — Ehre — Glanz seiner Ahnen, alles was ihr Glück nennet, besitzt er. Digby ist bey Hofe, stürzt andre aus Nothwendigkeit, um nicht selbst gestürzt zu werden — Er führte eine reizende Sklavinn ins Serail, und erhielt Ordensbänder und Titel — Wachsam auf alle, die seinen Wahn untergraben, die ihn stürzen können, wacht er schlaflose Nächte durch — fürchtet immer, und wird nie ruhig — Er verkauft die Gerechtigkeit, und bereichert sich. Ein Sklave — niedriger wie er weis, die Gunst seines Monarchen zu erhalten, und Digby — sinkt. Noch läßt man ihm alle Titel, alle Ordensbänder, allen Reichthum — aber er ist von seinem Fürsten, von seinen Mitbürgern verachtet — er ist unglücklich — — — Wäre er tugendhaft, so würde er es nicht seyn. . . . Wie rasend seyd ihr, die ihr einen Menschen unglücklich nennet, weil er nicht so reich, so angesehen, so in Würden ist, wie ihr? — Glaubt ihr, der Himmel werde ihn auch verachten, weil er nicht Minister geworden ist? — Thoren! — mit ähnlichem Blicke liegt vor Gott die herab geworfene Krone, und der Scepter neben dem Stab eines Hirten — Dort fällt ein Held, und schwinget noch fallend die

blutende Fahne — Neben ihm fällt ein Sperling nieder — hier glänzet ein Sandkorn — dort eine Welt — hier zerfließet eine Schneeflocke — dorten gehen ganze Welten unter — mit ähnlichem Blicke sieht sie Gott — liegen sie unter den Füßen seines Throns. Gütig gab seine Vorsicht allen Dingen harmonisches Verhältniß — Die Waagschaale des Reichen und des Armen stehen im Gleichgewichte — Bey dem Reichthum hat jener Furcht — bey der Armuth dieser Hoffnung —

Alkandor zählet Ahnen — welch ein Vorzug? — wer weis, ob nicht die Vorältern seiner geadelten Väter — irgendwo Sklaven oder Holzhacker gewesen sind! — Aber sein Großvater fiel groß, wie Schwerin fiel! —, was hilfts ihm — denn gewiß er ist zu niedrig, nur diesen Gedanken zu empfinden.

Von dem Sohn des großen Philipps aus Macedonien an, bis zum Genziskan — dem Ueberwinder Indostans, Schach Koulikan Nadir, waren die Welteroberer — was der Schutt zerstörter Provinzen euch sagt. Sie vertheidigten das Vaterland nicht, nein, ihr Stolz trieb sie weiter, als ehemals Oesterreichs Anschläge, oder der vorgegebene Plan einer Universalmonarchie Ludwigs des Vierzehenten —

Der erste unterjochte die Perser, gieng durch die kaspischen Pforten bis an den Indus, um Schlachten zu gewinnen, und Völker zu demüthigen —

Genziskan drang weiter als jener — Die äußersten Gränzen von Catai sahen ihn etlichemal als Ueberwinder — Er drang bis an die Mauer von China, und wäre der Tod gefälliger gewesen, so hätte er auch China erobert, und seinen Nachkommen diese Mühe erspart — Fast ganz Asien war sein, denn er hatte es überall mit dem Blute seiner Siege gefärbet. . . .

Nehmet alle Helden, die Timurbecks, Amuraths, Nadirs — bis auf den nordischen Helden, der einer stolzen Nation in ihren Thoren trotzte, und dessen Rache nur gestürzte Könige sättigten — Wer mißgönnt ihnen die große Ehre, gemordet zu haben — nicht den Frieden der Völkerschaften zu erhalten, wie der weit größere Friedrich, der König der Brennen. Niedrige schwache Nationen fielen vor jenen, die unter den Sitten einer weichlichen Erziehung mit Millionen schwächer waren, denn der Sieg gewohnte Eroberer — Aber er — Nationen — sie nannte Rammler — Unzählbare Heere traten gegen ihn — wo Friedrich — wo Heinrich war, war auch der Sieg — — —

Doch ich will sie nicht mit diesem menschenfreundlichen Helden, mit diesem Könige vergleichen — Zu sehr würden sie herabsinken, wie itzo gegen ihn die mehresten Könige Europens mit allen Herrschern fremder Welttheile sanken —

So — dies ist der Folgesatz — ist der selbst nicht glücklich, der mit ungerechten Siegen sich

Welt-

Welttheile zu Sklaven machte — und nur Thoren wünschen sich ihren Nachruhm.

Jener König von Indostan — Subacthai, aus dem Stamme Ghizai, dessen Handlung uns seine ganze Regierung schildert, ist immer größer, als jene ungerechten Barbaren Asiens — Er ritt auf die Jagd, und fand etliche kleine Rehe, von denen sich ihre Mutter entfernet hatte — Subacthai nahm sie mit sich — Die gute Mutter kommt zu ihrem Lager, und findet es leer — sie eilt auf der Spur ihren Jungen nach, und erblickt sie in den Händen des Königes — Subacthai sah zurück — bald blieb sie stehen in einiger Entfernung, wenn der König stehen blieb — bald, wenn er sich entfernte, folgte sie ihm wieder — Gerührt sah der gute König nach der armen Mutter zurück, wendete sein Pferd um, und legte die Jungen wieder ins Lager. Welchen Werth mag dann ein Mensch in seinen Augen gehabt haben? — einen größern wenigstens, als in den Augen jener Eroberer, deren Ehrgeiz — Leichen sättigen; und deren Ruhm das Blut der Jünglinge, und die Thränen verlaßner Mütter und liebender Bräute erkaufen mußte. ... Ihr nennet den Macedonier groß — und lachet über die Zeiten des Faustrechts — Menschen seinem Ehrgeize würgen, das nennet ihr also Größe — Ha! — ihr Thoren — wo findet man jene im Kleinen? — und wo ist die rächende Stätte derer, die durch Blut fremder Güter sich

anmaaßten — Keinen von diesen nennet ihr groß — weil nicht ein ganzer Welttheil von ihrem Morden roth wurde! —

Ist es ein andrer Nachruhm, der Ruhm billiger Handlungen, die uns im ewigen Gedächtniß unsrer Bürger erhalten, die uns glücklich machen? —

Homer — wie sehr verliert sich dieser Name in der weiten Entfernung des dunkeln Alterthums! — Was denkest du dir bey diesem Namen? —

„Er ist das erhabenste Genie der Welt! —"

Frage einmal den Orbilius, ob er mit dir einer Meynung ist? — in seinen Augen sinken Homere — und Neutons — gegen ihn selbst — Orbilius wähnt der größte zu seyn, er ist sogar überzeugt, daß er nach seinem Tode noch leben werde; und doch ist er ein entsetzlicher Thor — Ich gestehe es ein; er ists, wie jeder, der in der Nachwelt zu leben glaubt — Orbilius stirbt mit dieser Ueberzeugung — Homer starb auch — Sage mir Sterblicher, was nutzt dem ersten dein Tadel, und dem zweyten dein Lob? — Uneingeerndtete Vergnügen haben auf Lebende keinen angenehmen Einfluß — wie könnten sie denselben auf Todte haben? — Der Thor, der neben dem Weisen den Todesschlaf schlummert, war in seinem Wahne vollkommen eben so glücklich, wie der Weise in der Wirklichkeit; nur mit dem Unterschiede, daß der Thor es mit mehrerm Gewichte war, als der Weise. Jenen lobte die Kritik nicht, desto fester wurde

er

er von seinem Verdienste überzeugt, denn er hielt die Kunstrichter für Neider — Der Weise that sich selbst bey allen Lobsprüchen der Welt noch kein Genüge, wenn er anders ein Weiser war — Orbilius wird immer andere Orbiliuße finden, die ihn bewundern, mehr als der Weise, weil immer drey Theile mehr nach dem Geschmacke der Pedanterie und Unwissenheit sich bilden, als der weise Brüder bekommen wird — Und was schätzet ihr hoch? — Dinge, die der Weise für unvollkommen schalt, da er sie etlichemal durchlas —

Aber verbindet sie itzt mit der Tugend — dann werdet ihr finden, daß blos der Gebrauch, den die Tugend euch davon vorschreibt, sie zu wahren Gütern macht —

Wenn ihr den tugendhaften Minister kennet — so wißt ihr die erste Wahrheit, das Gegentheil Digbys in seinem Umfange —

Schwerin fiel auf Leichen, die er der Ruhe des Vaterlandes und dem Siege seines erhabnen Königs schlachtete — Auf ihn sank die blutrothe Fahne des Heeres, und deckte die Heldenwunden — Ihn beseelte wahrhaftiger Adel — Er nur war groß — werden es seine Urenkel seyn — oder wer wird so unbillig seyn, dem Helden seinen Adel zu nehmen, daß sie, der feige Nachkomme darinn brüsten könnte? —

Friedrich der Große — erhabenstes Bild der Eroberer bey Torgau — eilte der Vater — der Held einem drohenden Tode entgegen — Er

eilte vor der Spitze seines Heeres — groß — und zahlreich war der Feind — Aber Friedrichs Schwerd blitzte, und die Feinde flohen, wie der erschrockne Wandrer dem nachrollenden Donner. Und Friedrich, von einer Saat tödtlicher Kugeln umzischt, sank nicht — denn Gerechtigkeit war sein Krieg, und Vertheidigung seines Landes die Ursach der Schlachten — und seine Wunde war — Ehre —

Schwerin fiel — dies sah der königliche Heinrich — schnell loderte die letzte Flamme Tod drohenden Muthes und oft gefühlter Tapferkeit aus dem menschenfreundlichen Busen des Helden — er rief — und die Feinde bebten Ahndungsvoll, da er es rief:

— Auf, Kinder! laßt uns zeigen, daß wir werth waren, mit ihm zu sterben — So rief er vor dem Siege bey Prag —

Selbst der Könige erhabenster Friedrich nannte ihn den Untadelhaften in der Mitte seiner Helden — Staunend horcht dies der Hörer! — empfindet — denn sie führten die Kriege des Vaterlandes — und — o! gewiß! — des Wohls fremder Staaten —

Der Geist der Intoleranz hatte die Satrapen Germaniens betäubet — in schwarzen Mönchskutten schwebten sie um ihre Thronen, riefen dreymal — Pest athmend — den Namen der Religion — und da glühte ihr Geist von Verfolgung — aber — Friedrichs Siege zwangen sie zu entflie-

fliehen — Kennbar durch diese Siege — denn — ha! — die Thoren weißagten, wie ihre Brüder in den Säclen der dichtesten Dummheit; wenn der Beklagte über glühendes Eisen hinlief, oder die Hexe auf dem Wasser schwamm — so weißagten sie, und alle Satrapen glaubten der täuschenden Masque, bis der gegenseitige Ausgang den Nebel des Betrugs von ihren Augen verscheuchte — Kennbar durch ihre Gestalt entriß der Vernünftige ihnen seine Hochachtung, und seitdem schmelzten ihre Wänste herab, wie vor den Zeiten des Fegfeuers — Selbst Rom — unglaublich der Nachwelt — schlug die festeste Stütze von seinem Throne ab — untergräbt bald die andre schwächere Säulen, um zusammt seinem Throne diese rauhen Ruinen zu bedecken, die kein Gelübde vom Untergange befreyte.

Scheltet diese Kriege nicht, die der Gesalbte des Herrn für viele — für das Glück von ganz Germanien führte. Dann — erhielt er ihm seine Tugendhaften nicht, die sonst wie vom Carl dem Neunten entweder getödtet, oder von Ludewig — oder wollt ihr zur Ehre dieses Fürstens lieber einen Cardinal und Roms Cabale nennen — mit Dragonern auf gut türkisch wären bekehret worden? —

Diese schwarze Brut geß den wütenden Parteygeist bis zum niedrigsten im Pöbel aus — oft wenn Galliens Völker die Länder eines großen Germaniens durchzogen, standen fette, dickmäulige

Itali-

Italiäner, und andre Glaubensbrüder, und rufften den Protestanten zu: — Ha! — seht ihr die Völker, und Kanonen und Mörser — bald werden sie euren Gott getödtet haben — Freylich waren es die Völker, die unter Vendome — Villars — Turenne — oft siegten — die dem Könige Ludwig den Namen des Großen eroberten — Aber fürchterlicher denn Eugen — und Marlborugh, und Ormond war alleine Friedrich — Mit wenigen seiner Helden stand Friedrich, des Siegs gewiß, und zählte — seine Feinde nicht — wie Meereswogen gegen einen einzigen Felsen stimmen, aber getheilet, mit rasendem Ungestüm hinter ihm durch das gährende Meer fliehen — so stand Friedrich — Nun wollten sie ihn umgeben — die Thoren! — und seine Helden lebendig fangen — plötzlich verschwand Friedrichs Lager, und der Tod donnerte laut in das Heer der erschrocknen Feinde — da stürzte Friedrich und die Helden Borußiens auf die Völker — und wie Wolken vor den Blitzen sich zertheilen — fliehen — so flohen die Feinde, wo Friedrich stritt — Da liefen die Germanier — Völker! die Rom oft triumphirte, nie überwand — und vor ihnen her der leichtfüßige Franzmann, schnell und flüchtig wie der lustige Tanzmeister Lutetiens — Und o! der Schande! — da flohen sie, die ihn lebendig fangen wollten, den Rücken voll schändlicher Wunden — dann nicht die Mengen vieler Minuten lange konnten sie, die Brust seinem kleinen Haufen entge-

entgegen gerichtet, seine Blicke ertragen — als stürzten Donnerkeule ihnen in den Rücken, so flohen sie — — — so eilten sie durch das Land ihrer Verbundnen zurück — da rief dann der frohe Protestant dem großmäuligen Italiäner und seinen Glaubensbrüdern — Sehet, wie sie den Friedrich fiengen — den einsamen Helden — Ihre Kanonen und ihre Mörser haben unsern Gott nicht getödtet — Ha! — geht aufs Blutfeld nach Roßbach, wo kein Held fiel — weil sein Blut zu edel war, sich mit dem Blute der Feigen zu mischen —

Sehet! — dies sind Kriege des Eroberers, die der dankbare Enkel mit Empfindung denket — nicht wie Ludewigs Kriege, dessen Helden die Todtengebeine schlafender Fürsten nicht schonten; wie Räuber durch die heiligen Gewölber brachen, und den schlafenden Staub und Todtengebeine zerstäubten, und voll niederer Rache die Särge zerschlugen — Vor ihnen lagen blühende Städte und Landschaften; hinter ihnen rauchte der Schutt verbrannter Städte und Dörfer — So kriegte Friedrich nicht — warum? — weil er nicht Ludewig, und seine Helden nicht jenes Helden waren — — —

Oft vertragen sich auch die Glücksgüter und die Tugend nicht. Welch eine Figur würde der arme Tugendhafte in einem Kleide von Gold und in Ordensbändern machen, da er des Hofes und seiner Sitten unbewußt ist —

Irus

Jrus wird plötzlich reich — sein Herz wird stolz, und so tugendhaft er vorher war, so lasterhaft ist er itzo —

Semnon war redlicher — Er wünschte sich blos Reichthum, um seinen armen Nebenmenschen zu helfen. Der Himmel erhörte ihn — er fand ungeheure Schätze, und theilte reichlich unter die Unglücklichen aus — Semnon besuchte nach einem Jahre, die er glücklich gemacht zu haben glaubte —

Semin war arm und tugendhaft — Selima war seine Gattinn, die jeden Schmerz mit ihm theilte, und jeden Kummer des armen Semin durch ein bezauberndes Lächeln milderte. Wenn er auf die Jagd gieng, so dachte er an die zärtliche Selima, die zu Hause arbeitete, um gemeinschaftlich die nothwendigsten Bedürfnisse auf eine ehrliche Art zu erhalten. Bekam er etwas auf seiner Jagd, so erwg er es freudig in seine Hütte — Selima gieng ihm dann entgegen, und grüßte ihn mit einem zärtlichen Kusse — Sie kränkten einander durch Klagen nicht, denn sie waren zufrieden, und folglich glücklich — Der weise Semnon kannte diese Rechtschaffne — er eilte, legte einen kleinen Schatz zusammen, und trug ihn heimlich in die Hütte des armen Semins — Selima erblickte ihn zuerst, wurde traurig, da sie den Schatz sah, denn ihr Herz war zu edel, ihn lieben zu können — Verachtend setzt sie sich an ihre Arbeit, bis ihr Semin nach Hause kam —

„Siehe,

„Siehe, Semin, sprach sie mit höhnischem Lächeln, da liegt Gold.“

„Gold! — wer gab es dir, Selima? — und du konntest es annehmen?“

„Ich fand es, Semin, und weis nicht, wer es hieher legte — ich habe es noch nicht angerühret — Geh, Semin, wirf es ins Meer, es möchte jemand unglücklich machen, der es fände —

„Ja, Selima, die arbeitsame Armuth schändet uns nicht, und dein Semin kann immer noch arbeiten — ich will gehen, und es unter der Linde begraben, vielleicht erfahren wir, wer es hieher gebracht, und dann wollen wir es ihm zurück geben — — —“

Selima umarmte ihren Semin, und er gieng und begrub es unter die Linde —

Orsan war auch arm, und Semnon erbarmte sich über ihn, und machte ihn so glücklich, als Orsan foderte — So lange Orsan arm war, so aß er, was er durch seine Arbeit erwerben konnte — Nun aber aß er sich nie satt, und wachte Tag und Nacht über seinem Glücke — Orsan war gesund und stark, während seiner Armuth, nunmehr war er bleich und abgezehret, und kränkte sich bey jedem Bissen, daß der Mensch einen Magen habe —

Bathwell bekam auch von Semnon, und wurde wollüstig — In Verlauf von neun Monaten war Bathwell ärmer, als er zuvor war, und seine Ausschweifungen stürzten ihn in eine Krankheit, deren bloßer Name Abscheu erwecket —

Semnon

Semnon kam nach Verlauf eines Jahres zu Orsan — Wie erschrak Semnon? — der starke arbeitsame Orsan saß auf seinem Kasten, bleich wie ein Gespenst — Orsan sah ihn für einen Spion an, und jagte ihn von seiner Thür — Er gieng zu Bathwell — und der seufzte ihm diese Worte entgegen —

„Semnon! du hast mich unglücklich gemacht — " und hernach starb er —

Semnon erschrak — wo er hinsah, hatten seine Wohlthaten keinen glücklich gemacht — O armer Semin! seufzte er; wenn ich auch dich unglücklich gemacht habe — Dies sagte er, und gieng in Semins Hütte.

Selima saß an ihrer Arbeit, und da sie den vornehmen Semnon sah, stand sie auf, und neigte sich mit heiterm Lächeln — Er fragte:

„Wo ist Semin? —"

„Er ist auf der Jagd, gnädiger Herr!"

„Auf der Jagd? — Seyd ihr denn so arm, daß Semin seine Nahrung auf der Jagd suchen muß? —

„Wir sind eben nicht arm, denn die Vorsicht sorget täglich für Semin und Selima — das Brod unsrer Arbeit fehlt uns nie, und da wir gern arbeiten, so wird es uns nicht verdrieslich —

„Wie, Selima, hältst du den nicht für glücklich, der reich ist, und ohne mühsame Arbeit sein Brod essen kann? —"

„Das

„Das weis ich nicht, Semnon! denn wir sind nie reich gewesen, vielleicht sind Sie es, denn die Vorsicht wird es schon so eingerichtet haben, daß sie Ihnen alles aus Ursachen gab — So wie sie ihre Ursachen mag gehabt haben, uns wenig zu geben — Deswegen wünschen wir uns nicht mehr — denn wir würden sonst Ueberfluß haben, und vielleicht nicht so vergnügt seyn, wie wir itzt sind —

Eben trat Semin herein — erst umarmte er seine Selima, und sagte — Ich habe heute nichts bekommen, vielleicht bin ich Morgen glücklicher — Dann grüßte er den vornehmen Semnon ehrerbietig — Semnon war über die Zufriedenheit Semins erstaunt, der lange vergeblich herum geirret war, ohne zu murren —

„Also warst du heute unglücklich, Semin?“ sagte Semnon —

„Nein, Semnon, ich war noch in meinem Leben nicht unglücklich.“

„Wie? du wareſt noch nie unglücklich? —“

„Kannst du dich es besinnen, Selima, daß wir je unglücklich gewesen sind? —„

„Ja Semin! versetzte Selima — damals, wie unser Nachbar vor unsern Augen ertrank, und wir ihm nicht helfen konnten —“

„Du hast recht, Selima, ich hatte es schon vergessen, und dies, Semnon! — dies war die einzige betrübte Stunde in meinem Leben.“

„Und das rechnest du für nichts, vergeblich auf die Jagd zu gehen?“

„Ist es denn mein Fehler, Semnon, wenn ich nichts bekommen kann — oder werde ich deswegen mehr Hoffnung auf eine bessere Jagd haben, wenn ich unzufrieden bin? —“

„Und wie ist denn eure übrige Lebensart, daß sie so zufrieden scheinet? —“

„Wenn der Tag anzubrechen beginnt, so stehen wir auf, und Selima und ich setzen uns unter die Rebenlaube im Eingang zu unsrer Hütte, und sehen der Morgenröthe entgegen, die sich dort über das Meer her ergießet — Selima singt dann ihren Morgengesang, und dann gehen wir die kleine Anhöhe, auf welcher unsre Hütte an diesem Berge hier liegt, zum Meere hinab, und sehen nach unsern Fischreusen — Dann ordnen wir unsre Hütte, und machen sie rein, und bestreuen sie mit Blumen — Selima arbeitet dann, und ich gehe auf die Jagd — Vergnügt kommt mir Selima entgegen, und ich umarme sie dann mit aller möglichen Freude — Sie sehen, wie jugendlich schön sie ist, aber ihre noch schönere Seele können Sie nicht sehen, die mir jedes Vergnügen macht. Sind unsre Arbeiten zu Ende, so gehen wir mit einander wieder zum Meerufer hin, und sehen nach den Netzen — und dann sehen wir das Abendroth über jenen blauen Gebirgen schimmern — Wenn es heiß zu werden anfängt; so ziehe ich die Ulmenzweige über unsre Grotte, die neben der Hütte stehet, und leite die Quelle oben von dem Berge, daß sie in der Grotte an der hintern Wand über Kieselsteine,

steine, die ich stufenweise gelegt habe, herabstürzet, und die Grotte erfrischet. und setze neue Rasenbänke, und dann arbeitet hier meine Selima im Schatten und der milden Erfrischung —"

„Du bist glücklich, Semin! — Aber sage mir, was machtest du mit dem Golde, das ich in deine Hütte legte? —"

„Ach! sind Sie es, der uns so unglücklich machen wollte — draußen liegt es unter der Linde begraben — ich will es Ihnen geschwinde wieder ausgraben — Es ist drum gut, daß ich es begraben habe — Selima wollte, ich sollte es ins Meer werfen —"

„Der Himmel weis es, Semin! daß ich dich glücklich machen wollte — aber ich sehe, daß der Reichthum nicht jeden glücklich macht, und daß es Frevel ist, über den Herrn der Erde zu murren, und es besser zu machen, als es die Vorsicht machte — Schenke mir dort die ledige Hütte, Semin, ich will mein Gold holen, und es zu deinem begraben, laß mich nur dein Freund seyn —"

Semnon that es, und fand, daß diese Güter nicht allezeit die Tugend belohnten, oder sich nur mit ihr vertragen könnten — Er fand in der Zufriedenheit des Geistes, der Gesundheit, und einer reizenden Freundschaft das wahre Glück, und wenn er je ein Werk der Barmherzigkeit thun wollte, so that er es nach dem Willen der Vorsehung, ohne durch eine strafbare Mildthätigkeit ihre Bestimmung zu untergraben —

Ich glaube durch diese Beyspiele hinreichend gezeigt zu haben, daß nur wahre Tugend Glück ist — daß äußere Güter nicht ihre wahren Belohnungen sind — daß sie sich nicht allezeit mit der Tugend vertragen, und oft dieselbe zerstören, und daß sie ohne Tugend den Menschen nicht glücklich machen können. —

Vier und dreyßigstes Hauptstück.

Wieder eine Unterredung — Man wird einig, aus Tugend nichts zu thun — Das Krankenzimmer. Marie ist noch nicht erwacht — Eine Anekdote aus der Lebensbeschreibung des Autors — Etliche Hahnreye — Schlaflosigkeit Siegmunds.

„Was wollen Sie aber itzo thun, Herzog? fragte Arist —"

„Eben dasselbe, Milord, aber aus bessern Gründen — Erst will ich — ach Arist! wie entsetzlich ist dieses — erst will ich mit — Julien reden — die arme Julie! — —"

„Ihr Entschluß ist ihrer würdig, edler Herzog! — aber vielleicht kann mein Rath Ihnen ein glücklicheres Hülfsmittel an die Hand geben — — — Nie habe ich Ihnen zur Verstellung gerathen, Dorset, sie ist ein wahres Laster — aber es giebt Umstände, in welchen sie Tugend wird

wird — Vielleicht erhalten Sie sich dadurch Julien, und uns Marien — Da Sie entschlossen sind, Julien der Tugend aufzuopfern, so mag auch der Ausgang seyn, wie er will, so ist er wenigstens voraus gesehen, und vorbereitet — Bieten Sie Marien Ihre Hand an — Sind wir so glücklich, sie dadurch wieder zu sich selbst zu bringen, so will ich mir alle Mühe geben, der Trennung von Julien vorzubeugen — aber erst muß Julie Ihre Verstellung wissen —"

„Ach! wie gütig sind Sie, Milord! — Freund! — dieser kleine Stral von Hoffnung beseliget mich schon, denn ich liebe Julien — unaussprechlich —

„Hoffnung ist es auch nur, Dorset, für die Gewißheit kann ich mich nicht verbürgen! halten Sie sich auf alles gefaßt, um nicht zu sehr im gegenseitigen Falle überrascht zu werden — Ich will an Ihrer Statt mit Julien sprechen —"

„Ja, Arist, das thun Sie! — ich würde wirklich nicht groß genug seyn, es Julien ohne die größte Erschütterung sagen zu können —"

Sie giengen itzt mit einander in ihre Wohnung zurück — Dorset in sein Zimmer, Arist aber suchte seine Schwester die Gräfinn — Er fand sie an dem Bette ihrer Tochter —

„Sie wissen mein Unglück ganz, liebster Bruder — einen Sohn verloren, der der einzige Erbe unsres Namens war — Eine Tochter, die sonst so tugendhaft, und jede Freude meines Lebens war, so sanft war ihre Denkungsart, und so mild

ihr ganzes Wesen — Diese beyde zu verlieren, Milord, ist wirklich hart — Züchtigend ist oft die Hand der Vorsehung —"

„— Und oft prüfend, unterbrach sie Arist! — Standhafter Muth und demüthige Unterwerfung unter ihren Willen sind ihre Ansprüche, und Vertrauen ihre Foderung an den Christen. Ein sanftes, mit Thränen begleitetes Nachgeben ist Weisheit und Pflicht, und Murren gegen die göttliche Vorsehung — Sünde — — — Auch sind unsre Vorstellungen oftmals grosser von irgend einer Widerwärtigkeit, die uns betrifft, als oft ihre wirklichen Folgen sind — Kann die Hand, die uns an den Rand des Grabes führt, uns nicht eben so leicht ins Leben zurück führen? — Beruhigen Sie sich, Gräfinn — Mein Dorset ist so gut und tugendhaft, daß er eher alles unternimmt, als daß Sie Marien verlieren sollten, und Julie hat ein zu sanftes Herz, daß sie im Nothfalle nicht alle Ansprüche auf den jungen Herzog aufgeben sollte — Lassen Sie es uns erst durch Verstellung versuchen; hilft sie nicht, so bin ich Ihnen für die Wirklichkeit Bürge —"

„Dieses werde ich Ihnen nie zugeben, Bruder! ich will mein Kind nicht erhalten wissen, wenn ich andre dadurch unglücklich machen sollte! — Nein, Milord! — Dorset und Julie lieben sich zu schön, als daß wir sie von einander trennen sollten — und ich weis gewiß, wenn Marie wieder gesund wäre, so würde sie es eben so wenig annehmen —

Sie

Sie ist tugendhaft — dafür bin ich Bürge — Wir können die Verstellung versuchen, Coventry! — aber weiter zu gehen lasse ich wirklich nicht zu —“.

Coventry umarmte seine edle Schwester, und war mit ihr einig — Die Tugend Mariens beruhigte allen Zweifel, und er gieng, sie verlassend, in sein Zimmer zurück, da es schon nahe an der Morgendämmerung war —

Dorset lag indessen schlaflos auf seinem Bette — und den unter den Adamskindern möchte ich sehen, welcher in einer ähnlichen Lage würde geschlafen haben — entweder müßte er eine Unze Opium gegessen, oder wenigstens von keinem gar sanguinischen Temperamente seyn — Wie oft stören uns nicht geringere Dinge — ich habe selbst einstmals ein Amt gesucht, und mich zu strafen, oder damit es die Welt desto deutlicher wisse, meinen kleinen — oder Berggroßen Stolz, wie ihr wollt, zu demüthigen, mußte gerade ein kleiner dicker Halb-National-Schwabe mein Kompetent werden. Freylich ist es nicht fein, daß ich ihn mit dem Namen eines Schwabens der Welt kennen lerne, aber (er würde mir es übel nehmen, wenn ich anders redete,) er war — wie nennt man das Ding doch verblümt — je nun — mit einem Bret vor dem Verstande begabt, wie man auf den Gränzen von Maynz und Trier sich auszudrücken beliebt — und nur ein gezweigter — oder gepfropfter Schwabe, da sein Herr Papa

und Frau Mama Franzosen waren — — — Was kann die Nation dafür — Sie in Ehren, und mit Erlaubniß des Herrn Kunstrichters werde ich fortfahren — — Wenigstens hoffe ich nicht, einen Kunstrichter, der sein Landsmann ist, dadurch böse zu machen, und jeden, der sich allenfalls, ohne meine Hochwohlgebohren um Erlaubniß zu fragen, unterstehen wird, die große Wahrheit der Welt zu sagen, daß mein Buch Fehler hat! jeden will ich hiermit ernstlich ermahnet haben, vor seine Recension, seinen Taufschein, und ein Zeugniß von Schulz und Gerichte vordrucken zu lassen, allsonsten ich hautement erklären werde, daß er sein Landsmann sey, und aus Rache mich recensirt habe — Ich nehme hievon einen aus, der schon bey der ganzen Welt in so viel Achtung steht, daß — u. s. w. — Nun wieder zurück zur Sache zu kommen — diese dicke, kleine Kompetent wußte seine Verdienste auf eine Art geltend zu machen, die in dem Lande, wo der Scherz vorfiel, nicht so gar selten seyn soll — ich weis nicht, welcher Dämon mir einblies, ich hätte mehr Verstand als er, und sechs und zwanzig seines gleichen — Es war freylich mir jungen Menschen damals zu verzeihen; denn wenn man nur das einzige bedenkt, auf den Gränzen von Maynz und Trier — wo Brigitten noch Originaltrauerspiele sind — da war es schon möglich, ein wenig stolz zu werden, wenn man nur den — Hofmannswaldau — und Lohenstein citiren dürfte, um gelehrt zu heißen — eine Sa-

che, die noch heut zu Tage — ja — proh dolor! richtig iſt — Wäre mein Freund im Creichgow — und ſeine bekannten Brüder — und A — z — und R — e — Wer er unter meinen Freunden war, ſagte ihm ſelbſt Marchetti.

Fù Principe di tutti — mà giace
Sopito — — nella — — Sfortunata quiete —

Und dann aus dem ganzen A b c nicht noch etliche in der Hauptſtadt — Proh ſuperi!

— Starent mihi — Come — hæreret faucibus vox —

NB. Dieſen Vers gebe ich für keinen Hexameter aus — — — — — Ich ſehe wohl, dies giebt eine Abhandlung über die Kunſt, deutlich und kurz, und mit ſehr kräftigen Worten wenig zu ſchreiben — — — — — Nun dann, da ich mich in dieſer Lage ſah, ſo konnte ich immer ſchon etwas ſtolz ſeyn, beſonders da ich ſ. v. ein etwas poetiſches Genie hatte — Man machte ein langes und ein breites in unſrer Sache, oder wie die Franzoſen ſagen, ein entſetzliches Brouillamini bey anderthalb Jahre lang — Crac! fiel ich durch, und der kleine liebe Dicke hatte auf re — com — men — da — tion — (das koſtet Müh, in der heutigen critiſchen Welt ein Wort zu naturaliſiren; oder deutſch zu reden, einzubürgern) das Amt — — — Und nun kommt der Folgeſatz, und die ganze Urſach, warum ich dies alles bis hieher in mög-

lichſter Kürze gesagt — und da konnte ich die folgende Nacht nicht ſchlafen.

Ob je ein Menſch von denen, die unter dem Monde, und über dem Monde wohnen, wohl in einem ähnlichen Falle würde beſſer ge — ſchl — wacht haben, als ich damals, das glaubt wohl kein Kenner —

Gehet den ſtolzen Stentor mit der langen wohlfrieſirten Perucke — Schon acht Tage lang wachte er manche Nächte durch — frieſirt — pudert und pomadirt ſeine Perucke — Er kommt ins Vorzimmer des Großen — beweiſet ſo deutlich, daß er die Verdienſte eines höheren Standes beſitzet, daß alle — Kenner — ja! Kenner — man darfs ſo eben nicht ſagen — blind ſeyn müßten, für ſo wichtige Verdienſte unfühlbar zu ſeyn — Er zeigt ihr noch ein Atteſtat von der Frau Liebſten auf, und wird — erſtaunet nicht! und wird erhört — denn ſie iſt artig —

Polidor war ein Mann, dem die Einkünfte des Staats anvertrauet wurden — Er war ein ehrlicher Mann, ſo lange er unverheyrathet war. Er freyt aber, und da ſeine Frau mehr Aufwand für Putz und andre Ausgaben macht, ſo konnte es Polidor nicht mehr bleiben — Der Termin erſcheint — wie manche Nacht durchwacht der arme Polidor — wie gern würde er noch hundert dergleichen durchwachen, um die einzige zurück zu kaufen, wo Merine ihren Polidor bey dem — entſchuldigte — —

O! und wie viele Nächte durchwacht ihr alle beste Leser — liebste — angenehmste Leserinnen — — — Hymen schwang die Fackel noch nicht über euch — o! und da wachet ihr, und die Mitternachtstunde hört dich — einsames Mädchen seufzen, und euch alle findet oft die Morgenröthe, wie ihr dem süßen fliehenden Schlafe entgegen jähnet — o! beruhigt euch, und wachet nicht mehr — dann wachet schlaflose Nächte hindurch, wenn euch grausame Bande an einen Niederträchtigen fesseln, den ihr — unerkannt euch ersenftzet — oder du Damon, wenn deine Lisette zum Drachen in deinem Hause wird, und jede deiner Wünsche durch tollen Eigensinn und Widerstreben vergiftet —

Wacht nicht irgend ein Glossenmacher oder Pedante, oder Hofpoete, oder Richter, oder Advocate, oder Doctor, oder Mathematikus, oder Alchymiste, oder Parisischer Schneider, oder eine witzige Franzosinn, oder Distillateur, oder — oder — Recensent, (geschwinde ausgeschrieben) um — — um einen witzigen Gedanken zu erhaschen, ohne den die ganze weite Welt, Nachwelt und Urposterität gewiß und unausbleiblich würde unglücklich gewesen seyn! —

Raubt nicht der Plan einer — matten Eroberung — denn Sybaris ist ein weicher unreifer Stutzer — der Plan dieser Eroberung Ismenen eine ganze Nacht? —

Schläft

Schläft Siegmund wohl ruhig, der morgen öffentlich disputiren und Magister werden soll? — und warum schläft er nicht? —

Und Sie, heldenmüthiger Bramarbas, warum können Sie nie einschlafen, ohne daß ein Bedienter, oder sonst ein menschliches Geschöpf an Ihrem Bette sitzt — Gewiß übernimmt Sie der Muth, womit Sie des Tages auf Ihre Bediente fluchen und drohen, daß Sie es nicht wagen, allein einzuschlafen, aus Furcht — ein Gespenst zu erstechen.

Fünf und dreyßigstes Hauptstück.

Coventry steht auf. Strephon lacht. Etwas neues. Dorset wird ein Mensch. Ueber die Mittel ein geistliches Amt zu erhalten — Ein Gespenst.

Etliche Stunden — freylich wird es den Vornehmern in den Städten ziemlich unwahrscheinlich vorkommen, und doch war es gewiß — Nur etliche Stunden, und die kaum, schlief Coventry, und nach vollbrachter Ruhe — stand er auf —

Strephon lacht über diese Lüge, weil der dicke Phlegmatikus nicht begreifen kann, wie es möglich ist, daß ein Mensch in einer Zeit ausschlafen kann, als er der Ruhe und einer regelmäßigern Verdauung jedesmal nach dem Essen widmet —

Er

Er gieng — kurz! zu Julien, die in dem schönen Landhause auf einem Sopha saß, und sich — aus dem Becken der Amphitrite gewaschen hatte — Er öffnete die Thür, und silbern erklangen die Gipswände, und hohe Spiegel und Leuchter — Wie eine Grazie — so voll Anmuth stand Julie auf, und gieng ihm entgegen. Der Boden von Marmor klang unter ihrem Fußtritte nicht, so leicht und sanft war er — Arist führte sie an der Hand auf das rosenfarbne Sopha, mit silbernen Blumen durchwirkt, und setzte sich neben sie —

„Aber hatte denn Julien das Wetter nicht getödtet?“

„Nein, meine Freunde, es war blos, um dem Frauenzimmer im Ein und dreyßigsten Hauptstücke einen Strich durch die Rechnung zu machen, kurz — meine allergnädigste Autorschaft wollte also —

„Wissen Sie wohl, Freundinn, so sprach Arist, und legte die Füße übereinander: Wissen Sie wohl, daß Marie krank ist? —“

„Nein, Milord! nicht eine Sylbe weis ich davon — —“

„Also können Sie auch nicht die Ursach ihrer Krankheit wissen! —“

„Nichts weniger!“

Er drückte ihr sanft die Hände, und lächelte sie an —

„Glauben Sie wohl, Julie, daß Marie Ihre Nebenbuhlerinn ist? —“

Julie

Julie erſchrak, eine Röthe, wie ſie des Morgens auf Roſen liegt, überzog ihre Wangen und den Buſen — Beſtürzt fragte ſie —

„Scherzen Sie, Milord, oder nicht? —“

„Erſchrecken Sie nicht, erwiederte Coventry mit einer verſichernden Miene! Ihre Nebenbuhlerinn iſt tugenhaft, und würde nie bey geſammelter Vernunft auf Anſprüche gerathen, die nur ſo lange ernſtlich ſind, als Marie nicht mit geſetztem Verſtande und unverwirrten Sinnen denken kann —

Eine Thräne ſtand in den ſchönen Augen Juliens, deren Blicke mit furchtſamer Aengſtlichkeit und Betrübniß gemiſcht, und voll Ahndungen waren — So ſah ſie auf Coventry, der immer ihre Hand feſt auf ihrem Schooße hielt —

„Fürchten Sie nichts, Julie! — Liebt gleich Marie ihren Dorſet — bis zu dem Grade der Raſerey, ſo liebt ſie doch die Freundſchaft und Tugend mehr. Sie iſt ſo krank, daß ſie in der äußerſten Hitze liegt, und nicht den geringſten ihrer Sinnen beherrſchen kann — Dorſet ſoll ſich ſtellen, als gäbe er ihrer Liebe nach, vielleicht ſind wir ſo glücklich, ſie dadurch in die Lage zu ſetzen, daß ihr und Ihnen geholfen wird — Ich wollte Sie nur davon unterrichten, daß Sie nicht glaubten, wir wollten Ihnen Ihren Liebſten rauben —“

„Thun Sie alles, Milord! was Sie wollen, aber vergeſſen Sie Ihre Freundinn nicht, die ihr Glück und Unglück nur Ihnen zuſchreiben wird —

Eret-

Erretten Sie Marien — aber tödten Sie Julien nicht! —“

Erröthend, und mit bedrängtem Herzen trat Dorset in den Saal — Kaum wagte er es, seine Julie zu umarmen, die ihm entgegen lächelte, so sehr hatte ihn die Furcht, Julien zu verlieren, traurig gemacht — — — Und was konnte der Anblick Juliens nicht? — Alle Entschlüsse einer so hochgetriebnen Tugend verschwanden so plötzlich, als zwischen dem Blicke Juliens auf Dorset Zwischenraum und Zeit war —

Sehet! — täuschende Sirenen! so zerstört ihr oft die fest entschloßne Tugend des liebenden Jünglings, und werfet mit einem Blicke oft mehr nieder, als Tage aufbauten —;

— Wenn Satan oder sonst ein hämischer Dämon, sagte ein gewisser Pater — den Tugendhaften nicht verführen kann, so versteckt er sich in ein Mädchen voll Reiz; lockt ihn so oft und mit so vielen wollüstigen Räuken, daß er endlich in den Armen der Wollust den letzten Hauch der sterbenden Tugend ausathmet — Hat er recht, oder unrecht? —

Alle Entschlüsse Dorsets waren also verschwunden — aber auf wie lange? — so lange es bey einem Freunde Arists möglich war; so lange der erste Anfall des Gefühls ihn bestürmte — Heiter lag dann wieder der ganze edle Gedanke vor ihm — nur mit sanfter Wehmuth begleitet. Aber er verschwieg den besorglichen Gedanken für Julien,

um

um nicht, einer bloßen Möglichkeit willen, seine Geliebte zu betrüben —

Sie giengen nun mit einander auf dem Landhause, und stiegen den nahen Hügel gegen die Abendseite hinauf — Da war ein jäher Abhang, denn der Felsen wölbte sich über einen See, dessen Wasser den Park durchfloß — — — Hier fanden sie den alten Prediger, und ihren Freund Orvieto, die über die Mittel, zu geistlichen Aemtern zu gelangen, sich unterredeten — Wir wollen, blos aus Langerweile, den beyden Herren ein wenig zuhören — Zuerst aber will ich ein Gedicht von den Subjekten der Theologie voraus schicken.

Ein hagrer Mohr, in einem Zwilligkleide,
Kam einst mit seinem starken Sohn,
Den er dem Predigtamte weihte,
Zu einem weißen Mann.
„Was geb' ich ihm zu Lohn,
„Wenn er mir meinen Bursch zu einem Pfarrer macht?
„Er glaubt doch wohl, daß er es werden kann?
„O Herr! mein Bub hat junge starke Knochen,
„Er hat euch gestern noch ein Holz entzwey gebrechen,
„So dick, wie hier mein Bein —
„Wie mein Gevattermann, Veit Brecht der Schulze sagt,
„So hat mein Jung so gute Gaben,
„Daß mir das Herz im Leibe lacht —

„Und

„Und ich möcht euch doch gern Freud an dem Bur-
schen haben —
„O! seht ihn an, nicht besser könnt er seyn.“
Hier fiel der weiße Mann ihm ein.
Mein guter, braver Mann!
Hat euer Sohn auch was gethan?

„Das glaub ich — Hum! — schließt nur von
seines Körpers Gaben,
„Ein Bursch, so groß wie der,
„Muß eine Doktors Seele haben,
„Herr! Stärke hat er, wie ein Bär —

Hat euer Sohn, der so viel Stärk besitzt,
Euch schon im Feld genützt? —

„Je! daß ihn doch der Henker plage,
„Das nenn ich eine Doktorsfrage —
„Warum denn nicht? — schaut sein Gesicht,
Bey meiner Treu! er weicht dem stärksten Lümmel
nicht! —

Ha — ha —
„Je lacht doch nicht,
„Das nenn ich närrisch um und um —
„Ist denn ein Bauernjung, wie Edelleute, dumm?
„Das muß er mir nicht überstreiten;
„Der Henker müßte ja den Jungen reuten,
„Wenn er so wär —
„Ich greif mich an — was, sollt ich mich auch plas
ken? —
„Ich geb ihm Licht und Holz, da kann er selber hacken,
„Im Stall bey eurem Vieh kann er euch nützlich seyn,
„Zwölf Thaler ihm, Herr Doktor! — schlag er
ein! —

Schon gut! versetzt der weiße Mann —
Nehmt ihn mit euch zurück, weil er euch helfen kann,
Zum Bauren taugt er gut, allein zum Pfarrer nicht.

* * *

Wie mancher lebt, der so wie dieser Bauer spricht! —
Ein Mann sieht seinen Sohn — entschließt sich mit Entzücken,
Mit ihm die Kirche einst zu schmücken.
Schlägt ihn zum Prediger, und denket nicht so weit,
Daß er der Kirch in ihm den größten Büssel weiht.

Dieses Gedicht hat freylich viel, und zum Unglück nur zu viel Grund — Es giebt Länder, wo man in Absicht auf diese Art der Manie (in Rücksicht auf verschiedne Stände, und der tollen damit begleiteten Uebereilung so genennet) vorzüglich vor den andern angesteckt ist. Ein Handwerksmann kann seinen Jungen weder zu der Kneipe, noch zu der Scheere gebrauchen.

„Was wollen wir aus dem Dummkopf machen, Weib?“

„Nun — wenn er nichts fassen will, so laß ihn studieren — “

„Optime! Weib — studieren soll er —“

Und nun reist der wackere Bursche durch die Schule, geht auf Universitäten, plagt die Philister, und wird hernach Prediger.

Es giebt Länder, wo man nicht ohne die gröſte Schwierigkeit zu einem Amte gelangen kann — Dies alles mit ihrer Armuth zuſammen genommen, kann ſie nicht abſchrecken, der Burſche muß Pfarrer werden —

Wieder giebt es Länder, wo die Kinder in Mutterleibe ſchon dazu beſtimmt werden, wie der eifrige Katholicke bey der Krankheit ſeines Kindes das vielbedeutende Gelübde thut — Wenn es ihm der Himmel ſchenken will, ſo ſoll es vier Jahr eine Jeſuiterkutte tragen — Eben ſo vernünftig iſt das proteſtantiſche Gelübde. Derjenige, der ein Virtuoſe im Caminfegen und Holzhauen würde geworden ſeyn, muß itzt Poſtillen auswendig lernen, und Bauren mit Dingen einſchläfern, wobey vor hundert Jahren ihre Väter ſchon jähnten — — —

„Aber hier ſind diejenigen ſtrafbar, die ſolchen Leuten eine Gemeinde anvertrauen, ihre Fähigkeiten nicht recht prüfen u. ſ. w. —“

„Da haben Sie recht, aber da bringen Sie mich eben auf die Unterredung des alten Predigers zurück, auf die Art zu geiſtlichen Aemtern zu gelangen —“

„Man muß — Nun! — wer reißt mir die da die Feder aus der Hand? — eine traurige Geſtalt — Sie geht — lebe wohl, Genius meines Vaterlandes, ich will billig ſeyn —

Sechs und dreyßigstes Hauptstück.

Ein Brief. Leben Sie wohl, Merillac — Alles fliegt davon. Räuber. Dorset bekommt einen derben Verweis. Der Gerichtsamtmann. Dorset ist unschlüßig.

Lange hörte Dorset voll Erstaunen zu, seufzte einmal mitleidig — und da unterbrach ihn Hanns, der eilend den Hügel hinan stieg, und an Dorset einen Brief brachte —

„Herr Baron! — des Todes bin ich fast, wenn ich noch an den abscheulichen Kerl denke — Es war — ja — es war der Schwarze mit einem papiernen Gesichte, der den Brief brachte, und wie der Blitz eilte er zurück —"

Dorset erbrach den Brief, und mit Erstaunen las er dies:

Milord!

Nie war ich ein Verbrecher — Liebe und dankbare Achtung brachten mich zu einem Entschlusse, der mir Thränen kostete. Ich weis, Sie lieben Julien, und Merillac liebet sie auch. Sie waren todt krank — und ich hätte sehen können, daß Ihnen Merillac eine Liebste raubte, die Ihnen so viel kostete — Ich befreyte Sie aus Mitleiden von einem

Nebenbuhler, für den Ihre Freundschaft zu groß war — Gestern des Abends entführte ich ihn mit Gewalt, und in zween Tagen wird er auf offner See seyn. Wir fanden ein Frauenzimmer bey ihm, die sich mit Gewalt nicht wollte von ihm losreißen lassen — Gezwungen nahmen wir sie mit — O! war es ein Verbrechen, so war Freundschaft und Dankbarkeit die Quelle desselben, und Ihr Glück war mir mehr als mein Leben — Ich bin das unglückliche

Haupt einer Räuberbande.

Wenn der wohl erzogne Sohn seinen Vater begleitet, der alt und schwach an seine Krücke gelehnet, über den Weg hinschleicht — schnell der Schlag ihn tödtet, so steht der von Entsetzen betäubte Jüngling, wie — Dorset stand.

Coventry nahm den Brief aus seiner Hand, durchlas ihn, erschütterte zum erstenmal, und ließ seine Hände niedersinken. Nie stählte die Weltweisheit ein Herz gegen die Empfindungen einer unglücklichen Freundschaft — gegen das Gefühl, das ein Vater empfinden wird, der seinen einzigen Erben, den besten Sohn verlor, und das der Freund ahndungsvoll empfindet; Aber er faßte sich eben so bald — erweckte Dorset aus seinem Entsetzen.

„Noch ist es Zeit, Dorset! — eilen Sie! — setzen Sie nach! — ohne Verzug —“

Dorset lief den Hügel hinab, umarmte Julien nicht mehr, seinen Freund nicht mehr — Er rief nur Hanns! — Hanns! — unsre Pferde — ;

Er lief nach Merisacs Zimmer — weg war er — dann nach Clementinens Zimmer — und sie war fort — die Pferde standen da, er schwang sich darauf, und flog mit seinem Hanns, den Weg des Räubers, davon.

Aristhatte es indessen dem Geistlichen und Orvieto gesagt; stille und heimlich — Dem ersten überließ er es, dem Vater Clementinens und ihrer Mutter und Julien zu sagen, eilte mit Orvieto hinab, vertheilte Dorsets Bediente auf die Straßen, und ritt mit Orvieto einen andern Weg —

Dorset und Hanns waren kaum eine halbe Meile geritten, so erblickten sie einen Haufen Leute zu Pferde, die einen Kreis um einen ansehnlichen Mann, der in der Mitte auf seinem Pferde saß, schlossen —

„Das ist der T — Kerl, Herr Baron, dort in der Mitte mit der langen papiernen Nase —

Unüberlegt, und von Freundschaft getrieben, ritt Dorset auf den ganzen Haufen los —

„Ey verzeih mirs Gott! Herr Baron, sind Sie bey Sinnen — auf die vermaledeyten Kerls reiten Sie los, die hauen uns zusammen wie Kraut und Rüben — Ich geh mein Tage nicht mit. — Lassen Sie uns umkehren und davon reiten —

„Voran, Poltron —“

„Das

„Das bin ich meiner Treu nicht, aber ſich für nichts, und wieder nichts in die Pfanne hauen zu laſſen, das nenne ich mir doch beſonders — Gut, ich reute voran — Sie ſind mein Herr, und ich weis, was meine Schuldigkeit iſt — Aber leben Sie wohl! in dieſem Leben ſehen wir einander nicht mehr — reiten Sie nur immer hinter mir her, und wenn ich todt geſchoſſen bin, ſo gehen Sie immer in Gottes Namen durch, und grüßen Sie mir mein Liesgen durch meinen alten Prediger noch einmal —"

Dorſet wollte itzt voran eilen, aber Hanns ſprengte ihm in den Weg —

„Bl — Blunder noch einmal, Herr Baron, bleiben Sie doch dahinter! an Ihrem Leben iſt mehr gelegen, als an dem meinigen, und ich bin Ihr Bedienter, und Sie ſind mein Herr —"

Und da ſprengte er voran mit verhängten Zügeln, die aufgezogne Piſtole in der Hand, ſo ſehr auch Dorſet hinter ihm her rief und eilte. Nichts konnte ihn mehr zurück halten —

„Ergebt euch, Kerls, rief er ihnen entgegen, oder ich ſchieße euch über den Haufen — Er drückte los, und die Piſtole verſagte. Er ritt wie ein Raſender unter ſie, aber er war zu ohnmächtig, die Räuber zu verhindern, daß ſie ihn aufhielten. Dorſet kam in das Gemenge, und da er ſeinen Hanns ſah, ſo gab er ihm einen Verweis wegen ſeiner Uebereilung —

„Zu Ihnen, mein Herr, wollte ich, wenn Sie mein Freund sind, als Freund mit Ihnen zu sprechen, so redete er den vornehmen Räuber an; Haben Sie diesen Brief geschrieben?

„Ja, Milord!“

„Warum machten Sie mich durch Ihren Irrthum so unglücklich? —“

„Zeigen Sie mir den Brief, Milord —“

Er nahm ihn, zerriß ihn in Stücken, und warf ihn auf die Erde —.

„Lernen Sie besser die Tugend kennen, um ihrer würdig zu seyn, Dorset — ich irre mich nicht — Ihre Handlungen waren bis itzo romanhaft übertrieben. Ihnen gehöret Julie, und dem Herzoge von Merillac nicht — Er ist schon in Händen, wo Sie ihn nicht finden können, und wenn Sie ein rechtschaffner Mann sind, so stellen Sie Ihre Untersuchungen ein — — Morgen gegen den Abend werde ich Ihnen einen Mann mit einem Briefe überschicken, der Sie vollkommen überzeugen wird, daß ich ein rechtschaffner Mann, und ein Räuber aus sehr vernünftigen Grundsätzen bin. Leben Sie wohl —“

Und da eilte er mit verhängten Zügeln und dem ganzen Haufen davon, und ließen Dorset und den guten Hanns erstaunend zurück —

„Ist es möglich! — rief Dorset aus: oder täuschte mich deine Stimme, eben so erhabner an Denkungsart als an Ansehen —

„Kennen

„Kennen Sie den Burschen? Bey meiner Treu! er hatte so eine hähmische Larve, wie unser Gerichtsamtmann ein Gesicht hat; dem Himmel sey es gedankt, daß wir so mit Haut und Haar davon gekommen sind; das sind mir ganz besondre Räuber, die einen blos ausputzen, und dann in Frieden ziehen lassen.“

Dorset ritt immer tiefsinnig zurück, endlich erwachte er wie ein Träumender —

„Ich glaube gar, Hanns, wir sind auf dem Rückwege? oder träume ich — — —“

„Ich, gnädiger Herr, wache mit beyden Augen, und sehe mich gerade auf dem Wege nach dem Schlosse — und wie mich dünkt, auf einem sehr vernünftigen Wege“

„Geschwinde umgekehrt — ich Unüberlegter — doch irrte er sich, eilends laß uns fort reiten, Hanns, die Räuber sind Betrüger — betäubt war ich — blos beym Verweise des Räubers, der — — —

„— gewiß kein Betrüger ist, sonst hätte er uns bis aufs Hemde ausgezogen —“

„Du hast recht, komm zurück aufs Schloß, ich bin immer übereilend.“

„Da haben Sie recht — aber irren ist menschlich, und ich verzeihe es Ihnen gern; so ist aber der Mensch von Ewigkeit her beschaffen gewesen, und es wird auch wohl so bleiben —“

In wie fern Hanns recht hatte, wird der Verfolg zeigen.

Sieben und dreyßigstes Hauptstück.

Der Verfasser kramt seine ganze Gelehrsamkeit aus. Thales. Solon. Lykurg. Pythagoras. Plato. Zeno. Epikur. Lange, mit einer Heerde Schweine. Pyrrho. Skeptiker. Ein Collegium nach neuem Geschmacke.

Daß man sich von je her geirret habe, dieß war die große Wahrheit, die der gelehrte Hanns mit so vielen andern Philosophen von den Egyptern an, bis auf die Minute, wo ich dieses schreibe, behauptete — Ihn zu vertheidigen, so will ich etliche von den größten Irrthümern —

Thales begieng den großen Irrthum, den goldnen Dreyfuß seinem Collegen zu schicken, da ihn gewiß jeder moderner Philosoph bey der Aufschrift

— dem Weisesten —

für sich würde behalten haben. Dieser Thales soll am Ende, da die Weisen alle wider die heutige Gewohnheit nicht mit diesem Bedinge ihn annehmen wollten, denselben dem Apollo gewidmet haben, und doch behaupten die Neuern, er sey ein Atheist gewesen — Entweder schließen sie aus sehr unzuverläßigen Nachrichten, oder Thales war s. v. ein großer Thor, durch diese einzige Handlung sein ganzes Lehrgebäude zu widerlegen.

Solon

Solon und Lykurgus gaben Gesetze, die mehr ihren Kopf und philosophische Empfindungen zur Grundursach hatten, als eine gründliche Politik, und ich kenne einen gewissen artigen Herrn, der sich über die allgemeine spartanische Suppe fast zu Tode lachte, und ein gewisser Krüppel nannte ihn öffentlich einen Narren — Lykurg hätte ihm gewiß nicht Zeit gelassen, dies sagen zu können, denn ehe er Papa hätte sagen können, so wäre er schon ein halb Jahr in den elysäischen Feldern gewesen.

Pythagoras behauptete, daß die Seelen der Philosophen und Moralisten in Schweine und Gänse, der Stutzer in Esel, der Frauenzimmer in — doch es ist ja wahr, die hatten nach seiner Meynung keine Seelen — aber unrecht — vielleicht in ein Flacon, oder eine Taschenuhr führen —

Plato rief einstmals ganz begeistert aus — Wie glücklich ist das Land, dessen Könige Philosophen sind — Sonst nichts? — die möchte ich Kriege führen sehen; wie die alten Parther würden sie im Fliehen fechten? und wo würde die Policey bleiben, wenn ein widersprechender Syllogismus um den Thron donnerte.

Zeno — doch auf den hält ohnehin kein Mensch mehr gar viel.

Epikur war auch nicht gar sehr bey Sinnen, sagte der reiche Lycias, in Gärten bey Milch und Käse in einer sehr einfachen Zufriedenheit und Ruhe sein Glück zu finden — Mir müssen alle Elemente meinen Unterhalt gebru — — Ja ich glaube

glaube es, Lycias — so thaten es seine Abkömmlinge auch, die der selige Lange Porcorum greges nennt.

Pyrrho — doch von Narren und Skeptikern wollen wir weiter nichts reden — Ich habe doch wohl recht, Herr St — der sie so skeptisch zweifeln, ob Sie ein Hahnrey sind, oder nicht, ob es gleich die halbe Stadt weis.

Allen wäre wohl das Irren zu verzeihen; aber der größte Fehler ist wohl der Fehler des Pythagoras gewesen — —

„Und worinn bestund der?"

„Daß man fünf Jahr stockstill schweigen mußte, wenn der gnädige Herr hinter seinem Vorhange allein das Wort führte, und unwidersprochen so was in den Tag hinein las — Eine Ursache, warum kein einziges Frauenzimmer ihn hören wollte — denn fünf Jahr zuhören, und nicht ein Wörtgen drein schwatzen zu dürfen, das können nur Männer — und diese nicht allezeit.

„Warum versteckte er sich aber?"

„Im Ernst, mich dünkt, weil er besorgte, seine ungestaltete Bildung möchte seinem Vortrage die Stärke benehmen, und ihm keine Zuhörer lassen — Denn schwerlich würde er es zu dem αὐτὸς ἔφα gebracht haben, wenn zwischen den Ausflüssen seiner Seele und seinem Körper kein Vorhang gewesen wäre. Das thörigte γνῶθι σεαυτὸν — Erkenne dich selbst — hat von ihm seinen Ursprung, wie die Benennung des Worts Philosoph — Eine

ne Vergleichung muß ich noch machen — daß Pythagoras ein Krüppel und Philosoph war, läßt sich immer noch hören; aber daß sich die Krüppel der Weltweisheit so nennen, das ist nicht auszustehen, den einzigen Fall ausgenommen, wenn sie ihren Namen von seinem hökrigten Buckel herleiten —

Welchen Schaden dieses fünfjährige Stillschweigen in der Republik der Gelehrten hervorbrachte, und das allmächtige αὐτὸς ἔφα, zeigen die heutigen Zeiten noch — Von ihm an durfte man in keinem Hörsaale, so lange der Halbgott las, sprechen — die Sekte des Antisthenes ausgenommen, denen man widersprach, weil sie die weichlichen Sitten der Bürger durchhechelten — Daher kommt die Gewohnheit, daß man einem jeden öffentlichen Lehrer Recht giebt, so lange er seine Stunde vorliest; und ich kenne Juristen, die es nicht weniger zum αὐτὸς ἔφα gebracht haben, als Pythagoras. Denenjenigen, die kein Griechisch verstehen, zum Besten, will ich erklären, was dieses Wort sagen will.

Αὐτὸς ἔφα

heißt: — Alle Narrheiten und Vernunft eines Lehrers zusammen fassen, eines aus dem andern herleiten, und mit blindem Zutrauen dem Eigensinne eines einzigen cholerischen Kopfes huldigen, und ihn und seine Thorheiten als unwidersprechliche Wahrheiten anführen —

Ich

Ich selbst hörte einmal jemand die allgemeine Weltgeschichte in einer Zeit von zehn Minuten ganz, aber in einem Auszuge, versteht sich, vorlesen. Ich will es, da es von den Fähigkeiten seines Verstandes einen Beweis giebt, hierher setzen.

Meine Herren!

— GOtt schuf die Welten, wie Moses sagt, bestimmte ihnen allen ihre Bahnen, und ordnete mit einem Winke alle Begebenheiten der unabsehbaren Zukunft — Atomen flogen im Unermeßlichen, sagt Epikur, fügten sich mit ihren Winkeln zusammen, und so entstand die Welt — Die Natur, einfach und vielförmig in ihren Wirkungen, setzte mechanisch ihren Gang fort, dieses Jahr wie das vorige — Da entstanden Menschen, (vermuthlich auch aus Atomen) und Kronos regierte; — — — Unschuld und Vergnügen, worüber sich heut zu Tage unsre Andächtigen zu Tode ärgern würden, machten das Zeitalter zum goldnen.

Man liebte sich auf eine andre Art — aber die Freyheit war noch nicht ganz ausgeartet, den nahen Enkeln unglückliche Bande zu hinterlassen. Kronos Sohn, Jupiter räucherte, und machte das Zeitalter zum silbernen.

Der Waffen Getöne rauschte itzt über blühende Gefilde — Der Pflug wurde zum Schwerte, und die Sense zum tödtlichen Speere umgegossen, denn falsche Begriffe entehrten itzo den Geist eines Ehrsüchtigen, der nur in der Knechtschaft seiner

Brüder

Brüder ſeine höchſte Freyheit zu finden glaubte — Unterdrückungen und Gewaltthätigkeiten machten das Folgen zum eiſernen.

Tentarunt etiam Tauros in Munera Belli;
Expertique ſues ſævos ſunt, mittere in Hoſtes:
Et validos partim, præ ſe miſere leones,
Cum Ductoribus armatis, ſævisque Magiſtris,
Qui moderarier his poſſent, vinclisque tenere;
Nequicquam, quoniam permiſta cæde calentes
Turbabant ſævi nullo diſcrimine Turmas.
Terrificas capitum quatientes undique Criſtas;
Nec poterant Equites Fremitu perterrita Equorum
Pectora mulcere, & frænis convertere in Hoſtes.
Lucret. lib. 5.

— Auch verſuchten ſie Stiere in kriegeriſchen Thaten;
Schäumende Eber wageten ſie gegen Feinde zu ſchicken;
Oder mächtige Löwen vor ſich zum Streite zu ſenden,
Mit bewaffneten wilden Führern, daß ſie das Wüten
Dieſer Thiere bezähmten, und ſtarken Banden ſie hielten.
Aber vergebens, denn durch vermiſchtes Tödten entflammet,
Störten ſie wild, und ohn' Unterſcheidung die Ordnung der Haufen,
Schüttelten überall wütend das ſchreckliche Haupthaar!
Die durch Kriegesgeräuſch und Lärmen geſchreckete Roſſe
Konnte der Reuter nicht zähmen, nicht leiten gegen die Feinde.

Exani-

Exanimis Pueris ſuper exanimata Parentum
Corpora nonnunquam poſſet, retroque videre
Matribus et Patribus natos ſuper edere vitam.
Oftmals ſah man, über den hingeſtorbnen Jüngling
Die entſeelten Leichen der Aeltern — hinter ihnen
Kinder auf Müttern und Vätern die Seele ausathmen.

Lukretius im ſechſten Buche.

Und dies war dann das eiſerne Zeitalter —

Dummheit bedeckte den Erdkreis, und barbariſche Unwiſſenheit hieng wie Mitternacht über dem Zenith der Völker — Da regierten die Päbſte, und riefen durch dickbäuchige Mönche durch die Finſterniß der Welt zu — „Welt bleibe ewig dumm!“ und alle Kronen und Scepter lagen zu den Füßen des Patriarchen, der auf die roheſte Unwiſſenheit ſeinen heilig gewohnten Stuhl baute, fürchterlich genug ſeine Bannſtralen auf die Fürſten Europens blitzen ließ, und geſalbte Könige entweihte — Von einem einzigen Mönche begeiſtert, entflohen Europen ſeine Söhne, und ließen ein leeres Land hinter ſich — Mit dem Kreuze eilten ſie zur Schlachtbank, und färbten Aſiens weite Gegenden von ihrem Blute roth, daß kaum der Thau von einem Jahrhundert ſeine Spuren auslöſchte — Vor ihnen her zogen Fürſten — damals entweihter Name, denn ſie verkauften Land und Unterthanen ſich und ihren Erben auf ewig; verließen den wirklichen Pomp, um durch Todesgefahren einen Wahn zu erhaſchen, der das Hirngeſpinnſt der Mönche

Mönche war — Kurz, wie war es anders möglich? — war diese Herrschaft —, Millionen waren weggetilget, ehe ein Menschenalter verfloß, und Millionen wurden angeführt durch rauhe Stupidität des großen Prälaten, eben dahin geführt, um eingebildete Heiligen zu sehen, die vor ihnen herstritten, aber zu ohnmächtig waren, sie vor dem nachkommenden Verderben zu schützen. Blutströme flossen in Blutströme, und Leichen lagen auf Leichen, aus heiligem Enthusiasmus (denn es waren Ungläubige) dem Himmel geschlachtet — Alles Werke der rauhen Mönchskutte, und pöbelhafter Erkenntniß — Dies war das bleyerne Zeitalter.

Aus ihren entsetzlichen Trümmern — da wie die Dummheit am schwärzesten am seufzenden Himmel leutete, hoben die Wissenschaften und Künste ihr Haupt durch, einen vernünftigern Mönch hervor, dessen Seele zu groß war, Roms Bannstralen zu fürchten. Aber so tief sie zuvor unter ihrem Schutte lagen, so sehr entarteten sie itzo — die Wollust — der hohe unglaubliche Grad, den sie erreichten, den der mißgebrauchte Witz ihnen schuf, machten das itzige Zeitalter zum — fleischernen —

Acht und dreyßigstes Hauptstück.

Marie spricht mit ihrer Mutter ganz vernünftig
Fällt endlich gar in eine Ohnmacht.

Marie erwachte indessen mit aller ihrer Vernunft wieder, und ohne die geringste Erinnerung ihrer vorigen Lage — Nur erstaunte sie, sich im Bette und in einer Entkräftung zu finden, deren Ursache sie nicht zu erforschen vermochte. Sie sah ihre zärtliche Mutter mit Thränen an, und fragte sie, wie sie hieher gekommen wäre —

„Ich fand dich ohnmächtig, liebes Kind, in dem Tannenwäldgen.“

Marie erröthete, denn ihr ganzes Gefühl kam in ihre Seele zurück, wie sie es vorher empfunden hatte. Sie war wirklich tugendhaft, und diese Tugend zog die schöne Röthe um ihre Wangen — Cöcilie erhielt einen Wink von ihrer Mutter, und entfernte sich aus dem Zimmer ihrer kranken Schwester.

„Liebste Marie! fieng die Gräfinn an: du weißt es, wie sehr ich dich immer liebte, daß du mir noch lieb wie mein Leben bist — immer, wenn ein Gram in deinem Herzen war, so schüttetest du ihn in den Busen deiner liebenden Mutter aus —

Aber

Aber itzt, dünket es mich, meine Marie ist zurückhaltend — sage mir es, liebstes Kind, habe ich dein Zutrauen verloren, und durch was? —"

„Marie bat ihre Mutter, sie in einen Lehnsessel setzen zu lassen — Sie that es, aber Marie konnte noch nicht reden —

„Hast du ein Geheimniß in deinem Herzen, liebe Marie? —" so fragte sie die gute Gräfinn noch einmal, und umarmte sie zärtlich —

„Ach, beste Mama! — sprach mit Thränen und Todesblässe das arme unglückliche Mädchen — ich bin unglücklich — recht unglücklich — dies sagte sie, und versteckte ihr Gesicht in dem Busen ihrer Mutter —"

„Unglücklich, sagst du Marie, wärest du itzt — du bist ja noch tugendhaft, liebes Kind, und hältst dich für unglücklich? —"

„Ach, liebste Mama! wie schwach sind ihre Stralen in einem Herzen, das unter seinen Leidenschaften erliegt —"

Mit einem schmachtenden Tone und kraftlosem Niedersinken des Hauptes brachte sie diese Worte hervor:

„Du liebest also, Marie?"

„Sie haben es ganz errathen — und so, daß nie meine Liebe kann gekrönet werden — Verzeihen Sie mir, Mama! ich weis, daß es nicht tugendhaft handeln heißt, so —

„Also hältst du es für unmöglich, je glücklich in deiner Liebe zu seyn — du glaubst, du habest

durch diese Liebe deine Tugend verloren — Nein, Marie! — verloren ist sie nicht — nur in einem unglücklichen Schlummer liegt sie — wenn du ihr wieder Gehör giebst — sie wieder in dein Herz zurück rufest, so wird sie dich auch wieder glücklich machen — Denke nach, wie unrecht es ist, einer Liebe Gehör zu geben, die ohne Hoffnung ist. So überlässest du dich einer schädlichen Leidenschaft, die endlich alle Züge der Tugend, sanfterer Empfindungen eines ruhigen Herzens auslöscht, und leicht in ein Laster ausarten kann —"

„Ach, liebste Mama! halten Sie ein — dies thut Marie nicht ganz — Nein, sie wäre einer so gütigen Mutter unwürdig! — Nicht die ganze Leidenschaft ist die Ursache meines Unglücks, begleitet von dem Kampfe der Tugend, und der zwangvollsten Ueberwindung, brachte sie mich in die traurige Lage, wo Sie mich itzt sehen — Helfen Sie nur Ihrer armen Marie wieder tugendhaft seyn! —"

„Du rührest mich, armes Kind! — aber dein Unglück ist nicht so groß, als du glaubest — So oft die Leidenschaft sich deines Herzens bemächtigen will, so komm in meine Arme — Gemeinschaftlich wollen wir dann die Tugend zurück rufen, und jeden Gedanken verbannen, der sie hindern könnte. O! und soll ich dich daran erinnern — Religion — meine Marie! — die Religion, und das Gefühl, das sie der durch sie gereinigten Tugend scheuket — dies große Gefühl müsse immer

mer jeden Gedanken zerstören, der sich ihr entgegen setzen wollte — —

„Sie beleben mein fast erstorbnes Herz wieder, gütigste Mama — Gewiß will ich Ihnen folgen — gewiß — dich Dorset vergessen — — —

Die Entkräftung und das Gefühl machte sie ohnmächtig — Ihre Mutter hob sie von dem Stuhle, und legte sie sanft in ihr Bette nieder, und suchte ihre fliehenden Lebensgeister wieder zu sammlen — —

Neun und dreyßigstes Hauptstück.

Der alte Prediger. Betrachtung über den geistlichen Stand. Ein Gewissensskrupel. Der Herr von Clairvall reitet davon. Das Landhaus. Man spielt mit Karten. Ich werde ein Dichter. Beschreibungen. Citationen u. s. w.

Der alte Prediger — —

„Hum! der ist doch ziemlich lange von seiner Gemeinde weggeblieben — "

„Nicht gar viel über zwölf Tage — "

„Und wer hat denn indessen sein Amt versehen? — "

„Der Herr Adjunktus — "

„Sonst wollte ich auch nicht gar viel Gutes von dem Alten glauben —“

„Auf mein Wort, glauben Sie es, er war der rechtschaffenste Mann von der Welt; zwar nur in dem kleinen Cirkel seines Kirchspiels und seiner Freunde bekannt, sonst aber ein gewiß gelehrter Mann, der gegen die Gewohnheit vieler dieser Herren, nicht seine eigne Ehre, sondern blos das Beste seiner Gemeinde suchte. Sein Adjunktus war ein junger rascher Mann, der seinem Amte mit Vergnügen vorstand, und gegen die adjunktivische Denkungsart, dem Alten der Tod nicht wünschte, sondern gewiß ein redlicher Mann war —“

„Solche Leute können auch noch Nutzen stiften! —“

„Da haben Sie recht, lieber Leser — Ich kenne einen, der durch sein Beyspiel so viel nützt, als viele zusammen genommen mit ihren Predigten nicht können; und eine Viertelstunde in seiner Gesellschaft hat für mich mehrern Reiz, als zehn Jahre, wie sie der glückliche Reiche genießt; Was ich keinem Kunstrichter zu Gefallen thun würde, das thue ich, wenn ich nur merken kann, daß er es wünscht — ich würde ihn der Welt mit Vergnügen nennen, wenn sein Name nicht zu ehrwürdig wäre, in einem Roman zu stehen.“

Der alte Prediger also — — —

„Erlauben Sie noch ein Wort, Herr Autor —“

„Von Herzen gern!“

„Er

„Er war doch, dünkt mich, ein wenig zu lange entfernt —“

„Je nun — der Skrupel liegt Ihnen auch gewaltig auf dem Herzen — Er war auf meine Ehre ein Emeritus —“

„Ich muß lachen — bey Ihrer Ehre — hat ein Autor auch Ehre? —

„Ja, mein Herr! wenigstens habe ich sie, so lange mir der Recensent sie nicht nimmt — aber die sind geschwinde wie die Beutelschneider — Wenn man glaubt sie recht zu haben, so haben sie sie weg wie der Blitz — Ich hoffe es aber noch so weit zu bringen, daß sie in der Litaney mit den andern Viehseuchen wegebetet werden; aber nur die hämischen Recensenten, denn die redlichen sind so sanft und menschenliebend, daß sie uns Autoren eher ein Balsam auf unser Haupt, als eine Plage sind —. Wer sich zu lernen, und besser zu werden schämt, der verdient durch zwey Regimenter recht witziger Kritiker Gassen zu laufen — so viel mag man doch wohl in Deutschland zusammen bringen können? wo nicht mehr? —

Der alte Prediger —

„Sie haben doch itzt nichts mehr einzuwenden? —“

„Nein! —“

Nun! der alte Prediger gieng itzt mit Julien den Berg herab, und begegneten dem Herrn von Clairvall — —

„Der lag seiner Schwester mit Weib und Kind so lange auf dem Halse — das nenne ich mir fein! —“

„Der erste Edelmann wäre es wenigstens nicht, mein Herr! aber der Herr von Clairvall reiste ab und zu, und des Tags vorhero war seine Gemahlinn nach Clervall abgegangen, um nach der Haushaltung zu sehen —

„Das hätten Sie vorher sagen sollen! —“

„Mit Erlaubniß, das hätten Sie ohnehin wissen sollen —“

Der Herr von Clairvall begegnete ihnen also —

„Mein Herr! wissen Sie die Ursach nicht, warum die Herren, Bedienten, und alles, mit den Pferden fortgegangen sind — ich bin ganz bestürzt — Merillac und Clementine werden seit gestern vermißt — Sollte der Herzog eine so schwarze Seele haben, meine Tochter entführen zu können? —

„Etwas errathen Sie, mein Freund, erwieberte der Alte — Aber mit aller Größe Ihrer Seele hören Sie die ganze Nachricht — Clementine und Merillac sind wider ihren Willen entführet — Aus Freundschaft und unglücklichem Irrthum entführet — der Räuber muß edel seyn, und gewiß werden Sie in kurzer Zeit Nachricht von Clementinen haben, vielleicht erreicht man die Räuber gar auf der Flucht —“

Nichts konnte den rechtschaffnen Vater mehr aufhalten, er eilte, nahm sein Pferd, und ritt auf den Weg nach Paris zu.

Julie ſucht Sophien, und der alte Prediger gieng in das Krankenzimmer, nicht in der Vermuthung, Marien in dem Zuſtande zu finden, in dem ſie wirklich lag — Nein, in der Meynung, die Gräfinn zu finden, und ihr die traurige Nachricht zu bringen —

Und was werden wir einſtweilen anfangen, meine Leſer? — Kommen Sie mit mir in das kleine Luſthaus, auf dem der alte Zauberer mit dem Drachen ſitzt, Sie haben es doch noch nicht geſehen, wie es von innen ausſiehet.

Zwo marmorne Stufen gieng man hinauf, wo eine korinthiſche Arcade um alle Seiten des Luſthauſes lief — Ein ſchöner bedeckter Gang war es, wo in den Seitenwänden Niſchen mit Statuen ſtanden. Oben lief das grüne Dach wölbend herab, und bedeckte den Säulengang. Zwiſchen acht korinthiſchen Säulen, deren vier und vier neben einander ſtanden, gieng man in das innere. Prächtige Grottenwerke liefen, mit unzähligen Muſcheln beſäet, in den Ecken der Wände herab, wo ein marmornes Becken das Waſſer kleiner Fontainen aufnahm, und das ganze Landhaus erfriſchte.... Die Wände waren mit erhabner Arbeit und Spiegeln gezieret, und die obere Decke mit kunſtvoller Malerey — Der Boden war von ſpiegelhellem Marmor, und warf die Gegenſtände zurück — Hie ſtand ein Spieltiſch, dort wieder einer, und ſo waren die vier Seiten zwiſchen den Fenſtern, die bis zur Erde liefen, mit dieſen Ti-

schen besetzet. Ein Sopha, und Stühle von goldnen Blumen standen zur Seite —

„Halten Sie — für wen machen Sie diese Beschreibung? — "

„Für das Frauenzimmer, mein Herr!"

„Sie hat viel ähnliches mit dem Saale!"

„Da kann ich nichts davor, ich habe ihn nicht hauen lassen."

„Schwören Sie!"

„Das können Sie auf mein Wort glauben!"

Aber die Zeit kann uns immer im Lusthause lang werden, wenn wir uns nicht irgend ein Vergnügen machen. Mir fällt etwas ein — Sie, meine Leserinnen und Leser, setzen Sie sich immer vis à vis an die Spieltische, Johann soll Karten bringen, sonst könnte die Zeit nicht edel genug zugebracht werden — Sehen Sie! — da ist er schon — und Sie sitzen alle? — Nun viel Glück, Vettergens und Bäsgens, ich will einstweilen auf- und ab gehen, und für mich aus der Brieftasche lesen.

An meinen alten Freund.

Welche hohe Päanen
Jauchzet das Chor holder Kastaliden,
Hymnen hör' ich und Lieder
In Thessaliens dämmernden Haynen.

Wenn der östlichen Hügel
Gipfel in frühem Morgenroth glühen;

Wenn

Wenn auf silbernen Meeren
Wogen glühenden Goldes hinwallen;

Titans schimmernder Wagen
Perlen auf Blumenmatten herabgießt;
Und den blühenden Busen
Kühler Thäler, Aurora umglänzt;

Alle festliche Hymnen
Heiliger Eichen, Aeste umtönen;
Nachtigallengesänge
Schatten dämmernder Wälder umzittern.

So ertönen in Tempe's
Myrthenhaynen alle Päanen.
Ungegürteten Nymphen
Winkt Peneus aus silbernen Grotten.

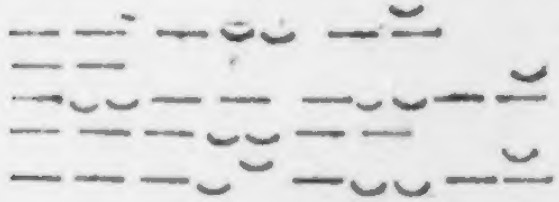
Und sie hören erstaunend,
Horchender Helikonen Gesänge;
Die mit Silbergetöne
Von den Bergen ins dämmernde Thal fliehn.

Deinen glänzenden Namen
Hörte ich da. Dich sangen die Musen;
Alle Hügel des Pindus
Tönten weither den Namen zurücke

Wund — o! könnte die Freundschaft
Aehnliche Hymnen jauchzender singen! —
Würden denn ihre Töne
Mir nicht, wie aus Elysium hallen! —

Aber trankst du doch letztens
Silberwogen — Schnelle entflohe

Da des liebenden Freundes
Namen deinem vergeßlichen Herzen! —



Ohne Zweifel wird man mich fragen, welches Sylbenmaaß dieses sey? —

„Zuerst ex autoritate das meinige — hernach ein ungezwungnes, wie jenes des Catulls.“

„Wie ist aber sein wahrer Name —“

„Das R —— sche. Sind Sie itzt zufrieden?“

„Nicht gar sehr! “

„Nun so schlagen Sie immer nach, es wäre wirklich eine Schande, und würde ein schlechtes Zutrauen zu Ihrer Gelehrsamkeit zeigen, wenn ich es Ihnen sagen wollte.“

„Sie wissen es vielleicht selbsten nicht.“

„Das errathen Sie einmal!“

Kurz, mein alter Freund, mit dem ich so oft hinter dem Ofen ein Pfeifgen geraucht, und mit Vergnügen zugehört habe, und wenn man meiner Wenigkeit nur ein wenig Witz zuschreiben will, so kann ich mit aller Verleugnung meiner Autorschaft bekennen, daß er noch hundertmal mehr hat; wird schon damit zufrieden seyn, vielleicht bekehret er sich, und erinnert sich meiner in seinen stil-

len

len Thälern wieder — Meine Leſer werden ſehr zufrieden ſeyn, Leute von Geſchmack an der Maynziſchen und Trieriſchen Gränze anzutreffen, und eine kleine Beſchreibung meines Freundes wird Ihnen, aus Gefälligkeit, nicht unangenehm ſeyn — Wir reden aber hier in Betracht auf die Dichtkunſt im Ganzen.

Wer ſo glücklich war, den Himmel zur Hälfte heiter, und zur Hälfte mit immer ſchwärzern Gewitterwolken bis an den dunkeln Geſichtskreis zu ſehen, der hat das Bild der Wiſſenſchaften im römiſchen Reiche — Wo irgend ein Land an Mönchskutten gränzt, da iſt die Stelle der Gewitterwolken, und wo es an ein Land, wie etwa Frankreich oder Brandenburg, gränzt, da iſt der Himmel heiter — Meiſtens aber tragen die Bewohner noch das Joch der ſcholaſtiſchen Barbarey — In dieſem tollen Gewühle von nichts und wieder nichts beſtand der Geſchmack — Die mehreſten ihrer Dichter huldigten dem ſchwarziſchen Pindus — und hatten blinde Bewundrer — Dieſe Dichter wünſchten ewig im Gratulantenton Neſtors Jahre — ahmten ihrem Apollo nach, der immer in ſeinen Gedichten entſetzliche Kanonen donnern, knallen und blitzen ließ, daß faſt der Boden der großen Stadt aufplatzte — Durch alle Gegenden zogen fechtende Leineweber, und reimten um Batzen aus dem Stegreife; oder ſie weinten bitterlich, wenn das Originaltrauerſpiel Deutſchlands Brigitta aufgeführet wurde — Einer, der ſich ſchon

oben

oben auf dem Helikon, neben der Hippokrene und dem Pegasus erblickte, kühn, seine Mitbrüder, sein ganzes Vaterland anrief, seinem Beyspiele zu folgen, sang an den Ufern eines Mühlbaches, von den Todtengebeinen, und der modernden Verwesung seines Vaters begeistert, den wallenden Busen der C — cher Mädchen, und alle Schönen des Hundsrücks — — —

Auf einem heiligen Berge (denn ehemals wohnten keusche Mönche daselbst) liegt ein Steinbruch — dahin setzte sich ein gewisser Barde; seine Harfe war von Haynbuchenholz, so schön sie auch itzt — die jede von Cedern klingt — Damals aber hatte er sie noch nicht — Unter andern sang er so ins Thal über die Klippen des rauschenden Stroms herab —

Nunmehro holete man auch die Sängerinn Achsa,
Die Schwester des Abiesers, des edelmüthigsten Jünglings.
Die war bey dem Volke von Eber, die schönste unter den Schönen,
Von majestätischer Länge, wie eine Ceder.
Vom Ansehn königlich groß, weder zu stark noch zu hager —
Hoch und edel gebrüstet, von ungezwungenem Wesen:
Ihr braunes, gekrolltes Haar lief von der schneeweissen Achsel.
Die schwesterlich zärtlichen Hände an runden längslichten Armen

Waren mit lang ſchmalen Fingern mit niedlichen Grübgen gezieret,
Die elfenbeinerne Stirne war glatt und heiter, und hochbreit.
Die Augenbraunen im Bogen, die nicht einander erreichten,
Krönten hellglänzende Augen die züchtgen Dollmetſcher des Herzens:
Ihr freundlich feuriges Blau, bey der Höflichkeit der Gebehrden,
Glich dem mit Flammen gemengten gläſernen Meere.
Das in dem oberſten Himmel vorm göttlichen Throne erſcheinet.
Die lichte zärtliche Haut war mit röthlichem Glanze getuſchet,
Schön wie die Blüte der Bäume im luſtigmachenden Frühling
Wie die weiße Blüte der Erdbeer mit Roſenknoſpen beſtreuet,
Wie wächſerne Borsdorferäpfel, lieblich und lebhaft
Mit Carmin übermalt, ſo lachten die fleiſchfarbnen Wangen,
Mit holden Grübchen bezeichnet; die friſchen blutrothen Lippen,
Die Liebhaberinnen des Lächelns wie Hagebutten zu ſchauen.
Am kleinen artigen Munde gränzte mit dem geſpaltenen Kinne
In welchem ein zärtliches Grübchen. Die Unterkehle war niedlich
Am ſchlanken marmornen Halſe. Alle Glieder führten gegen einander

Ein

Ein mehr als reizend Verhältniß. Aus ihrem verschämten Gesichte

Das frey und aufgeklärt war, stralte ein ehrlich Vertrauen,

Das allererkenntlichste Zeugniß eines wohl bestelleten Herzens.

Daß der Verfasser dieses Stück in dem gedachten Lande gemacht hat, ist wohl kein Wunder — Aber kaum verließ er es, so lernte er die Musen besser kennen, und ist nun der Freund manches vielbedeutenden Kenners.

Zu einem Parallell werde ich der Welt ein Fragment mittheilen, welches den gelehrten Dunkel zum Verfasser hat. Er fiel unter die Räuber, und hielt mit ihnen diese Unterredung —

Der Räuber.

Kerl geh gutwillig, oder ich stoße dir Arm und Beine zusammen.

Dunkel.

Bursche und Kerels ihr selbsten, ihr seyd so verwegen

Einen Schüler der Musen, vom großen unsterblichen Bodmer

Zu Hexametern geformet — zum Claßischen Dichter in späten

Kommenden Zeiten bestimmet — den Wamms auszuklopfen — ihr — —.

Räuber.

Kerl halts Maul — oder —

Dunkel.

O! die göttliche Muse die fürchtet nicht schreckliche Knittel,

Nicht die drohenden Fäuste, von Asigleich benervesten Räubern.

Sie

Sie singt nur ihr flammendes Lied, da horchen die Felsen,
Wellen hören dann auf, auf glatte Klippen zu platzen,
Räuber erweichet sie, daß sie den Schurken im eisernen Busen
Plötzlich empfinden, und sich — — doch seyd mir Gönner gnädig,
Laßt mich um Gottes willen! o laßt mich davon lassen —

Nun sehen Sie, meine Leser, wie der Zustand war, in dem sich Deutschland mit Ausschließung verschiedner Provinzen befand! Noch liegt hie und da so etwas aus Lohensteins Zeiten; aber in verschiednen Gegenden hat sich doch die Dunkelheit auch ein wenig aufgeklärt — Und nun ist das Bild meines Freundes, und meiner andern Freunde, gut zu machen — Sie sind das Gegentheil in einem eben so schönen Grade, als das vorige Bild häßlich war —

Vierzigstes Hauptstück.

Dorset und Hanns. Der Herr von Clairvall holt die Räuber ein. Glückliche Reise, Meßieurs! — Ariost bespricht sich, und muß abdrucken. Macht der Liebe. Eine Romanze.

Irren ist menschlich, so war Hannsens Grundsatz, und Dorset bestärkte ihn aufs neue. Er war eine kleine Strecke fort geritten, und da entschloß er sich wieder anders —

„Komm zurück, Hanns, wir müssen fort, es koste was es wolle —"

„Nun das nenn ich mir — ja — ich will es weiter nicht sagen; aber wenn wir das Spiel noch etlichemal wiederholen, so sind wir auf eben dem Platze diesen Abend, wo wir itzt sind."

„Gehe nur, ich habe meine Ursachen."

Und nun ritten sie gerades Weges nach dem Canal zu — Eine weite Reise, es ist wahr — aber nicht zu weit für Dorsets freundschaftliches Herz —

Der Herr von Clairvall hatte schon zwey Pferde todt geritten, denn er suchte seine Tochter, und auf dem dritten war er kaum drey Stunden geritten, so erblickte er den Wagen und die Räuber, die längst einen Wald hin durch Abwege fuhren — Er eilte die gerade Straße nach einem Dorfe zu, und nahm zwölf tüchtige Bauern, und verrennte ihnen den Weg — Er erblickte schon zween reutende Posten, die eilend ihre Pistolen in die Luft schossen; welches drey hinter einander kommende Posten beantworteten, und hernach queer in den Wald ritten. Die Bauern waren schlecht beritten, und konnten sie nicht erreichen — Kurz, alles war verschwunden, und keine Spur mehr zu finden —

Arist und Orvieto waren anderthalb Tagereisen voran auf dem Wege nach Calais, als sie das Glück hatten, Wagen und Räuber zu entdecken —

„Was

„Was iſt hier zu thun, Orvieto?“

„Nichts, Milord!“

„Mich dünkts ſelbſten ſo.“

„Wir ſind zwey, und die Räuber bey zwölfen.“

„Wir werden nichts durch Gewalt ausrichten, Orvieto, denn wir müßten raſend ſeyn, ſie anzugreifen —“

„Mein Leben iſt zu Ihren Dienſten, Milord! aber es würde eben ſo ſchlecht verloren ſeyn, als Merons Leben in der Prinzeßinn von Elis —

„Sie haben recht — aber wir wollen die Güte verſuchen, Orvieto —“

„Wie es Ihnen beliebt — aber wer iſt uns gegen Gewaltthätigkeit Bürge? —“

„Der Brief des Räubers, den Dorſet erhielt —“

„Ich folge, Milord! “

Sie erreichten den Wagen —

„Sind Sie es, [illegible] Freund — und Sie Orvieto, den ich noch einmal ſehen darf! rief Merillac aus dem Wagen —“

„Was iſt Ihr Verlangen, meine Herren? fragte ein Räuber —“

„Billigkeit, meine Herren, ſonſt nichts! —“

„Wenn Sie dieſe begehren, ſo eilen Sie zurück!“

„Es ist Irrthum — hören Sie mich nur —“

„Wir haben Befehle von unserm Oberhaupte, und denen müssen wir nachfolgen —“

„Wo ist Ihr Oberhaupt?“

„In der Gegend von Paris, weiter wissen wir nichts, und wir können keine Handbreit von unsern Befehlen abweichen —“

„Also hilft keine Vorstellung?“

„Wenn wir Herren wären, wohl, aber wir sind treue Diener, sonst nichts.“

„Nur ein Wort mit Merillac!“

„Wohl! aber geschwinde, mein Herr!“

„Er fragte seinen Freund in Geheim:

„Wissen Sie nicht, wohin Sie gebracht werden, Freund?“

„Nicht das geringste, Milord!“

„Leben Sie wohl, und verlassen Sie sich auf mich!“

Sie fuhren mit dem Herzoge und der zitternden Clementine davon — und Arist kehrte abwärts mit Orvieto, in ein nahes Dorf —

„Hätten wir unsre Bedienten bey uns gehabt, Orvieto! so wären sie itzt befreyet — aber die Vorsicht fodrte es, sie zu vertheilen, und die Begleitung der Räuber ist stärker, als ich mir hätte vorstellen können —“

„Der

„Der sicherste Weg ist, ihnen auf dem Fuße nachzufolgen, Milord!“

„Das ist meine Entschließung, Orvieto! aber wir müssen List gebrauchen, sonst wird unser Anschlag zunichte.“

Da können Sie sehen, mein Leser, in wie viel Unglück die Liebe nicht stürzen kann, und eine Freundschaft, die zu flüchtig ist, zu lebhaft, sich genau genug zu unterrichten, ehe sie zu Gewaltthätigkeiten schreitet. Denn der Räuber that es aus Freundschaft, das ist klar —

Wie viel traurige Geschichten liefert uns nicht die Welt von dem Unglück der Liebe — — — Sie tödtet Mädchen und Jünglinge, schafft Pfaffen und Nonnen; mordet Greise und alte Jungfern, die im hundertsten Jahre noch Hoffnung zu einem Manne haben —

„Diese Geschichten sind selten! —“

„Weniger als man glaubt — Ich will euch die Geschichte eines verliebten Spaniers erzählen, und da die Liebe bey allen Nationen die Leute halb thöricht macht, so könnt ihr glauben, daß nicht das Clima, sondern die Liebe selbst, alle diese Verwüstungen anrichtet.“

Romanze.

Hilf Phöbus, hilf dem Dichter itzt
Mit freundlichem Gesichte,
Zu sagen, was zur Warnung nützt,
Die traurigste Geschichte! —

Und spröde Mädchen hört sie an,
Legt nicht die Stirn in Falten,
Hört seufzend, was die Liebe kann
Bey Jungen und bey Alten.

Und ziehet euch daraus die Lehr'
Die Liebe nicht zu höhnen,
Und spottet nicht das Alter mehr,
Wie manche stolze Schönen.

Fernandez — traun ein alter Greis,
Voll Runzeln seine Stirne;
Die Haar auf beyden Seiten weiß,
Kahl, oben sein Gehirne.

Gebückt und krumm trug ihn sein Stock,
Und kaum mehr seine Füße:
Und kurz — er war ein steifer Bock,
Daß ich sein Bild beschließe.

Er trug in Schlingen seinen Arm,
Und keuchte tief im Gehen —
Und konnte — daß es euch erbarm —
Nicht ohne Brille sehen.

Allein, so alt Fernandez war,
So jung war noch sein Herze;
Und nach Vollendung neunzig Jahr
Noch aufgeweckt zum Scherze.

Jsmene, eine Jungfer noch —
Jsts wahr? — nach achtzig Jahren;
Und in des losen Hymens Joch
Noch gänzlich unerfahren.

Geſchrumpft von oben bis hinab
Um eine ganze Elle
Die Farbe braun, und gelb und ſchlapp,
Und krumm das Fußgeſtelle.

Ein Auge, das Verwünſchung droht,
Und immer triefend weinte —
Und um und um beſäumet roth,
Ach! wie beym böſen Feinde.

Wohl mehr denn zwanzig Warzen ſah
Man um und auf der Naſe —
Denn — es verſah ſich die Mama
An Belzebubs Frau Baaſe.

Fernandez ſah das ſchöne Kind,
Und allen Reiz zuſammen —
Ach! ſchnell wurd' da ſein Herz entzündt,
Brannt' lichterloh in Flammen.

Die Zitter holt er ſchnell herfür
Aus ſechzigjähr'gem Staube —
Girrt an dem Fenſter voll Begier
Wie eine Turteltaube.

Bat ſie um ein gnädig Ohr,
Ach! nur ihn anzuſehen.
Spielt Menuet und Springer vor,
Und wollt' für Schmerz vergehen.

Rief tauſendmal: Er liebe ſie;
Die Göttinn ſeines Lebens —
Seufzt Tag und Nacht — ſchont keine Müh —
Und ſeufzte ſtets vergebens.

Er schwur! — dies wär sein letzter Tag,
Würd' sie ihn länger höhnen —
Alleine — kein verliebtes Ach! —
Beglückt ihn von Ismenen.

Fernandez kam in vollem Lauf,
Mit ihm der Stricke schönster —
Verzweifelnd hieng er da sich auf,
Recht unter ihrem Fenster.

Ismene sah den Leichnam kaum,
So fühlt sie Höllenschmerzen —
Und gabe jeder Liebe Raum,
Im eingeschrumpften Herzen —

Nun riß sie die Verzweiflung hin —
Sie eilt mit wilden Freuden —
Hängt sich zur Rechten neben ihn,
Im Tod ihn zu begleiten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Reines

System der Religion

für

Vernünftige.

Von

A. Riem,

Canonikus zu Herford, der Königl. Preuß. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin, beständigen Sekretair und Assessor, der Churpfalz-Bayrischen und Churſächſ. Physikalisch-Oekonomischen Societäten Mitglied.

Berlin,

bey G. C. Nauck.

1793.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Reines

System der Religion

für

Vernünftige.

Erster Theil.

I.

Einleitung.

Ich habe bisher niederzureißen gesucht die Religionssysteme, die blos dem Eigennutz der Menschen schmeicheln, die seine Hoffnungen täuschen, sein Vertrauen misbrauchen und die großen Probleme der Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit im Dunkeln lassen. Ich fand die christliche Religion, sollen ihre Behauptungen objektiv wahr seyn, in den Perioden ihrer Verderbniß zwar gut für ihr Zeitalter, diensam in Ermangelung einer Bessern, vortreflich in Beziehung auf Schlechtere; aber darum an innerem Gehalte

nicht reich, an Irrthümern nicht arm, an Lehrsätzen nicht unschädlich, und für Moralität ächter Art, nicht minder verderblich, als andere Religionen.

Ich gestehe, daß selbst die Religion der neuern Moralphilosophen mich nicht befriedigte. Sie war mir nicht rein genug, und im Contrast mit der reinen Moralphilosophie. Sie lehrt Unabhängigkeit des moralischen Menschen; und spricht von Geboten Gottes: sie redet von eigner Gesezgebung; und fodert Gehorsam von Gott. Sie stellt Gott als Gesezgeber dar, ohne Macht, sie geben zu können, oder zu gebieten. Sie leitet sie von der Heiligkeit Gottes ab; und macht dem moralischen Menschen das Bestreben zu einem ewig unerreichbaren Ideal zur Pflicht, schlägt dadurch den Muth nieder, und stellt ihn an das Faß der Danaiden, wo sie ewig arbeiten, versichert, nie es zu füllen.

Aber es ist nicht wohlthätig gewirkt, zu entreißen, ohne wieder zu ersezzen. Zu rauben, ohne etwas Besseres wiederzugeben. Ich will mich bestreben, dieses zu leisten, und will der Prüfung der Vernünftigen ein System vorlegen, das an jenen Mängeln

nicht Kränkeln, und so rein seyn soll, daß der strenge Moralist ihm seine Achtung schenke. Nicht nur die Theorie davon werde ich darlegen, sondern die großen Vortheile zugleich, die es praktisch gewährt. Ich werde mich bemühen zu zeigen, daß es genugthuend die großen Probleme der scheinbaren Disharmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit auflöse: daß es das Herz mit reinen Empfindungen des Vertrauens, und der Anhänglichkeit an Gott, die Quelle alles Guten, eben so stark anfülle, als den Verstand von seiner Lauterkeit überzeuge. Mit einem Worte, ich werde mich bemühen, ein Religionssystem zu entwerfen, das in seinen Quellen rein ist, wie die Sittlichkeit, aus welcher es entspringt, und folglich eines Wesens würdig, das bei dem Erhabensten alles Interesse verschmäht.

II.

Der vornehmste Zweck des moralischen Menschen ist Moralität. Sie geht aller Religion voraus.

Der Mensch enthält eine mächtige Tendenz zur Thätigkeit. Handeln und Wirken ist sein Zweck allenthalben, wo er hinsieht. Als sinnlicher Mensch, geht der Naturtrieb auf sinnliches Wirken, womit Genuß, als Folge, vereint ist. Als moralisches Wesen, wirkt er auf sittliche Zwecke, der Beförderung und Erhaltung des Guten, der Selbstbildung, und auf das von Gott ihm vorgesteckte Ziel seiner Bestimmung, der Erreichung des vollendeten Guten.

Der Mensch hat in sich eine stärkere Neigung, gut zu handeln, als minder gut, oder scheinbar unmoralisch. Wie Schönheit das Sinnliche mehr reizt, als mindere Schönheit oder Häßlichkeit, so reizt das Gute den Menschen, mehr als das Böse. Einmal besitzt das Gute ächten innern Werth, wodurch es ein Gegenstand der sittlichen Ach-

tung und Neigung wird; und das weniger Gute oder Böse besizt, zu wenig Werth, wodurch es nothwendig dem Bessern nachsteht.

Rein moralisch handelt der Mensch, wenn er ohne andere Rücksichten das Gute um des Guten halben thut. Und dies geschieht in der Regel. Dem Guten hängt nämlich ein sittliches Interesse an, das von ihm nicht getrennt werden kann, d. i. es belohnt sittlich, oder macht in dem Verhältniß glücklich, als das Gute, das gethan wird, innern Werth hat. Dies nennt man, die Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit.

Im moralischen Handeln, wird eine Handlung nicht unrein, wenn man mit der Idee, daß sie gut sey, die Idee verbindet, daß sie nüzlich sey: denn es ist unmöglich, sie anders zu denken, als sie ist, nämlich als gut und nüzlich zugleich. Schon in der einfachsten Idee „Gut“ liegt Werth und Nüzlichkeit zugleich und unzertrennbar vereint. So können wir den Hauptbegriff „Tugend“ nur durch die verbundene Idee „Würdigkeit, glücklich zu seyn, richtig denken.

Einseitig — und zu einseitig ist der Begriff, der sie als moralische Gesinnung, im Kampfe mit der Sinnlichkeit, darstellt. Es gibt Tausende von sittlichen Handlungen, die ächten Werth besizen, die aus Achtung für das Gute geschehen, denen sich keine Sinnlichkeit widersezt; ja, gegen die sie sogar nicht einmal einen Wink ertheilt. Alle Handlungen der Wohlthätigkeit aus Achtung für das Moralgesez, und der Menschenliebe, sind größtentheils von dieser Art. Es ist sogar zu befürchten, daß die freundschaftlich theilnehmende Sinnlichkeit, durch pathologische Wirkungen, jene gute Handlungen verunreinige: denn der Moralist will einmal der Sinnlichkeit keinen guten Einfluß auf die Moralität verstatten, will nichts davon wissen, daß Sie zur Sittlichkeit leite und sie befördere: denn dadurch macht sie, so sagt er, die sittlichen Handlungen unrein, die blos des sittlich Guten halben, blos aus Achtung für das Gesez geschehen sollten. Er will in der Sinnlichkeit, blos die Feindin des Moralischen erblicken, und sie im ewigen Streit mit derselben.

Und doch wirken beide, Moralität und Sinnlichkeit, nach ziemlich ähnlichen Prin-

zipien. So wie Erstere das Gute um des Guten halben wünscht, so wünscht die Letztere, das sinnlich Gute darum, weil sie es für ein sinnliches Gut hält. Der moralische Mensch erkennt auch allerdings dieses Prinzip der Sinnlichkeit, als ihr zukommendes Recht. Denn die Sinnlichkeit muß eben so gut ihre tadellosen Zwecke haben können, als die Moralität.

Nun wirft der Skeptiker eine Frage auf: Wozu hat die Sinnlichkeit jene pathologische Neigungen zum Guten erhalten, das ihrem eignen Interesse im Wege steht?

Die Erfahrung bezeugt nämlich, daß z. B. bei Werken der Wohlthätigkeit, eben so gut eine pathologische Neigung im Menschen vorhanden sey, mit Aufopferungen, Gutes zu thun, als eine sittliche. Zu welchem Zweck sind diese im Menschen vorhanden, wenn sie die schreckliche Klippe sind, an welcher die Tugend scheitert, und die Harmonie zwischen ihr und der Glückseligkeit, zertrümmert? Warum neigt sich diese Art Sinnlichkeit, gerade zum Guten hin, das blos deshalb kein Gut zu seyn aufhört, weil

es von der Sinnlichkeit herkam, oder von ihr unterstüzt wurde?

Noch eine Menge von Zweifeln stellen sich uns dar. Der Mensch soll weder ein rein moralisches, noch rein sinnliches Wesen allein, sondern ein moralisch-sinnliches Wesen seyn. Sollte man daraus nicht mit Recht folgern dürfen, daß er denn auch nothwendig immer und in allen Fällen seiner moralisch-sinnlichen Natur angemessen, handeln muß? daß ihm rein moralische, und rein sinnliche Handlungen nicht möglich sind, weil er eine solche Natur nicht besizt, die sie zuläßt? Sollte die Moralität im Eißmeere kalter Anschauung besser gedeihen, und umfrohren von der nachdenkenden Kälte, die alle pathologische Theilnehmung ausschließt, als in der behaglichen Existenz des warmen theilnehmenden Gefühls des Herzens, der innigen Begehrung, bis zur Leidenschaft thätig sinnlich mitzuwirken? Und sollte die Sinnlichkeit wirklich verdammt seyn, das reiche Maaß pathologischer Liebe, Herzlichkeit, Mittheilung, Zuneigung, ꝛc im vollen Füllhorn zurückzuhalten, und so lange sie ist, zu ersticken? Schöpfer der Welt! Wozu gabst du uns ein

fühlendes Herz, und die volle überfließende Neigung in die Empfindung, wenn unsere Sittlichkeit darin ein tödtendes Gift findet, und durch sie alle Aussichten auf Glückseligkeit vertilgt werden? Und welches schreckliche Verbrechen ist nicht die Bildung des Herzens, oder der Sinnlichkeit, die um so viel gefährlicher für ächtes moralisches Wohl ist, als sie sich der Vollendung nähert?

So scheint Vaterlandsliebe, sobald sie in vollen Patriotismus übergeht, eine Missethat gegen die Sittlichkeit — Eheliche- und Elternliebe ein Verbrechen, sobald sie einen Punkt der Gränzlinie der Leidenschaft überschreitet, zu werden. Freundschaft wird im gleichen Falle unsittlich, und alle Aeusserungen thätiger Menschenliebe, in diesem Falle es nicht minder. Wie glücklich würde der moralisch-sinnliche Mensch nicht seyn, wenn die höchste Anstrengung moralisch-sinnlicher Kräfte und Neigungen, Bildung zur höchsten Harmonie zwischen beiden, wirkend auf einen Zweck, die Tugend wäre, die das höchste vollendete Gut nicht entfernte!

Und worin soll das Unzulässige dieser freundschaftlichen Mitwirkung beider, zu einem Zwecke bestehen?

Wären die Quellen der Sinnlichkeit, oder das Prinzipium, aus dem sie handelt, mit jenem der Sittlichkeit im Streit, so wären jene Zweifel bald aufgelößt. So aber ist keine sinnliche oder pathologische Neigung gedenkbar, als daß sie zum Guten um deswillen statt finde, weil es gut ist. Beide schöpfen gemeinschaftlich aus einer und derselben reinen Quelle: und wäre es moralisch, wenn die Sittlichkeit der Sinnlichkeit den frohen Genuß eines Vergnügens misgönnte, der auch für sie aus guten Handlungen abfließt? Glaubt sie die Glückseligkeit als Folge sittlicher Handlungen hinnehmen zu können; glaubt sie ohne Rücksicht auf sie Gutes wirken zu können: warum sollte sie der Sinnlichkeit den Besiz eines Guts misgönnen dürfen, das sie selbst nicht verschmäht, oder wo ein Recht hernehmen zur Beschuldigung, die Sinnlichkeit handle blos aus Interesse? Der Mensch, der selbst leidenschaftlich liebt, leidenschaftlich aufopfert, kann es gewiß ohne Interesse thun, blos um das Wohl seines Freundes,

und das Gute zu befördern, das in der Handlung selbst liegt.

Und welches Gute kann denn die Moralität, ohne thätige Theilnehmung und Mitwirkung der Sinnlichkeit wohl bewirken? vermag sie auch ohne sie, nur eine ihrer großen edlen Ideen zur Wirklichkeit zu bringen? Alle Pflichten, welche den Coder der eignen Gesezgebung anfüllen, beziehen sich größtentheils auf Menschen in der Gesellschaft. Auf diese ist es unmöglich, anders, als durch die Sinnlichkeit zu wirken, welche eigentlich allein das Organ ist, wodurch moralische Gesetze realisirt und ausgeführt werden. Daß die Sinnlichkeit nicht eine leblose, blos leidende Masse sey, sondern auch eine bestimmende Kraft besitze, ergiebt sich schon daraus, daß der Moralist sie eines Kampfes mit der Sittlichkeit fähig hält. Hat sie nun, wie Niemand zweifelt, ein Begehrungs- und Ausführungsvermögen, so ist sie eine mitwirkende Kraft. Sehr natürlich müssen die Conduktoren, welche die Gesetze der Sittlichkeit bei der Ausübung in die Sinnlichkeit leiten, Werkzeuge seyn, welche dazu brauchbar sind — oder mit andern Worten — ein sinn-

lches Gefühl des Guten enthalten, das sie ausführen sollen: sonst würden sie dazu nicht dienlich seyn. Der moralisch gute Wille muß zunächst auf das untere Vorstellungsvermögen, oder die Einbildungskraft einwirken, welche die sittlichen Foderungen auffaßt, und der pathologischen Neigung zum Guten überliefert, von der sie durch das sinnliche Begehrungsvermögen, oder dem sinnlich guten Willen, alsdann realisirt werden.

Auf diese Art, werden die Naturtriebe zum Guten, die Rezipienten des moralisch-Guten zur Ausführung; und nothwendig werden sie durch beitretende Theilnehmung pathologischer Gefühle, erst sinnlich ausführbar, und eben dadurch gemischte, oder moralisch-sinnliche Handlungen. Die Sinnlichkeit vermag also ohne Interesse gut zu handeln: sonst gäbe es keine mögliche rein moralische Handlungen anders, als in der Idee; aber nie in der Würklichkeit. Vermag sie es aber in einzeln gegebenen Fällen, so kann ihr überhaupt das Vermögen nicht abgesprochen werden, Gutes, um des Guten willen, zu realisiren.

Aber eben so gewiß wäre es auch, daß pathologisches Gefühl und Imagination von

keiner realisirten moralischen Handlung getrennt und völlig entfernt gedacht werden könne, da beide allein dieselbe ausführen, indeß die sittlichen Gesetze sie zuförderst denken und bestimmen, und die sinnlichen, sie als solche, durch das untere Vorstellungsvermögen gleichfalls anerkennen, und realisiren. Der Moralist also, der moralische Handlungen in facto, ohne Pathologie behauptet, widerspricht den schlechthin nothwendigen Bedingungen, wodurch eine Handlung, Handlung wird, und macht sie zur bloßen Idee, ohne Ausführung. Schlechthin nothwendig müssen sie von der Sinnlichkeit jener Theilnehmung derselben am Guten, ohne welche sie nichts realisirt, gelten lassen, wodurch die Moralität in der Erfahrung, als moralisch-sinnlich, oder moralisch-pathologisch, allein gegeben werden kann.

Daß dieses einer Handlung von ihrem Werthe nichts entziehe, haben wir bereits dadurch nachgewiesen, daß Sittlichkeit und Sinnlichkeit zugleich vermögend sind, aus einer und derselben Quelle der Reinheit von allem Nebeninteresse zu schöpfen, und beide im Stande, das Gute um sein selbst willen zu wünschen.

Es scheint sogar, als wenn die Sinnlichkeit unfähig wäre, aus irgend einem andern Grunde zu wirken. Das Gute an sich, hat als solches ein ächtes wahres Interesse in sich selbst, das seine Natur ausmacht, es als schäzbar erscheinen läßt, und seinen Gehalt bestimmt: sonst wäre es eine völlig leere Idee. Nehmen wir nun auch die Sinnlichkeit für sich allein, so werden wir zuerst in ihr Begehrungen gewahr, die auf die Selbsterhaltung übereinstimmend mit dem Sittengesez abzwecken. Warum? Weil es gut ist. Uebereinstimmend mit der Moralität, führt die Sinnlichkeit zahllose Handlungen des Oeffentlichen und Privat-Lebens aus: warum? weil sie es für gut erkennt, und deshalb ausführt. Hier scheint nun die Gränzlinie zu seyn, und diesseits derselben, die Sinnlichkeit, sich selbst überlassen, nicht mehr um des Guten willen zu handeln. Ihre Tendenz reizt sie zu Handlungen, welche von der Moralität oft getadelt werden. Die Fehler aus Irrthum nehmen ihren Anfang; aber sezt Irrthum nicht Zweifel voraus, und Zweifel nicht die Möglichkeit, daß eine Handlung sowohl gut, als nicht gut seyn könne? Immer noch han-

handelt hier die Sinnlichkeit, weil sie nichts Böses, folglich Gutes zu thun glaubt, und aus Achtung für dasselbe: denn der Irrthum gilt ihr für Wahrheit. Hierauf folgen nun objektiv unmoralisch erscheinende Handlungen, die Wirkungen des Hasses, der Feindschaft, des Betrugs ꝛc. ꝛc. Nun ist es möglich, daß eine solche Handlung nach dem gesellschaftlichen Vertrage, als unerlaubt sich darstelle, daß das Sittengesez sich ihnen entgegenstelle, obgleich der Handelnde aus dem Grunde eines innern vermeintlichen Rechts, aus Mangel an Bildung, dagegen verfährt: genug, der subjektive Grund liegt in der Idee, es sey recht, so zu handeln, folglich subjektiv gut. Irrthum vertritt, wie gesagt ist, die Stelle der Wahrheit, und der Mensch handelt aus einem für ihn subjektiv guten, und ihm zureichenden Grunde; nicht, weil er seine Handlung als schlecht und abscheulich ansieht.

Wir verabscheuen kaum etwas mehr, als Mord, und Räuberey. Und doch haben wir in diesen Tagen das schreckliche Beyspiel, wie die Oestreicher ohne Erbarmen Gefangene niedermezelten, und Krieger, die Pardon

erhalten hatten, mordeten. Dem Scheine nach, ist eine solche Handlung, höchst niederträchtig und barbarisch. Bedenken wir aber, daß die Oestreicher es für recht halten konnten, den Verlust ihrer Ehre zu rächen, in jedem der gefangnen Neufranken, die vielleicht alle den Mord an ihrem Könige verabscheuten, einen Königsmörder zu sehen, so verschwindet auf einmal das Unmoralische der Handlung, und sie geschah aus einem subjektiv-guten Grunde, aus Achtung für militärische Ehre, und für die Königswürde, und aus Gefühl der Unterthans-Pflicht. Barmherzigkeit schien ihnen hier ein Verbrechen, und Mitleiden, Theilnahme an einem unverantwortlichen Königs-Mord. Wer sieht hier mehr als Irrthum, der sich als Wahrheit darstellte? Es gehört Stärke dazu, die Menschlichkeit zu verläugnen, und unter dem Zucken und Röcheln der Sterbenden, das Gefühl zu ersticken, und die scheußliche Scene noch grauenvoller zu machen. Ein mächtiger Grund von Recht muß hier wirken, oder die scheinbare Greulthat, voll scheinbarer Infamie, ist nicht möglich.

So finden wir den Menschen moralisch, sinnlich, und moralisch-sinnlich, immer auf

dem Wege des erkannten Guten, selbst da, wo er als Verbrecher erscheint. Bei jeglicher scheinbaren Unthat, treten die Pflichten in Collision, und der Mensch handelt, nach dem augenblicklich am stärksten wirkenden Grunde des Rechts, und vermeynter Pflicht gegen sich selbst, oder andere. Mangel an gehöriger Bildung ist die einzige Quelle aller Irrthümer; nicht die Absicht, Pflichten gegen kalte Ueberzeugung, höhnend zu verlezzen. Der Mensch ist nicht teuflischer Natur, sondern immer auf dem Wege der Selbstbildung durch Erfahrungen, folglich im Progressus nach vorwärts. Frömmigkeit erfand die Inquisition; Scheiterhaufen mit schuldlosen Opfern rauchten, zur vermeyntlichen Ehre Gottes; Nationen wurden und werden vertilgt, nach Gründen des Rechts; Menschlichkeit wird zertreten; Staaten werden verheert, zahllose Haufen von Familien unglücklich gemacht, weil man darin die Königs-Pflichten zu erfüllen glaubt. Staaten werden geraubt, aus Gründen des Patriotismus, und aus Zwang der Nothwendigkeit. Könige werden geopfert in Unschuld, aus vermeynter Pflicht, gegen demokratische Staatsformen, die Erde, und die weiten Gewässer des Ozeans verschlingen

tausend Opfer politischer Weisheit; die Menschheit zerreißt die Bande sanfter Tugenden, und wütet gegen sich selbst; und der Unterthan leistet den feierlichen Eid, seinem Monarchen für ihn und sein Gebot, alle Greul des Kriegs zu verbreiten, wenn er es für das Wohl des Staates für gut findet.

Alles Folgen der Bildung, die verabsäumt wurde, und die Reife nicht hatte, durch bessere Mittel die strenge Nothwendigkeit zu besiegen. Aber alles wirkt allenthalben auf den Zweck des Guten, und aus subjektiv richtig erscheinenden Gründen des Rechts. Der Kenner des menschlichen Herzens entschuldigt die Handlungen, die der übereilte Geschichtschreiber, als ewige Schande, der Nachwelt überliefert, der unpolitische Moralist verdammt, und der Criminalist bestraft, weil das Gesetz immer auf die Folgen der Handlungen sieht, nie auf den subjektiven Grund derselben allein, weil sonst Niemand bestraft werden dürfte.

So finden wir also allenthalben den Menschen thätig, das zu thun, was er für

Gut hält, oder auf der Stufenleiter der Moralität. Sie ist überall sein Zweck, selbst in der größten scheinbaren Disharmonie. Sinnlichkeit wirkt auf denselben Punkt, auf welchen Moralität wirkt, und alle Menschen handeln gut, mitten im Verbrechen, das objektiv diese Gestalt annimmt.

III.

Einzig möglicher Zweck Gottes, in Hinsicht auf das Universum: daraus fließender Beweis, daß reine Immoralität schechthin nothwendig unmöglich sey.

Wir haben gesehen, daß die Neigung des Menschen überall auf Erreichung guter Zwecke wirke. Nehmen wir das Universum als Staat Gottes, und forschen wir dem Zwecke nach, den er ausschließend und allein bei Einrichtung desselben gehabt haben kann, so werden wir uns bald und leicht überzeugen können, nicht blos, daß obiges gegründet seyn müsse, sondern daß überall keine reine Immoralität statt finden könne.

Der Moralist kann Gott nicht anders darstellen, als blos, „als Ideal der Heiligkeit; folglich als Princip und „Urquelle der moralischen Welt, „und ihrer zweckmässigen Harmonie mit der physischen."

Aus dieſer Darſtellung allein ſchon ergibt ſich der ſchlechthin nothwendig einzige Zweck deſſelben, in Hinſicht auf das Univerſum, nämlich daß in derſelben alles gut ſey, und auf die höchſtmöglichſte Vollkommenheit ziele.

Verbinden wir mit dem moraliſchen Begriffe von Gott, den Tranſcendentalen, als allmächtiger Urſache der Welt, und als Urweſen, oder auch nur, ſo weit die Vernunft reichen kann, als allmächtiger Baumeiſter des Univerſums, ſo ergibt ſich in ihm zuvörderſt die Idee einer gränzloſen Macht, ſo wie aus dem Moralſyſtem zunächſt, die Idee eines gränzenloſen, guten Zwecks. Beide vereint, ſtellten ihn uns, als ein erhabenes Weſen vor, das nur das Gute allein gränzenlos wollen, und eben ſo ausführen kann.

Ein Weſen, deſſen Macht durch nichts beſchränkt, und durch unendlich weitgreifende Weisheit geleitet wird, kann unmöglich einen fehlerhaften Plan machen, wodurch ſeine Abſichten oder ſeine Zwecke geſtört würden, d. i. „Es muß alles werden, „nothwendig, wie er wollte, daß „es werde.“ Da er nun ausſchließend und allein das höchſte vollendete Gut, zur Men-

schenbestimmung, Kraft seiner Weisheit machen konnte, so ist es schlechterdings unmöglich, daß auch nur Ein moralisches Wesen sich auf einer Stufenleiter zum höchsten vollendeten Bösen befinden könne.

War das höchste vollendete Gut allein möglicher Zweck Gottes in der Menschen Bestimmung, und der Bestimmung aller moralischen Wesen überhaupt, so mußte nach gleichen Gesezzen der Weisheit, die sinnliche Welt in Harmonie mit jenem erhabenen Zwecke der moralischen gebracht werden, d. i. sie durfte Nichts enthalten, was jenem Zweck widerspräche, oder ihn zu vereiteln vermöchte. Alles Sinnliche muß also nothwendig mit auf jenen Zweck hinwirken, die Anschauung erscheine auch so heterogen, als sie immer wolle. Mit andern Worten: alle objektive Erscheinungen in der Sinnenwelt, greifen in den einzigmöglichen Plan Gottes ein, und sind Beförderungs-Mittel zu jenem Zwecke der Vollendung.

Wir sehen also mit Evidenz, daß es Unsinn sey, zwei Grundwesen im Universo anzunehmen, wovon das Eine

„Auf die höchste moralische
„Vollendung"

und das andere:

„Auf die höchste Vollendung
„des unmoraliſchen“

wirke.

Denn entweder wäre dieſes leztere Weſen, ſelbſtſtändig, und ewig aus ſich ſelbſt, als Ideal der höchſten Bosheit, und als Urquelle der immoraliſchen Welt, und ihrer gänzlichen Disharmonie mit der phyſiſchen, vorhanden; oder durch die Macht und den Willen Gottes hervorgebracht, nach einem Zweche zur höchſten Vollendung des Böſen. Zwei ſelbſtſtändige ewige Urweſen, widerſtreiten aller Vernunft. Lezteres aller Möglichkeit, weil Gott ſonſt, auch einen höchſt böſen Willen und Zweck haben könnte, wodurch der Begriff der höchſten Heiligkeit gänzlich aufgehoben würde.

Und doch würden wir uns genöthiget ſehen, bei Vorausſezzung der Möglichkeit eines Fortſchrittes der moraliſchen Weſen zur Unvollkommenheit, nothwendig zweierlei Zwecke in dem Willen Gottes anzunehmen: Einen, der das Gute, und Einen, der das Böſe will, weil Lezteres, ohne Zweck der Gottheit

zu seyn, in der Einrichtung des Universums nicht gefunden werden könnte. Bei Einrichtung des Ganzen verfuhr Gott unbedingt frey und nach Weisheit. Nun muß entweder das scheinbar Böse, nicht reel böse, oder wenigstens nicht fähig seyn, den schlechthin allein möglichen Zweck eines guten heiligen Gottes, der nur den Progressus nach dem obersten vollendeten Gute wollen kann, zu vernichten.

Sonderbar genug ist die Erscheinung, ob gleich ihr Grund sehr deutlich ist, daß sehr viele Nationen der Erde, zwei Grundwesen annahmen: Eines, im höchsten Grade gut und vollkommen; das Andere in eben dem Grade böse und unvollkommen. Selbst die christliche Religion und ihr würdiger Stifter, glaubte eben so fest, an ein Reich des Teufels, als, an ein Reich Gottes. Betrogen durch den äussern Schein, unbekannt mit einer reinen Vernunftlehre, und ungeübt im Urtheilen, ließen sich die Menschen dahinreißen, die Macht Gottes zu theilen, und die größere Hälfte davon auf das böse Urwesen überzutragen. Die beste Religion, die christliche, gesteht ein, daß das Reich des Teufels un-

gleich blühender, größer und von weiterem Umfange sey, als das Reich Gottes, das nur wenig auserwählte Unterthanen zähle, indessen die Macht des bösen Urwesens zahllose Millionen von Untergebenen habe. Man nahm nämlich das Böse nicht für das, was es wirklich ist, sondern für das, was es schien. Man glaubte eben so gut an Laster, die dem Begriffe der Tugend im äußersten Extrem entgegenstanden, als an Tugend selbst. Auf Rechnung Gottes, als des gütigsten, weisesten Wesens, konnte die Vernunft dieses Misverständniß nicht schreiben: es blieb dem Menschen also nichts übrig, als vom Scheine getäuscht, die Schuld auf ein mächtiges böses Urwesen zu schieben, oder auf ein gefallenes Wesen, das zwar in sich oder subjektiv weniger mächtig war, als Gott, aber praktisch und objektiv, mehr auf die moralische Welt wirkte, als Gott, und eben dadurch sein Reich so endlos erweiterte.

IV.

Fortsezzung.

Daraus fließender Beweis: daß reine Immoralität schlechthin nothwendig unmöglich sey.

Herr Kant redet sehr richtig, in seiner Kritik der teleologischen Urtheilskraft, davon, „daß man alles nur Einem (unbedingt obersten) Endzwecke im Universo unterordnen könne“*) „Der „Zweck der Schöpfung, fährt er forr; „ist der Mensch (vielleicht besser, sind vernünftige Wesen, denn es lassen sich gar wohl solche, ohne die Idee Menschheit denken) „unter moralischen Gesezzen**).

Dieser, von der Vernunft vollkommen als wahr nachgewiesene Grundsatz, sezt die Unmöglichkeit des Sazzes ins Licht:

„daß vernünftige Wesen, unter immo„ralischen Gesezzen, zum Zweck der Schö„pfung gehören“

*) Kants Kritik der Urtheilskraft. S. 408.
**) Ebend. S. 416.

Da man eine moralische Gesezgebung allerdings anzunehmen genöthiget ist, so ergibt sich daraus die Befugniß, bei Voraussezzung der Immoralität, eben so viele Gesezze im Widerspruche mit jenen der Moralität anzunehmen, die ihr widerstreiten, als die Moralität selbst enthält.

Der Begriff der Moralität, constituirt zugleich den Begriff der ihr geradezu entgegenstehenden Immoralität. Erstere ist: „Beziehung einer Handlung auf das „Sitten-Gesez: Autonomie des „guten Willens:“ leztere folglich Beziehung einer Handlung auf ein „entgegengeseztes, unmoralisches „Gesez: Autonomie des bösen Willens.“

„Moralische Handlungen, geschehen entweder aus Liebe zum Sittengesetz — Heiligkeit — oder aus Achtung für das „Gesez, aus Pflicht — Tugend.“

Folglich geschehen die entgegengeseztenoder unmoralischen Handlungen „aus Liebe „zum Bösen, als solchem — Unheiligkeit — oder aus Verachtung „des Sittengesezzes, aus Achtung

„unmoralischer Gesezze, oder der „höchsten Achtung der Lasterhaftig„keit — Laster —

Folge der Ersten ist — „Würdigkeit „des vollendeten Guten. Folge der „Leztern also: Würdigkeit einer voll„endeten Unseligkeit."

Eine moralische Handlung sezt nothwendig „Erkenntniß (deutliche) des „Guten, als Guten voraus," folglich eine unmoralische Handlung „deutliche „Erkenntniß des Bösen, als Bö„sen" und so wie jene, „um des Guten „selbst willen geschieht, so muß Leztere, um des Bösen selbst willen ge„schehen."

Die moralischen Gesezze, sind Gesezze der reinen Vernunft; Leztere also, Gesezze einer reinen Vernunftlosigkeit.

Die Consequenz ist also für sich und evident, ja apodiktisch, nämlich:

„Ein vernünftiges Wesen ist der Immo„ralität so wenig fähig, als ein unver„nünftiges Wesen der Moralität."

Denn die Vernunft, liefert nur Geſezze für die Sittlichkeit, d. i. Vernünftige, in ihr begründete Geſezze, nicht aber für das Laſter, oder die Nichtſittlichkeit, folglich iſt ein vernünftiges Weſen nur der Moralität fähig, nie des Laſters: weil der Grund davon allein nur in Vernunftloſigkeit angetroffen werden könnte.

Die Freiheit moraliſcher Weſen, liegt alſo, „Im Vermögen, unter zahlloſen moraliſchen Handlungen, von welchen jede, eine ihr eigne Würde, von geringerem oder größerem Umfange beſizt, wählen zu können.“ Sie iſt die Autonomie des Willens, die ſelbſt ſich Geſezze gibt, aber als in vernünftigen Weſen gedacht, ſich nur Geſezze geben kann, wie ſie der Natur vernünftiger Weſen adäquat ſind, das iſt, vernünftige, praktiſche Geſezze.

Es wäre alſo ein ungereimter Widerſpruch, in einem vernünftigen Weſen nur die Möglichkeit unmoraliſcher Autonomie, oder einer Freyheit, auch Böſes wählen zu können, anzunehmen, da dieſe in der Vernunft nicht angetroffen werden kann, die allein

Autonomie eines guten Willens enthalten kann.

Wir müssen also nothwendig auf die Sinnlichkeit zurückgehen. Von dieser aber haben wir bereits im zweyten Kapitel gesehen, daß in ihr eben so evident eine entschiedene Neigung, das idealisch Gute der praktischen Vernunft zu realisiren liege, als eine Veranlassung dazu, und eine Neigung im moralischen Menschen, es realisirt zu sehen. Wir haben ferner nachgewiesen, daß die Sinnlichkeit auf Erhaltung, nicht auf Selbstzerstörung, oder Zerstörung guter Zwecke, sich neige, sondern selbst da, wo sie diese Neigung zu besizzen scheint, einen subjektiven Grund des Guten oder des Rechts, entweder in Wahrheit, oder Irrthum, oder im Mangel an gehöriger Bildung finde. Mangel an Bildung zur Fertigkeit, moralische Ideen zu realisiren, sezt aber nicht Neigung, sie nicht realisiren zu wollen, oder Kampf und Widersezlichkeit gegen Moralität voraus, sondern böse Unfähigkeit, aus dem Grunde eines vorhandnen Mangels, es nicht realisiren zu können. Denn sobald die Fähigkeit in eine Fertigkeit übergegangen ist, und das Vermögen

gen real vorhanden ist, in Einklang mit dem moralisch-guten Willen zu treten, d. i. sobald die Sinnlichkeit mit der Moralität einverständig ist, und Kraft besizt, sobald realisirt sie nothwendig das Gute.

Selbst da, wo der Schein trügt, und die Sinnlichkeit für sich wirkt, ohne die Moralität zu Rathe zu ziehen, handelt sie nicht aus einem unmoralischen Grunde, sondern blos sinnlich. Auch nicht gemischt: denn wenn die Moralität eine Handlung der Sinnlichkeit verwirft, und die Sinnlichkeit sie dem ohngeachtet thut, so handelt sie aus dem einzigen Grunde, der in ihr anzutreffen ist, dem Grunde der Sinnlichkeit selbst und allein. Sie ist ja nicht das Behältniß eines Wesens ohne Vernunft, das sie unpraktisch bestimmen könnte, oder unmoralisch, sondern der Vernunft, die sie zu bestimmen nicht kräftig genug ist; folglich sind ihre Äußerungen in dem Falle nicht unmoralisch, sondern rein sinnlich, d. i. der sinnlichen Natur vollkommen entsprechend. Es ist also eine sinnlich gesezmäßige und nicht gesezwidrige Handlung: denn die Natur wirkt immer nach ihren Gesezzen, nicht gegen ihre Gesezze.

Rechnen wir nun einen gewiſſen, die Sinnlichkeit beſtimmenden Willen, zur Sinnlichkeit, als ihr unmittelbar anhängendes Begehrungs-Vermögen, ſo hat ſelbſt dieſer Wille ſeinen reinen Grund in der Sinnlichkeit, die nicht unmoraliſch ſondern blos ſinnlich wollen und begehren kann, obgleich aus einem reinen Grunde, nämlich, weil ſie das, was ſie begehrt, für gut hält.

Reine Immoralität iſt alſo unmöglich.

V.

Nähere Bestimmung des Bösen oder des sogenannten Unmoralischen.

Aus dem, was wir bisher angeführt haben, ergab sich, daß Immoralität im eigentlichen Verstande, in einer Welt, die von einem weisen und gütigen Wesen abstammt, eben so wenig gedacht werden könne, als in ihm der Zweck, einen Theil der Menschheit vollendeter Unglückseligkeit zu überlassen, oder zu bestimmen.

Bei alle dem lehrt die Erfahrung, daß Menschen Handlungen zu begehen fähig sind, in denen die Absicht, schädlich zu werden, unverkennbar ist, und welche, wie sie erscheinen, von dem moralischen Gefühle, dem Zeugen solcher Handlungen, nicht gebilligt werden können.

Wir können unmöglich diesen scheinbaren Widerstreit gegen unsere Behauptung anders

als psychologisch auflösen, und müssen nothwendig den Menschen, wie er ist, näher beurtheilen.

Das erste, was uns die Geschichte der menschlichen Natur darbietet, ist:

„daß er ein größeres Maaß moralischer „Einsichten, als moralischer Kraft besizt."

Der Grund der moralischen Handlungen, als Resultate moralischer Kraft, liegt in den Einsichten der praktischen Vernunft und Urtheilskraft, nach welchen sie die Gesezze derselben erkennt, und selbst vom Vollkommnen, mehr als dunkle Ideen besizt. Sie schwingt sich bis zu den Begriffen der höchsten Heiligkeit hinauf, die sie in einem unendlichen Progressus nie zu erreichen vermag. Folglich verhalten sich die Einsichten der Intelligenz zur moralischen Kraft, wie das Ganze zu einem Theile.

Wäre der Mensch fähig, alles das Gute zu leisten, das er als solches erkennen kann, so wäre er bereits auf der obersten Stufe der Moralität, und im Besizze des obersten vollendeten Gutes. Nun aber nöthigt uns die Unvollkommenheit der moralischen Kraft,

nicht der moraliſchen Erkenntniß, einen unendlichen allmächtigen Progreſſus der Bildung der Kraft anzunehmen, wodurch nachgewieſen iſt, daß die Kraft nie in Proportion mit der moraliſchen Einſicht ſtehe.

Hieraus folgt nun, daß allerdings ein Handeln gegen ſeine Einſichten, keine unmoraliſche Handlung ſey, weil der Fall immer als nothwendig angenommmen werden muß, daß die Kraft moraliſcher Weſen, nie im Verhältniß mit ihren Einſichten, nämlich, im Allgemeinen, ſtehe. Im ſpezifiſchen, entſprechen Einſichten und Kraft ſich immer da, wo die moraliſche Bildung, auf den ſpezifiſchen Fall vollendet iſt; nicht aber da, wo ſie auf einzelne Fälle nicht vollendet iſt. So kann ein edler Mann ſo weit gebildet ſeyn, dieſe oder jene Handlung, in dieſem oder jenem Falle, nach einer ſpezifiſchen abſtrahirten, und allein auf den Fall paſſenden Einſicht, zu realiſiren, ohne alle die realiſiren zu können, die in der Allgemeinheit ſeiner Einſichten vorhanden ſind. Ein andrer, weniger Gebildete, hat zwar die Einſicht, aber dieß ſezt noch nicht voraus, daß er die Kraft habe, die Handlung jenes edlen Mannes ebenfalls zu realiſiren, eben weil ſeine Bildung, auf den gegebenen Fall, noch

nicht vollendet ist. So allein werden die Fälle deutlich, wo man mit Recht sagen kann:

Video meliora proboque; deteriora sequor.

Von einer andern Seite, liegt dem Urtheil der vernünftigen Wesen über den Werth der Handlung, ein Allgemeines Prinzip, und eine allgemeine Maxime zum Grunde, die blos

„summarisch"

zu urtheilen erlauben, und die Aufmerksamkeit, von den spezifischen Fällen, und Gründen der Handlungen ableiten. Wir sind oft ungerecht genug, Handlungen, nach Anleitung des Allgemeinen Prinzips und seiner Maxime, zu verdammen, ohne darauf zu merken, daß Erkenntniß und Ausübung sehr verschieden seyn können, d. i. wir urtheilen nach unsern Einsichten, welches wenn es allein geschieht, ungerecht ist; nicht aber, mit Kenntniß des Grundes menschlicher Handlungen. Die summarischen Einsichten über das Moralische und seinen Werth, haben wir in uns — die Gründe der Handlungen unserer Nebenmenschen sind auser uns, folglich sind wir keines richtigen Ur-

theils spezifischer Handlungen, überhaupt fähig. Nur sich selbst vermag der Mensch Rechenschaft über seine Handlungen zu geben; alle Urtheile über andre aber sind schlechthin nothwendig Falsch, eben weil im allgemeinen, oder summarisch, und nicht im besondern oder specifisch, geurtheilt werden kann.

So verabscheuen wir Handlungen, aus dem allgemeinen summarischen Gesichtspunkte unserer Einsichten, die wir bewundern würden, wenn es uns möglich wäre, einen besondren Blick auf die motivirenden Gründe derselben zu werfen. Hieraus ergiebt sich aber auch, daß wir nur allein über unsre eigne Handlun- zu urtheilen vermögend sind; nicht über andere in facto.

Eine andre Erscheinung liefert die Psychologie.

„Der mensch ist nicht fähig, des Maaß „seiner jedesmaligen Kraft richtig „einzusehen."

Die Kraft besizt ein Streben, oder eine Richtung nach vorwärts, Anstrengungsvermögen, ohne Vermögen, ihm gemäß zu realisiren. Hiedurch wird es unmöglich, den End-

punkt unseres Wirkungs - Vermögens kennen zu lernen, und wir vermischen oft das Gefühl der Tendenz mit dem Gefühle der wirklich vorhandnen Kraft.

Hiedurch werden wir selbst in dem Urtheile über uns selbst oft irre geleitet. Wir werden Einsichten gewahr, die uns von Handlungen abrathen; wir bemerken eine Tendenz in unsern Kräften, die ins unendliche gespannt ist, und wohl gar sich anmaßt, alles jenen Einsichten gemäß leisten zu können — und doch geschieht so manches, was wir nach den benannten Prinzipien mißbilligen. Wir urtheilen hier falsch und unrichtig, weil wir nie die Frage bestimmen können:

„was vermag die menschliche Kraft in jeg„lichem Falle?"

Unser Stolz verwechselt dann oft Tendenz mit der Kraft, und schmeichelt sich selbst mit der Idee: Daß er mehr würde vermocht haben, wenn er ernstlicher gewollt hätte.

Dieses kann zwar seinen guten Nuzzen haben, weil bei diesem Glauben die Einsich-

ten mehr bilden, belehren, und die Aufmerksamkeit spannen. Indessen kann es oft täuschen.

Wir gehen weiter.

„Es gibt auch Handlungen, wo die „Analogie uns belehrt, daß weder Mangel an Kraft des moralischen Menschen, „noch Antriebe der Sittlichkeit fehlen, „den Menschen davon abzuhalten, und er „thut sie doch."

Solche Handlungen pflegen wir objektiv unsittlich zu nennen: ob mit Grund, wollen wir prüfen. Daß das moralische Gefühl nicht immer in seiner vorhandenen Kraft wirken könne, wenn und sobald stärkere sinnliche Kräfte wirken, ist deutlich. Die Imagination wirkt ungleich heftiger, als die nachdenkende moralische Kraft, und ist in allen ähnlichen Fällen die Quelle des unvollkommnen moralischen Handels. Sie hat die Sinnlichkeit zu ihrer Disposition. Das Blut läuft schneller, und seine Congestionen verwirren die Ordnung des Nachdenkens, wozu eine ruhige Lage dienlam ist. Hat die Einbildungskraft erst

einmal plözlich oder allmählig die ganze Sinnlichkeit in Bewegung geſezt, ſo können nichts anders, als die Ausbrüche, die ihrer Natur angemeſſen ſind, Zorn, Wuth, Rache, Mordgedanken und dergleichen entſtehen. Die Imagination, gereizt auf hohen Schwung, vertritt nun die Stelle des Sittengeſezzes. Sie gebietet und verſchafft ſich Gehorſam, und da ſie nie richtig und ruhig in ähnlichen Fällen verfährt, weil die Empörung und Anſtrengung aller ſinnlichen Kräfte, Verwirrung im Ganzen veranlaßt, ſo entſtehen nothwendig jene Erſcheinungen, welche man Laſter oder Miſſethaten nennt.

Ira furor brevis eſt, ſagten die Alten, und das gilt mit allem Recht von allen Handlungen der bloßen Einbildungskraft, die wirklich in ſolchen Fällen eine kurze Verrückung des Verſtandes vorausſezt. Indeſſen handelt hier die Imagination nicht aus einem anti-moraliſchen Grunde: denn ſie findet eine ähnliche Handlung alsdann als die beſte, die ſie wählen kann, folglich als gut, wenn ſie ſich auch hierüber im traurigſten Irrthum befinden ſollte.

Ueberhaupt vermag die Einbildungskraft, ſich blos an das ſcheinbare Gute zu halten,

und es ist kein unbeträchtlicher Beweis von der Würde und Erhabenheit der menschlichen Natur:

„daß der Mensch, selbst bei seinen gröss„ten Vergehungen, auf den Zweck eines „wenigstens eingebildeten Guten wirkt, „und nie auf ein erkanntes durchaus „Böses."

Ein Interesse muß der Mensch bei allen möglichen Handlungen haben, und dieß Interesse enthält das Gute, das ihm solches ist. Irrthum vertritt bei dem Irrenden die Stelle der Wahrheit, und im Irrthum befindet sich selbst dann der Einsichtsvolle, wenn die Imagination bey ihm herrschend wird. Er erkennt in diesem Augenblick die Wahrheit, aber nicht deutlich genug, und die Sinnlichkeit, von der Einbildung gespannt, wirkt zur Erreichung eines sinnlichen Interesses.

Daher läßt es sich erklären, warum derselbige Mensch, in ähnlichen Fällen, wo blos durch die Umstände die Imagination vermindert oder verstärkt wird, ganz verschieden, und einmal nach den Foderungen des Gesezzes der Moralität, das anderemal

aber nach jenen des Gesezzes der Sinnlichkeit handelt. Theilnahme des moralischen Menschen, oder der kalten, ruhigen Ueberlegung können wir bei Irrthümern der gegebenen Art nicht annehmen, so wenig als Billigung, welches die Reinheit des sinnlichen Grundes einer solchen Handlung nachweißt: denn sie würde gegen ihre Natur handeln; sondern wir müssen nothwendig die Sinnlichkeit, in Thätigkeit zu Bewirkung eines sinnlichen Gutes, darstellen.

Die Reue über eine solche Handlung, oder der Tadel des moralischen Gefühls, und seine Mißbilligung entspringt nicht daraus, daß sie dieselben für unmoralisch hält, sondern für eine sinnliche. Ueberzeugt, daß es eine edlere Handlungsart gebe, wenn die Zügel der Imagination angehalten werden, und das moralische Gefühl wirken kann, bereut der Mensch solche Handlungen, blos aus dem Grunde, weil er edler und seiner höhern Natur würdiger hätte handeln sollen, und sich vom untern Begehrungs-Vermögen und einem sinnlichen Gute verleiten ließ, ein höheres moralisches, dadurch zu entbehren. Er findet, daß er zwar als sinnlicher Mensch,

nach Prinzipien der Sinnlichkeit richtig gehandelt habe, und wird überzeugt seyn, daß er in ähnlichen Fällen nie anders handeln würde, wenn kein moralisches Gefühl ihn von höherem Guten belehrte; aber als moralisches Wesen, empfindet er zugleich den Verlust einer uneigennüzzigen Handlung, die nicht, wie die Sinnlichkeit, zuvörderst auf den Genuß eines eingebildeten oder wahren Gutes wirkt, sondern auf einen moralischen Zweck — Tugend — die nie sich besser befindet, als bei Aufopferungen des sinnlichen entbehrlichen Guten, da die Folge davon die Erreichung eines höhern moralischen Gutes ist.

Daß es bessere Handlungsarten gibt, ist folglich das Regulatif der Nichtbilligung gewisser Handlungen.

Die Lehre, daß es nichts Unmoralisches gebe, schließt die Lehre von dem verschiedenen Werthe der Handlungen nicht aus, und redet dem fehlerhaften Menschen, und seinen Neigungen nicht das Wort. In der classification der endlosen Verschiedenheit specifischer Handlungen, können und müssen wir allerdings unterscheiden, unter

„guten“

„schlechtern“

und

„den schlechtesten Handlungen.“

Rein moralische Handlungen gehören in die erstere Classe. Die schlechtern bestehen aus weitgehenden Abtheilungen, in denen noch immer mehr Moralität als Irrthum herrschend ist. Eben so die leztere Classe, die so tief herabläuft, daß die niedrigste Stufe der Gränzpunkt des wirklichen Bösen oder Unmoralischen seyn würde, „wo „der Mensch bei der reinsten Ueber„zeugung, der höchsten moralischen „Bildung, in ruhiger Verfassung „seiner selbst, mit völliger Kennt„niß der Abscheulichkeit des Bösen, „das Böse aus Achtung seiner „Nichtswürdigkeit, wählen könn„te.“

Daß hiedurch das ganze Pflichtensystem, so wie die Verbindlichkeit der moralischen Bildung in seiner Kraft bleibe, ist deutlich. Mehr noch der kathegorische Saz:

„das höhere Gute, ist dem geringern „vorzuziehen“

berechtigt den moralischen Menschen, Gehorsam und Unterwerfung vom sinnlichen zu fodern. Er darf, diesem unzweifelhaften Grunde zufolge, die Herrschaft der Imagination einschränken, und sogar Aufopferungen von der Sinnlichkeit erwarten, wenn ein höheres Gute dadurch realisirt werden kann.

Nur schreibt die ernste Urtheilungskraft hierin der Ascetik gewisse ewige Gesezze vor, welche die Moral vor Schwärmerey bewahrt, und dagegen sichert. Die Moralität darf nämlich nicht despotisch mit der Sinnlichkeit verfahren, oder glauben, ein Recht zu haben, mehr von ihr zu fordern, als zur Erreichnng praktischer Zwecke nöthig ist. Alle Religionen fehlten darin, die christliche nicht ausgenommen, daß sie eine unnüzze Tyranney über die Sinnlichkeit ausübten, die mehr auf ihre Vernichtung leitete, als ihre ordnungsmäßige Einrichtung. Die Moralität darf es sich nicht heraus nehmen, die Bedürfnisse der physischen Natur für böse Neigungen zu erklären, und ihr davon auch nur das geringste zu entziehen. Forderte sie zum Beyspiele, Fasten und Kasteyung, so handelte sie vernunftwidrig, selbst wenn ihr Zweck die Erleichterung moralischer Gefühle wäre.

Eine moraliſche Handlung, bey ausgemachter Ohnmacht der Sinnlichkeit, wird eine nothwendige Handlung, oder immer eine nicht große und ſo edle Handlung ſeyn, als wenn die Sinnlichkeit in ihrer Stärke wirket. Es iſt ein Unterſchied, einen Wurm zu zertreten, und einen Löwen zu bändigen. Eine Vermeidung von Sünde, wo man kaum mehr zu ſündigen vermag, und eine Vermeidnng derſelben, wo man es noch im ganzen Umfange ſeiner Kraft vermag, iſt von großem Unterſchiede. Die Aſcetik, welche die Sinnlichkeit deſpotiſiert, vermindert eben dadurch den Werth der Handlungen, oder die Tugend: denn der dummſte Mönch kann, durch Schwärmerey und Vorurtheil geleitet, die Sinnlichkeit außer Stand ſezzen, der Moralität hinderlich zu ſeyn. Uberhaupt verliert ſich in dieſem Falle der Begriff von Moralität völlig, die die vernünftige Beherrſchung der Sinnlichkeit nothwendig zur Seite hat, und nichts beherrſchen kann, wenn die Sinnlichkeit ſchweigt, oder ihre Neigungen erloſchen ſind.

Eben ſo wenig darf der moraliſche Menſch dem ſinnlichen alle oder irgend eine der erlaub-

laubten Vergnügungen entziehen, welche Heiterkeit und Freude in das Leben bringen. So sehr auch die Sinnlichkeit dadurch gestärkt wird, so sehr wird sie auch, durch dieß freundschaftliche Benehmen, zu einer pathologischen Erkenntlichkeit und Erwiederung gestimmt: und Tugend ohne Heiterkeit, ohne Harmonie und Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst, ist eine finstere Tugend, die sich ihrer Härte halben immer Vorwürfe zu machen, Veranlassung findet. Blühende Kraft des moralischen und sinnlichen Menschen zugleich, gibt den guten Handlungen die höchste Würde. Und die Opfer der Sinnlichkeit erhalten so viel mehr Werth, je mehr die Moralität es verstand, sie einer vollen männlichen Kraft freywillig abzunöthigen, einer Kraft die fühlt, was sie darbringt.

Wir dürfen also sinnliche Vergnügungen, welche keine nachtheiligen Folgen auf Moralität äußern, nicht für böse Handlungen erklären, sondern für gesezmäßige und nüzliche, und unser Moralsystem muß sich der Fehler jener Religionen nicht schuldig machen.

VI.

Fortsezzung der Bemerkungen über das Böse.

Wenn wir bey Bestimmung des Begriffs „des Bösen“ uns darunter jene Handlungen denken, die wir als schlechtere, und die schlechtesten moralischen, classificiert haben, und welche alles enthalten, was wir Sünden und Laster zu nennen gewohnt sind, ohne uns in eine Welt, mit bösem Zwecke, zu versezzen, und ohne irgend den Fortschritt in der Vervollkommnung zu unterbrechen, so werden wir dadurch angeleitet, einen Canon der Vernunft als gültig und gewiß anzunehmen, nämlich:

„das Böse, greift in den vollkommnen „Zweck Gottes, uns dem vollendeten ober„sten Gute zu nähern, nothwendig ein.“

Dieses stimmt mit einem Winke des grossen Philosophen, unsers Kants ein, wenn er in der Kritik der teleologischen Urtheilskraft, S. 417. in der Note sagt:

„Nur vom Menschen, unter moralischen Gesezzen, können wir, ohne „die Schranken unserer Einsicht zu überschreiten, sagen: Sein Daseyn mache „der Welt-Endzweck aus. Dieses stimmt „auch vollkommen mit dem Urtheile der „moralisch über den Weltlauf reflektirenden Menschenvernunft. Wir glauben, „die Spuren einer weisen Zweck-„Beziehung auch am Bösen wahrzunehmen —“

„Nach unsern Begriffen von freyer „Claussalität, beruht das Wohl- oder „Uebel-Verhalten auf uns; die höchste „Weisheit aber der Weltregierung sezzen „wir darin, daß zu dem Ersteren die „Veranlassung, für beides aber der Erfolg nach moralischen Gesezzen „verhängt sey.“

Wir haben schon an einem andern Orte *) nachgewiesen, daß das sogenannte Böse in dem Zweck Gottes nothwendig begründet liege, weil Er es seiner Weisheit angemessen fand,

*) Christus und die Vernunft. S. 57.

den Menschen unvollkommen, d. i. so zu schaffen, daß er nothwendig seiner Natur gemäß handeln muß, oder, so gewiß rein moralisch, als schlechter oder böse. Das Schlechtere oder Böse ist schon deßhalb nothwendig, weil ohne dasselbe überhaupt kein Fortschritt zur Vollkommenheit statt finden könnte, sondern der Mensch ohne dasselbe im Besiz der Vollkommenheit, unwandelbar, und zu allen Zeiten gedacht werden müste, wenn Vollkommenheit seine Bestimmung wäre. Er muß also nothwendig auf der Stufenleiter seiner Bildung zur Vollkommenheit oder im Fortschritt zu derselben, immer vorher schlechter gewesen seyn, als er in einem jeden spezifischen Falle vollkommner geworden ist. Es gehört also nothwendig zur Ordnung des Ganzen, und enthält die Bedingung, unter welcher der Fortschritt allein möglich ist. Es leitet aber seiner Natur nach, nicht die Stufenleiter herab, sondern hinan: denn in der Erfahrung gegeben, belehrt es, und ist die Quelle der Geistesbildung; und keine moralische Handlung könnte, ohne daß es angenommen wird, möglich seyn. So wenig wir von Gott sagen können, er handle moralisch, so wenig würde dieses von einem andern vollkommnen Wesen gesagt werden können, das

minder guter Handlungen, als vollkommner unfähig wäre.

Die menschliche Unvollkommenheit oder die Unfähigkeit, dem Sittengesez, in Verhältniß unserer Einsichten von demselben, und unsern Pflichten, praktisch Folge zu leisten, enthält also den Grund jener Handlungen, welche dem Sittengesezze und unsern eignen Einsichten nicht vollkommen entsprechen, oder der sogenannten bösen, im Grunde aber nur dem Sittengesezze nicht völlig angemeßnen Handlungen. Von allen moralischen Gründen sind sie zwar nicht verlassen, weil der Mensch immer wenigstens um eines Guten in der Einbildung willen handelt; aber sie sind doch immer von der Art, daß sie, bei Gegeneinanderhaltung des Bessern, unsere Mißbilligung verdienen, welche so weit gehen kann, daß ein gebildetes moralisches Gefühl, das auf einer hohen Stufe reinerer Sittlichkeit sich befindet, sie sogar verabscheuen kann.

Die erste Pflicht des Menschen ist, sich zu bilden und sich zu bestreben, seinen besseren Einsichten Folge leisten zu können;

ferner die Bildung der Kraft zur Fertigkeit, und eine ruhige Aufmerksamkeit auf seine Handlungsweise. Der Mensch ist allerdings im Stande, durch Collisionen verleitet, diese zu verabscheuen; und am meisten liegt in der Religion der Grund des Mangels der moralischen Bildung: nicht als wollten wir die Volksreligion der Christen beschuldigen, als sey sie eine Feindin der Moralität. Nein! sondern sie hindert die sittliche Bildung dadurch, daß sie ihren Anhängern Wege zu einer falschen Beruhigung zeigt, wobei Pflicht und Moralität nicht in Anschlag kommen, und den Glauben an fremdes Verdienst für hinlänglich erklärt, Glückseligkeit zu erwerben, die doch allein aus der Moralität entstehen kann.

So kommen die Religions-Vorurtheile den sinnlichen Leidenschaften zu statten, und benehmen der Nothwendigkeit der Moralität ein großes Gewicht, und widerstreben mit vereinten Kräften dem Fortgang der sittlichen Bildung, ohne doch glücklicher Weise ihn gänzlich hemmen zu können: denn das moralische Gefühl läßt sich nicht gänzlich ersticken, und behauptet in tausend Fällen seine Rechte.

Aber hieraus ergiebt sich nun auch, daß alle positive Religions-Lehren, welche der Sittlichkeit mehr schädlich als beförderlich sind, den Namen der Religion nicht verdienen. Moralität ist allein der Grund, aus dem sie entspringen kann, und der fruchtbare Boden, aus dem sie hervorgeht.

VII.

Theologie und Religion.

Ohne Moral giebt es keine befriedigende Theologie, und Religion überhaupt nicht. Hierüber mehr sagen zu wollen, als Kant darüber bereits gesagt hat, wäre leere Bemühung ohne allen Nuzzen.

„Moral, Theologie ist: Erkenntniß „Gottes, aus der praktisch-nothwendigen „sittlichen Ordnung, als des Prinzips „der moralischen Welt, und ihrer zweck„mäßigen Harmonie mit der physischen."

In dem System, das ich ganz rein von allem wünschte, was dieser Reinheit entgegen seyn könnte, liefert die Theologie ebenfalls nur den Begriff von Gott,

„als Urgrund der moralischen Welt und „ihrer zweckmäßigen Harmonie mit der „physischen."

Dies im allgemeinen.

Im besondern:

„die Erkenntniß Gottes, als höchst gütigen „Mittheilers des moralischen Vermögens „im Menschen, wodurch dieser den Grund „seiner Tugend und Glückseligkeit, frey „und unabhängig von irgend einer Ge„sezgebung ausser sich, selbst enthält."

Im ganzen genommen stimmt dieses mit Kants Behauptungen überein.

„Wenn die praktische Vernunft," sagt er: „den hohen Punkt erreicht hat, näm„lich den Begriff eines einigen Urwesens, „als des höchsten Gutes, so darf sie sich gar „nicht unterwinden, gleich als hätte sie sich „über alle empirische Bedingungen seiner „Anwendung erhaben, und zur unmittel„baren Erkenntniß neuer Gegenstände „emporgeschwungen, um von diesem Be„griffe auszugehen, und die morali„schen Gesezze selbst von ihm ab„zuleiten. Denn diese sind es eben, „deren innere praktische Nothwendigkeit „uns zu der Voraussezzung einer selbst„ständigen Ursache, oder eines weisen „Weltregierers führt, um jenen Gesez„zen Effekt zu geben; und daher können

„wir sie nicht nach diesem wiederum als „zufällig, und vom bloßen Willen abge„leitet ansehen, insonderheit von einem „solchen Willen, von dem wir gar keinen „Begriff haben würden, wenn wir ihn „nicht jenen Gesezzen gemäß gebildet hät„ten. Wir werden, so weit praktische „Vernunft uns zu führen ein Recht hat, „Handlungen nicht darum für „verbindlich halten, weil sie Ge„bote Gottes sind, sondern sie „für göttliche Gebote ansehen „darum, weil wir dazu innerlich „verbunden sind. Wir werden die „Freiheit unter der zweckmäßigen Einheit „nach Prinzipien der Vernunft studiren, „und nur sofern glauben, dem göttlichen „Willen gemäß zu seyn, als wir das „Sittengesez, welches uns die Vernunft „aus der Natur der Handlungen selbst „lehrt, heilig halten, ihm dadurch „allein zu dienen glauben, daß „wir das Welt-Beste an uns, „und an andern befördern. Die „Moraltheologie ist also nur von imma„nentem Gebrauche, nämlich unsere Be„stimmung hier in der Welt zu erfüllen, „indem wir in das System aller Zwecke

„passen, und nicht schwärmerisch,
„oder wohl gar frevelhaft, den
„Leitfaden einer moralisch ge-
„setzgebenden Vernunft, im gu-
„ten Lebenswandel zu verlassen,
„um ihn unmittelbar an die
„Idee des höchsten Wesens zu
„knüpfen, welches einen transcendenten
„Gebrauch geben würde; aber eben so
„wie der, der bloßen Speculation, die
„lezten Zwecke der Vernunft ver-
„kehren und vereiteln muß."

Es würde diesem zufolge von uns sehr gefehlt seyn, wenn wir in der Theologie, Gott als obersten Gesezgeber, dem wir Gehorsam schuldig wären, als Grund der moralischen Gesezze unserer Vernunft zuförderst aufstellen, und die Moralität aus jenem Grunde ableiten wollten. Die reine praktische Vernunft schließt blos aus dem Vorhandenseyn einer freien unabhängigen Gesezgebung in uns selbst, auf einen höchst gütigen Grund und Mittheiler des Vermögens, sich selbst Gesezze zu geben.

Aber eben deshalb denkt sie sich die Sittengesezze nicht unter dem Begriffe von

Geboten Gottes: denn sie können nur Gebote unseres eignen moralischen Vermögens seyn, sobald sie auch als Gesezze und Gebote eines Wesens ausser uns gedacht werden; wodurch ein Widerspruch unvermeidlich wird, da etwas nicht zugleich eins und zwei seyn kann. Die praktische Vernunft findet nur so viel, daß die Gebote der eigenen Gesezgebung dem Willen Gottes nicht widersprechen können, weil sie in seinen Zweck des Weltbesten eingreifen, und zwar blos analogisch, weil sie glauben darf, daß ihre Verfahrungsart oder ihre Gesezze dieselben seyn würden, welche Gott ertheilen müßte, um den Zweck des Weltbesten zu erreichen, wenn unsere freye unabhängige Gesezgebung nicht vorhanden wäre.

Die Erkenntniß der Uebereinstimmung des Sittengesezzes mit dem Willen Gottes leitet also den Menschen nicht weiter, als auf eine Art des innern Erfahrungs-Begriffes, der nachweißt, daß das Sittengesez nothwendig mit dem Zwecke Gottes harmonisch seyn müsse, weil durchaus nicht nur im Sittengesez nichts enthalten ist, was von diesem Zwecke ableiten könnte, sondern was nothwendig zur Erfüllung desselben hin-

hinleite. Die Idee „das Sittengeſez „iſt mit dem Willen Gottes gleich„lautend," wird dadurch zu einem blos hiſtoriſchen Begriffe, der in dem ganzen Syſtem der Moral und Aſcetik nichts entſcheidet oder zuſezt, was nicht im Begriffe des unabhängigen menſchlichen Sittengeſezzes ſchon enthalten wäre. Sie liefert folglich kein Beförderungsmittel zur Sittlichkeit, Gott als Geſezgeber, oder ſeinen Willen als harmonirend mit unſerm Sittengeſezze ſich zu denken, da es blos als hiſtoriſch angenommen wird.

Darum verſtößt die bisherige Idee der Moralreligion, einigermaßen gegen die Begriffe der Moraltheologie, wenn ſie darin beſtehen ſoll, daß ſie:

„die Vorſtellung der weſentlichen Ver„nunftgeſezze als göttlicher Gebote ent„halte."

„Das Maralgeſez, ſagt Hr. Kant: „führt durch den Begriff von Gott zur „Religion, d. i. zur Erkenntniß aller „Pflichten als göttlicher Gebote, nicht als „Sanktionen, d. i. willkührlicher für ſich

„selbst zufälliger Verordnungen eines „fremden Willens, sondern als wesentli„cher Gesezze eines jeden freien Willens „für sich selbst, die aber dennoch als Ge„bote des höchsten Wesens angesehen wer„den müssen, weil wir nur von einem „moralisch - vollkommnen, (heiligen und „gütigen) zugleich auch allgewaltigen Wil„len, das höchste Gut, welches zum Ge„genstand unsrer Bestrebung zu sezzen, „uns das moralische Gesez zur Pflicht „macht, und also durch Uebereinstimmung „mit diesem Willen dazu zu gelangen hof„fen können."

Bei der Analysis dieses Sazzes, wer„den wir durch unser Urtheil am sichersten geleitet werden.

1. Das Moralgesez führt durch den Begriff von Gott, auf die Religion d. i. Erkenntniß aller Pflichten als göttlicher Gebote, die nicht von Gott, als Verordnungen eines fremden Willens, sondern als wesentliche Gesezze eines jeden freyen Willens für sich selbst anzusehen sind.

2. Ob sie aber nicht gleich göttliche Verordnungen, als eines fremden Willens, sondern unsere eigne Gesezze sind, so müssen wir sie doch als göttliche Gebote ansehen: denn

3. wir können blos von einem moralisch vollkommnen und zugleich allgewaltigen Willen das höchste Gut zu erlangen hoffen.

In Hinsicht auf 1. und 2. scheint allerdings darin etwas unerklärbares zu liegen, daß Pflichten als göttliche Gebote, und nicht als göttliche Gebote angesehn werden sollen. Dieser Widerspruch ergiebt sich daraus, daß zuförderst angenommen wird, es gebe göttliche Gebote — sie dürften aber blos als Gebote unserer eignen Gesezgebung gelten. Bei Gesezgebung ist zuförderst die Rede von den Personen, welche Gesezze geben. Wenn die Gesezgebung in der einen Person haftet, wenn die fremde Theilnehmung einer andern Person dabei nicht gedacht werden darf, so ist auch durchaus kein Grund vorhanden, warum ich menschliche Gesezgebung zugleich

für eine göttliche halten solle: denn eine kann sie nur seyn, göttliche oder menschliche. Daß ich eine Uebereinstimmung finde zwischen den vorhandnen Gesezzen (menschlichen) und der problematischen Idee, wie Gott in Ermanglung der schon vorhandenen Gesezze des Menschen sie gegeben haben würde, oder seiner Natur nach geben müßte, constituirt deshalb noch keine Verbindlichkeit, sie für etwas anders anzusehen (göttliche) als sie sind (menschliche). Halte ich sie nun für göttliche Gebote, so kann ich sie unmöglich für menschliche, und eben so wenig umgekehrt annehmen. Ein Staat macht ein Gesez: ein anderer dasselbe. Jeder Staat wird sein Gesez nicht darum für verbindlich halten, weil es in dem andern Staate ebenfalls statt findet, und die Gebote Gottes, sollen nach der obenangeführten Stelle, der Moraltheologie als solche durchaus keine Verbindlichkeit auflegen. Nun vermag ich aber nur aus einem Grunde zu handeln, aus Achtung für das Gesez meiner eignen Vernunft. Ich kann mir also keine innere Verbindlichkeit auflegen, es als Gottes Gesez zu üben, weil keine Verbindlichkeit dazu gedacht werden darf, und ich nur allein jene übernehmen kann,

kann, die aus dem Blick auf das Sittengeſez als eignes Geſez entſpringen kann.

Sie ſind nicht Geſezze einer fremden Legislatur, ſondern der menſchlichen, folglich iſt es unmöglich, ſie für übermenſchlich oder göttlich anzuſehen. Der Fehler liegt offenbar darin, daß die Uebereinſtimmung zwiſchen der realen menſchlichen Geſezgebung, mit der problematiſchen oder idealiſchen, wie Gott ſie geben könne, die Moralphiloſophen auf die irrige Folgerung leitet: folglich ſind ſie auch wirklich göttliche Geſezze.

Der Moralphiloſoph ſucht die Schwierigkeit dadurch aufzuheben, daß er annimmt:

„die Behauptung, daß das Sittengeſez zu„gleich göttliche Gebote enthalte, werde „von der eignen praktiſchen Vernunft frey„willig angenommen, und ſie ſelbſt lege ſich „die Verbindlichkeit auf, ihnen gehorſam „zu ſeyn, ob ſie ſie gleich auch als eigne „Geſezze anſehe.“

Die praktische Vernunft würde, wenn sie dieses wirklich thäte, einen Irrthum begehen. Sie findet nämlich das Sittengesez allein völlig und vollständig in sich selbst. Das Gute, dem die Vernunft ihre Achtung schenken soll, enthält den Grund dieser Achtung in sich selbst, d. i. weil es gut ist. Die Vorstellung, daß die Achtung desselben ein göttliches Gebot sey, würde in die Moralität etwas Unreines bringen: denn sie würde aus einem zutretenden Grunde geschehen. Die Achtung ist nur so lange ein Resultat moralischer Freiheit, als sie allein wirkt. Gehorcht sie, es sey freiwillig oder gezwungen, so findet sie sich immer in einem Stande der Annöthigung einer fremden Ursache. Geschieht der freywillige oder unfreywillige Gehorsam in Rücksicht Gottes, als der Quelle des höchsten Gutes, oder der Glückseligkeit, so geschieht die Moralität aus Interesse, wodurch sie unrein wird. Der moralische Mensch muß nothwendig bey zwey motivirenden Ideen, in einem zweyfachen Zustande gedacht werden, der Freyheit und der Abhängigkeit von einer höheren Ursache. Er handelt also moralisch, in einem widersprechenden Zustande

in Rücksicht seiner Unabhängigkeit als moralisches Wesen, um des Guten willen allein; und zugleich als abhängiges Wesen, das das Gute thut, weil es ein göttliches Gebot ist. Er thut es also in diesem Falle nicht blos um sein selbst Willen, sondern auch, weil es geboten ist, aus einem Grunde der Abhängigkeit. Der Mensch lege nun sich selbst diese Verbindlichkeit auf, oder nicht, so wird er immer nicht um des Guten willen allein es thun, sondern auch aus Achtung gegen den Gebietenden.

3. Wir können allein von einem allgewaltigen, und zugleich moralisch-vollkommnen Willen das höchste Gut hoffen.

Dieser Grund scheint unrichtig zu seyn; weil er zuviel enthält.

Denn es ist eben so gewiß, daß wir eben dasselbe hoffen können, wenn wir auch das Sittengesez nicht als göttliches Gebot, sondern als bloßes eignes Gesez ansehen. Zugleich giebt es uns einen Grund des In-

teresses an, der uns motisiren würde, es deshalb zu befolgen, weil es göttliches Gebot seyn soll. Denn was ich von einem allgewaltigen Willen hoffen kann, ist nicht die Würde, glücklich zu seyn, sondern die Glückseligkeit selbst. Die Würde muß ein Erfolg der reinen Moralität, ohne Beziehung auf Glückseligkeit seyn; folglich kann ein Motif zur Sittlichkeit nicht dienlich seyn, das nicht auf die Moralität, sondern auf ihren Erfolg, die Glückseligkeit, sich bezieht. Da nun das höchste Gut, nicht in der Tugend allein, sondern auch in der Glückseligkeit selbst besteht, so würde dieses Motif allerdings zugleich ein Interesse enthalten, das bei reiner Moralität nicht statt finden soll.

Die Moralphilosophie nimmt ohnehin nicht positive Glückseligkeit, sondern eine aus der Moralität selbst entspringende und mit ihrer Würde harmonische Glückseligkeit, als nothwendige Folge der Tugend an. Wir kommen also, durch die Vorstellung des Sittengesezes, als göttlichen Gebots, um nichts weiter, als durch die bloße Vorstellung desselben, als Autonomie. Diese leitet uns schon

allein zum höchsten Gute, ihrer Natur nach; und wenn sie gleich auf Glückseligkeit, als Folge der Tugend, keine besondere Rücksicht nimmt, so kann sie dem Tugendhaften doch in keinem Falle unter einer weisen Weltregierung entstehen. Sie nimmt sie als ein Geschenk Gottes mit denselben Empfindungen an, womit sie das moralische Vermögen als ein Geschenk Gottes ansieht.

VIII.

Nähere Bestimmung, was reine Religion sey.

Der moralische Mensch ist überzeugt, daß das moralische Vermögen in ihm, nicht Resultat oder Natur einer selbstständigen Existenz, sondern einer mitgetheilten sey. Das Vorhandenseyn aller großen Fähigkeiten, sich des höchsten vollendeten Gutes allmählich zu bemächtigen, das volle Gefühl einer freyen sittlichen Natur, der unabhängigsten Autonomie, die ihn von allem fremden Einfluß befreyt, und seine ganze Aufmerksamkeit auf sich selbst concentrirt; das Gefühl, daß er nicht sich selbst, sondern einem allweisen Wesen dies alles, und seine gegründeten Hoffnungen auf die Zukunft zuzuschreiben habe, entzündet einen Funken dankbaren Gefühls zu einer weitumfassenden Flamme. In diesem Gefühle des Menschen ist kein Interesse der Zweck, warum es rege ist, sondern die Gewißheit eines wirklichen Besizzes von Fähig-

keiten, sich der Glückseligkeit würdig machen zu können, und der Idee, daß bereits an jedes Verhältniß seiner Tugend, die Glückseligkeit, die mit derselben in Harmonie steht, angereiht ist, daß das vollendete höchste Gut weder erschmeichelt, noch auf einem andern Wege, als der moralischen Selbstthätigkeit errungen werden könne: diese Ideen entzünden im moralischen Gefühle die höchste Dankbarkeit gegen das allgütige höchste Wesen, das er

„als Mittheiler einer erhabenen Natur,
„allein anerkennt."

Die reine Theologie enthält, wie wir bereits bemerkt haben:

„die Erkenntniß Gottes, als höchst
„gütigen Mittheilers des moralischen Ver-
„mögens im Menschen, wodurch dieser
„frey und unabhängig von irgend einer
„Gesezgebung außer sich den Grund sei-
„ner Tugend und Glückseligkeit, selbst ent-
„hält."

Reine Religion enthält

„das Gefühl einer gränzlosen Dankbarkeit
„für die Mittheilung jenes Vermögens,

„als des Grundes seiner Tugend und
„Glückseligkeit; und einer allumfassen-
„den Erkenntlichkeit für die Gewiß-
„wißheit, daß uns das vollendete Gut
„nicht entstehen kann, welches rein und
„ohne alles Interesse sich dem moralischen
„Menschen als Pflicht annöthiget, und
„die Sittlichkeit, ohne sie zu verunreini-
„gen, unterstüzt und befördert."

IX.

Reine Theologie.

Die praktische Vernunft fodert mit Recht, daß wir die Erkenntniß Gottes mit dem Moralsystem harmonisch machen; daß wir die Erfahrung benuzzen, um die Lehre von Ihm auf ein reines Prinzip zurückzuleiten, durch welches die moralische Freiheit und Unabhängigkeit unserer Autonomie gesichert wird, und welches alles Interesse, wie es auch Namen haben möge, entfernt.

Daß dieses dem Begriff von Moraltheologie nicht im Wege stehe,

„welche die Erkenntniß Gottes aus der „praktisch - nothwendigen sittlichen Ordnung, als des Princips der moralischen „Welt und ihrer zweckmäßigen Harmonie „mit der physischen"

enthält, haben wir bereits angemerkt.

Wir haben nur dieses einzige hinzuzusezzen, daß der Begriff der Moraltheologie, wie er hier angegeben ist, nicht alles enthalte, was er nach der Definition der Moralreligion, wie er bis iezt angenommen ist, enthalten sollte, nach welcher die Theologie auch die Erkenntniß Gottes, als höchsten Gesezgebers, dessen Geboten wir Gehorsam zu leisten, uns selbst verbindlich halten sollen, mit einbegriffen werden sollte.

Denn wäre es richtig, daß die Moralreligion, die Vorstellung von Gott als obersten Gesezgeber ꝛc. in sich faßte, so müßte ihr in der Theologie auch das Erkenntniß Gottes als obersten Gesezgebers vorangehen.

Das erste also ist, daß wir die Moraltheologie mit dem Moralsystem selbst harmonisch machen, nach welchem der Begriff derselben nicht mehr und nicht weniger enthalte, als zur Errichtung jener Harmonie nöthig ist. Denn ist in dem Erkenntniß oder der Lehre von Gott, weniger enthalten, als die Religion enthält, so stüzt sich lezztere auf einen leeren Grund, oder behaup-

tet Säzze, die aus der Lehre von Gott nicht erweislich gemacht werden können. Ist nämlich Gott nicht Gesezgeber, und ist er als solcher so wenig, wie seine Gebote und unsere Pflicht, ihnen zu gehorchen, **erkannt**, so fehlt der Religion gerade der Grund, warum sie ihn als solchen sich vorstellen soll, da sie ihn als solchen zu erkennen kein Recht hat.

Herr Kant fühlte vollkommen, daß die Lehre von Gott, „**als dem Grunde „aller Verbindlichkeit über„haupt**“ der Lehre von der Autonomie der Vernunft im Wege stehe, welche nicht theologisch das Prinzip der Sittlichkeit darzustellen erlaubt, sondern als in ihr selbst begründet, (S. 232.) und die Erkenntniß Gottes und seines Willens nicht zum Grunde der sittlichen Gesezze, sondern nur der Gelangung zum höchsten Gute, unter der Bedingung, der Befolgung derselben macht ꝛc.

Ob nun gleich in der Theologie, Gott nicht als oberster Gesezgeber dargestellt werden darf, so glaubt Hr. Kant dennoch,

daß die Religion „die Erkenntniß aller „Pflichten als göttlicher Gebote“ enthalte. (S. 233.)

Nun ist aber deutlich, daß die praktische Vernunft, welche nicht befugt ist, Gott als den Grund aller Pflichten aufzustellen, oder als Gesezgeber, folglich auch kein Recht habe, die Pflichten selbst als göttliche Gebote darzustellen. Gesezze ohne Gegezgeber, Pflichten ohne Grund der Pflichten sind nichts. Auch darf die Religion sich nicht anmaßen, den Grund der Pflichten überall in etwas anderm, als der Autonomie aufzusuchen und anzugeben, weil diese alle Gesezgebung ausser sich selbst ausschießt. Dieses würde aber nothwendig geschehen müssen, sobald die Religion ein Befugniß darlegte, die Pflichten nicht allein in der Autonomie und ausschließend, sondern zugleich in einer göttlichen Legislatur aufzufinden, welches doch die Theologie geradezu bestreitet. Denn, daß die Harmonie zwischen dem Gesezze der Autonomie und dem Sittengesezze, wie wir es in Gott denken können, nur problematisch, folglich nicht als Pflichtauflegend gedacht werden dürfe, und daß aus einem historisch gegebenen Sazze kein Pflichten-

System sich ableiten lasse, haben wir bereits hinlänglich nachgewiesen.

Wir finden also Disharmonie und Widerspruch in den Begriffen der bisherigen Moraltheologie und Moralreligion, von welchen der erstere die göttliche Gesezgebung nicht annimmt, der leztere aber vorausseżt.

Da nun nicht zu läugnen ist, daß zur richtigen Bestimmung der Theologie und Religion, Hinwegräumung des Widerstreits der beiderseitigen Begriffe, und Harmonie zwischen ihnen nöthig sey, so verfährt die Definition des reinem Systems hierin nach einem richtigen Gesezze, wenn sie Uebereinstimmung in die Begriffe bringt. Da nun Gott allerdings den Grund der menschlichen, moralischen und sinnlichen Existenz enthält: da der ganze Mensch, mit allem was ihn ausmacht, nothwendig nach dem Willen Gottes, vorhanden ist, so erscheint er blos und allein unter dem Begriffe:

„als Grund der Welt, so wie des Men„schen insbesondere, und als Mittheiler „des moralischen und sinnlichen Vermö„gens in demselben überhaupt; der Frey-

„heit und Unabhängigkeit des moralischen „insbesondere, nach welcher er den Grund „seiner Tugend und Glükseligkeit in sich „selbst enthält.

Die Idee der Mittheilung einer unabhängigen Natur, in unserer Existenz als moralischer Wesen, entspricht nicht nur der Lehre der Autonomie, und nöthigt den Menschen durch nichts, als sie allein zur Pflicht, sondern ist auch dem Standpunkte des Menschen vollkommen angemessen, Kraft dessen Er selbst, und das Weltbeste, beyde allein das Object, worauf seine Thätigkeit allein sich beziehen kann, seyn muß. Gebote der Autonomie beziehen sich auf erreichbare Zweke, und sind zu ihrer Erlangung vollkommen hinlänglich, da wir unserer moralischen Thätigkeit, wenn wir sie deshalb, weil sie göttliche Gebote heischen, vollführen, eine andere objektive Richtung geben müßten: denn sie würden nicht geschehen um des Weltbesten willen, auf welche das Pflichtensystem der Autonomie hinleitet, sondern

„um einem göttlichen Gebote „zu gehorchen.“

Der Objektive Zweck wäre also Gott, und der Nebenzweck, der Gehorsam gegen seine Gebote.

Diese zweyfache Richtung würde Verwirrung in die Weltökonomie bringen, und völlig fruchtlos seyn. Gott als das vollkommenste und höchste Ideal der Heiligkeit, wirkt alleine mit Allmacht in Beziehung auf sich selbst und auf die Oekonomie des Ganzen, durch Mittheilung von Kräften, welche nicht weiter als auf die sie umgebende, entweder moralische oder sinnliche Welt, und ihr Bestes, nicht aber aufwärts auf Gott, wirken können. Die Mittheilung des Vermögens der Autonomie enthält alles, und ihre Gesezze, leiden bloße Beziehung auf Objekte um sie her, und auf Zwecke, die sie erreichbar findet. Das Weltbeste ist ein dienſamer Zweck; der Gehorsam gegen Gott, ohne Zweck für Gott, Menschen und Welt, folglich schwärmerisch. Denn die Autonomie bedarf zu Bewirkung des Weltbesten, und Erreichung des höchsten Gutes, keines Supplements, da sie hinlänglich ist; und die Einmischung einer Nebenidee, die ein schwärmerisches Objekt giebt, ist ihr eher hinderlich als förderlich.

Weiter noch verwickelt uns jene Lehre von göttlichen Geboten, in fast unauswindbare Labirinthe. Der Moralist behauptet nämlich, daß die Sittengesezze darum uns als göttliche Gebote sich darstellen:

„weil sie die praktische Vernunft in dem „Willen Gottes begründet finde."

Nun aber finden wir, wenn wir den Gegensaz einer moralischen Existenz, nämlich die „Sinnliche" ansehen, daß in ihr Gesezze vorhanden sind, die nach dem System der Moralisten, der Sittlichkeit widerstreiten. — Hier ist also ein doppeltes Gesez, Gesez der moralischen Existenz, und Gesez der Sinnlichen. Beyde sollen nun im Kampfe oder Streit unter sich gedacht werden. Daß bey der Sinnlichkeit und ihren Gesezzen, keine Freyheit statt finde, sondern sie der Naturnothwendigkeit unterworfen sey, behauptet der Moralist nicht minder. Wenn nun der sittliche Mensch verbunden ist, bey allem Gefühl unabhängiger Freyheit, seine Gesezze als göttliche Gebote, in einem allgewaltigen und heiligen Willen begründet anzunehmen, ist die Sinnlichkeit alsdann nicht gleichfalls verbunden, und mehr

noch

noch, bei dem Gefühl der Abhängigkeit ihrer Gesezze, als nothwendiger Naturgesezze, verbunden, sie als in dem allgewaltigen, allweisen Willen des Grundes der Welt, oder Gottes, begründet, und folglich die Gesezze der Sinnlichkeit, mit größerem Recht, als göttliche Gebote anzuerkennen? In der Sinnlichkeit ist nicht Freyheit, nicht Autonomie, sondern Nothwendigkeit. Der sinnliche Wille ist nicht frey, sondern einem allgemeinen Gesezze unterworfen, das von Gott unmittelbar herstammt. Sinnliche Gesezze sind folglich ungleich gewisser und deutlicher in dem Willen Gottes begründet, und als göttliche Gesezze und Gebote für die Sinnlichkeit anzusehen, als eine unabhängige Natur, die darum mitgetheilt ist, um sich selbst Gesezze zu geben, und seine Handlungsart einzurichten.

Nun sind wir genöthigt, das Sittengesez, als in dem Willen Gotes begründet, entweder real oder problematisch, als blos logisches Denken anzunehmen. Nehmen wir den ersten Fall, so werden die göttlichen Gebote objektiv und folglich wird auch objektive Pflichtleistung gedacht werden müssen. Wir

hätten also zwey objektive Gesezgebungen: ein wirkliches göttliches Gesez, wirklicher Macht, das objektiven Gehorsam und Zwang und Nothwendigkeit heischte, und ein Autonomisches Gesez der Freyheit, im Widerspruch neben einander.

Nehmen wir es aber wieder blos problematisch, daß das Sittengesez in dem Willen Gottes liege, so fließen daraus keine reale Gebote, sondern auch sie sind eine blos logische Verstellungsart, woraus keine Pflichten entstehen, die bloß aus realen Geboten entstehen können. Es ist also nothwendig, daß wir in blos historischer Hinsicht davon reden; wodurch die Religion aber keine Erkenntniß aller Pflichten als göttlicher Gebote wird, oder seyn darf.

Bei den Gesezzen der Sinnen-Welt, müssen wir aber nothwendig anders verfahren: denn sie sind als Naturnothwendigkeit ohne Freyheit, objektiv in dem Willen Gottes begründet, und müssen von der Art seyn, daß bey Anwendung des freyen sittlichen Vermögens, das Weltbeste dadurch möglich werde. Der Gebrauch des moralischen Vermö-

gens sey nun welcher er wolle, so wird er immer dahin einleiten, weil die realen Gesezze der Sinnlichkeit, dem Weltzweck immer entsprechen müßen, da zwischen dem Zweck des Weltbesten, und der Oeconomie der sinnlichen Gesezze, die objektiv durch Allweisheit zu diesem Zwecke eingerichtet ist, nothwendig Harmonie gedacht werden muß. Die Freyheit vermag alles in Zahllosen Punkten ihrer Aeußerungen dahin einzuleiten, und darin bestehet die Freyheit; sie vermag aber nichts dagegen, weil sie nicht im Vermögen besteht, den Zweck Gottes vernichten, oder erhalten zu können. Darum ist ihre Natur auch moralisch, oder zu guten Zwecken dienlich, nicht aber unmoralisch, oder zu bösen Zwecken hinreichend.

X.

Die reine praktiſche Vernunft fodert, daß wir Wahrnehmungen und Erfahrungen benuzzen, um die Lehre von Gott auf ein völlig reines Prinzip zurück zuleiten, durch welches die Moraliſche Freyheit und Unabhängigkeit unſrer Autonomie geſichert wird.

Nichts vermag uns leichter zur Wahrheit hinzuführen, als Wahrnehmungen und Erfahrungen. Wenn wir hier problematiſch zu verfahren berechtigt ſeyn wollen, um das Geſez der Autonomie, als göttliches Gebot in der Religion aufzuſtellen, ſo muß dieſer Saz wenigſtens inneren Wahrnehmungen und Erfahrungen nicht widerſprechen, und in dem Menſchen müßten ſie, zu Begründung dieſer Lehre, angetroffen werden.

Das moraliſche Gefühl, bemerkt aber in ſich Freyheit und Unabhängigkeit, als oberſte

Bedingung der Autonomie, unter der sie allein gedacht werden kann, folglich ist eine innere Erfahrung vom Gegentheil, oder einer Gesezgebung außer ihr, nicht möglich. Sie findet nämlich das Moralgesez in der Vernunft allein begründet, und in sich einen guten Willen, der eignen Gesezgebung zu gehorchen. Sie fühlt überzeugend, daß die Befolgung des Sittengesezzes unerlaßliche Pflicht sey, und daß ihr das Vermögen nicht fehle, ihre jedesmalige Kraft anzuwenden.

Das Moralgesez führt also alle Prädicate in sich, wodurch es, als aus der Autonomie der Vernunft entspringend, nachgewiesen wird. Ist es nun so angethan, so können seine Prädicate, nicht jene göttlicher Gebote seyn, gerade, weil sie nachweisen, daß sie menschlich sind. Ein jeglicher Gegenstand besizt aber nur solche Eigenschaften, welche seiner Natur entsprechen, und identisch müßen alle Menschen hienach urtheilen, da wir eine Einerleyheit des Grundes aller moralischen Vermögen annehmen müssen. Wodurch würden wir also befugt werden, dem Sittengesez ein Prädicat anzureihen, wodurch es als göttlichtes

Gebot nachgewiesen werden könnte? Weder innere noch äußere Wahrnehmungen und Erfahrungen bieten sich dar, den Charakter der Göttlichkeit im Sittengesez darzulegen: im Gegentheile streitet dieses gegen die Ideen göttlicher Moralität.

Der Charakter der göttlichen Moralität ist Heiligkeit im höchsten Umfange, bey welcher kein Kampf mit Sinnlichkeit und Unvollkommenheit gedacht werden kann. Alle Erfahrung belehrt uns, daß ein solcher Charakter unserer Moralität nicht anhänge, folglich, sie nicht als göttliches Gebot constituire. Denn anders ist der Charakter des Sittengesezzes eines eingeschränkten Wesens: Er ist nicht höchste Heiligkeit, sondern Tugend, die im obersten Grade der Vollendung noch immer unendlich weit von dem Charakter göttlicher Moralität, oder der höchsten Heiligkeit entfernt bleibt. Das Criterium fehlt also gänzlich, wodurch dem Sittengesez eingeschränkter Wesen der Charakter göttlicher Gebote, die nur auf Heiligkeit ablaufen können, sich beilegte. Wir befinden uns also entweder in einer Art von Eigendünkel oder Schwärmerey, wenn wir dem Sittenge-

ſez unvollkommner Weſen die Prädicate göttlicher Gebote beylegen, die nur für eine höchſt vollkommne Natur paſſen. Das Geſez der höchſt vollkommenſten Freyheit macht unabänderliche Heiligkeit dem höchſten Weſen zu freywilliger Pflicht, nach welcher es von ſich ſelbſt, und ſeinem Geſezze der Heiligkeit allein abhängt. Und ſo müßten die Pflichten der menſchlichen Geſezgebung in Rückſicht eines Zwecks vollkommner Heiligkeit erſcheinen, wenn die Religion befugt wäre, ſie als göttliche Gebote anzuerkennen.

Man könnte einwenden:

„Gott will das Sittengeſez, wie es in „Beziehung auf Menſchen ſtatt finden „kann: er will es ernſtlich, wodurch es „den Charakter der Göttlichkeit erhält.“

Wenn auch nichts gegen den Vorderſaz einzuwenden iſt, ſo wird dadurch die Conſequenz noch nicht gültig; ſondern wir müßen den Saz alſo ſtellen:

„Gott will das Sittengeſez, wie es in Be„ziehung auf Menſchen ſtatt finden

„kann, ernſtlich; folglich will er es
„als Geſez menſchlicher Autonomie.

Daß der Begriff „Gott will ernſtlich“ nicht die Idee eines göttlichen Gebotes herbeyleite, haben wir bereits dadurch gezeigt, daß wir ſonſt den Widerſtreit der ſinnlichen Geſezze gegen die moraliſche, als im Willen Gottes begründet, durch Naturnothwendigkeit nachgewieſen, ebenfalls als göttliche Gebote, und zwar ſich widerſtreitende annehmen müßten. Dadurch werden wir nun genöthigt, einen ſolchen Begriff blos als logiſche Form anzunehmen, welche die Idee weſentlicher Gebote nothwendig ausſchließt, und unſere Pflichten auf ihre wirkliche Prinzipien zurückweiſt.

Ueberdem beſizt der Menſch überall kein Organ, das Göttliche wahrnehmen zu können. Alle Ideen, die er ſich darüber bildet, ſind ſo wenig erweislich, als die Idee vom göttlichen Weſen ſelbſt, die der Verſtand ſich als Poſtulat zu denken befriedigen muß. Ja, wir gerathen dabei ins Tranſcendente, indem wir in dem menſchlichen Sittengeſezze eine Eigenſchaft entdecken wollen, davon keine

Erfahrung möglich ist, und welche also immer dialektisch oder trüglich bleibt. Denn um das Sittengesez zugleich als göttliches Gebot aufzustellen, müßen wir nothwendig die Behauptung wagen, daß auch ein Gesez unvollkommner Natur, göttliches Gesez und dadurch Gebot seyn könne. Denn sonst müßten wir es uns nicht als göttliches Gebot denken, sondern als menschliches Gesez allein, nach dem Willen Gottes als Urgrund desselben so vorhanden, wie es für unvollkommne Wesen dienlich ist, und wobey der Mensch blos aus Rücksichten auf das Weltbeste und seiner selbst verfahren kann, und wozu es, wie er es mittheilte, hinlänglich ist.

Alle Gesezze: Heilig zu seyn, weil Gott es ist ꝛc. würden uns von dem Zweck des Weltbesten ableiten, und uns eine schwärmerische Idee zur Beschäftigung darstellen, die auf ein Ideal hinzielte, das wir nie erreichen könnten; folglich uns ein Ideal zu seyn, völlig untauglich wäre. Ein solches Gesez aber würde sich allein der Wahrnehmung als göttliches Gebot darstellen, da sein Gegenstand in der Welt

um uns her nirgend anzutreffen ist, nicht auf das Weltbeste leitet, sondern auf Erreichung göttlicher Natur, als lezten Zwecks des Bestrebens nach Heiligkeit. Daß dieses aber Eigendünkel (Arroganz) verrathen müsse, ergiebt sich daraus; weil jenes Bestreben nach Heiligkeit des höchsten Ideals, uns über die Gränzen erhebt, in denen wir uns blos als Urheber des Sittengesezzes, nicht als Urheber oder Vermögende des Gesezzes der höchsten Heiligkeit, ansehen dürfen.

Wenn nun ein solches Gesez wirklich von uns wahrgenommen werden könnte, was aber unmöglich ist, indem wir lediglich auf die Autonomie zurückgehen dürfen, so würde allerdings das Prinzip der Religion dadurch ein unreines, ja völlig leeres Prinzip werden. Unrein, weil es in den Grund aller Religion, die Moral als einen fremden Grund einmischte, und die Regel also sezzen würde:

„Thue das Gute um des Guten willen,
„und weil es Gottes Gebot ist"

und die Maxime würde dahin angegeben werden müssen:

„Handle so, daß du wollen könnest, daß „deine Handlungsart ein allgemeines Ge„sez werde, und allgemein als göttliches „Gebot gelten möge.“

Dieſes würde gegen die Einheit des Princips ſtreiten, und zwey in eins vermiſchen. Das Princip hörte dadurch auf, rein zu ſeyn, weil Autonomie des Willens und höhere Geſezgebung mit einander vermiſcht würden.

Ein leeres Prinzip würde das Leztere ſeyn, weil es uns unter dem Namen des göttlichen Gebotes nichts darſtellen würde, was im Moralprinzip und dem Sittengeſez ohnehin nicht ſchon enthalten wäre; und gäbe es das höchſte Ideal zum Beſtreben der Sittlichkeit an, eben ſo leer ſeyn würde, indem die praktiſche Vernunft nachweißt, daß ein ſolches Beſtreben, auſſer den Gränzen unſerer Fähigkeit liegt, wodurch daſſelbe völlig vergebens wird.

Ueberdem muß bey einem Religions-Prinzip die Freyheit und Unabhängigkeit des moraliſchen Menſchen völlig geſichert

bleiben. Zwar scheint dieses dadurch zu geschehen, daß der Moralist sagt:

„die göttlichen Gesezze sind keine andern,
„als die wesentlichen Gesezze der praktischen Vernunft, sofern diese als übereinstimmend mit dem heiligen Willen
„der Gottheit betrachtet werden"

Aber der Moralist vergißt, daß er sich in diesem Falle mit Unrecht des Ausdrucks"

„Gesez"

bedient, indem ein Gesez gebietet, wie denn die Autonomie wirklich thut; und bey dem Ausdruck, Gesez Gottes, nothwendig ein Zwang, oder Motif der Macht in die Moralität gebracht wird, welches sie unrein macht.

Sagte der Moralist blos:

„die Vernunft bemerkt, daß das Sitten„gesez der Autonomie dem Willen Gottes nicht entgegen sey"

wodurch der Begriff eines fremden Gesezzes nicht entworfen, sondern blos eine Wahrnehmung dargestellt wird; so wäre der Saz

ohne alle Heteronomie, und keine Verwirrung in dem Begriffe, nach welchem etwas blos vernünftige menschliche Gesezgebung, und doch zugleich auch göttliche seyn soll.

Indessen geht der Moralist auch weiter, als er nach dem angezeigten Wege gehen sollte: denn enthält das göttliche Gesez nichts weiter, als das Sittengesez der praktischen Vernunft, so kann es kein Gebot der Heiligkeit enthalten:

„Ihr sollt heilig seyn, weil oder wie „ich heilig bin"

indem das praktische Gesez nicht zur Heiligkeit, sondern nur zum höchsten Gute leitet, und Tugend zum obersten Zweck der Moralität macht. Besteht nun die moralische Schwärmerey in der Ueberschreitung der Gränzen der praktischen Vernunft des Menschen, indem man eine der menschlichen Natur widersprechende Moralität ausüben will; so ist allerdings das göttliche Gesez der Heiligkeit schwärmerisch, indem es dem Menschen

eine Moralität zur Pflicht macht, welche seiner unvollkommnen Natur, als der Heiligkeit unfähig, unmöglich ist, und also widerspricht.

Eine reine Religion wird also unrecht thun, wenn sie von der Vorstellung des Sittengesezzes, als göttlicher Gebote, denen sie Gehorsam schuldig sey, ausgeht, und ein Gebot heilig zu seyn, anerkennt, das sie zur Schwärmerey verleiten, und sie herabwürdigen würde.

XI.

Eine reine Religion muß frey von allem Intereſſe ſeyn.

Vor allen Dingen müſſen wir ausmitteln, was Intereſſe, und hernach, was ein rein moraliſches Intereſſe ſey.

„Intereſſe“ ſagt der Moralphiloſoph, „iſt die Billigung, oder das „Wohlgefallen der Vernunft an „etwas, zum Unterſchied von der „blos ſinnlichen Neigung.“

Ich glaube, daß dieſe Definition nicht hinlänglich ſey. Sie macht das, was das Intereſſe hervorbringt, was von ihm abgeleitet wird, zum Intereſſe ſelbſt, ohne zu beſtimmen, was das Etwas ſey, das eigentlich definirt werden ſollte. Ich billige nämlich etwas blos deshalb, weil es ein Intereſſe enthält: ſonſt wäre Billigung und Wohlgefallen Intereſſe ſelbſt, ohne anzugeben, woraus es entſtehe.

Nehmen wir den Begriff

„des Guten"

so muß dasselbe etwas enthalten, was unsere Billigung abnöthigt und unser Wohlgefallen bestimmt. Enthält es nichts, so kann lezteres nicht als Folge gedacht werden. Wenn das Gute also nicht etwas enthielte, das intensiven Werth besizt, so würden wir ihm unsere Achtung nicht schenken. Billigung und Wohlgefallen an etwas sezen aber die Kenntniß eines Werths in etwas voraus, welchem wir Achtung und sodann Billigung nicht versagen können. Denn was nicht achtungswürdig ist, kann auf Billigung und Wohlgefallen keinen Anspruch machen. Nun aber ist lezteres das Interesse nicht selbst, da es blos eine Verfahrungsart der Intelligenz ist, die sich auf etwas bezieht, mithin das Interesse nicht selbst enthält, sondern voraussezt, als Grund der Billigung und des Wohlgefallens. So ist eine interessante Idee eine Idee, die viel intensiven Werth besizt, und eben dadurch unser Wohlgefallen und unsere Billigung reizt.

Das Intereſſe würde alſo am richtigſten dadurch beſtimmt ſeyn, daß es „der inten„ſive Werth eines Etwas ſey.“

Dem Zufolge, iſt der Ausdruck: „Ein „Intereſſe an Etwas nehmen“ unzuläſſig, und muß dahin abgeändert werden, „Ein „Intereſſe in Etwas finden.“

Denn wenn wir uns auch jenes Ausdrucks gewöhnlich bedienen, ſo will er im Grunde nichts anders conſtituiren, als die Aeußerung, daß wir in Etwas ein Intereſſe gefunden haben, einen innern Werth, der uns Wohlgefallen und Billigung abnöthiget. Eben ſo wenig kann ich ein Intereſſe an Etwas nehmen, wenn es ſelbſt nicht intereſſant iſt, d. i. ein Intereſſe enthält, das ich darin finde und erkenne, und achte, und folglich nothwendig billige.

Reinmoraliſches Intereſſe, wäre demzufolge „der praktiſche Werth des Gu„ten, welcher Achtung für daſſelbe hervor„bringt.“

Um dieſen höchſtwichtigen Begriff deutlicher zu erläutern, gehen wir auf das Sinnliche zurück, aus welchem unſere Begriffe ab-

ſtrahirt, und auf das Moraliſche angewendet werden.

Ein intereſſirter Menſch iſt ein ſolcher, der darauf ſieht, ob ein Gegenſtand etwas Vortheilhaftes und folglich Wünſchenswerthes enthalte. Reichthum enthält ein Intereſſe, und wirkt deshalb auf die Neigungen des Menſchen ſeiner Natur nach, oder:

„das Intereſſe intereſſirt, oder wird als „ſolches erkannt"

Der Menſch findet an Reichthum ein Wohlbehagen, eben weil Reichthum Intereſſe, oder Werth beſizt; nicht das Wohlgefallen enthält das Intereſſe des Reichthums. Ich kann überhaupt an etwas ein Wohlgefallen finden und es billigen, ohne dabey ein Intereſſe zu haben; aber nie ohne es intereſſant, oder von innerm Intereſſe ſelbſt zu finden. Ich kann ſogar genöthiget ſeyn, eine Handlung zu billigen, und ihr mein Wohlgefallen zu geben, ſelbſt, wenn ſie meinem Intereſſe, oder der Erkenntniß vom Werthe eines nicht erhaltnen Gutes entgegnet. Das Wohlgefallen und die Billigung iſt alſo nicht das Intereſſe ſelbſt, ſondern Anerkennung, daß Etwas Intreſſe habe, in ſich, ohne es eben

in Beziehung auf mich zu haben. Von der Art sind alle gute Handlungen unserer Freunde und Feinde ohne Ausnahme, die auf Menschen andrer Nationen, oder mir völlig fremde wirken. Hier kann ich unmöglich anders sagen, wenn ich mich richtig ausdrücken will, als:

„Ich finde ein groſses Interesse in der „Handlung, die mir gefällt und die ich „billige"

Erkenntniß eines Interesses, ist die Veranlassung; Billigung die Folge dieses Erkenntnisses: beide sind beisammen, weil alles, was ein moralisches Interesse enthält, den innern Sinn zum Wohlgefallen rege und es billigen macht. Sie sind blos Eindrücke, welche das selbstthätige Vorstellungsvermögen, bei Bemerkung eines moralischen Interesses hervorbringt — sind Gefühl der Aufmerksamkeit auf moralischen Werth oder Interesse, und entspringen aus ihm, als ihrem Grunde.

Es ist zwar andem, daß das Wohlgefallen selbst in Abstrakto ein Interesse enthalten könne, aber immer als etwas, das innern Werth besizt, oder gut

ist, es kann aber hiedurch in Concreto nicht geläugnet werden, daß es nicht aus dem Erkennen des Guten in Etwas, oder dem Erkennen des Interesses in Etwas, als Folge abgeleitet werden müsse. Denn eben dasjenige, was es in Abstrakto selbst, als ein Interesse enthaltend darstellt, constituirt auch den Begriff des Guten selbst, als ein Interesse enthaltend. Bey Zusammenstellung des Wohlgefallens in Concreto, als Eindruck des innern Sinnes von Etwas, wird es aber nicht als das Interesse selbst erscheinen, sondern ein Interesse als Grund des Eindrucks erkennen.

Hiedurch wird nun Achtung für das Gesez, zum moralischen Gefühl des Interesses, welches das Gute enthält. Das Interesse würde in Concreto gedacht, nicht in der Befolgung des Sittengesezzes, sondern in dem Grunde, der die Befolgung veranlaßt, oder in dem Interesse des Guten gedacht werden müssen, und sie selbst, die Befolgung, würde blos, eine diesem Gefühl gemäße Thätigkeit als dessen Folge seyn.

Dieses unverkennbare Interesse, (Gewicht, Werth, Würde im Guten) würde die Achtung gegen dasselbe uns annöthigen;

das ist, es wird uns Pflicht, diesem Interesse gemäß zu handeln; die Achtung selbst aber würde in dieser Zusammenstellung nicht das moralische Interesse seyn, sondern das Gefühl des Interesses, das wir in der Moralität wahrnehmen.

Hieraus ergäbe sich aber nothwendig, daß allen moralischen Handlungen ein Interesse zum Grunde liegen müsse, welches, da es reinmoralisch ist, in unsere Handlungen nichts einmischt, was die Lauterkeit der Moralität trüben könnte. Denn dieses Interesse wird ohne zutretende Neigung von der Vernunft selbst als moralisches Gefühl erkannt und geachtet. Das moralische Gesez wird demzufolge immer ein Gesez der Pflicht seyn, oder der moralischen Nöthigung und Bestimmung der Handlung desselben, durch Anerkennung seines innern Werths (Interesse) wodurch die Achtung für dasselbe selbst genöthiget, das ist „Pflicht" wird. Das Moralische geschieht also zuförderst durch Anerkennung des Werths des Guten, dem die Achtung als Folge nicht entstehen kann, und zunächst wird diese Achtung, obgleich nicht als Interesse, doch als Folge desselben, die Handlungen zu realisiren, leiten.

Eine Handlung aus Achtung für das Gesez, und eine Handlung aus Anerkennung des innern Werths des Gesezzes, oder seines Interesses, wird also ziemlich in Eins zusammenfließen, da die Erkennung desselben, die Achtung nothwendig zur Seite hat und herbeyführt.

Es wird also nichts in die Moralität hineingebracht, durch diese nähere Deduktion, wodurch sie litte, nur daß der wichtige Satz dadurch ausgemittelt wird: daß keine moralische Handlung, ohne Anerkennung eines Interesses möglich sey; und daß folglich das Interesse den Grund aller Moralität enthalte, was man bisher nicht einräumen wollte.

So tauglich aber auch dieses Interesse für die Moralität immer seyn mag, so dürfen wir es doch nicht auf die reine Religion anwenden, welche nicht Moralität ist, sondern blos durch Anerkennung derselben entsteht.

XII.

Fortsezzung.

Die Religion enthält keine Pflichten, weil diese nur aus dem Moralsystem entspringen, und wir, wollten wir dies annehmen, die eine Sache mit der andern vermischen würden. Anerkennung von Pflichten, ist ohnehin schon blos Sache der Moral, und wir würden Unrecht thun, wenn wir sie in die Religion einführen wollten, die eine Sache für sich ist.

Die Moral giebt ein subjektives Interesse, das das Gute selbst ausmacht, an; Religion aber ist blos Sache der Erfahrung, und beschäftiget sich lediglich mit dem Objektiven, aus dessen Bemerkung, als Faktum gegeben, das

„religiöse Gefühl"

entsteht.

Die Moral beschäftigt sich mit Ausmittelung des Guten oder des moralischen

Interesses; veranlaßt die Achtung desselben in bloßen Beziehungen auf dasselbe, wirkt Gutes um des Guten halben, deduzirt Pflichten, und sezt überhaupt ins Licht, worin das wahre Gut bestehe.

Mit allen diesen Beziehungen nun hat die Religion nichts zu thun: sie läßt sich blos nach Anerkennung der Moral, die sie vorausschickt, darauf ein, die gegebene Erfahrungen zu benuzzen, und zum Urquell alles Guten hinaufzusteigen. Sie verläßt sich auf die Gewißheit, welche die Moral ausmittelte. Sie nimmt das Gute als vorhanden an, und richtet sich nun auf dessen Grund.

Gott ist die Quelle alles Guten, der Mittheiler alles dessen, was zur Glückseligkeit nothwendig leitet.

Dies ist die Lehre der reinen Religion.

Die Religion ist Sache des innern Gefühls, in welches sich keine Schwärmerey einmischen kann, da es blos von Thatsachen und Erfahrungen ausgeht. Das Vorhandenseyn des Guten, welches die

Moral nachwieß, die Nothwendigkeit einer Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit wird ihr Erfahrungssaz: denn das Gefühl des Menschen findet allenthalben zwischen Moralität und moralischen Empfindungen, Einklang und Proportion. Der Tugendhafte kann nicht moralisch unglücklich seyn, wenn er es auch sinnlich wäre.

So reduzirt sich also alle Religion auf ein uneigennüzziges Gefühl der Bewunderung, Anbetung, Dankbarkeit und Erkenntlichkeit n. ralischer Wesen für die Mittheilung alles Guten, das sie vom ewigen Urquell desselben erhielt, und dessen, das sie im Verfolge nicht mehr hoffet, sondern dessen sie bereits völlig gewiß ist.

XIII.

Nähere Deduktion.

§. 1.

Die Religion ist ohne Interesse.

Um nicht unrichtig verstanden zu werden, ist eine nähere Deduktion dieses Sazzes allerdings nöthig.

Wir unterscheiden nämlich zwischen einem „zu erhaltenden," und „schon erhaltenen Interesse. Die Moral geht dahin, sich durch Moralität das höchste Interesse vernünftiger Wesen,

„der Glückseligkeit würdig zu werden,
„oder die Tugend"

und sodann

„die Glückseligkeit als vollendetes Gut
„und Folge der Tugend"

zu verschaffen. Sie hat dieses Interesse vor sich, und muß rastlose Mühe anwenden,

durch praktisches Verfahren sich Würde und Glückseligkeit, als Gegenstand ihrer Bestrebungen zu verschaffen Sie hat also ein zu erhaltendes Interesse objektiv vor sich, in dessen Besiz sie sich nicht denken kann und darf, weil sie sich nur in einem fortschreitenden Progressus nach dem höchsten Gute befindet. Dieses moralische Interesse, vereint mit dem beständigen Bestreben darnach, sezt eine Art von Begehrung eines moralischen Gutes, oder einen Wunsch zum Besizstand desselben voraus, das wir im Sinnlichen durch Eigennuz — objektives Interesse — ausdrücken.

Anders, ja völlig verschieden, geht der Weg der Religion. Alle ihre Gefühle leiten nicht dahin, sich etwas zu verschaffen, oder das höchste Gut zu erhalten: denn ohne alle Religion, würde dieses dem moralisch handelnden Wesen nie entstehen, da es nothwendig mit der Tugend zusammenhängt und zur moralischen Harmonie gehört. Diese, die Moralität, verschaft schon für sich, die Annäherung zum höchsten Gute, ohne alle Religion; diese kann also keinen Zweck haben, sich Etwas, wie es auch Namen haben möge, zu verschaffen:

Sie kann, da die Moralität alles erschöpft, was der Wunsch vernünftiger, moralischer Wesen seyn kann, durchaus kein Interesse zum Gegenstand haben, und ihr Gefühl muß durchaus rein und klar seyn.

Sie findet also das höchste Interesse — die Tugend und Glückseligkeit, in der innern Erfahrung schon vorhanden, und zwar bei der Ueberzeugung der Fähigkeit, sich es zu verschaffen, und im Besiz des moralischen Vermögens die Gewißheit, daß es dem Menschen nicht entstehen könne. Sie wirkt also nicht auf das höchste Gut als Zweck, was sie der Moralität billig allein überläßt, sondern nach einer ihr umliegenden Natur, die ihr uneigennüzzige Gefühle abnöthiget: Gefühle, die nicht moralische Pflicht sind, weil diese auf jenen Zweck gehen, sondern Resultate einer erhabenen Natur, die nicht gleichgültig dabei seyn kann, ohne Würde und Beitreten eigner Kräfte jene Fähigkeiten, des höchsten Gutes sich theilhaftig zu machen, erhalten zu haben.

Der Gegenstand der Religion liegt also außer den Gränzen alles Interesses, und ist die Anerkennung Gottes, als eines unbe-

gränzt gütigen Wesens, das aus freyer, aber eben so weiser Absicht als gütigem Willen, ohne von den noch nicht vorhandenen moralischen Wesen, oder ihrer Würde dazu bestimmt gewesen zu seyn, sie nicht nur hervorbrachte, sondern ihnen zugleich eine gleichsam zum Theil göttliche Natur mittheilte.

Die Veranlassung zu dieser Idee ist die Erfahrung von uns selbst, die Bemerkung dessen, was wir waren, sind und seyn werden: ist der richtige Blick auf uns selbst, wie und wozu uns Gott hervorbrachte: und so zu seyn, erregt das religiöse Gefühl der innigsten Dankbarkeit zu Gott, — Bewunderung seiner gränzenlosen Güte und Weisheit — der Erhabenheit seiner Größe, im Blick auf den Umfang des Weltalls und dessen Ordnung, und des unbegreiflich Hohen seiner Zwecke. Das religiöse Gefühl verläßt das einzel[illegible] weil es den Urquell aller Dinge allenthalben findet. Es ist ein Blick ins Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, wo es sich in unaussprechlicher Vollkommenheit darstellt, und alles Allenthalben den Urquell aller Dinge nachweißt, dessen Daseyn die praktische Vernunft unwiderstehlich erkannte,

und in der Welt und ihrer alles umfassenden herrlichen Einrichtung nachweißt. Erstaunen, Bewunderung, Anbetung und reiner inniger Dank und Unterwerfung, treten hervor aus diesem Erkenntniß der Gottheit. Zutrauen, Gewißheit, und ehrerbietige Näherung zur Quelle aller Güte entfließen der kältesten, ruhigsten Vernunft. Die Religion sieht ihn allenthalben. Sie erkennt nicht nur die Weisheit seiner Zwecke, sondern ruhig macht sie auch die Pfade des Lebens, durch die Ueberzeugung, daß kein Glied in der endlosen Reihe der Wesen, nicht mit Weisheit aufgestellt; mit allumfassender Güte für dasselbe, und seine ganze Wohlfahrt gesorgt sey, und durch Geduld und Stadhaftigkeit erhält es sie, unter den Abwechselungen des Schicksals: denn Tugend hebt ihr Haupt hervor, aus Trümmern einer Welt.

So entspringt die Religion nicht aus dem Interesse, das sie zu erhalten sucht, sondern aus der Erkenntniß Gottes, wie die Vernunft ihn darstellt, daß er seyn müsse. Sie geht von dem Vorhandenen aus, als Erfahrung, die sie vom Daseyn eines Gottes in dieser Art überzeugt; und nicht Selbstsucht und

Eigennuz, sondern der Blick auf Gott erzeugt die Gefühle der Achtung, der Bewunderung, der Anbetung und des Dankes. Sie ist also rein wie ihre Quelle, wie Gott, lauter wie das Gefühl der höchsten Tugend, und buhlt und schmeichelt nicht durch irrige Gefühle um Wohlthaten, sondern ist erkenntlich für alles, was und wie es auch sey.

XIV.

Nähere Deduktion.

§. 2.

Das religiöse Gefühl ist abgenöthiget, ohne Pflicht zu seyn.

Die Religion ist so rein, daß sie selbst nie unter dem Gesichtspunkte einer Pflicht, auftritt. Pflicht ist Nothwendigkeit einer Handlung um eines Gesezzes willen, so fern dieses morlisch nöthiget, oder den Willen verbindet, welcher subjektiv etwas anders begehren kann.

Moral und Religion sind durchaus verschieden, darum verfahren beide nach eigener Art. Erstere bezieht sich auf moralische Wesen, leztere auf das höchstvollkommmenste Wesen allein. Die Moral handelt um ihrer selbstwillen; die Religion aber ist nicht wirksam in Beziehung auf endliche Wesen.

Ihre

Ihre Gefühle leiten auf keine Zwecke um uns her, da die Moral hier schon alles für sich leistet; alles, was Pflicht ist, gehört also allein für sie. Selbst die vollkommne und nunachläßliche Pflicht wirkt auf die Menschheit zurück, womit die Religion nichts zu schaffen hat.

Das religiöse Gefühl ist überdem unfähig, anders zu begehren, als seine Natur zuläßt, die auf Undank, Nichtachtung des Urquells des Guten in keinem möglichen Falle leiten kann. Es enthält keine Nothwendigkeit außer sich, die sein Vorhandenseyn, schlechterdings nothwendig machte: denn die Moralität leitet ohne Religion zur Glückseligkeit, und die Religion ist ohne alle Folge im höchsten Glanz ihres Vorhandenseyns. Sie wird weder gefodert von Gott, noch verspricht sie Hoffnungen, noch gewährt sie Ueberzeugungen. Sie ist blos reines Resultat einer, da sie alles Menschliche verläßt, erhabenen fast göttlichen Natur, die ohne Rücksicht auf sich selbst, wirkt. Das Gefühl der Religion ist die Natur des unsterblichen unabhängigen Wesens selbst, frey wie Gott, und unabhängig von allem, ausser sich selbst.

Daher verliert sich der Begriff einer Pflicht von selbst, und alle ihre Wirkungen bezeugen nichts anders als das gewisse Daseyn einer menschlich vollkommnen Natur, der nächsten nach der Gottheit, so weit wir Naturen kennen. Man wird ohne mein Erinnern wohl einsehen, daß ich mich des Ausdrucks „göttlich" nicht im ganz eigentlichen Verstande bediene, sondern blos in der angeführten Beziehung.

Ob aber gleich das Gefühl der Religion gänzlich frey und unabhängig von irgend einem Gesezze ausser sich selbst ist, so ist es doch nichts desto weniger angenöthiget, das ist, in die höhere intelligible Natur des Menschen durchaus verflochten, so daß es kaum dem rohesten Menschen möglich ist, sich demselben nicht gemäß zu bezeigen. Daher kommt es, daß alle Völker der Erde, so sehr verschieden ihre übrige Meinungen und Empfindungen in allen andern Dingen auch seyn mögen, doch in dem religiösen Gefühle sich ähnlich sind. Die wildesten Völker, wenn sie nur einige Grade der Cultur zurückhaben, beten eine Gottheit an, fühlen Bewunderung ihrer Größe, der Weisheit ihrer Weltordnung

und Empfindungen des Dankes für die Mittheilung des Guten.

Je weiter nun ein Volk oder ein Mensch in der Geistesbildung gekommen ist, je reiner sind seine Gefühle, und es mischt sich nichts ein, was irgend einen Eigennuz verrieth, und die Gottheit mit unnöthigen Wünschen behelligte.

Sobald die Vernunft sich nur die Idee der über alles erhabenen Größe Gottes, seiner Güte und Weisheit denkt, so ist das religiöse Gefühl gereizt und äussert seine Thätigkeit sogleich nothwendig, durch Bewunderung, Hochachtung und Dank. Beobachtung und Gefühl sind unzertrennlich, und der gebildete menschliche Geist sieht sich schon beym ersten Blick auf das ewige Wesen zu allen jenen Empfindungen hingerissen, und bringt sie mit herzlicher, inniger, freyer und unabhängiger Thätigkeit dar.

Aber man muß sich wohl vorsehen, nichts Sinnliches in dieses innere Gefühl überzutragen, wodurch es verunreiniget werden könnte. Eine Herzenserhebung zum Dank, zur Bewunderung und Ehrerbietung ist allein

rein und ein Gebet, das Gott angenehm seyn kann. Alles Gebet, um Wohlthaten zu erhalten, ist unter der Würde der reinen Vernunft, selbstsüchtig, eigennüzzig, unvernünftig und von der Art, daß es das reine Gefühl beeinträchtiget, und selbst nicht Religionsgefühl ist.

Denn da das religiöse Gefühl aus der Erkenntniß der gränzenlosen Größe, Güte und Weisheit Gottes entspringt, und zufrieden mit den Wegen der weisen, großen und gütigen Vorsehung, nur Empfindungen der ruhigsten Zufriedenheit mit Allem äussert, das jenen Eigenschaften Gottes immer entspricht, so verräthet das selbstsüchtige Gebet um Wohlthaten, Unzufriedenheit mit dem Gange dieser allweisen Vorsehung, Mißtrauen in die Güte Gottes, und Mangel an Achtung gegen den Allwissenden, Allweisen und Allgütigen, und schreibt ihm nach menschlicher Selbstsucht und Eigennuz, andere Wege vor, auf die er den Menschen leiten soll.

Selbst die scheinbare Cautele „doch nicht „wie ich will, sondern wie du willst" ist Aeusserung des Mangels richtiger Erkennt-

niß Gottes, des Mistrauens und selbstsüchtiger Wünsche. Denn wozu diese Cautele, wenn mein Geist, Gottes Güte und Weisheit für allumfassend hält? wozu ein Bitten um Etwas, bey dem ich zweifelhaft bleiben muß, ob es der göttlichen Weisheit und Güte, mir es zu gewähren, entspreche? Die Quelle ist immer ein unreiner Wunsch, ein unwürdiges Begehren, eine unzufriedene Unbehaglichkeit, es sich nicht verschaffen zu können, wenn Gott es nicht mittheilen will.

So gründet sich das Gefühl der Beziehung auf Gott „um etwas von ihm zu „erhalten" nicht auf Religion, die in ihrem ganzen Umfange rein und lauter ist, und sich nicht auf irgend ein Begehrungsvermögen, oder irgend ein Interesse bezieht, so Wirkung der sinnlichsten Selbstsucht unvernünftiger Wünsche oder der Schwärmerey ist.

Es ergiebt sich also von selbst der große Unterschied zwischen „Anbetung" und „Gebet." Ersteres entspricht allein der Vernunft; Lezteres würdiget sie herab: — Ersteres ist Religion, Lezteres Schwärmerey und Aeusserungen eines eingebildeten, irrenden Verstandes.

Denn die gebildete Vernunft verfährt immer consequent, und findet, daß die Einrichtung der natürlichen, und sittlichen Ordnung einer Welt, durch ein allweises, allgütiges und allmächtiges Wesen geordnet, und zum besten Zwecke eingerichtet, uns nicht den mindesten Wunsch erlaube, mit unsern eingeschränkten Einsichten darein pfuschen zu wollen, und Gott unsere Meinungen darüber vorzutragen; und es enthält Arroganz, durch irgend ein Gebet und Bitten, Aenderungen darin hervorbringen zu wollen, da es unsere sehr eingeschränkte Einsicht, Gotte zum Regulatif aufstellt, wie er, der Allweise, anders verfahren solle.

Nehmen wir nun ein Gebet, es sey warum es immer wolle, um Wohlstand, Gesundheit, Kraft zur Sittlichkeit u. dergl. so enthält es entweder arrogante Vorschriften, oder es ist aufs Bescheidentste vorgetragen, eine unnüzze Nullität. Daß alles nach einem allweisen und allgütigen Plane ablaufen müsse, wenn ein allmächtiges, allweises und allgütiges Wesen die Zügel der Welt lenkt, ist an sich richtig. Eine Bitte, daß es anders geschehe, ist eine Anmuthung, daß Gott nicht weise und gütig, und gegen den Zweck

des Weltbesten nach seinem Plane wirken soll. Ist sie bescheiden vorgetragen und enthält sie eine Bitte nach menschlichen Einsichten, so ist sie nur minder arrogant, aber doch immer nicht vernünftig: ist es endlich ein Bitten, das nichts wünscht, was nicht ohnehin geschehen würde, so ist ein schwärmerisches Benehmen, das Gott sagt, was er ohnehin weis; das sich in seine Regierung mischt, und Gottes eignen Willen fodert, der ihm allein zusteht, und der ohne alles unser Zuthun und Erinnern statt gefunden haben würde; und enthält also nichts, oder ist völlig leer und grundlos, weil es keine Bitte enthält. Denn was ohnehin geschieht, kann kein Gegenstand einer vernünftigen Bitte seyn.

Die moralische Kraft kann keine übernatürliche Stärkung fodern oder erhalten. Das moralische Gesez ist allgemein in jeder Vernunft vorhanden, und kann blos von Selbstthätigkeit, Bildung, und von freyem unabhängigen Wirken, Würde und Kraft erhalten. Verlieh uns Gott diese Bitte, so würde er unsre Tugend zerstören: denn eine übernatürliche Wirkung würde unsern Handlungen allen moralischen Werth benehmen, der nur aus sittlicher Selbstthätigkeit entspringen kann.

Eine Bitte, daß wir selbstthätig, d. i. natürlich wirken, müssen wir an uns, und nicht an Gott thun: denn von ihm haben wir bereits alle nöthige Kraft und ein hinlängliches moralisches Vermögen erhalten, welches anzuwenden völlig von uns allein abhängt.

Eben so ist das Predigen und Lehren über Pflichten ebenfalls keine religiöse Handlung, da sie einen Unterricht von Pflichten, mithin den Gegensaz der Religion enthält, die mit Pflichten nichts zu thun hat.

Wollte man die Kantische Distinktion, die offenbar zu weit angeht, annehmen, und sagen: „Gottes Gebote gerne thun, oder „mit andern Worten: die Vorschriften und „Gebote unserer eignen Gesezgebung gerne „thun, sey Liebe zu Gott und unserm „Nächsten, deren der Mensch nie fähig wäre“ so würde man dadurch den öffentlichen Unterricht, der dieses vortrüge, noch nicht zum Religions-Unterrichte machen. Denn vorerst haben wir bereits nachgewiesen, daß Selbstgesezgebung nicht göttliche Gesezgebung seyn könne, und wenn es auch vernünftig seyn möchte, sich ein unerreichbares Ideal, statt des vernünftigern erreichbaren, zum Gegen-

ſtand ſeines Beſtrebens zu machen; ſo würde dadurch nichts für die Religion gewonnen werden: denn es hieß immer,

„Moraliſch vollkommen handeln"

wenn man von einer moraliſchen Thätigkeit ſpricht, die das Gute gerne thut. Denn Religion wirkt nicht auf Zwecke des Guten oder moraliſchen um ſich her, ſondern unabhängig und frey, durch das innere Gefühl, das die Erkenntniß der Größe, Weisheit und Güte Gottes hervorbringt. Sie ſezt den Menſchen blos in eine idealiſche Beziehung auf Gott, und ganz und gar nicht auf Menſchen und Pflichten. Bey aller Freyheit und Unabhängigkeit des religiöſen Gefühls, von Urſachen auſſer ſich, bei allem Mangel von Zweck nach auſſen, iſt es doch nothwendig vorhanden, das iſt, es hängt nicht vom Menſchen ab, ſich demſelben zu entziehen, oder es nicht zu empfinden. Da aber eine Nothwendigkeit in der Natur des religiosen Gefühls, ſo wenig die Freyheit und Unabhängigkeit von Urſachen auſſer ihr beeinträchtiget, als z. B. das moraliſche Gefühl durch die Autonomie beſchränkt werden kann, ſo wird dieſes innere Gefühl, weder abhängig von pathologiſchen noch andern ſinnlichen Urſa-

chen. Im Gegentheil pathologiſche Einwürkungen finden bei dem reinen Religionsgefühl nicht ſtatt, da es blos in der Anſchauung der reinen Vernunft und blos idealiſch iſt, d. i. die reine Vernunft zu Ideen nöthiget, welche der Bemerkung der göttlichen Größe, Weisheit und Güte entſprechen.

Auch ſind die religiösen Gefühle, Bewunderung, Anbetung, Hochachtung, Dankbarkeit gegen Gott, in ſich ſchon Dinge, die nicht als Pflichten erſcheinen. Ehe ich reifer über dieſen Gegenſtand nachdachte, fand ich zwar dies alles in der Moralität des Menſchen begründet, zwar nicht als Pflicht, ſondern als Reſultat der moraliſchen Natur. Wenn aber dieſe Gefühle, welche nicht unter den Begriffen der Pflichten auftreten, zur Moral gehören, ſo iſt entweder die Moral mehr als ſie ſeyn ſoll, (Inbegriff aller Pflichten) oder es giebt überall keine Religion. Denn wenn das Einzige, worin ſich der Menſch unabhängig von Welt Sinnlichkeit, Moralität und Pflichten denken kann, und ihn allein in Beziehung auf Gott ſezt, Moralität wäre, ſo bliebe uns nichts übrig, um für die Religion einen unabhängigen Begriff zu bilden.

Deshalb müssen wir uns, um alle Mißverständnisse zu entfernen, nicht des Ausdrucks bedienen „die Religion liegt im sittlichen Menschen“ sondern: „die Religion liegt „im intelligibeln Menschen oder dem vernünftigen Menschen überhaupt.“

So nun wie die Sittenlehre einen Theil der Vernunftwissenschaft ausmacht, so macht die Religion einen andern unabhängigen Theil derselben aus. Oder man kann auch annehmen, daß die Moral lediglich die praktischen Gesezze in Beziehung auf Menschen enthalte, wodurch sie unter dem Begriffe der Pflichten gedacht werden; daß aber das moralische Gefühl, unabhängig von Pflichten und in idealischer Beziehung auf das höchste Wesen den Grund religiöser Gefühle enthalte, welche von denen, die in Beziehung auf Pflichten vorhanden sind, sich gänzlich unterscheiden. Denn es ist blos idealisch, und keinesweges praktisch, d. i. es verbindet nicht zu Handlungen, sondern blos zu Gefühlen. Hiedurch wird es der Moralität so sehr unähnlich, die sich lediglich mit dem Praktischen beschäftiget. Ich kann nach lezterm für mich und andere alles thun; nach ersterm für Gott alles fühlen und gar nichts

thun. Hätte das religiöse Gefühl einen Zweck auſſer sich, und gieng dieſer nicht lediglich und blos auf daſſelbe ſelbſt; wäre es nicht blos um ſeinetwillen allein, ſondern auch anderer Urſachen auſſer uns wegen vorhanden, ſo würde ich keinen Anſtand nehmen, es zur Moral zu rechnen, und demzufolge die Religion ,und ihr Vorhandenſeyn ſchlechtweg zu läugnen.

Die beſondere Verfahrungsart der Religion, nach welcher ihr Vorhandenſeyn Zweck in ſich iſt, der alles umfaßt, um weſſen Willen ſie da iſt, leitete mich nun nothwendig auf die Idee, ſie von Moralität zu trennen, die nach Zwecken auſſer ſich gedacht werden muß, wodurch eine auffallende Unähnlichkeit zwiſchen Moral und Religion bewirkt wird.

Denn ſo entſpringt ſie aus einer nicht moraliſchen Quelle, welche in der Theologie aufzuſuchen iſt, oder dem Erkenntniß der Vernunft von Gott, da die Moral aus der Theologie nicht entſpringt, ſondern die Theologie erzeugt. In ſoferne nun der theoretiſche Theil der Moral, Gott und Unſterblichkeit poſtulirt, in ſofern hat Theologie und Religion ihr Vorhandenſeyn der Theorie der Moral zu verdanken, es ſey denn, daß nachge-

wieſen werden könnte: die reine Vernunft ſey hinlänglich ohne Zuthun der praktiſchen, die Exiſtenz Gottes ebenfalls zu poſtuliren, welches meines Bedünkens nicht ſo unwöglich iſt, als es ausgegeben wird. Dem aber ſey wie ihm wolle, ſo behängt ſich die Religion allerdings mit der Idee der reinen Vernunft, welche überhaupt eine Urſache, und zwar wirkende Urſache der Welt, ſie ſey nun was ſie wolle, vorausſezt, und verträgt ſich mit ihr vollkommen, da ſie nicht von praktiſchem Gebrauche iſt, und nichts als idealiſches ableitet. Die Religion fragt nicht: „was ſoll ich „thun?“ oder „was kann ich hoffen?“ ſie fragt blos ſpeculativ: „was kann ich wiſſen, „und was muß ich fühlen?“

Allerdings aber kommt dem ſpeculativen Vernunftgebrauch der praktiſche zuſtatten, indem er dem Wiſſen nachhilft, und dasjenige erkennen hilft, was Gegenſtand aller Religion werden muß. Dadurch wird die Religion von ſpeculativ- und theoretiſch-praktiſchem Gebrauche zugleich, doch nur lezteres ſubſidiariſch, als zum Erkennen und Wiſſen dienlich, nicht von ſpeculativ-praktiſchem Gebrauche, oder zum Erkennen und Handeln einleitend.

Ueberhaupt greifen hier die verschiedenen Erkennungsarten der Intelligenz in einander, zu Ausmittelung eines sichern Postulats, das einal gegeben, die Religion zur Folge hat. Die reine Vernunft sezt ein Urwesen voraus; die praktische Vernunft postulirt sein Daseyn, als eines mächtigen, allgewaltigen, allweisen und allgütigen Wesens, woraus die Religion sich Regeln für die innere Empfindung abstrahirt, welche mit jenen Säzzen harmoniren. Da aber Bewunderung, Anbetung, Ehrfurcht und Dankbarkeit blos in der Idee gegeben werden können, so erscheint das intelligible Gefühl nicht praktisch oder auſſer sich, sondern blos in sich, durch und auf sich selbst wirkend, das ist, nothwendig vorhanden, und um sein selbst Willen vorhanden. Sehr passend ist deshalb der Ausdruck Christi: „Anbetung „im Geiste, sey ächte Anbetung Gottes."

Die Religion ist überhaupt ganz geistig, weil sie, wie wir so oft schon gesagt haben, nur selbst auf sich wirkt, oder ihr eigner Zweck ist; daher wir sie nicht Moral-Religion nennen können.

XV.

Nähere Deduktion.

§. 3.

Ist die Religion zur Moralität beförderlich?

Zur Ehre der Gottheit und Menschheit, müssen wir behaupten — Nein! Sie sollte es nicht seyn, ob sie es gleich bisweilen zu seyn scheint.

Das Gesez der Autonomie, ist in sich hinlänglich und kann allein ächte Moralität bewirken, da Religion, als von keinem praktischen Gebrauche, darauf weder einleitet, noch dazu dienlich ist, indem sie die Moralität verunreiniget, d. i. nicht aus ihrer ächten Quelle hervorbrächte.

Eine Handlung aus Quellen der Religion ist vorerst ein einschleichender Irrthum: denn da die Religion allein in der idealischen Beziehung des Menschen zu

Gott besteht und geistig ist; so würde, aus Religion Gutes thun eben so viel heissen, „Als um Gotteswillen Gutes thun.“ Da nun die Moralität lediglich aus der reinen Befolgung des Sittengesezzes als solches hervorgeht, so würde eine solche, von Religion hervorgebrachte Handlung, keine Handlung des Sittengesezzes, das ist, keine moralische Handlung seyn Der einschleichende Irrthum oder die falsche Induktion würde also darin liegen, daß wir glaubten, zu einer moralischen Handlung sey die Achtung und Befolgung des Sittengesezzes weder nothwendig noch erforderlich, sondern sie könne auch durch die Religion praktisch gemacht werden.

Das Gute gerne zu thun, sezt moralische Vollkommenheit — Heiligkeit — oder etwas unmögliches voraus, was also sich zu einem Regulativ kalter Vernunft nicht; blos aber für die schwärmerische Imagination sich schickt. Es wäre also unwürdig verfahren, wenn wir, zum Nachtheil der Religion, die nicht in Schwärmerey besteht, behaupten wollten, man könne aus Liebe zu Gott handeln, d. ist, das Gute gerne thun, welches überhaupt nicht geschehen kann, da wir

der Vollkommenheit nicht fähig sind; woraus sich denn deutlich nachweißt, daß eine Handlung aus Religion eben so unmöglich sey.

Sich Gott als Ideal der Heiligkeit vorstellen, und aus Nachahmung desselben Gutes thun, ist nicht weniger mystisch, d. i. schwärmerisch, weil es völlig unmöglich ist, auch nur die geringste Handlung nach diesem Bilde, das ist, aus Heiligkeit zu thun. Sich aber die Heiligkeit Gottes als Muster denken, und nach blos autonomischen Gesezzen handeln, heißt Begriffe verwirren, und die Induktion sehr weit treiben. Denn wenn ich nur fähig bin, das Gesez der Tugend zu befolgen, so ist es allerdings nur dieses Gesez, was das Ideal meiner Handlungen enthält, und nicht das Gesez der Heiligkeit, das meiner Natur widerstreitet, und nie für mich Gesez seyn kann. Die Induktion ist also deutlich. Indem man das Gesez der Tugend „Bestrebe dich, der Glückseligkeit „würdig zu werden, durch reine Moralität" befolgt, glaubt man irrig das Gesez der Heiligkeit als Muster befolgt zu haben: „Sey „vollkommen, und dadurch der Tugend und „Moralität unfähig."

Daß dieſes Geſez der Heiligkeit, auf keinen Fall für endlich moraliſche Weſen paſſe, haben wir bereits nachgewieſen. Es fodert nicht Tugend, ſondern Vollkommenheit, und leitet alſo den Menſchen neben ſeiner Beſtimmung vorbey, in ein myſtiſches ſchwärmeriſches Beſtreben, das ohne Folge und Nuzzen iſt, da die Tugend allein ſein Zweck ſeyn darf und kann.

Es giebt alſo auſſer dem Sittengeſez kein Weg, zur Moralität zu gelangen und folglich kann die Religion keinen vorzeichnen.

Eine Handlung aus Quellen der Religion iſt hiernächſt **unmöglich**.

Wäre die Religion der Moralität beförderlich, ſo müßte ſie analoge Geſezze enthalten, welche darauf abzielten. Wir haben aber geſehen, daß die Religion blos in einer idealiſchen Beziehung auf Gott beſtehe, folglich von blos ſpeculativem Gebrauche ſey, oder wenigſtens nicht auf das Praktiſche einleitend. Um zur Praktik beförderlich zu ſeyn, müſſen wir aber annehmen, daß die Religion auch von praktiſchem Gebrauche für das Handeln ſey; dann aber würde ſie aufhören Religion zu ſeyn, und die moraliſchen Geſezze in ihr Gebiet herüberziehen, wodurch ſie ihre Geſtalt verändern würde und das nicht ſeyn,

was sie ist. Da nun die bloße Beziehung auf Gott, nicht zugleich eine Beziehung auf Menschen-Pflichten ist, die wir allein in der Ascetik finden, so ist eine Concurrenz der Religion zur Hervorbringung der Moralität unmöglich.

Es giebt keinen Grundsaz, der Wahrheit enthielte, wenn er sagte: „Thue das Gute „aus Ehrfurcht, Bewunderung und Anbe„tung gegen Gott;" sondern der richtige Grundsaz ist im Sittengesezze allein anzutreffen: „Thue das Gute um des Guten willen; „aus Achtung für das Sittengesez!" Daß aber beyde Grundsäzze nicht synonim sind, fällt von selbst in die Augen: denn die erstere Handlung wäre keine moralische Handlung, da nur die leztere Art es seyn kann.

XVI.

Nähere Deduktion.

§. 4.

Was kann die Religion aber dennoch für die Moralität leisten, wenn sie auch nicht positiv für sie beförderlich seyn kann?

Es ist dem zufolge unwidersprechlich, daß die Religion, die keinen praktischen Gebrauch zuläßt, auch in positivem Sinne oder objektiv, auf Moralität nicht einwirken oder ihr beförderlich seyn könne. Dies hindert aber nicht, daß sie subjektiv nicht von großem Gewicht für dieselbe sey. Dies vermag sie, ohne sich in die Moral überall einzumischen, ohne sich auf sie in irgend eine Beziehung zu sezzen, oder irgend einen Einfluß auf sie zu beabsichten.

Sie leistet dies durch die bloße Beziehung auf sich selbst, und das Bestreben, ihre Gefühle zu ermuntern, zu erweitern und zu bilden. Dadurch verstärkt sie, daß ich mich so ausdrük-

te, die Masse der intelligibeln Kraft überhaupt, aus welcher sowohl Religion, als Moralität, gemeinschaftlich hervorgehen. Die Religion wirkt durch ihr Vorhandenseyn auf Erhebung des innern Menschen, und seiner reinern innern Gefühle. Anbetung, Bewunderung und Dank, und Ergeben in die Wege der ewigen Weisheit, geben der Intelligenz jene hohe, und zugleich ruhige Stimmung, bei welcher Leidenschaften schweigen und Neigungen verstummen. Wird nun die Moralität in dieser allgemeinen Geistesstimmung durch das Sittengesez, zu moralischen Handlungen aufgefordert, so ist unläugbar, daß dadurch, obgleich die Religion nur auf ihren eignen Zweck wirkte, zugleich im Grunde der Handlungen eine Stimmung vorhanden ist, welche das moralische Handeln erleichtert. Die Intelligenz oder der menschliche Geist, ist in einer Verfassung, die ihn fähig macht, nach allen Punkten seines Wirkungskreises, thätig zu werden. Die Große allgemeine Quelle aller Thätigkeit, der idealischen und wirklichen, ist wie ein ruhiger Ozean in heiterer Stille, und seine Ströme gehen ruhig nach allen Enden aus. Er wässert die Gegenden gegen Osten und Westen — und so wirkt die allgemeine Kraft bei jener hohen Stimmung der Seele durch

Religion, auch mächtig nach andern Gebieten ihres Einflusses auf Moralität und ihre Thätigkeit.

So wirkt also die Religion relativ, ohne sich eine Einmischung in die Moralität anzumaßen, ohne irgend sie als Zweck sich vorzustellen, ohne irgend an ihren Handlungen Theil zu nehmen, mächtig, indem sie auf sich selbst wirkt. Sie beabsichtet jene Vortheile nicht: denn sie sieht nur auf sich, aber sie hindert auch die Benuzzung der allgemeinen Geistesstimmung nicht, deren das moralische Gefühl sich bedient, um rein moralisch thätig zu seyn.

Hiedurch wird die Religion allerdings für den Menschen höchst wichtig, und enthält auch für die Sittlichkeit ein großes relatives Interesse, ohne es in Beziehung auf sich selbst zu besizzen.

Die Reinigung der Religion wird Reinigung der allgemeinen Quelle des religiösen und moralischen Gefühls zugleich. Die Entfernung alles Eigennuzzes, aller Selbstsucht, aller Arroganz, aller Schwärmerey, giebt der Intelligenz eine Fertigkeit, Reinheit in alle ihre Begriffe oder Ideen zu bringen. Das Unwürdige der Selbstsucht ꝛc. wird sie auch veranlassen, jene unreinen Triebfedern aus der Moral zu entfernen. Ueberhaupt wird die höchste religiöse Stim-

mung der Intelligenz, auch sie in den Stand sezzen, gleichmäßig auf andere Gegenstände ihres Wirkungskreises einzufließen.

Dieß aber ist dann nicht Wirkung der Religion, sondern der Intelligenz überhaupt, die durch Religion jene Lage erhielt, und nun, für sich, auf Moralität wirkt. Demzufolge können wir mit Recht annehmen, daß ein religiöser Mensch, mehr ein moralischer Mensch seyn könne, als ein Mensch ohne Religion, ob wir gleich dadurch nicht behaupten, daß ein Mensch ohne Religion, nicht ebenfalls ein moralisch guter Mensch seyn könne: denn die Moralität schöpft nicht aus der Religion, sondern aus der Quelle, woraus die Religion entspringt, und welche diese, ist sie rein, rein erhält; ist sie unrichtig und schwärmerisch, auch zum Nachtheil der Religion erübt und unreine moralische Handlungen dadurch veranlaßt; ist sie gar nicht vorhanden, die Quelle so läßt, wie sie ist. Ist nun die Intelligenz gebildet und reiner moralischen Gefühle fähig, so entspringen auch reine moralische Handlungen aus ihr, ohne Zutritt aller Religion.

Die Religion ist also nicht absolut nothwendig zur Moralität, sondern nur höchst dienlich für die Moralität, indem sie der Geistesbildung und Stimmung eine vortrefliche Richtung giebt, deren sich die Sittlichkeit mit unverkennbaren

und groſsen Vortheilen bedienen kann. Darum wird sie ein höchst wünschenswerther Gegenstand, und es ist immer besser, daß sie vorhanden sey, als daß sie mangle. Vernünftige Geschöpfe, die zur Erkenntniß ihres innern und relativen Werths gekommen sind, können also keinen Grund haben, sie zu entfernen, da sie so herrlich in sich selbst ist, und ohne Einmischung und Verunreinigung, von der Moralität benuzt werden kann, obgleich nicht als Grund der Sittlichkeit, doch als zufällige Ursache der Geistes-Stimmung, die zur Moralität erforderlich ist.

So bleibt zugleich die Unabhängigkeit beider unangefochten. Religion entspringt nicht aus Moralität, deren Wirkungkreis das System der Pflichten, der Mensch überhaupt als Gegenstand desselben, und das Weltbeste überhaupt ist. Moralität nicht aus Religion, die den Geist von Welt und allem, was darin ist, abzieht, und zur Quelle aller Güte, Weisheit, und Macht hinaufsteigt, in Bewunderung, Anbetung und Dank gegen das erhabene Wesen auſser der Welt, sich äuſsert, und blos in Beziehung auf das höchste aller Wesen, vorhanden ist.

Reines

System der Religion

für

Vernünftige.

Zweyter Theil.

I.

Uebergang zum zweyten Theile.

Wir haben im ersten Theile dieser Schrift im allgemeinen ausgemittelt, daß es Religion gebe, die rein und ohne alles Interesse sey, die sich in Nichts, selbst nicht in die Moral einmische, haben gewiesen, worin sie im allgemeinen bestehe, und daß sie ohne Absicht und Zweck, zur Moralität durch die Geistesstimmung, die sie hervorbringt, von höchstem Gewicht sey.

In diesem zweyten Theile wollen wir nachforschen, auf welche weitere Folgen sie leite; welche Wahrheiten sie unterstüzze und für den Menschen zur höchstmöglichsten Ge-

wißheit bringe, deren er fähig ist. Hier werden wir von der Theologie besonders reden, um uns den Weg zu erleichtern, da Genauigkeit hier nöthig ist, und Theologie, als der theoretische Theil der Religion selbst anzusehen ist, ob er gleich mit ihr in einer völligen Verbindung steht.

Vor allen Dingen also, werden wir näher erörtern: „was erkennen wir nach einer „reinen Religion, als Inbegriff von Theo„logie und Religion, von Gott" und „zu „welchen Foderungen berechtiget uns die Leh„re von Gott?"

Da wir im ersten Theile nur im allgemeinen gewisse Erkenntnisse von Gott voraussezten und anführten, so werden wir nun im zweiten uns näher darauf einlassen, dieses Erkenntniß festzusezzen, und als Hauptwahrheiten, worauf sich alle Religion gründet, nachzuweisen, um im dritten oder lezten Theile, sichern Grund zu den Folgerungen zu finden, welche für die Menschheit so sehr beruhigend sind.

Daß uns hier die reine Vernunft vorarbeite, haben wir bereits angeführt, und da Religion in reiner Vernunft begründet

iſt, und die Theologie einen Theil derſelben ausmacht, ſo ergiebt ſich daraus, daß eine Bearbeitung nach Grundſäzzen der Vernunft überhaupt, hier einzig zuläſſig iſt, und daß wir der Religion keine unmittelbare Offenbarung, deren ſie auch nicht bedarf, vorauszuſenden genöthiget ſind. Denn wäre die Vernunft ſo ſehr im Erkenntniß-vermögen eingeſchränkt, daß ſie die Ideen von Gott, Unſterblichkeit und was dazu gehört, nicht aus ſich ſelbſt finden könnte, und dazu einer unmittelbaren oder mittelbaren Offenbarung bedürfte, ſo könnten wir auch überhaupt aus ihr weder Beweiſe noch Poſtulate fur die Wahrheit dieſer Lehren ableiten. Denn ſind ſie nicht in ihr ſelbſt begründet, und iſt eine unmittelbare Offenbarung nothwendig, ſo wäre die Religion nicht mehr vernünftig, und über die Erkenntnißkraft der Vernunft: denn bey Vorausſezzung derſelben, als zulänglich, würde der Saz, den auch die Erfahrung aller Völker, die nicht ganz roh ſind, beſtätigt, angenommen werden müſſen, daß zur Erkenntniß Gottes und der Unſterblichkeit, die bloße Vernunft hinlänglich und die Offenbarung entbehrlich oder nicht nothwendig wäre. Eine mittelbare Offen-

barung würde wieder aus der Vernunft allein abgeleitet werden müssen, da sie blos eine Veranlassung enthält, welche die Vernunft auf diese Erkenntnisse bringt; diese Veranlassungen aber würden weder Beweise noch Postulate liefern, wodurch diese Lehre glaubwürdig würde, wenigstens mehr nicht leisten, als alle Veranlassungen in der Natur, als Gegenstände die Beobachtung der Vernunft ohnehin, d. i. ohne Offenbarung zu reizen.

So beruht also die Religion auf der Vernunft, als oberster Quelle allein, und schließt alles aus, was man ihr irgend Fremdes beyfügen wollte.

II.

Gott.

„Obgleich die speculative Vernunft das „Daseyn eines Gottes, als Wesen ausser „der Welt nicht zu beweisen vermag, so „bleibt die Idee desselben dennoch ein feh„lerfreyes Idéal, wie Kant sagt: ein „Begriff, welcher die ganze menschliche Erkenntniß schließt und krö„net, dessen objektive Realität zwar durch „den bloßen speculativen Vernunftgebrauch „nicht bewiesen; aber auch nicht widerlegt „werden kann. Können wir überdem durch „die Moral oder die praktisch-nothwendig„sittliche Ordnung und den Beytritt der Re„ligion, welche dieselbe in einem Princip „der moralischen Welt und ihrer zweckmäßi„gen Harmonie mit der physischen auffindet, „diesen Mangel berichtigen und ergänzen, so „ist die vorher nur problematische transcen„dentale Theologie, als unentbehrlich festge„stellt, durch Bestimmung ihres Begriffs „und die unaufhörliche Censur, einer durch

„Sinnlichkeit oft genug getäuschten, und „mit ihren eignen Ideen nicht immer ein„stimmigen Vernunft. Die Nothwendigkeit, „die Unendlichkeit, die Einheit, die Exi„stenz ausser der Welt, die Ewigkeit „ohne Zeitbedingungen, die Allgegenwart „ohne Bedingungen des Raums, die All„macht, die Allweisheit, Heiligkeit, allum„fassende Güte ꝛc. sind lauter transcendentale „Prädicate, und daher kann der gereinigte „Begriff derselben, den die reine Theologie „so sehr nöthig hat, blos aus der transcen„dentalen oder dem speculativen Vernunftge„brauch gezogen werden."

So spricht ungefähr Kant hierüber. Indessen giebt es, wenigstens scheint es mir so, einen gültigen Beweis aus der Erfahkung, „daß ein Gott sey", der freylich weder kosmologisch noch physiologisch ist: denn beyde sezzen Gott, als Grund aller Existenz und alles Existirenden, ausser der Welt voraus, wodurch sie jene Beweiskraft verlieren, und blos von speculativem Gebrauche werden, nämlich wir denken uns so den Grund aller Dinge, ohne beweisen zu können, daß unsere Ideen objektiv richtig sind.

Es wäre allerdings traurig, wenn das Allexistirende oder der Theil desselben, mit den vortreflichsten Eigenschaften einer spähenden Vernunft versehen, sich mit blos negativen Beweisen, oder mit Postulaten begnügen müßte, ohne daß sie im Stande wäre, selbst darüber apodiktisch zu entscheiden.

Wir sezzen nämlich, durch die Erfahrung berechtigt, ein Weltall als wirklich vorhanden, voraus. Daß es sey, ist unzweifelhaft und unbestreitbar; von wem es sey, ist die einzig streitige Frage, die schon dadurch beweist, auf welche Seite die reine Vernunft sich neigen müsse, ob auf den Schluß, es ist aus sich selbst, oder jenen, es ist durch eine Ursache ausser sich verhanden, da die Kritik der reinen Vernunft deutlich macht, daß alle Versuche, lezteres zu beweisen, an sich selbst scheitern. Schon dieses sollte uns abhalten, das Hauptgewicht unserer Speculationen auf diesen Saz und seine Ausmittelung zu legen und sollte uns ein Beweggrund werden, näher zu untersuchen, ob die erstere Behauptung, das Weltall enthält den

Grund seiner Existenz aus sich selbst, nicht näher auf einen gültigen Beweis der göttlichen Existenz leite.

Daß die Einwendungen der ältern Philosophen gegen diesen Saz, welche sie aus der Zufälligkeit der Dinge herleiteten; von gar keinem Gewicht seyen, ergiebt sich daraus, daß sie die scheinbaren Veränderungen im Weltall mit der Zufälligkeit des Weltalls im Ganzen vermischten. Die Modificationen im Weltall, sind blos scheinbare Veränderungen; aber nie der Dinge, als Grundtheile des Weltalls, sondern lediglich ihrer Zustände und Beziehungen auf einander, durch eine ins Unendliche ablaufende Construktibilität derselben. Das Weltall in der Totalität bleibt für sich als ov oder Wesen, und in allen seinen Theilen, als ihm zugehöriger Stoff und Theil seiner Existenz, ewig unveränderlich, das ist, von einer und eben derselben Natur, Ewig und Immer. Die Bedingungen seiner Natur sind Veränderungen der Zustände der Theile ins Unendliche durch Zusammensezzung, Auflösung, Zusammenziehen und Ausdehnung. Diese Prädicate inhäriren den Theilen des Universums, ohne daß dadurch

im Weltall, als Ding, das mindeste verändert werde.

Auf eine Erörterung der Frage, Wie Gott vorhanden sey? haben wir nicht nöthig, uns weiter einzulassen: denn die Vernunft wird schon durch die nothwendige Voraussezzung befriediget, daß Er aus sich selbst vorhanden sey. Sey es nun in, oder ausser dem All, dies kann uns vor der Hand gleichgültig seyn, genug, daß wir im Weltall eine allmächtige, allweise ꝛc. ordnende Ursache durch die Erfahrung gewahr werden, indem alles nach Gesezzen und nicht nach Zufall abläuft. Vermag die speculative Vernunft auch nicht, das Daseyn Gottes ausser dem Weltall nachzuweisen, so vermag doch die Erfahrung, die Wirkungen eines allmächtigen und allweisen Grundes in dem Weltall und seiner Einrichtung zu erkennen. Ohne sich auf die Art einzulassen, wie dieses geschehe, wie Gott im Weltall, ob mit demselben vereiniget, oder ausser demselben wirke, kann uns gleichgültig seyn, wenn nur apodiktisch gewiß ist, daß ein oberster Grund im Weltall wirke und vorhanden sey.

Auch bedarf es hier keiner weitläuftigen Deduktion, die Wirkungen dieser obersten Ursache, im Weltall nachzuweisen, da die Ordnung des Naturmechanismus in der Erfahrung deutlich darliegt, und die unveränderlichen ewigen Gesezze der Natur, Nothwendigkeit, über allem Zweifel sind. Es ist ein oberster Grund von allem vorhanden, dies sieht die Vernunft mit Evidenz ein; man nenne ihn nun Gott oder Natur des Universums, oder Weltseele, oder wie man wolle: man wird wenigstens immer genöthiget seyn, Ein Wesen anzunehmen, das den Grund aller Dinge und deren Ordnung enthalte. Mehr ist aber auch für die Religion und ihre Theologie nicht nöthig: denn es ist ihr genug, überzeugt zu seyn, daß nicht blinder Zufall und Ohngefähr der Grund der Naturordnung seyn könne, sondern daß eine höchst vernünftige, d. i. allweise und allmächtige Ursache, diesen Grund enthalte.

Daß dieser Grund objektiv richtig sey, und nothwendig angenommen werden müsse, ergiebt sich schon daraus, daß die Begriffe Zufall und Ohngefähr, eigentlich keine Idee enthalten, welche sie zur Hervorbringung von Ordnung und Gesezzen, welche

doch die Erfahrung nachweist, tüchtig machte, da sie im Gegentheil den Begriff chaotischer Unordnung in sich begreifen. Schlechthin nothwendig müssen wir also einen nach Weisheit ordnenden Grund im Universo annehmen, wenn wir nicht alle Erfahrungen abläugnen wollen.

Wir schließen aber freylich nicht nach dem blos speculativen Vernunftgebrauch: „Alle Dinge sind nach Ordnung und Zweck „vorhanden, folglich giebt es eine Ursache „ausser ihnen;“ sondern: „Alle Dinge „sind nach Ordnung und Zwecken vorhanden; folglich muß überhaupt ein Grund „derselben nothwendig angenommen werden, „er befinde sich überhaupt wo er wolle, genug, daß ohne ihn Ordnung und Zweck „und alle Erfahrung nicht vorhanden seyn „könnten.“

Mehr noch beweist die richtige Erfahrung, wonach wir Naturgesezze ꝛc. unläugbar annehmen müssen, daß der Grund derselben nicht eine bloße Idee der speculativen Vernunft, sondern objektiv wirklich vorhanden sey: weil Gesezze, Ordnung und Zweck als real darliegend, ihren realen Grund

nothwendig mit enthalten, ohne den sie nicht da seyn würden Es hört also die Idee von Gott auf, blos Idee zu seyn, und wird Erkenntniß eines realen Grundes aller Dinge, es sey unter dem Namen, der Natur des Universums, die als selbstständiger, allvernünftiger und allmächtiger Grund desselben und seines Vorhandenseyns gedacht wird, oder unter welchem Namen man schicklich finden mag, wenn man nur den Grund alles Vorhandnen sich darunter denkt.

Denn daß das Universum sey, ist unzweifelhaft. Ist es nun aus sich selbst, so finden wir eine allmächtige und allweise Ursache in Ihm selbst, mit allen jenen Prädicaten, welche die speculative Vernunft nothwendig in ihm voraussezt, und wenn auch der Theil des Universums sehr natürlich das ganze Universum und seinen allumfassenden Grund nicht anders als Theil, das ist, sehr unvollständig, und das wie gar nicht begreifen kann, so vermag er doch aus dem Vorhandenseyn den Schluß zu ziehen: „Es ist, weil es ist, folglich nach ei„nem realen Grund (Gott).“

Die praktiſche Vernunft führt mich hier um kein haarbreit weiter, als die reine Vernunft überhaupt: denn ſie poſtulirt blos das Daſeyn Gottes aus der ſittlichen Ordnung, ohne das Wie, und auf welche Art, angeben zu können. Ja es ſcheint, daß ſie ohne den reinen Vernunftgebrauch, den ſie doch nothwendig dem praktiſchen prämittirt, der blos ein Theil des Vernunftgebrauchs überhaupt iſt, gar nicht auf das Poſtulat verfallen könnte, und arrogirt ſich alſo viel zu weitgreifend Etwas, was ſie im reinen Vernunftgebrauch, deſſen ſie ſich als Hülfe bedient, allein antreffen ſollte, da ſie nur einen Theil deſſelben ausmacht.

Nimmt ſie aber eine Urſache der ſittlichen Ordnung, auſſer der Sittenwelt an, ſo geräth ſie auf die Klippe, woran die ſpeculative Vernunft ſcheiterte, und ihr Poſtulat wird eben ſo ſehr eine unerweisliche Vorſtellungeart, als jene; und jene wird allein hinreichend ihr Poſtulat begründen, ja den Weg zum Beweiſe finden:

„wenn ſie aus der praktiſch nothwendi-
„gen ſittlichen Ordnung der moraliſchen
„Welt, und ihrer zweckmäßigen Harmonie

„mit der physischen, auf ein Prinzip In „derselben, übergeht".

Es würde ihr alsdann deutlich werden, daß ein heiliges höchst vollkommnes Wesen, der Grund aller Moralität im Ganzen sey: und daß die Theile der sittlichen Welt, als Theile, nur einer unvollkommnen Moralität fähig sind, eben weil sie als Theile, das Ganze oder die höchste Heiligkeit, und Vollkommenheit nicht umfassen können. Ueberdem ist es sehr inconsequent, den Grund aller sittlichen Ordnung, ausser der höchsten Moralität, und nicht in derselben, auffinden zu wollen. So wie der sittliche Vernunftgebrauch nicht ausser der moralischen Existenz der Menschheit, sondern in ihr allein anzutreffen ist, weil wir sonst unserer moralischen Existenz noch ein Wesen ausser derselben prämittiren müßten, eben so würden wir inconsequent handeln, wenn wir der moralischen Welt im ganzen ein Prinzip als Wesen prämittiren wollten, was die höchste intelligible Kraft bestimmte, die sich als Kraft selbst bestimmt, selbstthätig ist und wirkt, und der Grund der moralischen Existenz selbst ist.

Darum nehmen wir Selbstgesezgebung, Selbstthätigkeit, Selbstbestimmung auf moralische Zwecke in dem sittlichen Menschen an, ohne ausser ihm dazu einen Grund aufzusuchen. Eben so müssen wir bei der moralischen Welt, und ihrem Prinzip verfahren d. i. den Grnnd der Heiligkeit und höchsten Vollkommenheit, in der moralischen Existenz der sittlichen Welt, und nicht ausser ihr, voraussezzen, nach welchem ein höchstes Gesez der Heiligkeit, autonomisch in ihr wirkt, und sie durch die höchste Vollkommenheit in den Standt gesezt wird, ihm gemäß vorhanden zu seyn, und zu wirken.

Dieses leitet uns nun auf einen gültigen Canon, für den reinen Vernunftgebrauch, aus der Analogie, nämlich: „wir müssen „den Grund der Welt überhaupt, nicht aus„ser der Welt, sondern „in ihr" annehmen, und aufzufinden suchen."

Die wirkende Kraft in der Welt, wirkt auf das Ganze, das ist, allumfassend und allmächtig in derselben, als Weltgrund — sie wirkt nach Ordnung und Zwecken, welche Harmonie in das ganze All bringen, d. i. allweise. Dieses alles ist bemerkbare Thatsache, die wir in der Na-

tur, ihrem Mechanismus und der Ordnung ihrer Gesezze gewahr werden. Diese Erfahrung constituirt also nothwendig einen Grund dieser Erscheinungen, wenigstens und villeicht gewiß, in der Natur selbst, dem die Prädicate der Allmacht, Allwissenheit, Allweisheit zukommen, und dem wir den Namen „der Gottheit, die Alles allenthalben „und in Allem wirkt" beilegen. Sey uns auch die Art, wie dies geschehe noch so unerreichbar, so ist uns wenigstens der Begriff nicht transcendental: „daß es geschehe, oder „mit andern Worten: daß ein Gott sey."

Den Theil der Vernunftwissenschaft, oder Erkenntniß, welcher uns aus der Erfahrung die Gottheit, oder den Grund aller Wirksamkeit und ordnungsvollen Thätigkeit im Universo erkennen läßt, und seyn Daseyn apodiktisch nachweist, nennen wir: „Theologie" d. i. „Erkenntniß Gottes aus der Erfahrung „durch reinen Vernunftgebrauch."

Sie ist apodiktisch, weil die Erfahrung nicht postulirt, sondern beweist, und durch dieses Verfahren der reinen Vernunft, nach welchem sie die Gottheit nicht ausser der Natur- und Sittenwelt, auffindet, sondern in ihr, hebt sie jene Schwierigkeiten, durch

Beihülfe einer unläugbaren Erfahrung, welche der blos speculative Vernunftgebrauch darin antrift, wenn er den Grund aller natürlichen und sittlichen Dinge, *ausser* der Natur- und Sittenwelt aufsucht: denn dafür kann in der Erfahrung nichts gegeben werden, was die Richtigkeit dieser Idee nachweise. So wie nun diese Transcendentale Theologie, uns ohne Beweise läßt, und wenigstens die Möglichkeit enthält, daß unsere Ideen also geordnet, keine Nothwendigkeit, daß ihr Gegenstand objektiv richtig sey, enthalten, wodurch also nichts Sicheres ausgemittelt wird; so gewiß, ja so unwidersprechlich krönt die Erfahruug den Saz, von der Existenz eines Grundes aller natürlichen und sittlichen Dinge, und ihrer Ordnung, sobald wir denselben da zu finden suchen, wohin alle Erfahrung uns leitet, nämlich, *in* der Natur und Sitten-Welt selbst.

Es giebt also wirklich einen apodiktischen Beweis von der Existenz Gottes, in der reinen Vernunft, sobald wir jenen unsichern Weg verlassen, und uns, durch die Erfahrung geleitet, dahin lenken, wo Ordnung und Existenz überhaupt, folglich auch ihr Grund allein angetroffen werden kann.

Daß wir hiedurch dem Spinoſismus in die Hände arbeiten, iſt falſch. Denn da die Theologie der reinen Vernunft beſcheiden eingeſteht, daß ſie ſich allein mit Ausmittelung der Wahrheit begnüge, daß ein Grund in Allem vorhanden ſey, ohne ſich anzumaßen, nachweiſen zu können, auf welche Art und Weiſe es ſey: ob das Univerſum ſelbſt denke, und göttliche Prädicate beſitze, oder ob eine höchſte intelligible Kraft unvermiſcht mit Allem, in Allem wirke; ob dieſe von der Materie unabhängig, oder ihre erhabene Natur ſelbſt ſey; ob ein Dualiſmus der Naturen, allmächtig wirkende intelligible Kraft, und leidende Materie mit einander wie Seele und Leib vereinigt, und ſo die Materie abhängig, und die Intelligenz unabhängig ſey; oder ob eine Einheit des Ganzen, nach welcher das All den Grund, wie es, und nach dem es iſt, als oberſtes Bedingniß ſeiner Exiſtenz, die ſelbſtſtändig iſt, enthalte, ſtatt finden müſſe: alles dieſes kann dem apodiktiſchen Beweis „daß ein Grund der Exiſtenz, und „Ordnung, im Univerſo vorhanden ſey“ nichts in den Weg legen, weil dieſer weiter geht, als der reine Vernunftgebrauch bei Ausmittelung eines Beweiſes „daß

„ein Gott sey“ zu gehen nöthig hat, da er auf die Art zielt, wie und nach welcher dieses sey.

Alles, selbst dasjenige, woraus der Zweifler seine Gründe gegen die göttliche Regierung des Universums herleitet, sind Beweis eines allmächtigen Daseyns und einer allweisen Vorsehung Gottes. Er zerschmettert seine Tempel, sagt Lukrez, und sein Bliz tödtet den Tugendhaften und Bösen. Der Zweifler glaubt seine Anklage zu begründen, wenn er die Tugend unbelohnt und das Laster glücklich findet. Wenn er Pestilenz, Seuchen und Krieg Staaten verheeren, und Erdbeben Städte verschlingen sieht: wenn Hagel und Mehlthau lachende, saatreiche Felder verheeren, und die Elemente im grausenvollen Streit unter sich kämpfen.

Aber alles dieses ist gerade ein lautredender Beweis für das Daseyn einer Allmächtigen Ursache der Dinge und einer allweisen, ewig festgesezten Ordnung ihrer Regierung. Wäre es Ordnung in der Natur, wenn Dürre fruchtbar machte, oder schädliche Dünste Gesundheit hervorbrächten, wenn die Leidenschaften der Fürsten, Länder- und Ehrgeiz, Eroberungssucht, und Zorn der

Mächtigen, stillen Frieden, und Ruhe über Länder ergösse; wenn die Elemente ihre Natur verlören; wenn Klugheit, Geiz, und ererbte Güter nicht die Folge hätten, die sie haben müssen für die, welche sie besizzen, sie seyen tugendhaft oder böse? Gerade daß alles nach ewig, und für zweckmäßig zum allgemeinen Weltbesten erkannten und eingerichteten, natürlichen und sittlichen Gesezzen, ohne alle Nebenrücksichten, auf scheinbares Wohl der einzelnen Theile, unabänderlich ungehemmt, unerschüttert, und mit allmächtiger Kraft abläuft; gerade daß der Tugendhafte unter diesen Gesezzen seufzt, und mancher Böse sich freuet, gerade dieses zeigt Ordnung und festen Gang in den natürlichen Gesezzen der Welt, der nie unterbrochen, das ist, nie unordentlich wird. Ja, was alles krönt — so kann alles, was der Zweifler für sich anführt, bei der nothwendigen Voraussezzung eines „allweisen, und allgütigen Zwecks" nicht anders, als eine nothwendige Vorbereitung auf diesen erhabenen Zwek seyn. Da aber das zum Verfolge dieses Werks gehört, so wollen wir hier durch weitere Erörterung nichts anticipiren.

III.

System der reinen Theologie.

Erstes Kapitel,

Einheit Gottes als thätiges Wesen.

Nachdem wir im allgemeinen durch den Gebrauch der reinen Vernunft die Existenz Gottes ausgemittelt und durch sie erkannt haben, daß den durch Erfahrung gegebenen Datis der Existenz und Ordnung des Weltalls nothwendig ein einliegender Grund ihrer Existenz, a priori voraus zu schicken sey, so gehen wir nun zu demjenigen über, was eben dieselbe ferner nothwendig als Prädicate der Gottheit anzuerkennen genöthigt ist.

Daß wir hier, mit der im vorhergehenden Abschnitt geäußerten Behauptung, die reine Vernunft gäbe sich damit nicht ab, zu bestimmen: „wie und auf was Art Gott sey?“

nicht in Collision kommen, wenn wir von göttlichen Prädicaten reden, ergiebt sich daraus, weil die Erkenntniß, „Wie Gott „zur Existenz gelangt sey, oder wie „er überhaupt Gott sey" mit der Lehre seiner nothwendigen Eigenschaften, nachdem er als existirend nachgewiesen ist, nicht in Eins zusammenfällt: denn es ist zwischen der Art des Werdens und den Bedingungen, unter denen eine wirksame, und thätige Existenz gedacht werden muß, ein sehr großer Unterschied.

Der Begriff Allgemeinheit alles Existirenden, sezt nothwendig jenen der Einheit des existirenden Ganzen voraus: weil bei Einführung eines Pluralismus, der Begriff Allgemeinheit nothwendig hinweg fallen müßte. Dieses nöthiget uns schlechthin nothwendig, der Totalität, oder Allgemeinheit des Ganzen, einen und einzigen Grund seiner allgemeinen Existenz, und eine allgemein wirkende Kraft im ganzen Universo, zuzuschreiben.

Ein im ganzen Universo allgemein auf einen vernünftigen Zweck wirkende Kraft,

kann

kann mit dem Grund aller Wirkungen nur ein und daſſelbige Weſen ſeyn. Denn „Kraft“ und „Grund aller Thätigkeit“ laufen in einen Begriff zuſammen, und conſtituiren die Idee eines „Prinzips aller Exi„ſtenz, ſowohl im Ganzen, als in ſeinen „Theilen.“

Die allgemein wirkende Kraft, die im Univerſo auf phyſiſche und ſittliche Zwecke, in Harmonie beider wirkt, iſt alſo von Gott ſelbſt nicht unterſchieden, und wir vervielfältigen durch ſie die unendlich wirkende Weſen nicht. Es iſt und bleibt „eine Kraft“ die alles in allem erhält, die allenthalben wirkt, die überall ordnet und regiert, die nirgends fehlt und einem jeglichen nahe iſt. Sie iſt es, die Allem allenthalben Leben und Athem giebt, und nie fern iſt von einem jedem unter uns. Sie belebt das ganze All durch ſeine unendliche Ausdehnung, wohnt nicht im leeren Raume, wo keine Wirkſamkeit möglich, keine Kraft, ſie ſey ſo allmächtig als ſie wolle, anwendbar und vernünftig oder Zweckmäßig iſt Sie iſt die eine unzertheilbare, unaufhörlich in allem, ſeiner

Conſtruktion angemeſſen wirkende Kraft, ewige, allweiſe, allmächtige Urſache aller Erſcheinungen und Aeuſſerungen der Erfahrung: Princip der Aktivität, Natur des Alls, einzige Bedingung, unter welcher alles iſt, wie es iſt, und ohne die es nicht ſeyn könnte, wie und was es iſt.

So wie in dem oberſten Prinzip aller Exiſtenz, wie ſie iſt, nur ein Zwek, nämlich daß die Welt ſo ſey, wie ſie einem höchſt vernünftigen Grunde entſpricht," ſeyn kann, ſo iſt ein zweyter Grund in ſich unmöglich, der natürlich einen andern Plan, wonach alles ſeyn ſoll, vorausſezzen würde. Dieſer zweyte Grund müßte auch nichts Aehnliches in ſeinem Zweck, mit jenem des erſteren Grundes haben, weil es ſonſt überflüßig wäre, folglich einen gegenſeitigen Plan abzweckte, der nicht auf das Weltbeſte, ſondern auf das Welt-Schlimmſte würkte.

Viele Völker und Religionen, welche nicht einſahen, daß alles, auch das ſcheinbar Schlimmſte, in den Plan einer allweiſen Regierung eingreife, und als Gradation des Guten, nothwendig vorhanden ſeyn müſſe,

haben demzufolge, zwey Grundwesen, Eines, das auf das Gute, und Eines, das auf das Böse wirckte, angenommen. Die Lehre der Perser, von Aromasdes und Arimanes, und der Christen, von Gott und dem Teufel sind eine und ebendieselbe Lehre, von den Juden aus dem Orient in das Chrisienthum verpflanzt und übergetragen. Die neuere Philosophie, allzu schüchtern, Religionsvorurtheile, die noch so tief haften, anzugreifen, entwarf darnach die widerstreitenden Grundsäzze der Moral, von einem vorhandnen sittlich Guten, und dem Bösen, in der moralischen Welt, und bildete das System von Tugend und Laster.

Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß bey Voraussezzung eines höchst heiligen, allmächtigen und allweisen Wesens, auch nur ein Zweck, nämlich das Weltbeste überhaupt möglich sey, haben sie höchst inconsequent die Freyheit der Kräfte der Theile weiter ausgedehnt, als jenem Prinzip der Einheit des Zwecks angemessen ist, und haben angenommen, daß ein Rückgang im Sittlichen, eben so gewiß Statt finde als ein Fortgang in demselben.

Daß dieſes eben ſo ſehr mit der Einheit des Zwecks, als der Einheit des Prinzips alles deſſen, was iſt, und geſchehen kann, ſtreite, iſt augenſcheinlich: denn Einheit des Weſens, als allweiſes Weſen, läßt nur einen Zweck, das Weltbeſte zu, und die Aufmerkſamkeit auf die Sittenwelt, läßt uns keine Alternative übrig, zwiſchen zwey Grundweſen des Guten und Böſen zu wählen, oder nur ein Weſen mit einem und dem beſten Zwecke.

Da die Exiſtenz des einen Univerſums, nur Einen Grund, wonach es exiſtirt, wie es exiſtirt, zuläßt, indem er die einzige Bedingung des Vorhandenſeyns enthält, ſo iſt die Lehre von zwey Grundweſen auf alle Fälle abgeſchmackt und unzuläſſig. Das Reich der Finſterniß iſt nirgends ſelbſtſtändig vorhanden, ſondern eine Folge des Vorhandenſeyns des ſelbſtſtändigen Lichts allenthalben, das herrſchend alles erleuchtet und nur kleine Schatten wirft, wo es nicht durchdringt. Das Licht iſt der Grund des Schattens; aber die herrſchende Finſterniß würde nie fähig ſeyn, einen Strahl des Lichts hervorzubringen. Der Perſer, der Licht und Finſterniß in gleiche

Theile theilte, war also im Irrthum, indem er der Finsterniß, die im Universo als einzelne Punkte der Lichtberaubung, wie Flecken im Ozean herumschwamm, eine Selbstständigkeit und Herrschaft ertheilte, die sie nicht hatte, weil sie nirgend Urwesen, sondern Folge der materiellen Construktion, erleuchteter Erdkörper ist, die im unermeßlichen Erleuchteten kaum als bemerkbar gelten kann.

Eben dies ist der Fall mit den scheinbaren Uebeln der sittlichen Finsterniß, welche nicht ursprüngliche Natur, sondern Folge des sittlichen Lichtes ist. Die Erhabenheit der Tugend stellt minder sittliche Handlungen in einen Schatten, welchen die sinnlichen Wirkungen der menschlichen Natur nothwendig hervorbringen; aber dem ohngeachtet giebt es kein Reich selbstständiger Nächter sittlicher Verfinsterung, das keinen Strahl sittlichen Gutes bewirken könnte, sondern es ist Folge des Glanzes der Tugend in der höchsten Idee, die es nothwendig zur Folge hat, wo die reinern Strahlen ihres Lichts nicht durchdringen können.

Es ergiebt sich hieraus, daß man im moralischen System noch vieles berichtigen

müſſe, wenn es dienlich werden ſoll, einen ſoliden Begriff von der Exiſtenz Gottes aufzuſtellen, und daß es eher fähig iſt, einen Dualismus der Prinzipien der ſittlichen Welt einzuführen, da es Tugend und Laſter annimmt, als ein oberſtes Princip alles Moraliſchen. Wollten wir aber dem Moraliſten dies gelten laſſen, ſo bleibt ihm immer noch die gefährliche Frage zu beantworten übrig: „Wo und wann finden wir das oberſte Prinzip aller Immoralität?“

Denn ſobald er Immoralität überhaupt annimmt, ſo muß er ſich nothwendig auch darauf einlaſſen, ein oberſtes Prinzip derſelben gelten zu laſſen, aus dem Grunde, woraus er der Moralität ein oberſtes Prinzip vorausſezt.

Wir verwerfen alſo ſo lange mit gültigem Grunde die Richtigkeit des moraliſchen Poſtulats von dem Daſeyn Gottes, als oberſten und einzigen Prinzips der ſittlichen Welt überhaupt, ſo lange ſie Immoralität, Rückgang auf einen der Moralität entgegengeſezten Zweck, Unheiligkeit oder höchſte Laſterhaftigkeit behauptet, indem die Moral nicht umhin kann, auch dieſem ein oberſtes

Prinzip der Lasterwelt vorauszuschicken, welches ihren Grund enthält, der im obersten Princip aller Sittlichkeit nicht ohne Ungereimtheit gedacht werden kann.

Daß unser Moralsystem, welches alle Immoralität, als dem Zweck einer allweisen Weltbestimmung entgegen, durchaus verwirft, und nur eine Stufenleiter des Moralischen, von der alleruntersten Stufe, bis zur allerhöchsten annimmt, an diesem Fehler nicht kränkle, ist augenscheinlich. Hier ist kein Rückgang sondern blos Abwechselung im Moralischen — nur objektiv scheinbar Böses, aber nicht subjektiv Böses. Ein Zweck fürs Universum, das Weltbeste; für alle seine Theile das Beste, Bestimmung; folglich nur ein einziges oberstes Prinzip aller sittlichen Ordnung im Ganzen; nur ein Grund der Harmonie zwischen Natur und Sitten-Welt.

So leitet uns die Einheit der physischen und sittlichen-Welt, auf die nothwendige Voraussezzung der Einheit Gottes.

Indessen müssen wir höchst vorsichtig in Bestimmung des Begriffs: „Natur-Welt“

und „Sitten-Welt“ seyn, wenn wir anders auch hier nicht einen gefährlichen Dualismus der Weiteristenz einführen wollen. Wir dürfen nämlich keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden, in Rücksicht ihrer Existenz annehmen, oder beide unabhängig, getrennt von einander, und jede für sich als ein selbstständiges Ganzes, aufstellen.

Intelligenz ist blos die Bedingung, unter welcher das eine große Universum sich selbst aus der Kraft seiner Natur erkennt; eine von ihr unzertrennliche Bedingung, unter welcher es allein seyn kann, wie es ist. Negative Ideen passen auf das Real-vorhandene nicht, und sind leere Begriffe ohne ächten Werth und Nuzzen. Wäre ein Widerstreit zwischen der physischen und moralischen Welt, so würde uns dieses immer wieder auf den Dualismus zweyer obersten Principien, die mit einander uneins wären, leiten, wodurch wir alles verlieren müßten. Der Moralist muß also auch den Widerstreit zwischen Sitten- und Sinnenwelt aufgeben, weil er sonst keine Harmonie zwischen beiden nachweisen kann.

Intelligenz — Moralität — sind die Bedingungen, wonach das Ganze einer Ver-

nunftmäßigen, weisen Ordnung gemäß, vorhanden ist: die Bedingung, unter welcher das Universum vermittelst seiner Kraft, sich selbst beherrscht, und unter Gesezzen und Regeln denkt. Im ganzen wirkt sie auf die regelmäßigste Erhaltung ihres Vorhandenseyns nach einem allweisen Gesezze, auf das Weltbeste, und handelt unsträflich, das ist, ohne Willen, ein Gesez desselben zu verlezzen, oder Heilig. Die Kraft, die im Weltall, Alles in Allem wirkt, die allenthalben in ihr, als Bedingung ihrer Existenz vorhanden ist, wirkt nach diesem vollkommensten Plan. Dieses nennen wir moralisches Wirken, so weit es den Zweck betrifft; allmächtiges physisches Wirken, so weit es die Natur als Objekt, betrift Hier ist in dem einem göttlichen Wesen der vollendeten Kraft. die alles vermag, unbedingte Freyheit, nach seinem eignen Gesezze, das keine Unordnung wollen kann, thätig zu seyn. Nothwendigkeit der Natur und sittlichen Ordnung sind Resultat dieses obersten Bestimmungs-Vermögens der Freyheit, nach allen Punkten ungestöhrt wirken zu können, d. i. alles ist nothwendig, wie es im allweisen Willen begründet liegt, nur der Wille ist

frey, weil nichts ihm Geſezze giebt als er ſelbſt, und nichts ihn hindern kann.

Sobald Eine allgemeine Kraft in dem Ganzen wirkt, ſobald wirkt ſie auch in den Theilen. Hiedurch beſtätigt ſich die Freyheit der Theile in ihrer Wirkungsart. Das oberſte Sittengeſez des Theils, iſt das Gute; ſeine freywillig übernommene Pflicht, auf den Zweck des Weltbeſten, als Theil, d. i. nicht nach einem Geſez der Heiligkeit oder Allmacht, ſondern als Theil, d. i. auf die Kraft ſeiner Exiſtenz eingeſchränkt, aber uneingeſchränkt nach einem idealiſch vollkommnen Plan zu wirken, und zwar progreſſiv. Alles was geſchieht, greift in das große Ganze ein und bewirkt das Weltbeſte. Dieſes iſt jedesmal vollkommen, d. i. mit ſeiner Natur völlig harmonirend, und mit den Bedingungen, nach welchen es ſeyn kann, vorhanden. Alles Böſe iſt ſcheinbar und nothwendiges Aggregat, zu Bewirkung des jedesmal möglichen Zwecks, nach der vorhandenen Möglichkeit ſeiner Exiſtenz. Inſofern es alſo in den allgemeinen Zweck eingreift, iſt es nach einem allweiſen Zweck vorhanden, das iſt, ſubjektiv gut, ſo fühlbar und ſchlimm es auch in objektiver Be-

ziehung auf einen Theil des Ganzen zu seyn scheint.

Daß die Vernunft eine progressive Vervollkommung der Theile annehme, wodurch das Ganze sich selbst vervollkommne, scheint keine bloße Ahndung zu seyn.

Zwar geht diese Vervollkommnung des Ganzen, nicht auf seine Existenz; zwar bleibt in ewigem Kreislauf, Unvollkommenheit der untersten Stufe der Bildung, in ewiger Existenz, als unterste Bedingung des Progressus, zwar ändert das vollkommne Universum sich nicht in Absicht seiner realen Existenz, als Ding: denn es bleibt in dieser Hinsicht ewig unveränderlich, und von gleicher Natur; aber unläugbar ist es, daß es in seinen Theilen unendliche Zusammensezzungen, als Eigenschaft seiner Natur und Veränderungen ihrer Zustände, in einem vorschreitenden Progressus zulasse. Das Ganze vervollkommnet sich also nicht als το ον, sondern in Rücksicht der Zustände seiner Theile, und eben, daß es die Natur besizt, alle Linien aller möglichen Veränderungen (Construktionen) seiner Zustände zu durchlaufen, begründet die Unermeßlichkeit und über alles Denken erhabene Natur sei-

ner Existenz, nach welcher es auf diese Art vorhanden ist, aus sich erzeugt durch Construktion und bildet, seine Theile in alle mögliche Zustände versezt, die sie durchlaufen können, ohne dadurch in der Natur des Wesens eine Veränderung oder einen Zusaz zur Vervollkommnung seiner Natur zu erleiden.

Daß für das Große Eine Ganze, und seinen in ihm allmächtig und allweise wirkenden Grund, weder Raum noch Zeit oder Succession statt finde, und seine Vervollkommnung, da es keine Succession hat, als Wesen, in der Beziehung auf die Existenz seiner Natur nach, nicht möglich sey, ergiebt sich schon aus der nothwendigen Voraussezzung, daß der höchste Grund und das höchste Wesen das allervollkommenste sey. Bey einer wirkenden, lebendigen, allmächtigthätigen Kraft aber, müssen Wirkungen angenommen werden, welche eben die Vervollkommnung der Zustände der Theile enthalten, wozu sie durch Verfeinerung, Constructibilität und Extensibilität ins Unendliche fähig werden *).

*) Ich würde hier zu sehr ins Detail gehen müssen, wenn ich dieses näher deduziren wollte,

Aber alles dieses entfernt die Ideen eines Dualismus in einer Existenz, welcher in sich schon eine Ungereimtheit enthält, sobald er Wesen verschiedener Arten annimmt. Er theilt so z. B. den Menschen in Geist und Materie, die beyde nur ein Wesen ausmachen sollen, und eben so geht er entweder auf die Behauptung über, daß die Kraft, die alles wirkt, ausser dem Universo (welches eben so viel ist, als gar nicht) wirke; versezt die Gottheit, da sie ausser dem All wirken soll, in den endlosen leeren Raum, und entzieht ihr alle Bedingungen, unter denen sie nach göttlichen Prädicaten, z. B. als allmächtig wirkend, doch vorausgesezt wird, da er überhaupt annimmt, daß das All, nicht das Ganze Unendliche anfülle, weil Gott sonst nicht ausser demselben gedacht werden könnte. Denn ist das eine Universum nicht Alles erfüllend, so liegen unendliche Weiten ausser der Welt, die in Ewige Entfernungen ablaufen, gegen welche die Existenz der Welt ein bloßer Punkt

wollte. Ich beziehe mich auf das XXII. Kapitel des Neuen Systems der Natur, über Gott, Welt, Intelligenzen und Moralität, wo ich dieses S. 163. ff. näher und weiter ausgeführt habe.

ist, und Gott wirkt eingeschränkt mächtig, nämlich auf den bloßen Punkt im Unendlichen, die Welt, und nicht weiter, da der leere Raum kein Gegenstand der Wirkungsfähigkeit seyn kann, weil er nichts enthält.

Wir sind also genöthiget, ein unendliches Universum anzunehmen, und Gott als die Bedingung aller Thätigkeit dieser Existenz, aufs innigste mit demselben vereint, als Natur des Alls, die wirksam ist zu einem Zwecke, der ihrer würdig ist. Er ist das το παν εν πασιν, das Alles, was und wie es ist, erkennt, und überall real gegenwärtig erkennen muß Er ist mit dem All ein einziges unermeßliches Wesen, von unermeßlicher Natur und Eigenschaft, und ausser ihm ist nichts mehr.

IV.

System der reinern Theologie.

Zweytes Kapitel,

Unendlichkeit Gottes.

Es erscheinen in diesem System allerdings fremde Gesichtspunkte, zu deren Rechtfertigung wir einiges anführen müssen, da sie der Lehre von den göttlichen Eigenschaften überhaupt zum Grunde liegen.

„Entziehen wir der Lehre von „Gott irgend Etwas von ihrer „Würde dadurch, daß wir Ihn als „Grund aller Existenz und Wir„kung im Universo annehmen?“

Mit nichten! der Rationalismus und die gewöhnliche Theologie, so wie das Christenthum behaupten nämlich alle eben dieses, nur daß sie den sonderbaren Widerspruch

feßſezzen, Gott wirkt in dem Universo, aber er iſt auſſer dem Universo. Daß iſt eben ſo viel, als Gott wirkt, wo er nicht iſt, folglich auch nicht wirken kann; er iſt im leeren Raum, wo keine Wirkung möglich iſt. Er iſt völlig getrennt von der Welt, und doch mit ihr in Verbindung: denn alles, was darin geſchieht, geſchieht durch ihn. Er iſt allgegenwärtig, und doch nicht in der Welt — allgegenwärtig ohne Bedingung des Raums: (allerdings iſt dies auch der Fall vorzüglich nach unſerm Syſtem: denn da er allenthalben im ganzen Unendlichen iſt, wo kein Raum ſtatt findet, ſo iſt er es ohne Bedingung des Raums, und nicht in einem Orte, ſonſt wäre er nicht allenthalben) und doch im Raume: denn er iſt auſſer dem Universo; er iſt nicht die große erhabene Natur des Univerſums, und doch die Urſache aller Erſcheinungen dieſer Natur — die Natur des Alls würde — nicht Natur ſeyn ohne Ihn, der Allem Leben allenthalben giebt, und doch iſt die Natur des

Als etwas wirkliches (Natur ohne Natur, so lange Gott nicht auf sie wirkt) Wir kennen die Eigenschaften der universellen Materie nicht, und doch behaupten wir, sie könne jene göttliche Natur nicht besizzen — Gott wirkt alles, ohne Materie, als Geist; die Materie, in der wir allein Wirkung sehen, wirkt also für sich nichts, und doch geschieht dies alles, ohne daß Gott in dem Universo gegenwärtig ist.

Lösen wir diese Widersprüche auf, so machen wir das Unmögliche möglich. Fassen wir alles zusammen, so entspringt daraus ein sonderbarer Canon: „Gott kann alles thun, „wo er nicht ist; nichts, wo er ist; alles ist „todt ausser Ihm, ohne Kräfte, ohne Fähig„keiten, und das Geringste, was im Universo „geschieht, geschieht dadurch, daß alles seine „Natur verläugnet, und wider sich selbst „wirkt, sobald er will."

„Gott kann alles, wo er nicht ist, thun."

Bey der Vorausſezzung, daß Gott auſſer der Welt gedacht werden müſſe, ergiebt ſich jener ſonderbare Saz, welcher dem Canon der reinen Vernunft widerſpricht: „Eine „Wirkung iſt nur in den Dingen möglich.“ Man nehme nur die menſchliche Exiſtenz als Materie und Geiſt. Wer wird als conſequenter Philoſoph behaupten: der menſchliche Geiſt vermöge, getrennt von dem Leibe, die Funktionen des menſchlichen Lebens hervorzubringen? Dann hörte der Tod auf, Tod zu ſeyn. So kann man nicht ſagen, die Elaſticität iſt vermögend, auſſer den Körpern, oder irgend eine Kraft, getrennt von der Körperwelt, eine Wirkung in denſelben hervorzubringen. Wirkungen ſind Reſultate der Bedingungen der Exiſtenz des Realvorhandenen, und werden nicht durch blos idealiſches Wollen in Bewegung geſezt.

Gott, als ein blos idealiſches Weſen, getrennt von dem Univerſo, würde das Reale demzufolge nie bewegen können, weil zur Bewegung des Sinnlichen eine bloße Idee des Willens nicht zureicht, ſondern eine ſelbſtbewegende wirklich vorhandene Urſache im Sinnlichen vorhanden ſeyn muß. Der

Mensch, der eine Kugel bewegen will, vermag durch seinen Willen diese Bewegung nicht hervorzubringen, sobald er sie nicht erreichen kann. Die bloße Idee hat keine Wirkung auf das Sinnliche: es gehört Vereinigung analoger Theile dazu, um dieses zu bewirken. Eine Bewirkung auf das Universum, ausser dem Universo, mit dem mächtigsten Willen gedacht, würde durch die Gottheit nicht möglich seyn, sobald eine bloße Idee der Grund derselben seyn sollte, weil die Erfahrung nachweist, daß die Materie nur durch das Gleichartige bewegt werden kann. Das Universum muß also in sich eine bewegende Kraft besizzen, eine Bewegungsfähigkeit, wodurch der Saz nachgewiesen wird: „Gott als Grund aller Bewegung ist im „Weltall als Natur desselben, oder als oberste Bedingung des Vorhandenseyns des Alls, „wie es ist."

Gott thut also nichts, wo er nicht ist, und kann als allerster Grund alles Wirkens, nur wirken wollen, wo er ist.

„Gott vermag nichts, da, wo er ist."

Das Petitum: „Gott ist ausser der „Welt“ sezt nothwendig die Begränztheit ihrer Größe und Ausdehnung voraus. Diese wiederum ausser dem Real-vorhandnen einen unendlichen leeren Raum, wo gar nichts anzutreffen ist. Die Ursache des Vorhandnen ist demzufolge nicht im Real existirenden, sondern im gar nicht existirenden aufzusuchen. Gott ist im leeren Raum. Da nun das Leere und das, was nichts enthält, kein Objekt seyn kann, um Wirkungen zuzulassen, so kann Gott da, wo er ist, schlechterdings nichts. Abgesondert von allem, was ist, wohnt er in ewiger Finsterniß, in der tiefsten Nacht des Nichts, in endloser Leerheit, besizt Nichts, und arm und entblößt von Allem, ist seiner unendlichen Dauer die Existenz in ewiger Leerheit bestimmt. Keine seiner Werke sind um ihn her. Getrennt von ihnen, erkennt er sie nicht, weis von ihnen nichts: denn die Materie wird nicht durch die Idee, sondern durch Vorhandenseyn in ihr, und durch Organe erkannt, wie alle Erfahrung nachweist. Ohne Macht, ohne Weisheit würde er selbst eine bloße Idee ohne Realität im leeren Raume seyn, und nicht seyn. Sich selbst

ein ewiger Widerſpruch, und die Welt wäre durch ſich ſelbſt, ſo herrlich wie ſie iſt, ſich ſelbſt ordnend und erhaltend mit endloſer Weisheit. Das Reale wirkt nur in Verbindung mit dem Realen, wer kann dies und mithin alle Erfahrung läugnen?

Nun wollen wir den weitern Grundſaz erläutern: „Gott auſſer der Welt, iſt dem ohnerachtet die Urſache aller Wirkungen in derſelben.“ Dieſes würde nothwendig das Petitum vorausſezzen: „Alles iſt todt, ohne Kraft, „ohne Fähigkeit wirken zu können — die „ganze Natur iſt ohne Natur, da ſie von ſich ſelbſt nichts kann: ſie muß gegen ihre „Natur wirken, ſobald Gott will.“

Daß eine ſolche Vorausſezzung bey obigem Grundſatz: „Gott wirkt auſſer „der Welt, alles“ nothwendig angenommen werden müſſe, ergiebt ſich ſchon daraus, weil bey Vorausſezzung des Lebens, thätiger Kraft im Univerſo und einer Fähigkeit wirken zu können, als in ihr, keine Wirkung auſſer der Welt auf ſie nöthig ſeyn würde. Nothwendig muß alſo das Univerſum ohne alle Natur und Leben an-

genommen werden, wenn der Grund derſelben auſſer ihr ſtatt finden ſoll.

Daß bloß ein weiſes Lenken dieſer Natur als lebend gedacht, auſſer ihr angenommen werde, iſt unzuläſſig: denn ſobald man dem Univerſo eine Natur zuſchreibt, ſo ſchreibt man ihr ein Weſen zu, das nach Geſezzen, d. i. nach Ordnung vorhanden iſt, ſich ſelbſt lenkt, und nach dieſen Geſezzen abläuft. Natur und Chaos ſind nicht ſynonimiſche Gegenſtände. Erſtere charakteriſirt Ordnung; leztere Verwirrung.

In dieſe Widerſprüche verwickelt ſich das Syſtem des Rationalismus durch unerweisliche Vorausſezzungen: ein Fehler, der allein ſchon hinreichend iſt, ſeine Unzulänglichkeit nachzuweiſen. Aber am ſtärkſten krönet er ſeine Irrthümer durch die Vorausſezzung einer unendlichen Macht, die auf ein höchſt geringes Weltdaſeyn wirken ſoll.

Giebt es nämlich eine „auſſer der „Welt“ ſo iſt die Gränzlinie ihrer Peripherie gezogen, und ein unendlich leerer Raum um ſie her behauptet. Da nun Unendlichkeit des Raums ohne alle Gränzen iſt, ſo wird

das Universum kaum in Berechnung seiner Größe das gegen das Unendliche, in dem sie ist, seyn, was der Atom gegen das Universum, das Gränzen hat, seyn muß. Die Macht, Größe und Weisheit Gottes ist also unendlich beschränkt, da sie blos auf das im Unendlichen sich verlierende Atom wirkt, und weiter nicht, als seine Peripherie zuläßt, wirken kann. Sie ist also, statt unendlich, beschränkt; statt alles Mögliche zu umfassen, auf eine Kleinigkeit begränzt, und gar keine Vergleichung zwischen dem, was eine durchs Unendliche wirkende Kraft, gegen eine auf einen Punckt im Unendlichen wirkende Kraft seyn würde, zulässig.

Allmacht und höchste Größe muß so weit reichen, als das Unendliche selbst. In ihm muß weder Raum noch Ort übrig seyn, wo sie nicht thätig auf etwas Real-Existirendes wirkte: mit andern Worten, das Universum füllt das ganze Unendliche an. In ihm wirkt allenthalben der Grund seines Vorhandenseyns aus sich selbst, und in allem Wollen und Vollbringen nach allweisem Wohlgefallen, herrscht allmächtig in ihm, als selbstständiger Natur seiner Existenz.

Er iſt an allen Orten: denn wo etwas iſt, iſt auch ſein Grund, nach dem es iſt, wie es iſt Die Himmel und aller Himmel Himmel umfaſſen ihn nicht. Er ſtrömt ſeine Weisheit in dem All, den Arm ſeiner Macht ſtreckt Er durch die Unendlichkeit aus und ruft: ich bin Ewig, bin Unendlich! Er iſt das Leben der Welt, der Verſtand, der durch alle Unendlichkeit reicht, der herrſchet, ordnet und lenkt, als allgemeine Kraft, als Grund aller Dinge, die ſind, und aller Veränderungen in den Zuſtänden ſeiner Theile. Er ſelbſt nur nach ſeiner erhabenen Natur, ewig unveränderlich, höchſt vollkommen und im Erkenntniß, daß, und wie er ſey, höchſt glückſelig: alles dieſes wirklich, nicht blos idealiſch.

Und warum ſollte dieſes einem Zweifel unterworfen ſeyn, da wir allenthalben dieſe allmächtige und allweiſe Wirkungen im Univerſo, ewig weiſe ablaufende Ordnung, ſelbſtſtändige Geſezze, und höchſt vernünftige Regierung des Ganzen gewahr werden! Ein Tag ſagts dem andern, eine Nacht thut es kund der andern. Wo die Stimme der Natur ruft, da ertönt die Stimme Gottes. Ich bin da, und nicht fern. Bete nun gegen

die aufgehende Sonne, oder ihren Niedergang: allenthalben ist er, allenthalben verehrst du ihn. Er ist nur einer, aber überall, ist Alles in Allem.

Keine Religion begünstigte dieses System, und überhaupt den Pantheismus mehr, als die christliche. Darum machte sie sogar mit Recht den Menschen „göttlichen Geschlechts:“ nach ihr ist er das Bild Gottes, der Abglanz seiner Herrlichkeit; und darum unsterblich und ewig.

V.

System der reinen Theologie.

Drittes Kapitel.

Ewigkeit Gottes, und alles dessen, was ist.

Die beiden Ideen, Existenz und Nicht-Existenz, können als ein Widerspruch nie mit einander verträglich gemacht werden, das ist, wenn die erstere als wirklich angenommen wird, so scheint leztere nie statt gefunden zu haben. Ist etwas, so war es von aller Ewigkeit her aus sich selbst: denn wäre vor ihm ‚Nichts' gewesen, und das Existirende aus ihm hervorgegangen, so müßten wir die Ungereimtheit annehmen, daß das Nichts eine dienliche Materie selbst sey, ein unendliches All aus ihm zu schaffen oder zu bilden. Da nun diese Ideen einen Widerspruch gegen sich selbst enthalten, und das Unding oder Nichts den Grund der Dinge oder des Wirklichen nicht vorstellen kann,

so müssen wir nothwendig annehmen, daß das Nichts auch nie existirt habe, da es überhaupt seiner Natur nach keine Existenz zuläßt, und daß, folglich, alles Wirklich-Existirende von Ewigkeit her gewesen sey.

Der Rationalismus bestritt zwar nie die Ewigkeit des höchsten Verstandes, oder Gottes; aber der Materie sezte er Ziel, und ließ sie aus dem Nichts hervorgehen. Die Inconsequenz dieser Behauptung erhellt indeß aus dem Obigen. Eine andere geht aus dem Petito hervor; „Der ewige Verstand war „eine Dauer ohne Anfang hindurch, vor al„lem Existirenden;" daraus aber entspringt die höchstsonderbare Consequenz: „der höchste „Verstand enthielt durch alle Ewigkeit die „Vorstellungen von Nichts"

Dieses ist eben so viel gesagt „als im „ewigen Verstande, waren überhaupt keine „Verstellungen." Denn wenn blos Nichts der objektive Gegenstand des subjektiven Denkens war, so enthielt das Denken keine Vorstellungen oder Kenntnisse, weil das Nichts kein Objekt für die Funktionen des Denkens liefert, folglich wirkliche Vorstellungen über dasselbe geradezu unmöglich sind.

Bey der Untauglichkeit des Nichts, als Subſtrat der Materie, ſind wir nun genöthiget, die Ewigkeit des Univerſums anzunehmen, weil es ohne ewig vorhanden zu ſeyn, nie exiſtirt haben würde; und zwar müſſen wir vorausſezzen, daß es immer vollkommen vorhanden war, vermöge ſeiner alles enthaltenden Exiſtenz und Natur, die immer ſich ſelbſt angemeſſen wirken mußte. Es iſt aus ſich ſelöſt, oder es enthält den Grund ſeines Vorhandenſeyns in ſich ſelbſt, wie es iſt, von Anbeginn, das iſt, es enthält einen allmächtigen Grund und eine allweiſe Natur, die in ihm alles ordnet. Da nun dieſer Grund nie von ſeiner Exiſtenz getrennt gedacht werden kann, weil es ſonſt einmal nicht vorhanden geweſen wäre, ſo conſtituirt ſich der Begriff der Unendlichkeit ſeines Grundes, oder die Ewigkeit Gottes von ſelbſt.

Könnten wir anmaßend genug ſeyn, den Grund des Univerſums vor demſelbigen, in der Ewigkeit; das Univerſum ſelbſt aber in der Zeit anzunehmen, ſo würden wir den Grund eines Nichts von aller Ewigkeit feſtſezzen, oder keinen Grund des Wirklichen, weil von Ewigkeit her, bis zum Anfange der Zeit, nichts exiſtirt haben müßte. Da aber das

Nichts als nicht existirend, auch keinen Grund überhaupt haben kann, so müssen wir annehmen, daß keine Gottheit von Ewigkeit her war, sondern erst mit dem Anfange der Dinge als Grund derselben mit ihnen hervorgieng.

Da übrigens das Wort Geist blos der negative Begriff der Materie ist, und eben dadurch etwas Nichtreales oder Nichtexistirendes vorausseżt, so würden wir nicht weiter kommen, wenn wir eine immaterriale Existenz des obersten Grundes aller Dinge, oder alles real Existirenden, vor demselben annehmen wollten. Die ganze unermeßliche Ewigkeit ohne allen Anfang hindurch, wäre die Gottheit ein negatives Noumenon gewesen, ohne alle Prädicate oder Bedingungen ihrer Existenz: denn da Nichts vorhanden war, worauf dieses negative Noumenon wirken konnte, so fehlte zugleich alles Objektive für sein Wirkungsvermögen, wenn man demselben so etwas zuschreiben könnte, und es ruhte in ewiger unseliger Unthätigkeit, Trägheit, Schlummer und Nichtbewußtseyn seiner Existenz, da es blos ein negatives Gedankending an sich selbst war. Für Macht, Weisheit, All-

gegenwärt u. s. w. war Nichts vorhanden, das ihre Anwendung zuließ, mit einem Wort: seine Funktionen beßanden in gar Nichts, seine Existenz, beym Mangel des Real-Vorhandnen, war eine Beziehung auf Nichts, und da dieses die Stelle des wirklich Existirenden einnahm, so war es der oberste Grund des Nichts, folglich selbst Nichts, weil der Grund des Nichts seinem Objekte adäquat existiren, das ist, nicht existiren mußte.

So enthält die Lehre des Rationalismus von der Präexistenz Gottes, vor dem Universo, als Complexus alles Wirklichen, einen sehr gefährlichen Dogmatismus, und leitet uns auf einen vernunftwidrigen Glauben, der vor dem stärksten Vorurtheile nichts voraus hat. Er würde uns auf einen Skeptizismus führen, bey dessen Ausmittelung die Kritik der reinen Vernunft, dieses ganze Lehrgebäude umstoßen müßte. Denn wenn die praktische Vernunft uns auch am Ende auf das Daseyn eines Grundes aller Ordnung im Universo und der zweckmäßigen Harmonie der moralischen mit der physchen Welt leitete, so wäre dadurch noch nichts gegen obige Beweise gethan,

und wir würden das Prinzip aller Ordnung und der darauf zielenden Gesetze im Universo annehmen, und von der sittlichen Welt behaupten müssen, daß sie entweder gleichewig mit der physischen sey, oder nur die besondere Vorstellungsart des allgemeinen Ganzen, von der Art seines Vorhandenseyns. Denn dadurch, daß wir zur Verdeutlichung unserer Meynungen, die moralische Welt von der physischen trennen, werden sie nicht selbstständige, besondere, von einander unabhängige Allgemeinheiten werden, sondern die moralische Welt wird nichts weiter, als die Idee der Ordnung, die in dem Universo, als Einem Wesen vorhanden ist, und den Begriff seiner ihm einwohnenden Natur constituiren. Moralische Welterisstenz ist nichts weiter, als die Bedingung der Anschauung für den menschlichen Verstand, unter welcher er im Universo Ordnung und Harmonie unter allen ihren Theilen bemerkt und ausdrückt; bemerkt, daß das Universum nicht ohne einen seiner Naturadäquaten höchst vollkommnen Zweck seines eignen Bestens vorhanden seyn kann; einsieht, daß alles, was er sittlich nennt, Wirkung der Theile des Universums zu diesem hohen Zwecke sey.

So wenig entkräftet die praktiſche Vernunft, die blos einen Theil der allgemeinen erhabenen Natur, ſowohl im Ganzen als in ſeinen Theilen ausmacht, und blos Reſultat der Allgemeinheit einer Exiſtenz mit einer höchſten und in den Theilen minder hohen Vernunft iſt, die Beweiſe von der Ewigkeit des Univerſums und ſeines Prinzips, daß es eigentlich mehr dazu dient, jenem Syſtem günſtig, als nachtheilig zu ſeyn. Denn die Kritik der reinen Vernunft wieß ſattſam nach, daß allem ſogenannten prioriſtiſchen Denken, objektive Exiſtenzen zum Grunde liegen müſſen, ohne welche alles Denken unmöglich ſeyn würde. Die praktiſche Vernunft maßet ſich überdem kein Urtheil über die Bedingungen der Welt-Exiſtenz an, und weiſt blos die Nothwendigkeit der Vorausſezzung eines Prinzips der ſittlichen Ordnung im Univerſo nach; überläßt aber der ſpeculativen Vernunft die gereinigten Begriffe vor den göttlichen Prädicaten hervorzuziehen, und dem ganzen Vernunftvermögen überhaupt, das Bemühen, Alles zu Prüfen und zu beurtheilen.

VI.

System der reinen Theologie.

Viertes Kapitel,

Gott ist die höchste Intelligenz.

Nähere Bestimmung, was Intelligenz sey.

Da nach unserm System, Intelligenz nicht das Wesen eines Dinges ausmacht, sondern Eigenschaft desselben ist, so gehört die Erörterung dieses Sazzes allerdings zu der Theologischen Lehre von den göttlichen Prädicaten.

Höchste Intelligenz — ist das Vermögen des Universums, sich nach allen Bedingungen seiner Existenz aufs vollkommenste zu erkennen.

Menschliche Intelligenz, das Vermögen des Theils des Universums, sich selbst adäquat, d. i. als Theil zu erkennen.

Obere Intelligenz erkennt mit vollkommenster Unabhängigkeit, weil das Universum selbst, als aus sich selbst, frey und unabhängig ist.

Leztere erkennt zwar mit Freyheit und Unabhängigkeit von Theilen auſſer sich; ist aber durch seine eigene Peripherie, als Theil eingeschränkt; daher verhält sich die Summe der Erkenntnisse der Ersteren wie Alles zu allem; Lezterer, wie des Theils zu sich selbst als Theil.

Hieraus entspringen die Begriffe von allervollkommenster, und unvollkommener Erkenntniß: erstere enthält Allwissenheit; lezte re Progressus im Erkennen.

Wenn wir eine höchste Intelligenz, oder Erkenntniß des Alls, unter allen Bedingungen seiner Existenz annehmen, so müssen wir ihr nothwendig zugleich das All, als Substrat der Erkenntniß coordiniren, weil ohne objektives Vorhandenseyn, keine Erkenntniß desselben möglich wäre.

Eben dieſes muß der Rationalismus, wenn er consequent urtheilen will: denn wenn er für das Erkenntniß-Vermögen nicht er-

was objektiv Reales supponirt, so fällt es von selbst weg, da Nichts kein Objekt des Erkennens überhaupt seyn kann.

Aber hieraus folgt auch von selbst, daß die Intelligenz keine Selbstständigkeit des Wesens oder Seyns enthalte; nie getrennt vom Objektiven, sondern immer in ihm, als Vermögen desselben selbst, gedacht werden müsse. Denn alle Erkenntnisse enthalten Vorstellungen von dem wirklichen, wenn sie richtig seyn sollen, und sind nicht imaginaire Vorstellungen: (welche selbst das, was seyn könnte, als wirklich sich unterlegen:) Da sie nun allenthalben, aller Erfahrung zufolge, nur in dem Objektiven angetroffen werden, auch ausser dem unendlichen Universo, in Ermangelung des Raums und Orts nicht statt finden können, so sehen wir uns schlechterdings genöthiget, auch die höchste Intelligenz im Universo selbst, als Natur seiner Existenz, und als oberste Bedingung, unter welcher allein es vorhanden seyn kann, anzunehmen.

Daß wir uns hier nicht mit leeren Hypothesen herumquälen, dafür sichert und bürgt uns alle Erfahrung. Alle Weltordnung, aller Welt Zweck, alle Erscheinungen, die dar-

auf leiten, finden wir nicht auſſer, ſondern in dem Univerſo. Alle Erkenntniſſe der Intelligenz laufen auf Beſtimmungen für das Objektiv-vorhandne ab, und auf gar nichts auſſer dem unendlichen Ganzen. Sie enthält alſo alle Kenntniß deſſelben im Ganzen, und in allen Theilen, die das Ganze ausmachen, alſo Erkenntniſſe des Ganzen, in ſeinen Theilen; und folglich unbedingt Erkenntniß des ganzen von ſich ſelbſt.

Wäre dieſes nicht der Fall, und könnten wir durch irgend eine zuläſſige Hypotheſe, eine höchſte Intelligenz auſſer dem unendlichen All vorausſezzen, ſo müßten wir auch annehmen, daß das Unendliche nicht der Inhalt ihrer Erkenntniſſe allein wäre, ſondern daß es auſſer demſelben noch Objekte für die Erkenntniß der höchſten Intelligenz gäbe, welches aber einen Widerſpruch in ſich enthält, da alles Objektive im Unendlichen ſchon begriffen iſt, und auſſer demſelben oder dem Objektiven die Gränzlinie des Nichts anfängt. Ja, es hieße, die Begriffe des Unendlichen verwirren, ſobald wir ein Auſſer ihm oder gar Objekte der Erkenntniß feſtſezzen wollten, da das Univerſum in ſeinem Begriff bereits Alles enthält.

Wollte man annehmen, es gäbe noch die Erkenntniß *seiner selbst*, als auſſer dem All, ſo müßten wir zugleich das unerweisliche Petitum vorausſezzen, daß es negativer Art wäre, d. i. auch in keiner Beziehung auf etwas objektiv Exiſtirendes vorhanden; daß es ſelbſt nichts objektiv Exiſtirendes enthielte; daß es für ſich ſelbſt ein negatives Gedankending wäre, weil alles Wirkliche zum Univerſo gehört; daß es ein Nicht-Ding ſelbſt ſey, da es nichts an ſich hat, was objektive Realität enthalten kann, und von ſich ſelbſt Nichts erkennen kann, da in ihm nichts Objektives zum Erkennen vorhanden iſt.

Denn ſelbſt die bloße Idee „*Ich bin*" worauf ſich alles reduziren würde, ſezt nothwendig eine objektive Realität der Exiſtenz voraus; da nun aber alle Exiſtenz zum ganzen Vorhandenen gehört, ſo würde ſelbſt dieſe Idee nur die Idee des Univerſums von ſich ſelbſt ſeyn, da nur das Univerſum objektiv exiſtirt, und mit Recht jene Idee haben kann.

Daß die unvollkommne Intelligenz, um ihrem Mangel zu Hülfe zu kommen, im allgemeinen menſchlichen Erkenntnißvermögen gewiſſe Syſteme bildete, Claſſifikationen des Einen Erkenntnißvermögens machte; zwiſchen

Urtheilskraft, Vernunft, Verstand, Imagination, obern und untern Begehrungsvermögen, empirischen und praktischen Gesezzen unterscheidet; daß sie Eintheilungen macht, womit sie sich das Erkennen selbst erleichtert; daß sie von Begriffen a priori, und aus der Erfahrung redet: alles dieses hat seinen guten Nuzzen, und wir sind überzeugt, daß es von dem größten Vortheil ist; aber dies alles hindert nicht, daß alle diese Vorstellungsarten nicht Resultate einer objektiven Existenz mit einem Vermögen, dies alles leisten zu können seyen. Es ist hier überhaupt nicht die Rede, wie die Intelligenz verfahre, um zu erkennen, sondern ob sie „Entweder selbstständiger Natur, und von allem Empirismus entfernt," oder, „ob sie Natur des Empirismus selbst sey, „oder das Vermögen desselben, von sich selbst „Erkenntnisse zu erhalten?"

Ueber Obiges kann unter uns nie ein Streit entstehen, da der Philosoph bei allen seinen Abtheilungen des Erkenntniß-Vermögens überhaupt, in Urtheilekraft, Vernunft, Verstand ꝛc. nicht eben so viele selbstständige unabhängige Existenzen besonderer Wesen macht, sondern sie alle einem und demselben Vermögen beilegt. Hier ist blos die Rede da-

von, ob es einen Dualismus der Welterisstenz so wie der menschlichen; ob es in einem Wesen zwey von einander völlig verschiedene Naturen, eine geistige und physische; eine Intelligenz, und eine besondre Sinnlichkeit gebe.

Meine Meynung geht auf eine Natur alles Vorhandenen; jene der Rationalisten auf den Dualismus der Naturen in einem Wesen. Der Moralist redet sogar von widerstreitenden Naturen, in einem Wesen: und ob dieses oder jenes Wahrheit sey, dahin geht unsere Untersuchung. Kant macht einen fast ähnlichen Unterschied: „Sinnlichkeit, ist die Receptivität unseres Gemüths, Vorstellungen zu empfangen, so fern es auf irgend eine Weise afficirt wird; „Verstand, ist das Vermögen (unseres Gemüths?) Vorstellungen selbst hervorzubringen, oder die Spontaneität des Erkenntnisses."

Ich wünschte sehr, Kant hätte uns deutlich angegeben, was er unter dem Tertio verstehe, in welchem er die Receptivität, und Spontaneität überhaupt annimmt. Ist es die allgemeine Quelle des Erkenntnisses, so findet er in Einem Wesen ein Vermö-

gen ſinnlicher und logiſcher Vorſtellungen, gemeinſchaftlich, im Gemüth. Er weiſt nach, daß ſie beide, keines ohne das andere beſtehen können: „ohne Sinnlichkeit, würde „uns kein Gegenſtand gegeben, und ohne Ver„ſtand keiner gedacht werden; deswegen, fährt „er fort, darf man aber doch nicht ihren An„theil vermiſchen, ſondern man hat große Ur„ſache, jedes von dem andern ſorgfältig ab„zuſondern; daher unterſcheiden wir Aeſthe„tik und Logik“

Wir haben im Grunde gegen dieſes alles nichts einzuwenden, in ſo ferne es die Form iſt, wonach wir den Gang des obern Erkenntniß-Vermögens: (des Gemüths) überhaupt beſtimmen. Ja, dies muß uns den Vortheil leiſten (da demſelben Sinnlichkeit und Verſtand zugleich zugeſchrieben wird) es für uns anzuwenden. Der Dualismus der menſchlichen Natur wird dadurch aufgehoben, indem Einem Weſen die Natur beigelegt wird, ſinnlich gewahr zu werden, und das Vermögen, Vorſtellungen hervorzubringen. Es wird hier alſo in Hinſicht auf unſere Unterſuchung nichts gegen ſie entſchieden, ſondern die Natur unſerer Exiſtenz analytiſch nachgewieſen und bezeugt, das al-

le Verschiedenheiten und Classifikationen und Distinktionen, welche systematische Ordnung erfordern, nicht verschiedene Quellen, als besonders in Einem Wesen existirend, nöthig machen, sondern alle gemeinschaftlich auf Eine Quelle, die Existenz des Menschen, wie sie ist, zurück laufen.

Kaum sollte ich glauben, daß der Kantische Begriff von „Geist“ hier uns entgegen sey. Denn er gesteht ein, daß er „Ein „unbekanntes und unbegreifliches Etwas sey, „von dem wir weiter nichts wüßten, als „daß es das Subjekt unserer Gedanken ist, „und das blos darum als einfach gedacht „wird, weil wir es von den Beschaffenhei„ten (Accidenzen) unsers Körpers unterschei„den müssen. Als existirend wird es zwar „mit dem Verstande gedacht, aber nie durch „Sinnlichkeit wahrgenommen. Er selbst ist „= X, und seine Bestimmungen, Substanz, „Einfachheit u. s. w., die Coefficienten „dieses X, sind leer und ohne Inhalt. Die „Vorstellungen als Prädicate dieser Substanz „müssen insgesammt davon unterschieden „werden; mithin bleibt nichts von allem „dem, was wir an unserer Seele Wirkli-

„ches wahrnehmen können, dem Geiste „übrig.“

Wir wollen hier alles auf einmal zusammennehmen, ehe wir urtheilen, was weiter über die Existenz des Menschen gesagt wird, und die Wesen, die diese Existenz ausmachen.

„Die Seele ist:

1. das denkende und wollende Ich überhaupt,

2. das Lebensprincip der Materie insbesondere.“

„Das Ich, das Selbst, die Seele bedeutet

1. die Seele, als Erscheinung, als den Gegenstand des innern Sinnes, mit allen innern Wahrnehmungen.

2. das transcendentale Subjekt der Gedanken, welches wir blos durch das transcendentale Bewußtseyn, das alle Vorstellungen begleitet, uns vorstellen.

3. die Seele, als Ding an sich selbst. Von dieser kennen wir gar keine Prädicate.

„Intelligenz bedeutet ein vernünfti„ges mit Freyheit begabtes Wesen. Die „reine Intelligenz wird von aller „Sinnlichkeit des Erkenntniß- und Begeh„rungs Vermögens abgesondert, gedacht.“

„Sinnlichkeit ist das Vermögen der „Seele, von den Dingen modifizirt, afficirt „und dadurch Eindrücke, Vorstellungen von „den Dingen zu empfangen. Sie wird in „äussere und innere Sinnlichkeit abgetheilt.

1. Die äussere ist diejenige, welche keine Selbstthätigkeit voraussezt, sondern durch etwas anders vom vorstellenden Subjekte verschiedenes auf gewisse Weise afficirt wird. Z. B. die fünf Sinne.
2. Die innere ist diejenige, welche die Eindrücke anschaut, die von dem selbstthätigen Vorstellungs- Vermögen hervorgebracht sind.“

„Materie, ist ein Gegensaz des Gei„stes — die Substanz der Körper, das Be„wegliche, das einen Raum erfüllt, was an„dere bewegt, und was überhaupt ein Ge„genstand einer äussern Erfahrung seyn kann.“

Nun zum Urtheil, über diese Säzze des Neuen Systems. Niemand kann und

wird Etwas gegen alle diese Dinge einzuwenden haben, sobald sie blos Formen der Vorstellungen des Menschen von sich selbst sind; aber alles, sobald ein Jedes „für „ein Ding an sich selbst“ ausgegeben wird. Der Mensch bestünde dann aus fünf Dingen an sich selbst. Aus Geist, einem unbegreiflichen Etwas — aus Seele, als Ding an sich selbst ohne Eigenschaften — aus Sinnlichkeit, als Organ und Ding an sich selbst — aus Materie, als Substanz des Körpers und Ding an sich selbst; und aus Intelligenz, als unsinnliches, vernünftiges und freyes Wesen.

Nehmen wir es ernstlich so, so wird die Philosophie zum Spiel der sich allenthalben einmischenden Einbildungskraft, die allenthalben den sechsten Platz, als Ding an sich selbst, einnehmen würde, wozu wir noch die Vernunft, den Verstand als Nro. 7. und 8. als Dinge an sich selbst, hinzufügen könnten.

Die Achtfachheit unser einfachen Existenz als Mensch, diese vielfache Naturen in Einem Wesen, oder Acht Dinge in Ei-

dem Dinge, constituiren schon eine arithmetische Absurdität, und das Zutrauen zu dem Scharfsinn unserer Philosophen nöthiget uns anzunehmen, daß sie unter Substanzen und Dingen mehr die Prädicate des Einen wirklichen Dinges, in dem sie angetroffen werden, dem Menschen, als Ein Wesen, mit Einer Natur, die alle jene verschiedene Eigenschaften in sich vereiniget, verstehen, als daß sie die Inconsequenz zum höchsten Grade eines numeralischen Widerspruchs, durch Behauptung von Selbstständigkeit der angezeigten Dinge, als Dinge an sich, übertreiben sollten. Indessen können wir nicht verbergen, daß wir noch vieles Fehlerhafte in der Methodik der Philosophen finden, zu wenig Genauigkeit in den Ausdrücken, zu viel Unbestimmtes im Vortrage und zu viel Zweydeutiges, das allerdings manchen verleiten könnte, Ihnen Meynungen anzudichten, welche sie auf einfache Sätze angewendet, als z. B. 8 = 1, oder 2 = 1 als Ungereimtheit verwerfen würden. Dies wäre aber allerdings auch bey Ihnen der Fall, sobald nur zwey Wesen, Intelligenz und Materie, Eine Existenz vorstellen sollten, als Mensch, und würde

gleich seyn dem Widerspruch: $1 \times 1 = 1$, da $1 \times 1 = 2$ ist.

Eben diese Beschaffenheit hat dieses in Rücksicht des Universums. Universum ist der gegebene Gegenstand als vorhanden durch die Erfahrung nachgewiesen. Seine Natur ist die Verknüpfung seiner Theile nach dem allgemeinen Gesezze, das seine Existenz überhaupt enthält; ist die synthetische Einheit aller Dinge, die absolute Bedingung der selbstständigen Existenz selbst. Alle formale Bedeutungen, die wir ihr, zur Einführung einer systematischen Ordnung, zur Erleichterung unseres Erkenntnisses unterschieben, adhäriren oder inhäriren ihr nicht wesentlich, sondern sind bloße Formen des Denkens überhaupt, die in dem Objektiven seiner Existenz nichts verändern. Wenn wir also von dem Universo, was und wie es wirklich sey, reden, so dürfen die logischen Formen, die vielfachen Abtheilungen, die wir machen, nicht als Dinge an sich erscheinen oder sich anmaßen, Dinge ausser und neben dem Universo, als ein von demselben getrenntes Prinzip seiner Existenz anzunehmen; sondern wir müssen die Selbstständigkeit Eines Universums, das den Grund

seiner Existenz in sich selbst enthält, nothwendig festsezzen, weil wir sonst das Formale mit dem Objektiven vermischen.

Dieses constituirt auch den Begriff der Intelligenz überhaupt, und nach ihm ist die Behauptung, daß sie ausser der Materie Ding an sich selbst sey, bloße Form, uns das Ganze und den Mensch als Theil zu denken, ohne daß wir durch das Formale des Denkens berechtiget werden, einen Dualismus der Naturen in Einem objektiven Wesen anzunehmen; im Gegentheile, bleibt ungeachtet dieser Form, das Objektive Ein Objekt, unter der Bedingung, nach welcher es als Ein Wesen vorhanden ist, dessen Eine Natur Eigenschaften, die auf verschiedene Punkte ausgehen, besizt.

Dem zufolge ist also die höchste Intelligenz ein Prädicat oder Theil des Universums, nach welchem es sich selbst erkennt, ordnet und mit unabhängiger Freyheit wirkt; die gesammte synthetische Einheit des Existirenden aber, von welcher die höchste Intelligenz einen Theil ausmacht, ist die alleumfassende Gottheit, in höchst vollkommner Existenz, mit allen jenen herrlichen Prädicaten versehen, welche wir im Ganzen gewahr werden und ihr zuschreiben müssen.

VII.

System der reinen Theologie.

Fünftes Kapitel,

Allweisheit Gottes.

Nachdem wir nachgewiesen haben, was wir unter der höchsten Intelligenz verstehen müssen, so gehen wir zu den Eigenschaften über, welche ihr zukommen.

Noch wiederholen wir hier, was wir bereits angemerkt haben, daß zur Erleichterung philosophischer Deduktionen, und zur Verdeutlichung gegebener Sätze, eine formale Classification in dem Gebiete der Einheit des Universums gar wohl zulässig sey, wenn wir uns nur sorgfältig hüten, aus formalen Eintheilungen, nicht real und getrennt existirende zu machen. Wir können demzufolge allerdings im Universo, um unserm Denken zu Hülfe zu kommen, eine Verstandes- und Sinnenwelt anneh-

annehmen, wenn auch beide, real gedacht, in ein Universum zusammenfließen, von welchem Denken und Empfinden nicht selbstständige Existenzen, aber doch vorhandene Eigenschaften sind. Die Eine Welt denkt und fühlt: dies sind allerdings nur Prädicate der Existenz, nicht Bedingungen verschiedener Existenzen.

Demzufolge gehen wir zu den intellektuellen und sensuellen Eigenschaften des Universums über, und rechnen zu den Ersteren, Allweisheit, Allwissenheit und Heiligkeit in eigentlichem Verstande, Gerechtigkeit und Güte, in uneigentlichem Verstande; zu den Leztern: Allgegenwart, Allmacht, und ununterbrochen thätige Wirksamkeit (Vorsehung).

Unter der Weisheit der höchsten Intelligenz verstehen wir die Eigenschaft Gottes, vermöge der Alles nach dem bestmöglichsten Zwecke vorhanden ist, und seyn muß.

Da das Universum unendlich und ewig ist, so enthält es den Stoff zu allem Sittlich- und Sinnlich-Möglichen, d. i. der höchste

Verstand muß alles in dem Universo antreffen und real vorhanden wirken können, was Er sich zu denken vermag. Die Uebersicht des Ganzen ist Allwissenheit; die Benuzzung alles Vorhandenen, und dessen Einrichtung zum vollkommensten Zwecke, Resultat der höchsten Weisheit.

Sezzen wir nun alles Mögliche nur als solches im Universo voraus, so denken wir uns ohne die Eigenschaft der Allwissenheit ein chaotisches Ganzes unter einander, ohne Gesezze, ohne Ordnung, ohne Einrichtung, überhaupt im verworrensten Zustande. Uns unvollkommnen Wesen, mit eingeschränkter Wissenheit, und Weisheit (da wir als Theile, das Ganze zu erkennen nicht fähig sind) erscheinen auch bei Voraussezzung der höchsten Weisheit, in der sittlichen und sinnlichen Welt, noch so viele Dinge nicht an ihrem Orte, nicht gut, was sie doch wirklich sind. Unser eingeschränkter Verstand redet von Gutem und Bösen, Bildung und Verderbtheit; Glück und Unglück; Organisirung und Zerstöhrung; Belohnungen und Plagen; Recht und Unrecht; Zweckmäßigkeit und Verwirrung, da doch alles dieses dem Guten entgegen gesezt,

nur leerer Schein, nur Resultat einer unvollkommnen Uebersicht des Ganzen ist.

Bei der höchstvollkommnen Existenz desselben, kann in demselben kein Theil vorhanden seyn, der ihm nicht selbst entspräche, oder der mit ihm heterogen wäre. Der oberste Zweck desselben ist, aufs vollkommenste, d. i. ganz seiner Natur angemessen vorhanden zu seyn, und darum muß alles, was ist und geschieht, als nothwendiges Aggregat dieser Existenz angenommen werden.

Die höchste Weisheit, als Eigenschaft der allgemeinen Existenz muß alles, was ist, gut zu ordnen verstehen, wissen, welchen Plaz jedes einnehmen müsse, um in den allgemeinen Zweck einzugreifen. Ja es kann und darf weder Etwas Ueberflüssiges (weil sonst der Zweck gehemmt werden würde) noch etwas zu diesem Zwecke undienliches vorhanden seyn, weil sonst das Ganze und die höchste Weisheit begränzt, und im Streite mit sich selbst seyn würde.

Die höchste Weisheit ordnet aber, vorerst nach einem allgemeinen Zwecke, dem Weltbesten, welchem alles andere nothwendig

nachstehen muß; da sie aber eine gränzenlose Macht mit einer alles umfassenden Weisheit verbindet, so ist sie auch im Stande, in der sittlichen und sinnlichen Welt alle erfoderliche Anstalten zu treffen, daß der allgemeine Zweck den besonderen Zweck, wonach die Theile vorhanden sind, nicht beeinträchtige. Hieraus entspringt eine gränzenlose Harmonie zwischen dem Gang der Begebenheiten, wonach Theile zu ihrem Zwecke geleitet werden, und dem unermeßlichen Gange der universellen Thätigkeit zum allgemeinen Zwecke d. i. die Bestimmungen aller Theile zusammengenommen, zielen auf ihre Vollkommenheit; die volle Totalität auf das Welt- oder oberste universelle Beste.

Da aber blos der allumfassende Verstand einsehen kann, wie alles geordnet werden müsse, um dem obersten Zwecke des Weltbesten zu entsprechen, so muß freylich manches vorfallen, wo der begränzte Verstand des Menschen (als Theils) ausrufen muß: wie unerforschlich ist der Weg deiner Weisheit, und wie unergründlich der Gang deiner Vorsehung!

Wir werfen nun einen Blick auf Sitten- und Sinnenwelt. Giebt es nicht Tugend und Laster, giebt es nicht Bil-

dung, und Zerstöhrung der schönsten Werke Gottes in dem Weltall? so ruft der begränzte Verstand, der es wagt, seine Gränzen zu überschreiten, und der höchsten Weisheit, die Einsichten eines eingeschränkten Erkenntniß-Vermögens, zum Regulativ ihres Handelns vorzuschreiben.

Aber man werfe nun einen Blick zurück in das Ganze. Alles Mögliche ist der Inhalt des Ganzen der sittlichen und sinnlichen Welt. Alles dieses muß nothwendig vorhanden seyn, von der untersten Stufe der Vollkommenheit, des Werths, und der Würde; alle mögliche Weltbegebenheiten constituiren das Ganze dessen, das geschehen muß. Das allerunterste Gute, das den lezten Funken seiner Natur in sich verbirgt, und nicht erkennen läßt, muß in der Allgemeinheit der Sittenwelt eben so gut vorhanden seyn, als das höchste Gute, das im Glanze der höchsten Heiligkeit, das ganze Universum umstrahlt; aber Nichts überhaupt, was das Weltbeste bestreiten oder es hindern könnte: denn es wäre widernatürlich. Die Sache der alles übersehenden Weisheit ist es nun, zu ordnen, daß alles an dem Orte sey, wo es am dienlichsten auf den Weltzweck wirke; wo es von Glied zu Glied

eingreiffe und hinaufwirke. Daher entspinnt sich das höchst weise System der Weltordnung, nach welchem Ursache und Wirkung keine Glieder überspringen, sondern sich immer zunächst wirken, oder das System der Bildung in der sinnlichen und der sittlichen Welt, der Progressus der Ordnung, die Gesezze der sittlichen und sinnlichen, die unabhängig und nothwendig ewig sich selbst gleich bleiben: daher unverrückte Harmonie zwischen beiden, und beider mit dem allgemeinen Weltbesten.

Daß auch durch alles Mögliche, was geschieht, der Zweck der höchsten Weisheit oder das Weltbeste nothwendig hervorgebracht werden müsse, ergiebt sich noch näher aus der Natur der Theile des Ganzen.

Wir finden nämlich bey näherer Untersuchung, daß alle Thätigkeit der Theile, Thätigkeit des Universums selbst ist, dessen höchste Weisheit alles ordnet, und dessen Macht alles zum großen Zwecke leiten kann.

Daher werden wir bey aller Eingeschränktheit der Theile mehr oder weniger Funken der Natur des großen Ganzen in ihnen gewahr, und alle führen das Gepräge der Göttlichkeit in sich. In der ganzen

sinnlichen Welt finden wir Bildungs Trieb, (Tendenz zu Extension, Construktion, oder Veränderung der Zustände; und zu einer endlosen Palingenesie) alles strebt nach dem endlosen Unendlichen, in seiner Vervollkommnung hervor; alles fühlt Spannungskraft, seinen Standpunkt zu verlassen, und strebt rastlos vorwärts; jedem ist sein Punkt zu enge, und treibt und bemüht sich nach stärkerer Peripherie. In der sittlichen Welt, zeigt den göttlichen Strahl, der im Theile webt, das Streben nach sittlicher Vollkommenheit — nach Erweiterung seiner Einsichten und Kenntnisse; der gränzenlos umherschweifende Blick der Vernunft, der immer weiter und weiter umfaßt, und gern das Ganze umfassen würde; überall eine gränzenlose Tendenz, zur Urquelle hinauf zu strömen, und Nichts übrig zu lassen, was erkannt oder empfunden werden könnte; daher überall Ueberspannung über das Maaß vorhandner Kraft, Neigung und spornende Triebe, nicht zu bleiben, was man ist.

Wären die Theile nicht jener Natur, die dem Allgemeinen anhängt, so fände dies Alles nicht statt. Jeder würde sich ruhig auf den Moment seiner Existenz einschließen.

Im Menschen wäre weder Federkraft noch Spannung. Seine Natur wäre seiner Existenz proportionirt, da sie sich jezt als Theil der Natur des Ganzen zum Ganzen verhält, zwar eingeschränkt durch seinen Stand-Punkt; aber nicht durch seine Natur. Seine Lage ist Proportion auf ein gegebenes Etwas; seine Natur, Proportion auf das Unendliche. So kennt die Natur weder Schranken noch Gränzen. So ist die höchste Weisheit, sich angemessen thätig und wirkend allenthalben und überall; so zeigt das Streben des Theils, die Unermeßlichkeit ihrer Kraft, und sichtbar wirkt sie überall auf einen unendlich vollkommnen Zweck.

Haben wir diesen Gesichtspunkt erst festgesezt, so wirds uns leicht werden, das Bemühen auf den allgemeinen Zweck, in jeder Thätigkeit des Theils wahrzunehmen. Alles, was geschieht, bezieht sich auf die jedesmalige Verbesserung seiner augenblicklichen Lage. Irrthum scheint manches, und ist es auch wirklich in Beziehung auf die Plane des Theils; ist es aber nicht in Beziehung auf den Weltzweck. Da das Ganze stufweise verfährt, so ist jede Handlung ein schickliches Glied in der Verkettung des

Allgemeinen, und greift in den großen Plan ein. Der ermordete Mensch nähert sich einer höhern Bestimmung, und ihm ist Wohlthat, was im Mörder Frevelthat ist. Der Mensch paßt allenthalben ins Ganze und findet den gewissen Standpunkt der Thätigkeit in seiner ewigen Existenz. Der Mörder zerrüttet die Ordnung in Beziehung auf Theile, und befördert sie in Beziehung aufs Ganze. Er kann und wird seine Handlung nicht eher begehen, bis der Ablauf der Ordnung vorbereitender Gesezze die Epoche seiner Handlung herbeyführte. Er wird der Gesellschaft ein schädliches Glied der Gesellschaft scheinen. Ein anderer Ablauf der Ordnung der Dinge, giebt durch sogenannte Bestrafung, die deshalb immer gerecht ist, ihm selbst den Gang, wodurch alles wird, wie es seyn soll; und das Gesez, das bestraft, wirkt eben so stark in die große Verkettung der Dinge, als die Handlung des Verbrechers, dessen Thätigkeit, wenn es Zeit ist, spät oder frühe gehemmt und ihr eine andere Linie angewiesen wird. Immer mag der eingeschränkte Blick auf isolirte Lagen die Frage aufwerfen: ist der Verbrecher strafbar? und sie bejahen. Seine Bejahung, wenn sie vorfällt, greift so-

wohl in die allgemeine Verkettung des Ganzen ein, als die Handlung, die mit dem Naturgange zusammenhieng, und den Weltzweck befördern half, indem sie sonst nicht hätte geschehen können. Denn die Natur heilt nicht Gebrechen in ihren Gesezzen, oder bedient sich einer palliativen Curart, um die Unordnung in sich selbst zu bessern, d. i. sie verfährt nicht chaotisch und ohne feste Gesezze, sondern sie wirkt nach festen vorhandnen Gesezzen, nach welchen alles geschehen muß, was geschieht, indem es in der Reihe der Dinge nöthig ist. Hätte etwas Besseres die Stelle einnehmen können, so würde es der höchsten Weisheit nicht entgangen seyn; so würde etwas anderes geschehen seyn, als geschah.

Aber, führen wir nicht einen gränzenlosen Fatalismus oder Determinismus, durch dieses System ein? Ja! und Nein! wie wir es nehmen müssen. Es giebt nämlich eine unbestreitbare Erscheinung in der Welt, nämlich: der Theil ist seiner Natur nach unabhängig und frey, als Theil des unabhängigen Ganzen; seiner Lage nach als Theil aber, ist er eingeschränkt, und steht unter den nothwendi-

gen Gesezzen der Welt-Einrichtung. Seiner Natur nach erscheint er, als Theil der unermeßlichen Natur frey mitwirkend auf das Beste des Ganzen: darum enthält er die Kraft, alle Handlungen, die nothwendig zum Weltbesten sind, zu realisiren; aber diese Theilnehmung an der allgemeinen Freyheit und Unabhängigkeit der universellen Natur bestimmt mitwirkend seine Handlungen als nothwendig, sobald Nebenursachen damit zusammenhängen.

Wir nehmen den gegebenen Fall eines Mörders. Es ist deutlich, daß ein Mord, als erste Bedingung voraussezze, daß er geschehen könne, oder nicht geschehen könne. Ihn zu begehen, sezt also allerdings ein freyes Vermögen in dem Mörder voraus, als Mensch, entweder ihn zu vollenden, oder das Gegentheil zu thun. Im Ganzen also besizt er allerdings das freye Vermögen, sich nach Gründen zu bestimmen, und die Gründe gewahr zu nehmen. Anders wird die Sache, wenn wir nun den Menschen auf eine gewisse Lage einschränken, welche durch die Weltordnung eingeleitet ist, und alle Umstände so zusammentreffen läßt, daß die Gründe dafür stärker sind, als die dagegen.

In der Handlung selbst erscheint er, als determinirt durch Gesezze, denen er sich aber selbst d. i. freywillig unterwirft, weil er durch freyen Gebrauch seiner Natur sich zugleich dazu bestimmt. Freyheit im Gebrauch, und Nothwendigkeit in der Ausführung reihen sich an einander. Die Voraussezzung, ihn begehen zu können, zeigt seine Unabhängigkeit nach, die Vollendung, zutretende Bedingungen der Nothwendigkeit, d. i. der Mensch hat Freyheit sich zu bestimmen: aber wenn er von dieser Freyheit Gebrauch machen, und sie realisiren soll, so muß er Etwas thun, das ihr entspricht, sonst wäre sie ein leeres Gedankending. So lange er also überlegt, ist er frey. Sobald er handelt, hört der Gebrauch der Freyheit auf, weil er sich in ihrem Gebrauch zu Etwas bestimmen muß, und nach der Vollendung zu nichts anderm mehr bestimmen kann.

Diese Gränzen, welche aus dem Gebrauch der Freyheit unmittelbar bestimmt werden, fesseln indessen die freyen Wesen an keinen Fatalismus; weil sie selbst den Grund der Nothwendigkeit enthalten, das ist, immer als freyhandelnd erscheinen.

Die höchste Weisheit findet sich in fast ähnlichem Falle: denn sobald sie Etwas nach dem Gesezze der höchsten Freyheit gewählt und realisirt hat, so kann sie einer vollendeten Wirkung nicht das Gepräge einer unvollendeten mittheilen. Der einzige Unterschied ist, daß der Theil oft einen Zwang in einzelnen Lagen, die Wesen ausser ihm vorbereiteten, fühlen kann, so frey übrigens der Grund seiner Handlungen ist, und daß dieses bey einem Wesen nicht statt findet, das zugleich die Herbeyleitung der Concurrenzen in seiner Hand hat. Nebenumstände können die Menschen im Gebrauche der Freyheit modifiziren, als nicht von ihm eingeleitet; welches aber bey Gott nicht statt finden kann.

Man könnte einwenden, daß diese Lehre ein falsches Licht auf die Gottheit werfe, und daß wir sie zur Theilnehmerinn an menschlichen Verbrechen machten, da wir behauptet haben, der Mensch als Theil des Universums, sey von dessen, d. i. göttlicher Natur. Nun ist nichts gewisser, als daß daraus folge, daß die Gottheit eigentlich der Grund des sogenannten Verbrechens sey.

So wahr diese Folgerung ist, so wenig entscheidet sie zum Nachtheil der Gottheit. Vorerst müssen wir unsere Schein-Beschuldigungen prüfen, und sodann einen Blick auf die ganz besondere Natur der Theile im Universo werfen, nach welcher sie, obgleich Theile des Ganzen, doch wieder jeder für sich ein besonderes Ganzes ausmachen.

Angenommen, der ganze gefolgerte Saz sey richtig, und die Gottheit nehme dadurch Theil an dem Tode eines Ermordeten, daß die Natur des Menschen ein Theil ihrer Natur ist, so ergiebt sich daraus doch nichts, was uns berechtigen könnte, das Urtheil über die Handlungsweise eines Menschen, auf die Gottheit überzutragen. Gott läßt alle Menschen sterben, d. i. einem vollkommnern Zustand entgegen gehen; er begeht also, durch jene Art von Theilnehmung kein Verbrechen, daß er einen Menschen auf eine andere, als gewöhnliche Art sterben läßt. Die natürlichen Arten des Todes sind ja eben so wenig gleichartig, als der gegebene; und ist es seiner Weisheit nicht entgegen, einen Menschen unter den Bedingungen der Naturgesezze und unter schauderhaften Qualen auf dem Bette

natürlich sterben zu lassen, so kann auch kein Tadel darin liegen, ihn so, oder so sterben zu lassen.

Aber verräthet es keine Theilnahme der Absicht? der Absicht des Mordens?

Was für eine Absicht kann bei Vollendung eines Mordes vorhanden seyn, als einen Menschen ums Leben zu bringen, und zugleich ausser Stand zu sezzen, schädlich zu werden, und die gedachten Rechte seines Mörders zu beeinträchtigen?

Im erstern Falle kann die Absicht, daß ein Mensch sterben, das ist, vollkommner werden soll, keine Idee des Tadels gegen Gott hervorbringen. Im lezteren Falle muß die höchste Weisheit allerdings einsehen können, wenn ein Mensch in die Reihe seiner Brüder nicht mehr paßt, und das allgemeine Beste, durch sein Bleiben leiden würde, und auch hier fände also kein gegründeter Vorwurf statt.

Wollte man den Grund auf die Rache des Mörders schreiben, so käme man nicht weiter. In Hinsicht auf Gott, ist die sogenannte Rache nur das Werkzeug des Todes, wie alle Veranlassungen, die den Tod herbey-

führen; in dem Menschen ist Rache, Gefühl des schädlichen Uebergewichts eines Gegners, das man, seine Rechte zu erhalten, abwerfen zu dürfen glaubt. Nun ist es gewiß, daß der Sterbende nicht mehr, ohne Nachtheil in die Reihe lebender Menschen gehören kann, indem das Weltbeste ihm eine andere Richtung der Thätigkeit vorschreibt, folglich kein Vorwurf auf die höchste Weisheit passet, die sich selbst angemessen allenthalben handelt.

Es giebt endlose Nüanzirungen in dem allgemeinen, vom untersten bis zum obersten Grade. Die geringsten, die der Vollkommnere mit arroganter Nichtachtung ansieht, sind zum Weltzweck eben so nöthig als die wichtigsten. Hier tadeln zu wollen, wäre offenbare Thorheit. Daraus erklären sich alle Handlungen von der allgeringsten, bis zur erhabensten. Sie gehören alle zur endlosen Reihe des Ganzen, das verhanden ist, so gut als die größten Aufopferungen der Tugend.

Vor allen Dingen aber müssen wir nie vergessen, daß ein belebender Funke der Gottheit oder der göttlichen Natur, nicht die Einsicht der Ganzen das Universum belebenden Natur der Gottheit sey. Der Funke wirckt

in

in einem kleinen isolirten Ganzen, und verhält sich zu seiner eignen Vollkommenheit, im Verhältniß seiner Größe, und der Einschränkung seiner Peripherie. Wir werden leicht und bald die Gottheit gegen jenen Tadel retten, wenn wir uns darauf einlassen, die Bedingungen auszumitteln, nach welchen die Theile des Universums vorhanden sind.

Eine Nachweisung der höchsten Vollkommenheit des Universums, liegt in der Erfahrung, nach welcher die Theile des Ganzen, nicht fragmentarisch anzusehen sind, sondern für sich selbst ein Ganzes ausmachen. Es ist kein zerrissenes, verworrenes, oder willkührlich zerstreutes Ganze in seinen Theilen, sondern ein nach allweisen und unbegränzten Einsichten geordnetes und construirtes Ganze, worin jeder Theil ein bestimmtes thätiges Glied in der allgemeinen Verknüpfung des Ganzen unter sich vorstellt.

Die Natur des Universums wirkt der Construktion der Theile gemäß, die nie stille stehen, sondern ununterbrochen sich zu ihrem Vortheile verändern. Im Felsen des Gebirges als Schwere und concentrisch, oder zusammenhaltende Kraft; im Baume und

Gewächse, als vegetabiliſches Leben; im Thiere, als denkende, und im Menſchen als denkende und urtheilende Kraft zugleich. Daß ſie in höhern Weſen, nach ungleich höhern Verhältniſſen wirke, iſt deutlich: denn der Menſch kann im Univerſo unmöglich den oberſten Punkt einnehmen. Iſt es keines Tadels werth, daß der Stein ſeinen Verhältniſſen gemäß nicht raſch emporwächſt, wie die Eiche, und im Fallen tauſend vegetabiliſches Leben enthaltende Pflanzen zerquetſcht; daß die niederſtürzende Eiche, ſo weit ſie reicht, die aufſchießenden ſchwachen Zöglinge ihres Geſchlechts zerſchmettert, weil ſie nichts weiter thut, als daß ſie den Bedingungen ihrer Exiſtenz gemäß wirkt, ſo kann auch kein Tadel auf die Gottheit fallen, wenn der Menſch dem Verhältniſſe der Umſtände ſeiner Exiſtenz gemäß, als Menſch handelt.

Weiter handelt der Menſch nur der Proportion des ihn belebenden Theils der göttlichen Natur angemeſſen, den er als Theil beſizt. Als beſonderes, aber als Theil ſehr eingeſchränktes Ganze, kann er bey dem Gefühl der unendlichen Natur ſeines großen Vermögens, doch die Gränzlinie nicht

überschreiten, die das Maaß dieser vorhandenen Natur ihm mittheilt, d. i. er kann nur mit eingeschränkten Einsichten handeln. In Hinsicht auf seine Lage, als Glied einer Gesellschaft seines Gleichen, kann er sich Irrthümer und Fehler schuldig machen, die aber dieses nicht in Beziehung des Ganzen, sondern in dieser Hinsicht vollkommen gute Dinge sind, weil sie in den Zweck des Ganzen eingreifen, folglich dienlich und zweckmäßig sind. Ein Theil der Gottheit umfaßt nicht die ganze Gottheit, sondern die ganze Gottheit alle ihre Theile. So wie eine Idee nicht der Inbegriff aller Ideen der menschlichen Erkenntniß enthält, sondern umgewandt, eben so verfährt der Mensch als Theil in seinen Handlungen, nicht mit uneingeschränkter Einsicht, sondern mit eingeschränkter als Theil.

Nur müssen wir hier nicht vergessen, Schein und Wahrheit von einander sorgfältig zu unterscheiden, um die höchste Weisheit Gottes in ihr gehöriges Licht zu sezzen.

Es giebt eine zahllose Menge von Handlungen, denen wir allen Werth absprechen, blos weil wir ihn kennen, ja, man gieng

darin so weit, sogar ganz unmoralische anzunehmen, ob sie gleich unserer Natur widersprechen. Denkt sich der Mensch blos in Beziehung auf die isolirte Lage seiner Existenz und seiner gleichartigen Gattung um sich her, so findet er oftmals, irre geleitet durch ein einseitiges Urtheil über die Motive der Handlungen seiner Brüder, sich in der Lage eines unangenehmen Gefühls, das ihn zu einem partheyischen Urtheile des Egoismus verleitet. Dies können und wollen wir nicht leugnen. Mißfallen und Behagen finden ihren Grund in der Stimmung des Menschen und der Richtigkeit oder Nachlässigkeit seines Denkens. Gewöhnte er sich zu einer Fertigkeit, nicht egoistisch und mit bloßen Hinsichten auf sich und sein Interesse, sondern in Hinsicht seiner Bestimmung, als mitvorhandenes Glied des allgemeinen Ganzen, zu urtheilen, so würde er einsehen, daß alles, was geschieht, ein nothwendiges Glied in der allgemeinen Verkettung der Dinge einnehme; daß alles nach Gesezzen der höchsten Weisheit geordnet, an der Stelle nöthig, zweckmäßig und dienlich für das Ganze sey; daß da das Ganze höchst vollkommen vorhanden, höchst weise eingerichtet, und nichts in demselben

überflüßig iſt, zu ſeinem Tadel und Mißfallen kein Grund vorhanden ſey, als er aus dem Intereſſe ſeiner Egoiſterey hervorquillt.

Der Unglückliche ſeufzt ohne Grund und wirkliche Veranlaſſung über ſein Schickſal, weil er nur ein einſeitiges in bloßem Wahn beſtehendes Intereſſe anblickt, und ſeine Einſichten nicht benuzt, die ihm in einem Allweiſen Plane der Gottheit und der Regierung der Dinge, wohlthätige Veranſtaltungen und Vorbereitungen zu höherem Glücke zeigen würden. Aber glücklicher Weiſe vermag alle Täuſchung der Einbildung nicht, den göttlichen Funken des Troſtes in ſeinen Einſichten ganz zu verlöſchen, höchſtens verbergen ſich ihre Strahlen in der Dämmerung ahndender Hoffnung, die ihn ſelbſt in der höchſten Verzweiflung nicht verläßt, und dem Lebensmüden glückliche Ausſichten in einem andern Leben vorhält.

Es iſt ein gränzenloſes Glück für unſere Lage, als Theile, daß wir in derſelben eine Natur, die ſich ins Unendliche ausbreitet, beſizzen. Unſer Erkenntniß-Vermögen, oder unſre Natur kennt keine Schranken als die der Unendlichkeit. Unſere Einſichten von göttlicher Natur reichen

gränzenlos weit über die Kraft unserer Lage; wir erkennen sogar ein fehlerfreyes Ideal des Guten und der höchsten Tugend, zu der wir in der Unendlichkeit den Punkt nicht berechnen können, wo wir es erreichen werden. Aber eben dieses sollte uns Bescheidenheit in unsern Urtheilen lehren und vorsichtig machen, Schein und Wahrheit nicht mit einander zu vermischen. Es sollte uns leiten, billiger über jene Handlungen zu urtheilen, die in das Ganze des Weltzwecks eingreifen, und die wir verabscheuen, sobald wir uns durch den Schein blenden lassen, und nur eigensüchtiges Interesse zu Rathe ziehen Es ist Anmaßung, zu fodern, daß sich das Ganze nach unsern Privat-Vortheilen, und diese nicht nach dem Interesse des Ganzen richten sollen. Es ist Beweis einer großen Vernachlässigung unserer Selbst. und Nichtachtung unserer erhabenen Natur, wenn wir uns durch den Schein verleiten lassen, den großen, allweisen, hohen, vollkommnen und erhabenen Naturgang des Ganzen zu meistern, und den Maaßstab unseres vermeyntlichen Wohlbefindens, zur Regel für den höchsten Verstand zu machen.

Von dieser Art sind alle theologische und moralische Bemühungen, neben der Welt des Guten, eine Welt voll Frevel, Laster, Strafen und ewiger Verdammung aufzubauen. Der einzige Maaßstab, den sie zur Hand nehmen, um ihren Urtheilen Eingang zu verschaffen, ist das Interesse der Einzelnen, und einer kleinen Gesellschaft um uns her. Ein entwandtes Gut macht eine Handlung zum Frevel, weil es das Interesse eines Einzelnen beeinträchtiget. Das aber kommt nicht in Anschlag, wozu dieses vorbereitete, warum es im Plane des Ganzen vorhanden seyn mußte, oder nicht geschah.

So wahr diese ganze Bemerkung ist, und so große Vortheile sie einem gebildetern Menschengeschlecht verschaffen könnte, so wollen wir doch dadurch das eigennüzzige Gefühl jener Leser nicht gegen uns reizen, denen die Erhaltung eines kleinen eigebildeten Interesses mehr Werth haben möchte, als ein Verlust, der ihnen im großen Plane Gewinn verschaffen würde, und den sie unsern Grundsäzzen zuschreiben möchten. Ich hoffe, wer meine Schrift zu verstehen fähig ist, hat keine Anlage, dadurch ein Dieb zu werden, um so mehr, da ich dadurch den

Diebstal nicht anrathe, sondern blos von Fällen rede, wo er geschieht, und also geschehen mußte. Eben so wenig habe ich Etwas gegen die Bestrafung desselben, weil diese Bestrafung in einer Gesellschaft, die ein eigenes Interesse hat, schon aus dem Grunde statthaft wird, weil auch sie in der Reihe der Dinge ihre angemessene Stelle einnimmt. Wäre dieses nicht, und könnte eine Gesellschaft ohne Gesezze, die sich blos auf den Schein, oder das individuelle Gute der Theile allein beziehen, auf dieser unvollkommnen Erde statt finden, so würden sie auch vorhanden seyn, und eher wird es nicht geschehen, bis es in den allgemeinen Zweck einpaßt. Wir müssen auch hier behaupten, die Ordnung der Dinge ist gut, wie sie ist, eben weil sie so und nicht anders ist, und eine andre würde in die allgemeine Weltordnung nicht passen, eben weil sie von einer andern ersezt wird.

Jeder Streit hierüber ist Thorheit. Nicht, wie es uns scheint, daß etwas besser seyn könnte, sondern wie wir sehen, daß so wie es ist, es immer und jedesmal am besten ist, eben weil es nach den Gesezzen der allgemeinen Naturordnung vorhanden ist.

Alles nimmt seinen gehörigen Plaz ein, und es wäre Unrecht, an demselben etwas tadeln zu wollen, was keine wirkliche Aenderung zuläßt. Aber Beurtheilung und Berichtigung von Grundsäzzen nehmen eben so gut ihren Plaz ein, der ihnen zukommt, und sind Vorbereitungsmittel zu Realisirung dessen, was im allweisen Plane liegt, daß es einmal seyn soll.

Dieses leitet uns auf die Idee, daß wir zu Berichtigung unsers Denkens auch annehmen können, daß die höchste Weisheit auch auf besondere Zwecke wirke.

VIII.

System der reinern Theologie.

Sechstes Kapitel,

Allweisheit Gottes.

Fortsezzung

Ein jeglicher Theil des Universums, kann als ein Ganzes, auch nach einem besondern Zweck, der sich allein auf seine Individualität bezieht, und muß als ein besonderes Ganze so angesehn werden.

Wären die Theile ohne Bestimmung vorhanden, so würden sie nicht einwürkend auf den allgemeinen Zweck des Universums seyn; und die Gründe, die für das Weltbeste als obersten Zweck entscheiden, leisten dasselbe in Hinsicht des individuellen Vorhandenseyns der Theile, als ein Ganzes. Die höchste Weisheit kann nicht zulassen, daß irgend etwas vorhanden sey, dem es an Zweck oder Bestim-

mung fehle, und das auſſer dem Blick auf ſich als Glied des allgemeinen Ganzen, nicht auch ſelbſt als um ſeinetwillen vorhanden, ſich anſehen dürfte.

Das Beſte des Menſchen iſt dieſer beſondere Zweck, und zielt auf ſeine Ganze Exiſtenz; Erhaltung des Subjekts im beſtmöglichſten Befinden, iſt der Gegenſtand dieſes Zwecks. Der Menſch überhaupt wie er iſt, ein wirkliches Weſen mit einer der Vollkommenheit fähigen Natur, iſt das Subjekt, das ſich als nach einem höchſtweiſen Zweck vorhanden anſehen kann, wie alles Möglichvorhandene, nach den Stufen ſeiner Natur. Hieraus entſpringt ein Ganzes Syſtem von Pflichten und Geſezzen.

Der Menſch, als Theil des göttlichen Ganzen, nimmt Theil an deſſen Natur, d. i. er iſt unabhängig, weil er ein Theil des Ganzen iſt, von irgend etwas auſſer dem Ganzen vorhanden, und frey im Maaße ſeiner Exiſtenz als Theil. Daher kommt es, daß er ſich ſelbſt Geſezze geben kann, und ein Recht hat, ſie aus einer unabhängigen Autonomie herzuleiten. Er iſt nur abhängig von ſich ſelbſt, d. i. von nichts auſſer ſich. Er nimmt an allen Eigenſchaften des Univers

ſums, als Theil deſſelben, Antheil. Er iſt mächtig, weiſe, unendlich, ewig, gut und vollkommen, ſoweit er es als Theil ſeyn kann. Nur ſeine Unendlichkeit und Ewigkeit im Ganzen iſt ohne Gränzen: denn ehe nicht das Univerium ſelbſt zu ſeyn aufhört, ehe können ſeine Theile nicht vergehen. In ſeiner Natur gehen nie Veränderungen vor, als Ding an ſich ſelbſt; nur ſeine Eigenſchaften erweitern, nur ſeine Zuſtände verändern ſich; je weiter er ſich ausdehnt, je mehr ſeine Beſtandtheile Umfang einnehmen durch die Fähigkeit der Extenſibilität, durch Verfeinerung ins Unendliche, je weiter dehnt ſich der Umfang ſeiner Wirkungsfähigkeit mit ihm aus; je mächtiger, weiſer, beſſer und vollkommner werden ſeine Zuſtände, in denen er ſich befindet.

Die Erfahrung bezeugt uns die Wahrheit, daß alles durch Bildung vorwärts gehe, und die Art, wie die Natur des Menſchen ſich ſelbſt denkt, zeigt ihr in ihrem Wirken, das Vorrücken zum Vollkommnern, durch die ſich immer erweiternde Natur ſelbſt. Es iſt ein Faktum, das unläugbar iſt, daß Erfahrungen die Maſſe der Kenntniſſe vermehren, folglich zum Vollkommnerwerden bilden.

Es giebt eine Art von verschiedener Bildung, wovon die eine sich auf die jedesmal augenblickliche Existenz des Menschen, die andere auf die Vervollkommnung desselben in der Zukunft bezieht; ob sie gleich nur von einer Art sind, nämlich auf den Zweck einer glücklichen Existenz überhaupt abzielend, so classificiren wir sie doch, mehrerer Deutlichkeit halben, in sinnliche und sittliche Bildung.

Da der Mensch immer nur in einem Moment existirt, und als ein Wesen, in jedem besondern Moment existirt, und so nur vorhanden seyn kann, so bezieht sich seine ganze Thätigkeit immer auf mehr nicht, als Existenz in Momenten, d. i. in der Zeit oder Succession. Jeder zutretende Moment hat also seine besondere Beziehung, und der Mensch ist in ihm anders als in dem Vorhergehenden. Hiedurch wird die Summe der Erfahrungen, mit der Summe der Momente der Dauer in der Zeit vermehrt, das vorhergehende sezt das folgende ins Licht, da alles zusammenhängt, d. i. der Mensch wird gebildet. Da nun die größere Summe der durchlaufenen Zustände, sie selbst kennen lehrt, so wird der Mensch

durch die Bereicherung und Berichtigung seiner Kenntniſſe durch Erfahrungen natürlich vollkommner, in Rückſicht ſeiner ganzen Exiſtenz. Da nun nichts untergeht, ſondern alles eine ewige Exiſtenz hat, ſo ergiebt ſich aus dem Uebergange der Succeſſion zu Succeſſion der nothwendige Progreſſus der Vervollkommnung ins Unendliche.

Alſo finden wir in der Einrichtung der Theile, als iſolirtes Ganzes, eine höchſtweiſe Wirkung der **allesbelebenden, allthätigen Kraft des Univerſums**, oder der Gottheit, welche dieſe unbezweifelbare Eigenſchaft, allenthalben als real vorhanden, durch die Erfahrung nachweiſt. Wir finden allenthalben einen untadelhaften Zweck, der, indem er das Beſte der Theile zum Grunde hat, zugleich das allgemeine Weltbeſte beabſichtet.

Da nun ein höchſtweiſer Zweck, nicht anders als unter höchſtvernünftigen, d. i. das Weltbeſte wirklich bewirkenden Regeln von Ordnung gedacht werden kann, da Zufall und Unordnung dahin ihrer Natur nach nicht leiten können, ſo entſpringt daraus das Syſtem der Geſezze fürs Univerſum, und der Pflichten für die Theile: wir nen-

nen sie in Beziehung des Gröbern, Naturgesezze; und des feiner Construirten, Sittliche Gesezze.

Hier müssen wir auf den Mechanismus der Construktion des Vorhandnen zurükgehen, um aufzufinden, wie natürliche und sittliche Ordnung zusammenhängen.

Die sittlichen Gesezze haben nämlich der Erfahrung zufolge, ihren Grund in der Construktion des Vorhandnen. Ist das Vorhandne als Stein, Baum, ꝛc construirt und zummangesezt, so wirkt es unter den Bedingungen dieser Zusammensezzung; nicht unter einer andern z. E. nicht als Mensch. Das erste nothwendige Bedingniß der sittlichen Gefühle ist die Construktion des Vorhandnen als Theils mit Organen, und nach der Art, wie wir den Menschen durch die Anatomie erkennen. Nichts darf an ihm Wesentliches fehlen, was den Menschen fähig macht, Dinge ausser sich zu erkennen, und was nothwendig ist, ihn zum Beurtheilen, Nachdenken, Empfinden und allem tüchtig zu machen, was nothwendig den Grund seiner Existenz, als Mensch enthält.

Ein Mensch ohne Gehirnmark wäre ein Automat, ohne Organe, ein untaugli-

ches Geschöpf, das unfähig wäre zu denken, und aus seiner Construktion alle jene Gesezze und Gefühle abzuleiten, die wir sinnliche und sittliche Gesezze nennen. Der oberste Grund aller Gesezze in der menschlichen Existenz liegt also in seiner Construktion, oder dem Natur-Mechanismus, nach welchem er vorhanden und wodurch er fähig ist, sich seine totale Existenz zu denken. Da nun Vernunft ein Aggregat oder besser, eine Eigenschaft ist, die allem Vorhandnen anhängt, und nur verschieden, nach Beschaffenheit der Construktion oder Zusammensezzung, sich entweder als Schwere, Wachsthum, thierische Empfindung oder als Denken nach menschlicher Weise äußert, je nachdem der Theil zusammengesezt ist, so ist das sogenannte sittliche Denken nach Ordnung und Zweken, eine Eigenschaft der menschlichen Construktion überhaupt; und die denkende Intelligenz in dem Menschen kein selbstständiges, mit dem Vorhandenen ungleichartiges Wesen, sondern das Resultat unserer Construktion, und Wirkung des Vorhandnen in solcher Zusammensezzung.

Gehen

Gehen wir weiter, ſo finden wir, daß von der roheſten Materie herab, die Oberflächen der Theile, immer nach dem allgemeinen Bildungsgeſezze, ſich ablöſen: daß die obern Theile des härteſten Felſengebürges ſich auflöſen, ſich mit Moos überziehen, in das Vegetabiliſche, und aus dieſem in das thieriſche Leben, und die menſchliche Exiſtenz übergehen; daß von dieſem in immerwährender Tranſpiration die Theile ſich entfernen, und im Verhältniß ihrer Leichtigkeit ſich mit gleichleichten Theilen vereinigen, ſo daß nach dem Geſezze der Extenſibilität ins Unendliche, der Menſch einen ungeheuren Raum einnimmt — hinzugefügt, daß jene feinern extendirten Theile, wie die Erfahrung bei der jezzigen Exiſtenz nachweiſt, einer Organiſation fähig ſind. Da Leben, Denken und Empfinden, die feineren wirklich vorhandenen Theile einer poſitiven Exiſtenz ſind, die ihrer Natur nach nicht aufhören kann: ſo haben wir bei der Auflöſung der menſchlichen Conſtruktion, einen vollkommnern Vorrath, zu einer beſſern und einer gewiſſen Exiſtenz in der Zukunft, welche, da alles vorwärts ſich in ſeinen Zuſtän-

den verbessert, eine vollkommnere Existenz nothwendig macht.

Folgen wir nun der Natur, geleitet durch untrügliche Erfahrung, in dem Gange, wie sie bessere Zustände erzeugt, so finden wir, daß Auflösung einer Construktion, die Quelle der bessern sey. Die Auflösung der Steine, ist gleichsam das Aufhören derselben nach Bedingungen ihrer Existenz, oder der Tod der Construktion derselben. Zerrieben in die feinsten Theile, und vereiniget mit andern Massen, als z. B. Feuchtigkeit, wird er ein fruchtbarer Boden, der seine Kraft im Hervortreiben äußert. Seine Theile, vereinigen sich nach dem Gesetze der Extensibilität. Eine lebendige Masse aus seinen Theilen bestehend, treibt sich in hohen Eichen zu den Wolken empor: Alles aber Theile, die aus dem Stoffe hervor sich thürmen, der ehedem ein Fels war. Wälder bekrönen die Gipfel der Gebürge, und die Masse, die fest in einander geschichtet, die Meßruthe umspannte, wird durch die Kraft der Extensibilität sich auf einen weitgreifenden Umfang und zu einer edleren, und thätigern Existenz ausbreiten. Der ganze Bergwald ist aus der Masse entstanden, die

vorher felsen bildete. Blätter fallen ab, und Früchte, die ins thierische Leben übergehen, sterben; Bäume vergehen durch das Gesez der Auflösung oder den Tod. Die gröbern Massen verarbeiten sich, und vereinigen sich mit gleichartigen. Das Leben oder die thätige Kraft geht ins Thierreich über, und ersezt das Abgehende desselben. Die Theile, die es enthalten, sind Lebensnahrung für das Thier; dieses des Menschen, und immer nur vollständig durch ihren Tod. Nehmt dem Menschen die Nahrung von Theilen, die Leben enthalten, und das Seinige hört auf, oder die weniger enthalten als er bedarf. Steine und Holz sind seine Nahrung nicht, und können den Abgang der Lebenstheile in ihm nicht ersezzen. So nimmt immer das Vollkommnere den Grund seiner Existenz aus dem Unvollkommnern, bildet und construirt zu besserem Zustande. Nirgends bleibt die Lebenskraft beharrlich an einem Ort, sondern in ewigem Streben nach bessern Zuständen, eilt sie in ihrem Laufe vorwärts, und muß durch geringeres ersezt, und dieses, nach Bedingungen einer bessern Construktion veredelt, d. i. der Existenz derselben angemessen verarbeitet werden.

Da wir nun das Gesez der Fortdauer und Veredlung aufgefunden haben, und keinesweges einen Grund angeben können, die menschliche Existenz für das Ultimatum der Vollkommenheit anzunehmen; da wir überdem den allgemeinen Gang der Natur an ihm, und kein beharrliches Wesen, in dem alles bleibend sich anhäufte, sondern im Gegentheil das fortschreitende Gesez der Auflösung gewahr werden, auch nirgends ein Regressus zum Unvollkommnern in der Natur zu finden ist, so müssen wir nach den Bedingungen des bemerkten Naturgesezzes nothwendig schließen, daß er sich durch den Tod einer vollkommnern Construktion seiner Existenz ex lege similium nähere und dahin übergehe.

Je mehr das Vorhandene sich extendirt, je unbemerkbarer wird es dem, von dem es sich losriß. Der Stein bemerkt sich nicht mehr als Stein, wenn seine Theile zum Baume emporschossen; auch der Baum nicht: denn er ist nicht mehr Stein, und kann blos sich als Baum kennen. Construktion zu Organen erleichtert zwar das Bemerken. Das Thier sieht den Menschen, aber als Thier construirt, kann es die Ideen der menschlichen Existenz nicht enthalten, folglich von

ſeinem Zuſtand keine Begriffe haben. Eben ſo der Menſch, der vollkommner zuſammengeſezt, nur vorhergehende Zuſtände erkennt, und der Vervollkommnung des Seinigen dadurch gewiß wird. Seine durch weitgehende Extenſion ſich der gröbern Conſtruktion entziehenden Theile, ſo wie die Bedingung einer künftigen Conſtruktion entziehen ſich ihm gänzlich. Er fühlt nur den ungeheuren Umfang einer beſſern künftigen Exiſtenz, wo er alles, was er vorher durchlief, gewahr wird; wo er das Naturreich hinter ſich überblickt, nur nicht vor ſich: denn ſo wirkt die Natur, ſo beweiſt und bezeugt alle Erfahrung.

So unendlich weiſe iſt der Gang im Univerſo! So gewiß ſind die Regeln des Progreſſus.

Daß nunmehro das ſittliche Gefühl ein Reſultat unſeres vollkommnern Zuſtandes gegen Weſen hinter uns ſey, iſt eben ſo unläugbar — da es in einem geringern nicht vorhanden iſt; aber eben ſo gewiß wird die Erhabenheit unſer Erkenntniſſe und Gefühle, in einem beſſern wenigſtens eben ſo viel ſeyn, als die menſchliche gegen die thieriſche Natur.

Man erlaube mir, noch einen Blick auf den Naturgang, um die Summe der Ver-

vollkommnung auszumitteln, so weit es uns möglich ist. Die Natur veredelt nämlich nach der Erfahrung immer — man stoße sich nicht an den Ausdruck! — um noch einmal so viel.

Scheinbare Leblosigkeit im Steine wird — vegetabilisches, bemerkbares Leben im Reiche der Vegetabilien, also um noch einmal so viel vermehrt.

Vegetabilisches Leben ohne freye Bewegung — wird Leben mit freyer Bewegung im Thiere und Bewußtseyn einer freyen Bewegung — Mangel an Organen geht zum Besitz der Organe über.

Freye thierische Bewegung mit Organisation ohne hinlängliche Kenntniß zur Anwendung seiner Kräfte — geht in vollkommne Organisation mit Kenntniß der Kräfte, die das ganze lebende Reich der Natur sich unterwirft und beherrscht — zu vernünftiger Existenz über, im Menschen.

Berechnen wir nun die Verhältnisse der Progression der Vervollkommnung der Zustände nach unserer Art, so ist

das Minerale = 1
das Gewächse = 2

das Thier = 4
der Mensch = 8
das Zukünftige = 16.

Da die Natur nach einer bemerkbaren Ordnung verfährt, so ist eine Berechnung der Progression der Vervollkommnung, keine so ungereimte Sache, als sie zu seyn scheint. Regeln sind vorhanden, und eine Proportion nach Naturgesezzen nothwendig. Wir wollen damit aber nicht die apodiktische Gewißheit jener Berechnung voraussezzen, es ist eine bloße Berechnung der scheinbaren Proportion der Zustände unter sich, und des Leztern zu dem Erstern, wobey vorausgesezt wird, daß mehrere Zustände nicht erkennbar sind, so weit dieser Planet unsere Existenz enthielt.

Wir gehen zurück, um näher nachzuweisen, daß Intelligenz blos Resultat unserer vorhandenen Existenz sey. Hing es nicht lediglich von unserer Construktion, und der feinern Art derselben ab, und existirte es unabhängig für sich, so müßte es sich im colossalischen Thiere eben so gut bilden können, als im Menschen. Der minder starke Mensch würde dadurch unter der Herrschaft derselben stehen, nicht aber sie beherrschen. Seine geistige von allem Wirklichen unabhängige Exi-

stenz würde in dem Thiere und dessen Mechanismus, keine Hinderniß seiner Bildung finden, und sich, vereint mit körperlicher Uebermacht, den Menschen unterwerfen müssen. Wir müssen also, um der Erfahrung nicht zu spotten, nothwendig annehmen, daß es Resultat einer bessern Construktion sey, als die thierische zuläßt. Was wir also sittliche Gefühle und Gesezze nennen, sind Gesezze in Beziehung auf eine bessere Existenz überhaupt, wodurch wir uns von allem hinter uns unterscheiden. Je mehr es ausgebildet wird, je behaglicher wird die Existenz, kraft der nothwendigen Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit, oder unserm Bestreben, uns dieses Zustandes Werth zu machen.

Die Erfahrung giebt uns an, daß je mehr unser Zustand durch Extension der Theile sich verbessert, wir desto weniger unsere Existenz beschwerlich finden. Mit der Schwere des Inhalts verschwindet das drückende Gefühl der Sinnlichkeit. Der Körper, in welchem viele Theile in eine kleinere Peripherie concentrirt sind, empfindet die Sinnlichkeit am stärksten gegen den, wo sie in größerer Peripherie vorhanden sind. Der grobe consistentere Körperbau des Thiers,

ſezt es unter den Druck der Schwere ſeiner Conſiſtenz. Der ſchwerere Menſch, der ſtark geſättigte fühlt das Gewicht derſelben mit Unbehaglichkeit, da der Mäßige ſich leicht fühlt, und aufgelegter iſt zur Thätigkeit.

Je mehr alſo die Theile der Exiſtenz ſich extendiren, je mehr verliehrt das Gewicht der Schwere, und jemehr nähert ſich die Exiſtenz einer großen Leichtigkeit, die ſie im Gegenſaz eine geiſtige, ſittliche Exiſtenz nennt. Die freyere Bewegungskraft der Kräfte, ſteht mit dem freyern Umlauf der Säfte, in minder conſiſtenter Exiſtenz in Einklang. Freyer Umlauf derſelben erheitert die Empfindung, und treibt reger und Hinderniß-freyer das Prinzip aller Activität. Dieſe Empfindung einer freyern Exiſtenz belegen wir mit dem Namen Seele — und die Leichtigkeit des Gefühls unſerer Exiſtenz, die uns zu Beherrſchung unſerer ſelbſt ſo ſehr zu ſtatten kommt, mit dem Namen des moraliſchen Gefühls.

Je unabhängiger wir von der Schwere unſers Umfangs ſind und werden, je mehr glauben wir, uns von der Sinnlichkeit ſelbſt zu entfernen, indeſſen dieſes Gefühl nichts anders als nothwendige Empfindung einer

leichtern und ausgedehntern Existenz ist. Aber dabei muß man nicht vergessen, daß dazu eine Organisation dieser größern Extension nöthig ist, welche den Grund dieser Empfindung enthält. Je mehr wir also Zustände durchlaufen, je mehr Residuum von Schwere wir zurücklassen, je mehr nähern wir uns einer sogenannten geistigen oder moralischen Existenz; je weniger leiden wir vom Gewicht der Sinnlichkeit, und je stärker, heiterer und leichter wirkt die Kraft unserer Existenz; und je moralischer wird das sittliche Gefühl. Daher der Progressus zur obersten Tugend in Provortion mit der Ausdehnung der Theile unserer Existenz.

Auch hier findet Erfahrung statt.

Das Minerale schwer — bewegungslos.

Das Vegetabile leichter — Bewegung, und der Wachsthum stark oder schwach nach dem Vorhandenseyn vieler, mehr oder minder schwerer Theile.

Das Thier — noch leichter, kleinerer Inhalt von leichtern Theilen; aber immer noch Schwere genug, das Gefühl völliger Freyheit zu hemmen.

Der Mensch — noch leichter und feiner in seiner Construktion zugleich — daher Freyheit und behaglichere Empfindung der Existenz.

Doch wir brechen hier ab, um nicht zu weitläuftig zu werden, so vieles sich auch noch sagen ließe. Genug, dieses alles zeigt uns Ordnung und erkennbare Zwecke der Vervollkommnung im Ganzen überhaupt, so weit seine Theile sich als isolirtes Ganzes ansehen können. Es sezt die höchste Weisheit Gottes in ein erkennbares Licht, und läßt uns in keinem Zweifel, da die Erfahrung dafür redet.

Die Deduktion, daß das System der Ordnung und Weisheit im Ganzen, ein System von Ordnung und Gesezzen in besondern z. B. in der menschlichen Gesellschaft, zulässig und nöthig mache, gehört nicht in ein System der Religion, welche damit eigentlich nichts zu schaffen hat, sondern für die Moral, und bürgerliche Staatsadministration der Völker der Erde, und wir übergehn sie deshalb, um nichts hier aufzunehmen, was seinen Plaz ohnehin schon angewiesen hat.

IX.

System der reinen Theologie.

Siebentes Kapitel,

Allwissenheit Gottes.

Das Universum erkennt sich selbst, im Ganzen sowohl, als in allen seinen Theilen: dies nennen wir göttliche Eigenschaft der Allwissenheit.

Das Ganze ist nothwendig nach einer Bedingung vorhanden, wodurch seine Existenz deutlich wird, d. i. es muß nothwendig erkannt werden können, daß es sey. Die Erkenntniß aller Bedingungen und aller Gesezze, unter denen der Grund aller Existenz, und aller Veränderungen der Zustände seiner Theile sich darstellt; alles, was in der Zeit geschieht, alles was nach diesen Gesezzen geschehen wird, aller Zusammenhang, alle Ursachen und Wirkungen ꝛc. ma-

chen den Gegenstand dieses Erkenntnisses aus.

Das höchste Wesen oder Gott, denkt sich nicht allein im allgemeinen, die Gesammtheit Alles dessen, was im Unendlichen geschieht; es denkt auch den mindesten Gedanken seiner Theile, die mindeste Begebenheit seiner Kräfte oder Naturen; die geringste Erscheinung in der Welt kann ihm nicht verborgen bleiben, weil Alles einen Theil seiner eignen Existenz als Theil des Universums ausmacht.

Alles dieses läßt sich nun in den Saz zusammen fügen: „Gott ist allwissend, weil „er sich selbst im ganzen Umfange seiner „Existenz erkennt."

Allweisheit und Allwissenheit stehen deshalb immer in einem Punkte zusammen, und sind beyde von einander unzertrennlich. Weisheit und vollkommne Erkenntniß im subjektiven Verstande sind synonim. Wer alles weis, weis auch, wie alles zweckmäßig sey.

Ohne diese Eigenschaft wäre Allweisheit nicht möglich: denn entzöge sich ihr ein

Theil des Universums; könnte etwas geschehen ohne Mitwissen der Gottheit, so würde seine Erkenntniß unvollkommen seyn.

Der Grund der Allwissenheit und Allweisheit, wird in dem Willen Gottes gedacht, der heilig ist, welches uns auf diese Eigenschaft Gottes, von selbst leitet.

X.

System der reinen Theologie.

Achtes Kapitel,

Heiligkeit Gottes.

Ich fühle nur allzusehr, daß alles, was ich hierüber sagen muß, mit dem neuern philosophischen System nicht übereinstimmen kann, und deshalb wird es nothwendig seyn, die Gründe von der Verschiedenheit unserer Meynungen anzuführen.

Der herrschende Idealismus dieses Systems, denkt sich einen heiligen Willen Gottes, der von allem Objektiven gänzlich entfernt, und unabhängig von ihm, seine Zufriedenheit findet. Wir können, die Form ausgenommen, uns überhaupt keinen Willen denken, der ohne Beziehung auf ein Objekt desselben möglich wäre, folglich keine vom Objektiven unabhängige Zufriedenheit desselben. Gott ohne Beziehung auf etwas denken, ist

immer soviel, als ihn in Beziehung auf Nichts denken, und hier hieße es also, ihm eine Zufriedenheit, die in Nichts bestünde, zuschreiben.

Dies hindert aber nicht, daß der erstere Theil der Kantischen Definition vom heiligen Willen Gottes nicht richtig seyn sollte, nach welcher er: „Keine andern, als rein ver„nünftige Prinzipien, und Antriebe enthalten „soll."

Nur müssen wir hier das Wort rein in dem Sinne nehmen, der dem System, Gott ist der Grund des Universums im Universo, angemessen ist. Dieses System entfernt die Objektivität des Ganzen nie von dem Begriffe der Reinheit, wie bei Kant. Die Ideen von Reinheit sagen hier blos, daß der Grund nur so, und auf diese einzige Art wirklich seyn könne.

Dem zufolge fließen die rein vernünftigen Prinzipien und Antriebe des göttlichen Willens aus der Natur oder obersten Bedingung, unter welcher das Universum allein als vorhanden gedacht werden kann, und welche sich in der Erfahrung nachweist. Mag immer

mer unſer Denken die Form ergreifen, ſich a priori Gründe zu denken, und ſie von dem Objektiven zu ſondern: das Syſtem des Wirklichen wird ohne ein Ding in der Erfahrung zu geben, nie dieſe Form auf den Grund deſſelben anwenden können. Da nun dieſes Syſtem mit Recht behauptet: das Objektive enthält ſeinen Grund in ſich ſelbſt, ſo conſtituiren alle Formen des ſogenannten idealiſchen Denkens nichts Wirkliches a priori, als Grund der Dinge auſſer ihnen.

Daß vernünftige Exiſtenz nur die Bemerkung, wie das Objektive exiſtire, enthalte, oder wie es in der Erfahrung nachgewieſen wird, d. i. Alles exiſtirt nach einer, mit ſeiner Exiſtenz harmonirenden Natur, haben wir bereits nachgewieſen. Wir müſſen dem zufolge annehmen, der göttliche Wille exiſtirt lediglich in Beziehung auf die Exiſtenz Gottes ſelbſt, oder des Univerſums, das ſeinen Grund in ſich ſelbſt enthält. Höchſte Vernunft und Weisheit und Erkenntniß, ſind Prädicate dieſer Exiſtenz; und göttlicher Wille, mit ihnen harmonirend, die Form, unter welcher wir uns den Grund

aller Existenz mit Zufriedenheit denken können. Da nie eine Dauer vor der Welt-Existenz war, so wird dieser Grund nicht aller Existenz prämittirt, sondern in aller Dauer mit ihr zugleich gedacht, d i. die Welt enthielt den Grund ihres Vorhandenseyns von aller Ewigkeit her, in sich selbst.

Sieht gleich der Theil alles um sich her blos in der Erscheinung, ohne Kenntiß ihres Substrats oder des wirklichen; ist ein solcher Idealismus gleich für uns zulässig. so ist er es doch nicht für die höchste Vernunft des Universums, welches sich nicht blos in der Erscheinung, sondern in dem ganzen Inhalt seiner Existenz zugleich kennt. Der oberste Grund seiner Existenz oder der göttliche Wille, kann also auch nie blos idealisch, sondern er muß durchaus wirklich, und in Beziehung auf alles Reale angenommen werden. Denn der Existenz ging keine Idee des Willens voraus, sondern er enthält nur die oberste Bedingung, unter welcher wir das All, als aus sich selbst vorhanden, uns denken.

Heiligkeit ist also die Uebereinstimmung eines vernünftigen Willens mit dem allgemeinen Gesezze, erhaben über alle Einschränkung

aus sich selbst; Freyheit ohne Gesez ausser sich, ohne Selbstzwang, ohne irgend mögliche Hindernisse, der vollständige Besiz aller möglichen Gesinnungen überhaupt.

Im Grunde will aber alles dieses nur kurz soviel sagen: „Gott handelt in der genauesten Uebereinstimmung mit sich „selbst.“ —

Der vernünftige Wille Gottes, und die allgemeinen Gesezze, sind eins und ebendasselbe. Mit Vorbedacht sezte ich statt: „mit „dem moralischen Gesezze“ den Ausdruck „mit dem allgemeinen Gesezze:“

Denn in dem Einen Universo, das nur nach Einem Grund vorhanden seyn, nur Eine Natur besizzen kann, kann auch überhaupt nur Ein Gesez des Allgemeinen statt finden. Wir thun zwar zur Berichtigung unserer unvollständigen Erkenntnisse, als Theile, wohl, wenn wir von einem Sittengesez und einem sinnlichen reden. Wir classificiren eigentlich dadurch unsere Handlungen überhaupt in schlechtere und bessere. Was wir sinnliche Thätigkeit nen-

nen, sind die Aeußerungen der gröbern und völlig bemerkbaren Existenz (actus naturae inferiores), die sittlichen Handlungen sind Thätigkeit, zwar eben derselben Natur, aber der feinern Existenz derselben (actus naturae superiores): Handlungen, die zwar immer auf einen objektiven Gegenstand wirken, sobald sie Handlungen werden; die aber in ihrer Entstehung sich dem gröbern Mechanismus entziehen, auf keinen grob sinnlichen Zweck wirken, sondern den der sich ins Unendliche extendirenden Natur.

Das Gute, welches wir moralisch nennen, und das wir im Verfolge des feinern Gesezzes unserer Existenz um sein selbst willen achten, ist immer ein objektiv gegebenes und vorausgesezztes Gute, oder ein wirkliches Gute. Schönheit, oder Achtungswürdigkeit ist kein blos relativer Begriff, sondern sezt in einem Gegenstand mehreren Umfang von feinerer und angenehmerer Existenz voraus, als wir in der gröbern sinnlichen Existenz antreffen. Schwere und Leichtigkeit sind die Bestimmungen des Unterschieds der Resultate sinnlicher Existenz. Je mehr concentrirte Sinnlichkeit in einer Handlung liegt, je weniger Werth enthält sie in sich, weil sie entweder sich

von selbst ergiebt; grob sinnlich und stark, wegen des Vorhandenseyns einer dichten Sinnlichkeit reizt, und dadurch die Handlung gleichsam mechanisch macht. Je feiner aber die endlosen Nüanzirungen der Sinnlichkeit, in der unendlichen Extensibilität derselben, sich von der gröbern entfernen, je unbemerkbarer werden sie den Organen, ja verlieren sich endlich in der großen endlosen Linie, in völlige Unbemerkbarkeit (Geistigkeit) und diese Thätigkeit der Existenz nennen wir dann — moralische Existenz — weil wir zwar ihr Vorhandenseyn, in der Sinnlichkeit, als Natur derselben allerdings gewahr werden; aber auch zugleich einen unermeßlichen Unterschied zwischen der feinsten und gröbsten Thätigkeit, welche uns allerdings berechtiget, eine Gränzlinie in unserm Denken zwischen beyden zu ziehen, und sie zur Berichtigung unserer Erkenntnisse, von einander zu unterscheiden, freylich aber, ohne sie ausser der Sinnlichkeit objektiv vorhanden, festzusezzen.

Diese Gränzlinie festzubestimmen, ist unmöglich, weil sie an sich selbst blos formal; aber nicht Existirend gedacht werden darf, da alle Punkte der sinnlichen, gröbern

und seinern Existenz wie Glieder an einander hängen, und Ein Ganzes, das Sinnliche oder Vorhandene überhaupt ausmachen. Dieses vermochten die neuern philosophen eben so wenig, gerade, weil es unmöglich ist: und sie gestehen redlich ein, daß sie nicht die Gränze anzugeben wissen, wo die Einbildungskraft aufhöre, sich in die Produkte des sittlichen Vermögens einzumischen, eben so wenig, als sie vermögen, den Conduktor ohne Sinnlichkeit und ohne Geistigkeit, als ein Mittelsvermögen den sittlichen Willen durch die Sinnlichkeit zu realisiren, anzugeben, vielleicht gerade, weil die Natur unserer Existenz, die Ausmittelung der Natur eines solchen Conduktors der Sittlichkeit in die Sinnlichkeit, von einer Natur, die sowohl eine Receptivität eines geistigen Vermögens, als die Natur positiv in die Sinnlichkeit überzutragen besizt, durchaus nicht zuläßt. Denn zwischen dem sittlichen Willen geistiger Existenz und dem untern sinnlichen Willen, welcher ersteren realisirt, muß nothwendig dieser Conduktor, als Vehikel angenommen werden, da das Geistige das Sinnliche nicht aus sich selbst, seiner negativen Natur halben in Thätigkeit sezzen kann. Daß er nicht sinnlich, morali-

ſcher Natur ſeyn kann, ergiebt ſich ſchon daraus, daß Sinnlich-moraliſch ſchon ein Widerſpruch in ſich ſelbſt iſt. Denn Lezteres iſt kein Objekt zur Zuſammenſezzung als Negativ, mit der Sinnlichkeit als Poſitiv, und würde der Behauptung gleichen, daß es ein Negativ-Poſitives, oder ein Nichts-Etwas geben könne.

Heiligkeit in Gott iſt alſo das Vermögen, allen Geſezzen ſeiner eignen Autonomie, in der größten Unabhängigkeit, ohne allen Zwang, und aufs Vollkommenſte, nachzukommen; der vollkommen gute Wille, in freyer Thätigkeit, nach allen Punkten des Univerſums.

In ſoferne Er die vollkommnere Exiſtenz des Univerſums betrift, nennen wir Ihn einen Willen auf moraliſchen Zweck. In ſofern er die gröbere betrift, den Grund des Naturmechanismus.

Dieſer Wille wird heilig genennt, weil er vollkommen gut iſt, d i. allen Zwecken des Univerſums, ſo wie dem Hauptzweck ſeiner Exiſtenz, vollkommen entſpricht.

Indessen giebt es keinen bedingten Willen in Gott, oder dem Universo; oder einen Willen, der vorhanden wäre, und den zu befolgen oder zu vernichten der Theil im Ganzen vermögend ist. Ein Wille, der bedingt ist, der von andern abhängt, ob er realisirt werden soll, ist ein unvollkommner Wille. Moral und gewöhnliche Theologie schreiben Gott einen solchen ohnmächtigen Willen zu, indem sie das Sittengesez, als göttliches Gebot aufstellen, versichern, des Menschen Sittlichkeit sey Gottes Wille; aber der Mensch sey Herr, darin zu thun, was er wolle.

Alle Bedingungen finden nur statt, wo Einschränkungen statt finden. So will ein Vater z. E. von seinem Kinde, daß es allen seinen Rathschlägen folge, und seinen Vorschriften gehorche, d. i. er will, daß es nach seiner Idee vollkommen sey. Indem er dieses will, will er das Unmögliche: denn Vollkommenheit ist gerade im Stande der angehenden Bildung, Gegenstand eines ungereimten Willens, sobald er sich auf vollständige Pflichtleistung, und nicht auf Bildung zu immer wachsender Pflicht-Erfüllung beziehet. Ein solcher Wille kann in

Gott gar nicht gedacht werden. Will Gott, daß der Mensch sich allmälig bilde, so kann er nicht wollen, daß er auf einmal vollkommen sey. Alle Irrthümer und Unvollkommenheiten müssen also, eben so gewiß in dem Willen Gottes begründet liegen, als der Zweck der Bildung; Vollkommenheit durch Progressus, d. i. Gott kann nicht wollen, daß der Theil gegen seine Natur, als eingeschränkt, und in unvollkommnem Zustande, mit dem völligen Umfange des Alls gleich, oder vollkommen wirke, weil der Theil nur die Natur des Theils, nicht aber jene des ganzen Universums vollkommen enthält, und im weitern Umfange wirken kann, als die gränzlinie seiner Eingeschränktheit zuläßt. Das Endliche oder Eingeschränkte umfaßt das Uneingeschränkte nicht.

Nun aber ist nichts deutlicher, als daß Gott, wenn er wollte, daß alle Gebote der Sittlichkeit und Natur von uns in jedem Zustande und jedem Moment befolgt würden, auch Vollkommenheit in jedem Moment wollen würde. Dazu aber sind wir im Stande der Bildung zur Vollkommenheit nicht fähig, Gott kann also von uns nichts

anders wollen, als daß wir jedesmal unserer Natur und den uns bestimmenden wahren oder scheinbaren Gründen gemäß handeln, oder mit andern Worten, unserer Natur als Theile angemessen. Er will als allweises heiliges Wesen, nicht das Unmögliche, nicht Vollkommenheit, sondern Fortschritt in der Vollkommenheit, die unserm Vermögen allein entspricht, nachdem wir nur fähig sind, der höchstmöglichsten menschlichen Vollkommenheit uns zu nähern; nicht aber sie in allen Momenten vollständig zu besizzen. Wenn also die Gesezze der menschlichen Autonomie zugleich ernstlicher Wille Gottes sind, dem wir gehorchen sollen, und zwar nach allen Geboten gehorchen sollen, so enthält der Wille Gottes die Anomalie, daß wir etwas leisten sollen, das unsere Beschaffenheit nicht zuläßt Er kann also blos Wollen, daß wir auf dem gewöhnlichen Wege der Erfahrung durch Irrthümer vorsichtig gemacht, durch Fehler belehrt, uns der Vollkommenheit nähern; nicht sie besizzen. Es kann also auch überall kein Wille in Gott gedacht werden, dem zufolge uns die Pflicht obläge, immer und allezeit vollkommen, oder allen Foderungen des Sittengesezzes gemäß zu handeln. Das Sitten-

geſez fodert zwar Achtung; aber nicht Vollkommenheit in unvollkommnem Zuſtande. Es legt Pflichten auf; aber es würde anmaßend und unbillig fodern, wenn es eine vollkommne Leiſtung deſſelben von uns begehrte, deren wir gänzlich unfähig ſind.

Indeſſen brauchen wir die Nachſicht der Geſezgebung unſerer ſelbſt hier nicht zur Ungebühr zu übertreiben. Immer mag das Geſez an uns Foderungen thun, und unnachläßlich gebieten, um unſere ſonſt leicht einſchlummernde Thätigkeit zu ſpornen; nur darin muß ihre Billigkeit und Nachſicht ſtatt finden, daß ſie uns bey den Uebereilungen einer unvollkommnen Pflichtleiſtung nicht verdamme, wenn wir fehlten oder irrten, oder dieſen Zuſtand als unſelig darſtellen, da er ſein Gutes zur Belehrung, und ſein vorbereitendes auf künftige Handlungen hat, die uns eben dadurch erleichtert werden, daß wir die Klippen kennen lernten, woran wir ſcheitern können.

So kann der ernſtliche Wille Gottes, nur Naturgemäßheit, der Wille des Menſchen aber Vollkommenheit — wünſchen — oder für die Zukunft wollen, und für die Gegenwart als Ideal vorhalten, nach

welchem wir uns bilden zu müssen, pflichtmäßig anerkennen. Ernstlich aber Vollkommenheit zu wollen, würde einen großen Fehler oder Irrthum im Sittengesezze selbst voraussezzen, weil es nur das Mögliche, als rein vernünftig wollen darf.

Ganz anders verhält es sich in Rücksicht des heiligen Willens Gottes auf sich selbst. Hier ist höchste Vollkommenheit Inhalt des Wollens, und höchst vollkommnes Wirken Resultat einer höchst vollkommnen Natur. Alles, was wir im ganzen Universo antreffen, entspricht diesem Willen, der ohne reales Wirken gar nicht möglich gedacht werden kann.

Aber wie vereinigen wir nun dieses System, mit jenem der menschlichen Freyheit? Natur des Menschen, als oberste Bedingung der Existenz, ist allerdings vollkommen, ihrem vorhandnen Inhalte nach. Daher fodert die Gesezgebung der Vernunft immer das Gute im höchstmöglichsten Grade. Sie wirkt also nach demselbigen Gesetze, das in der Gottheit angetroffen wird, d. i. frey und unabhängig, als Theil des göttlichen Wesens. Die Natur ist unbegränzt, darum laufen ihre Einsichten in die

Unendlichkeit, und immer dem Vermögen der eingeschränktern gröbern Existenz vor. Nicht die Natur seufzt unter Eingeschränktheit: denn sie reicht durch alles, bis zum obersten Ideal, enthält das Gepräge göttlicher Natur, indem sie Vollkommenheit in ihrem höchsten Umfange denken kann. (Natur der Extensibilität ins Unendliche). Nur Lagen und Zustände schränken den Theil, seiner gröbern Existenz nach, ein, d. i., die Macht des Menschen ist begränzt in jedem besondern Zustande; aber bey allem dem der Approximation fähig, mit der Natur, die überhaupt in ihr wohnt, in nähere Harmonie zu treten.

XI.

System der reinen Theologie.

Neuntes Kapitel,
Allmacht Gottes.

Allmacht Gottes ist die Eigenschaft, nach welcher er alles realisiren kann, was seiner höchsten Weisheit und seinem höchst vernünftigen freyen Willen angemessen ist.

Daß Gott diese Eigenschaft wirklich, und nicht blos unserer Idee nach besitze, davon überzeugt uns die Erfahrung. Diese Eigenschaft in Gott ist überhaupt, so wie Allgegenwart, nicht intensiver, sondern extensiver Art. Beide sind Prädicate der sinnlichen Natur des Universums. Die Erfahrung weist das Universum als wirklich vorhanden nach, folglich in ihm selbst einen Grund, überall vorhanden seyn zu können.

Wirksamkeit in Actu, ist nur an dem Orte allein möglich, wo ein Objekt vorhanden erscheint Die es wirkende, oder bildende Kraft muß also auch extensiv, dem hervorgehenden Objekt inhärirend gedacht werden oder es gäbe reale Wirkungen ohne realen Grund; Construktion positiver Massen, durch bloße idealische Causalität.

Aber dagegen sichert uns nicht minder die Erfahrung, welche, in allen Dingen eine reale Kraft, die bewegen und bilden kann, nachweist. Da nun das Universum ein aus Theilen zusammengesetztes Ganze ist, so muß die allgemeine wirkende Kraft, nothwendig in allen Theilen, folglich extensiv vorhanden seyn, weil Existenz ohne vorausgehende Bedingung derselben ein bloßes leeres Gedankending ist.

Folgten wir dem System der neuern Idealisten, so müßten wir annehmen, daß wir nichts als die Formen der Dinge in der Erscheinung erkennten; aber Form der Dinge, und wirkliches Vorhandenseyn, sind neben einander und unzertrennlich. Daher fällt der ältere Idealismus, der blos Erscheinungen lehrt, von selbst zusammen. Die Form ist nichts anders als die Oberflä-

che des Inhalts wirklicher Dinge, wie sie construirt sind. Uebrigens erkennen wir auch den Inhalt der Dinge, d. i. wir wissen, daß eine Ding, das vorhanden ist, alle mögliche Formen enthalte, vom kleinsten Punkt, bis zur höchsten Construktion, in der Peripherie seiner Existenz. Der Künstler vermag ihm alle Gestalten oder Formen zu geben, die er sich irgend zu denken vermag, so bald seine bildende Ideen, mit dem Inhalt der Masse in Proportion bleiben. Uebrigens erkennen wir in den Dingen, ausser der Unenndlichkeit der enthaltenden Formen, noch ihre Natur. Schwere, Dichtigkeit, Ausdehnungs-Vermögen, Construktibilität und Extensibilität ins Unendliche. Wir wissen in Rücksicht des Inhalts, daß die Natur eines Theils seiner Oberfläche, gleich ist der Natur eines jeden Theiles seiner Existenz, d. i. wenn wir Gestalt und Natur eines Theils seiner Oberfläche erkennen, so kennen wir die Gestalt und Natur aller seiner Theile, oder seinen gänzlichen Inhalt. Er enthält gleichartige Theile, und alle Formen, die gedenkbar sind. Dies aber heißt allerdings mehr,

als nur jedesmal die Formen der Dinge erkennen.

Eins nur bleibt uns wegen der endlosen Natur der Dinge nur zum Theil bekannt, nämlich die Erscheinungen der Wirkungen, unter allen möglichen Bedingungen der Construktibilität derselben, und hier reichen nur unsere Erkenntnisse äqual mit unsern Erfahrungen, an dieselben. Dies entspringt aus der Unendlichkeit der Natur der Dinge, kraft welcher sie alle mögliche Construktionen, Zusammensezzungen, wovon jede ihre eigne Resultate liefert, enthalten. Jedes Ding ist gleichsam ein Mikro-Kosmos, oder ein Universum im kleinen, dessen unendliche Natur eben so gut die Bildung nach allen möglichen globischen Extensionen und Formen enthält, als das große Universum, nur daß wir relativ im Großen, alles größer, als im Kleinen gedenken. Daher ist und wirkt die Natur allenthalben sich selbst gleich, nach dem allumfassenden Gesezze der Construktibilität und Extensibilität ins Unendliche. So wie der Mensch als Theil des allgemeinen Ganzen, seine Zustände durch einen Progressus

ins Unendliche verändert, und jedesmal anders als es war, construirt, eben so das schwerste aller Dinge. Es enthält diese Natur, bleibt in ewiger Bewegung, durch Auflösung, Reiben, ꝛc. bis es von seiner vorigen Form und Beschaffenheit seiner Erscheinung, nicht das mindeste Aehnliche mehr hat.

Diese in allem ewig wirkende thätige Kraft, die alles in jedem Momente verändert, und zwar so verändert, daß jede Modification einen zweckmäßigen Zustand der Dinge enthält, nennen wir die Allmächtig wirkende Kraft des Universums, die alles Mögliche kann und vermag, und alles Mögliche nach Weisheit, wie es in den Zusammenhang der Dinge paßt, allenthalben vorhanden wirkt.

Da das Universum einen allweisen Grund seiner Existenz in sich enthält, so ist eine genaue Beziehung zwischen ihm und seiner wirkenden Macht, d. i. die Macht hat keine Neigung, etwas zu realisiren, was diesem allweisen Grunde nicht aufs Vollkommenste entspricht. Da nun ein allweises Wesen nichts wollen kann, was dem Zweck seiner vollkommnen Existenz entgegen wäre, d. i.

nur das Gute wollen muß, so greift auch die Macht nicht weiter, als der vollkommen gute Wille, oder alles, was geschieht, ist in Beziehung auf das Universum, gut, und zweckmäßig. Entgegenwirkende Kräfte im Ganzen, können dem zufolge ohne Ungereimtheit nicht angenommen werden die Natur kann nicht gegen sich selbst wirken, oder die höchste Weisheit mit sich selbst im Streit liegen. Es ist also völlig grundlos, wenn wir im Menschen als Theil des Universums widerstreitende Kräfte, oder Sittlichkeit im Kampfe und Streit mit Sinnlichkeit annehmen. Durchaus muß das, was wir Kampf in uns selbst nennen, etwas anders als Gegenstreit seyn.

Ich erkläre es mir folgender maaßen. Jede gröbere Existenz des Theils ist beschränkt und neigt sich nach den gröbern Gesezzen des Mechanismus. Sie hat so gut ihre Tendenz oder Spannungskraft und Erweiterungsneigung, als die feinere Existenz, die einen Theil der Existenz im Ganzen ausmacht. Das Gröbere ist immer schwerer zu bewegen, als das Feinere, und die Natur ist im leztern rascher wirksam und thä-

tig, als im Ersteren. Die Disproportion der Bewegungsfähigkeit beider macht die Leitung des gröbern nach vernünftigern Zwecken mühsamer oder beschwerlicher. Daher der scheinbare Streit zwischen beyden. Die bewegende Kraft wirkt allerdings in Einklang mit der Schwere der gröbern Sinnlichkeit, sonst wäre es nicht möglich, sie zu leiten. Der sogenannte Kampf zwischen Neigungen ist also im Grunde die vor sich gehende Bewegung nach festen Gesezzen, zu einem gemeinschaftlichen Zweck, wovon die feinere Existenz rascher vorwärts strebt, ihrer Natur nach, als die gröbere.

Ueberdem ist die leichtere allerdings fähiger zum Beherrschen, als die schwere. Widersezlichkeit der Sinnlichkeit ist also nichts weiter, als Naturgesez einer langsamern Bewegbarkeit; aber immer einer Bewegbarkeit nach vorwärts: die Bemerkung der Disproportion zwischen beiden, der anscheinende Widerstreit. Die Neigungen der gröbern Sinnlichkeit, tendiren nach ihrem Gesezze, zur Thätigkeit. Der Bildungstrieb der feinern Existenz reißt los, verändert im Hang, schreibt vor, construirt die gröbern Neigungen zu feinern. Die gröbere folgt

der einwirkenden Bildungskraft. Das Ganze ist in Bewegung, nach den einliegenden Gesezzen seiner Natur, und so entsteht aus dem Actus der Bildung das Gefühl der Veränderung, der in seiner Gährung oder Wirkung etwas Unbehagliches für das gröbere hat, aber es durch das feinere Gefühl eines realisirten bessern Zustandes der ganzen Existenz ersezt. Da nun alle gröbere Sinnlichkeit einen Hang zu ihrer Veredlung in sich hat, so folgt und unterwirft sie sich dem höheren Gesezze der bildenden Natur gern, obgleich die Bildung selbst für ihr Gefühl etwas Unbehagliches enthält, das aber so stark nicht ist, daß es dem Bildungstriebe überhaupt zum bessern das Gleichgewicht hielte. Ihr Streben nach schweren Gesezzen ist nicht Renitenz, sondern Folgsamkeit gegen das Gesez der Schwere, der sie sich selbst zu entziehen ein Bestreben fühlt. Denn da die Sinnlichkeit überhaupt die mehrere Behaglichkeit ihrer feinern Existenz kennt, so ist es unmöglich, daß ihr eine immerwährend Gröbere eben so angenehm seyn könnte, als die Bessere, die sie erkennt. Wie der Kranke alles Schmerzens ungeachtet lieber erduldet, als eine immerwährende Kränklichkeit wählt; wie er einen kurzen Schmerz einer beständig dauernden un-

angenehmen, obgleich minder schmerzhaften Existenz, vorzieht, so wirkt die Sinnlichkeit in gleicher Art, wenn die Sittlichkeit sie zur Veredlung aureizt.

Auch erscheint deshalb die Sinnlichkeit nicht in den sklavischen Fesseln der Unterwerfung: denn es ist gewiß, daß ohne ihre selbstthätige (d. i. freye) Mitwirkung, die moralische Existenz sie nicht zwingen könnte, sich zu einem Zwecke leiten zu lassen. Ueberdem fällt alle Unterwerfung von selbst weg, da die moralische und sinnliche Existenz nicht zwey verschiedene, sondern nur eine allgemeine Existenz ausmachen, die vom äussersten Punkte ihrer Schwere, bis zum höchsten der möglichsten Leichtigkeit, in zusammenhängenden Gliedern, an einander gereiht ist. Es ist also die Wirkung einer vernünftigen Natur der allgemeinen vorhandnen Existenz, in der kein Streit möglich seyn kann. Denn das Ganze will allein, und nichts weiter außer ihm, oder in ihm, folglich kann der scheinbare Streit nichts weiter, als die Bildungsthätigkeit in Actu selbst enthalten.

Alle mögliche Aeußerungen von Kraft in den Theilen, sind Theile der allgemeinen oder allumfassenden allmächtigen Kraft: ein Satz,

der es deutlich macht, wie es möglich sey, das alles, was geschieht, in den allgemeinen Weltzweck eingreifen könne, und wirklich eingreife. Da die allgemeine Kraft in allen Theilen wirkt, so entsteht durchaus die Möglichkeit einer allgemeinen Harmonie, oder Uebereinstimmung im Ganzen. Die Allmacht wirkt alles — Wollen und Vollbringen, je nachdem es nöthig und in den Zweck eingreifend ist. Hiedurch wird der Mensch nichts weniger als ein Automat: denn dies würde nur der Fall seyn, wenn ein Wesen ausser ihm, dies in ihm wirkte; so aber ist er ein Theil des unabhängigen Ganzen, das sich selbst im Ganzen, folglich auch in allen seinen Theilen selbst bestimmt. Er kann keinem Gesezze der Nothwendigkeit unterworfen seyn, als welcher er, cooperirend mit dem Ganzen selbst giebt, und frey giebt.

Das Wünschen besserer Schicksale, oder das Seufzen unter einem harten, ist nicht Unzufriedenheit mit dem allgemeinen Gesezze, das fest und ordnungsmäßig wirkt. Nicht Gefühl der Abhängigkeit seiner Natur, sondern Beweis ihrer Unabhängigkeit: denn es weist die Fähigkeit der vollkommnen

Zustände empfänglich zu werden nach, und trift nur die Existenz als Theil, d. i. in einem nothwendig unvollkommnern Zustande, als worin das Ganze sich befindet.

Alles, was wir Zufall nennen, selbst die unvorhergesehene Zertrümmerung unserer gröbern Existenz, durch plözlichen Tod, ist unserer Existenz überhaupt so wenig nachtheilig, so wenig gegen ihren Zweck, welcher Veränderungen ins Unendliche enthält, daß er ihr im Gegentheil beförderlich ist. Die Natur der Bildung des Vorhandnen in alle mögliche vollkommnere Zustände, wird dadurch nicht gestört, sondern erleichtert. Das gröbste Residuum bleibt zurück, und bildet sich besser durch Uebergang und Vereinigung anderer Construktionen. Die feinern Theile wirken, ihrer Tendenz zur Vervollkommnung gemäß, durch Uebergang und Vereinigung einer andern besseren Construktion, und so bleibt der Mensch immer, zwar nicht als Mensch, sondern immer als veredelteres Wesen vorhanden, oder besser, als Wesen im veredelteren Zustande.

Wir müssen nothwendig hier bemerken, daß die Allmacht und Allweisheit im Universe, nie Zerstöhrung, als Zweck, sondern

als Mittel zur Veredlung der Zustände, statt finden lasse. Könnte Zerstöhrung oder Auflösung Zweck seyn, so müßte sich nothwendig das Ganze einmal selbst nach dem größten Theile seines Vorhandenseyns zerstöhren, d. i. ohne Weisheit und Zweck selbst vorhanden seyn. Wir dürfen also im ganzen Universo, das nur auf die höchst vollkommenste Weise vorhanden seyn kann, keine bleibende Zerstöhrung, auch nur eines seiner geringsten Theile annehmen, weil dieses eine Unvollkommenheit desselben voraussezzen würde. Unsterblichkeit, oder ewige Dauer, unter Bedingungen von Zuständen, muß also schlechthin nothwendig seyn. Also selbst da, wo der Tod seine Herrschaft zu behaupten scheint, wirkt die allmächtige Kraft zur Bildung neuer Zustände, und ist mitten in der Zerstöhrung thätig, um wieder hervorzubringen.

XII.

System der reinern Theologie.

Zehntes Kapitel,

Allgegenwart Gottes.

Extensive Allgegenwart ist die Bedingung, unter welcher die Aeußerungen der göttlichen Eigenschaften im Universo allein als möglich und wirklich gedacht werden können.

Sie weist sich schon hinreichend durch den Erfahrungssaz nach: „Alles ist, wo es „ist."

Da wir das Universum nicht ohne eine in ihm vorhandene Natur, oder ohne Grund aller seiner Erscheinungen, Gesezze, Resultate, Wirkungen, Construktionen u. dergl. denken können, so muß dieser Grund der Thätigkeit allenthalben im Universo und in allen seinen Theilen reel vorhanden seyn.

Da wir nun den Grund aller Thätigkeit nur in den Dingen finden und annehmen können, weil eine von den Dingen getrennte bloße Idee keine Thätigkeit wirken kann, so müssen wir eine Allgegenwart dieses Grundes extensiv, d. i. in allem allenthalben schlechthin nothwendig aller Thätigkeit vorausezzen.

Es sey mir erlaubt, hier die Bemerkung eines scharfsinnigen Philosophen zu prüfen, der Auskunft über die Möglichkeit einer realen Allgegenwart, ohne Bedingung des Raums zu geben scheint, um dadurch jene Idee näher zu berichtigen.

Der Verfasser der Kritischen Theorie der Offenbarung *), sagt S. 302. „Wenn man Gegenwart für ein gewisses Verhältniß im Raume nimmt, so „findet der Begriff auf Gott gar keine Anwendung. Aber dies ist auch die Meynung nicht. Von der Gegenwart dem „Raume nach, unterscheidet man die der „Zeit nach, und die reale Gegenwart. „Die leztere bedeutet eine nähere Einwirkung; und was auf alle Dinge, auf eine „nähere Art wirkt, das ist real allgegen-

(* Halle, bey Michaelis und Bispink, 1792.

„wärtig. Wenn man also annimmt, daß „Gott zu der Fortdauer eines jeden endli„chen Dinges wirken muß, so kommt ihm „Allgegenwart zu. Diese ist also eine rea„le, wodurch schlechterdings keine Ausdeh„nung in Gott gesezt wird (so wenig als „in der menschlichen Seele, wenn man an„nimmt, daß sie auf mehrere Nerven des „Körpers, auf eine nähere Art wirke,) und „kann also, unter der gedachten Vorausseż„zung ohne Widerspruch behauptet werden."

Dieses enthält dem Scheine nach, einen Beweis, „daß überhaupt kein Gott sey," weil die Vorausseżzung: „Gott existirt nicht „im Raume, und auch nicht in den Din„gen" auch jene enthält: „Er existirt „Nirgends, und überall nicht, wo Etwas „Existirendes statt finden kann." Wir sind nicht fähig, ein besonders Real-existirendes ausser der Sinnenwelt ohne Bedingungen des Raums, oder, daß Er irgendwo wirklich vorhanden sey, nur zu denken. Ist der Grund der Dinge weder in den Dingen noch ausser den Dingen, so giebt es überhaupt keinen Grund der Dinge, sondern Zufall und Ungefähr vertreten diese Stelle. Selbst bey der höchst-

geistigen Existenz müßten wir einen Gott unter der Bedingung, daß er Wo existire, uns denken.

Zwar auch wir denken uns die Existenz Gottes, weder in Raum noch in der Zeit: denn nach unsern Begriffen ist selbst sinnliche Existenz des Ganzen weder Existenz im Raume noch in der Zeit. Wir prämittiren einem ins Unendliche ausgedehnten Universo, das es allenthalben anfüllt, keinen Raum, weil es unendlich sich ausdehnt: keine Zeit, weil das ewige Universum sich nie succediren kann, sondern die Zeit in sich enthält, als bloße Bedingung der Veränderungen der Zustände seiner Theile. Indem wir uns also Gott, als alles wirkenden Grund in allen Dingen denken, so vernichten wir alle Bedingungen des Raums, weil Er selbst Alles in allem erfüllt, unendlich ist, und der Begriff, er sey im Raume, die Idee der Unendlichkeit einschränken, und dieses Verhältniß, unter dem wir das All mit göttlicher Natur denken, die Uneadlichkeit desselben völlig aufheben würde. Raum ist eine Bedingung des Denkens der Dinge innerhalb des Unendlichen. Dem Unendlichen selbst vermag kein Denken das Ver-

hältniß eines Raums unterzuschieben, ohne den Begriff gänzlich zu zerstören. Darum nehmen wir auch Gottes Allgegenwart weder im Raum, noch in der Zeit an, sobald wir überhaupt von Gott reden, sondern das ganze Unendliche erfüllend, ohne Gränzen, und alle Einschränkung der Raum- oder Zeit-Bedingungen.

Nur hüten wir uns vor jenen Anomalien des Rationalismus, und reden mit allem Recht von einer realen Gegenwart, Wo? nämlich allenthalben und überall extensiv, nicht an einem Orte, sondern in allen, oder im Unendlichen. Dadurch vermeiden wir die Klippe, an der der Rationalismus scheitert, der Gott weder in der Welt, noch im Raume, und doch ausser der Welt. aber nirgends, und doch real allgegenwärtig durch Einwirkungen, die von Nirgendsher können und doch existiren, annimmt.

Nehmen wir die bloße Idee, Gott ist ausser der Welt, so müssen wir auch annehmen, daß Er Nirgend in der Welt wirke. Wir müssen ihn alsdann nothwendig im Raum annehmen, weil der Rationalist ausser der Welt nichts weiter kennt, als

den Raum. Indem er also die Gottheit aus dem Universo verbannt, so weist er ihm wirklich einen Ort im Raume an: denn extensiv gegenwärtig, läßt er die Gegenwart in der Welt nicht gelten; Ihm ist Wirksamkeit auf eine nähere Art, Gegenwart.

Ich gestehe, das mir der Ausdruck „auf eine nähere Art, und doch entfernt von dem realen Wirken, gar nichts zu sagen scheine, indem es einen Widerspruch enthält. Entfernung läßt blos eine entfernte Nahheit, eine nähere Wirkung zu; nicht aber umgewandt, begründet Entfernung Nähe, oder Nahheit Entfernung. Ueberhaupt verfährt der Rationalist inconsequent, wenn er Wirkungen mit Entfernung ausser der Welt, in ihr voraussezt. Wir können, wenn wir nicht alle Erfahrungen Lügen strafen wollen, die Kette der Begebenheiten, Ursache und Wirkung, nur durch eine nothwendige Verbindung denken. 1 + 1 = 2: + 2 = 4: + 4 = 8 ꝛc. Aber wenn wir mit nichts real Wirkenden, das cohärirt, anfangen, so bleibt die Folge immer 0 + 0 = 0: + 0 = 0; und nie 0 + 0 = 1. Eben so wenig wür-

de eine Urſache, die einen Punkt einer globiſchen Figur berührt, oder eines Cirkels mehr als eine Linie nach dem Mittelpunkt beſchreiben, und eine allenthalben auſſer dem Cirkel auf ihn nach allen ſeinen Punkten wirkende Kraft, müßte die ganze Peripherie des Cirkels in allen ſeinen Punkten berühren, d. i. ihn ertenſiv umgeben.

Die Allmacht iſt keine Einwendung dagegen: denn es frägt ſich hier nicht, wie verhält ſich die Mecht, die unendlich iſt, ohne Geſezze, zu einem endlichen Geſezze, ſondern: was laſſen die Geſezze des Endlichen zu, daß eine gränzenloſe Macht ohne Geſezze darauf wirke? Da finden wir denn, daß Wirkungen, welche Geſezzen unterworfen ſind, und die das allgemeine Ganze bewegen ſollen, nothwendig eine Berührung der ganzen Peripherie erfodern.

Noch mehr! Es iſt einige Ungereimtheit in dem Sazze: Endlichkeit und Allmacht. Das Unendliche ſteht zu dem Endlichen in gar keinem Verhältniß. Ein auſſer der Welt, ſezt der Welt Schranken, und giebt ihr Gränzen ihres Umfanges. Dieſe nun zu bewegen, iſt nur eine Kraft

in

im Verhältniß nöthig, wie 1 zum Unendlichen, folglich keine Allmacht, keine Allgegenwart, sondern nur die höchst geringe Kraft, die sich wie 1 zur unendlichen Kraft verhält. Denn das eingeschränkte Universum verhält sich noch nicht, wie die Monade zum Ganzen, zum Unendlichen, in welchem es sich nothwendig verliehrt.

Nothwendig also müssen wir aufhören, ein Ausser-der-Welt anzunehmen, wenn wir jene Anomalien vermeiden wollen, und müssen den Grund alles Existirenden im Unendlichen ganz extensiv gegenwärtig denken, oder wir verstoßen gegen die erste Grundlinien der Lehre von Größen, und Verhältnissen.

Die Vergleichung „mit der menschlichen „Seele, wenn man annimmt, daß sie auf „eine nähere Art auf mehrere Nerven des „Körpers wirke“ enthält ein Petitum ohne Grund, uud das durch nichts zu erweisen steht. Der Rationalist gesteht ein, daß er von der Seele, als Ding an sich, keine Begriffe habe, wie kann er ihr also eine Eigenschaft zuschreiben, daß sie ohne reale Extension auf mehrere Nerven wirken könne,

da er versichert, von ihren Prädicaten nichts zu erkennen? Wir drehen uns bei ähnlichen Deduktionen in einem Cirkel herrum: erweisen das Unerweisliche aus einem andern Unerweislichen. Wir sehen wohl ein, daß wenn die Seele alle Nerven in Thätigkeit sezzen soll, sie nothwendig eine extensive Kraft besizzen müsse, die auf mehrere einwirken könne, weil sonst die Einwirkung, die mechanisch ist, nicht möglich wäre. Denn im Sinnlichen kann nur das Gleichartige eine Bewegung, nicht aber das, was selbst unsinnlich ist, sinnliche Erscheinungen hervorbringen; oder es wirkte gegen die Bedingungen seiner Natur.

So constituiren sich also die Begriffe von **realer Allgegenwart**, als Existenz des Ganzen allenthalben; der **Allmacht**, als bewegender Kraft des Allgemeinen, nach allen möglichen Punkten; der **Allwissenheit**, als Erkenntniß des Ganzen, allenthalben von sich selbst; der **Allweisheit**, als Vorhandenseyn des Allgemeinen, nach einem höchst vernünftigen Zwecke seiner vollkommnen Natur, u. s. f.

„Aber es ist doch unläugbar, daß es „idealische Vorstellungen gebe.“ Das Sinnliche, dem wir Vernunft als Natur zuschreiben, wäre also fähig, nichtsinnliche Begriffe hervorzubringen, das ist, sich und seiner Natur, als sinnlich, entgegen zu wirken.

Das reale Vorhandenseyn von Begriffen und Vorstellungen belehrt uns, daß sie nicht unsinnlich in sich sind. Der Ton einer Flöte ist die Bedingung, welche das Vorhandenseyn der Lufterschütterung nachweist oder ihre reale Erscheinung, unter festgesezten Bedingungen. Er ist die Lufterschütterung selbst, und ohne sie durchaus nicht möglich. So ist Denken die Bedingung des Vorhandenseyns des allgemein Sinnlichen nach einer vernünftigen Existenz, oder der Existenz, wie sie ist, Erscheinung ihrer thätigen Natur, reales Resultat realer Thätigkeit. Die Feinheit der Theile, welche die Existenz der Begriffe bilden, verhalten sich wie das Grobe zum Feinen. Die oberste Gränze der Feinheit (Rarität gegen Densität) läßt eine ungeheure Kette von Abstufungen zwischen sich und dem Dichten, oder Consistenten; gehört aber

als Resultat des Sinnlichen, d. i. Vorhandenen zu demselben als Bedingung, unter welchem es real erscheinet, als vorhanden. Daher ist eine regressive Wirkung der Ideen auf die gröbere Sinnlichkeit möglich, weil sie die ganze Kette des Zusammenhangs zu bewegen fähig sind, und jedes Glied derselben seiner immer gröber absteigenden Existenz gemäß, seine Schwingung erhält, und erscheinen läßt. Und zwar ist die durch keine gröbere Existenz minder gehinderte Kraft um soviel mächtiger, als eine feinere existirende Ursache, die Bewegung anfängt. Daher erschüttern die erhabensten Ideen den Zusammenhang des Ganzen stärker wie z. B. die Ideen Gott, Unsterblichkeit ꝛc. als diejenigen, welche in der Abstufung einen niedern Standort einnehmen und eine nähere Beziehung auf die gröbere Existenz haben. Jene beherrschen das Ganze und unterwerfen sich das minder Kraftbesizzende Gröbere, und lezteres scheint in den tiefern Abstufungen sich gegen das Mächtigere Feinere, leidend verhalten zu müssen. So folgt die gröbere Sinnlichkeit den Gesezzen der feinern, herrscht die Moralität über concentrirte Neigungen, entwickeln sich die Abstufungen von Schwe-

re zu Neigung oder Leidenschaft; von Neigung zu feinerem Gefühle, von diesem gehen sie ihre Stufenfolge weiter, bis zur reinsten moralischen Empfindung, deren Feinheit die Extension ihrer Kräfte freyer wirken läßt, und dem ganzen Menschen constitutive Gesezze vorschreibt. Darum vermag der moralische Wille alles, der sich am freyesten bewegt, und am freyesten wirkt, da er die oberste Stelle der realen Existenz einnimmt und sogar die grobe Sinnlichkeit zu Aufopferungen zwingen kann: denn ihre Kraft wird durch ihre Consistenz eingeschränkt. Wenn dieser Wille mit aller seiner Kraft wirkt, so ist er ganz unwiderstehlich, wegen des weiten Umfangs, womit er auf alle Punkte der gröbern Sinnlichkeit zugleich wirkt. Mitten unter den schrecklichsten Quaalen konnte darum der Märtyrer sie bis zur gänzlichen Zerstöhrung unterjochen, und fühlte sich mitten in den Flammen standhaft und zufrieden. Nicht die Wahrheit seiner Meynungen wirkte dieß, sondern die freye Kraft seines Willens: denn wir haben auch Kezzer eben so standhaft sterben sehen, als andere. Todes Verachtung findet selbst beim grösten Verbrecher statt, der seine Kräfte bildete.

Es bleibt nun den Gegnern dieses Systems überlassen, nachzuweisen, wie es möglich sey, ohne Sinnlichkeit auf Sinnlichkeit zu wirken, die Natur des Conductors in die Sinnlichkeit anzugeben, und wie ein nichtsinnliches Wesen, ausser der Welt, in derselben auf alle ihre Theile auf eine nähere Art wirken könne, ohne ihm durch Extension nahe zu kommen, und näher zu deduziren, auf welche Weise Allgegenwart wirklich seyn könne, ohne mit den Dingen in Verbindung zu stehen.

XIII.

System der reinen Theologie.

Eilftes Kapitel,

Vorsehung Gottes.

Die Vorsehung Gottes können wir nur in uneigentlichem Verstande, als eine Eigenschaft des Universums annehmen, da wir sie bereits in der Allweisheit, die alles nach einem höchst vernünftigen Zweck ordnet, zugleich antreffen. Indessen geht diese, die Allweisheit, ins Allgemeine, da wir gewöhnt sind, die Vorsehung auf das besondere zu beziehen.

Allerdings ist es richtig, daß auch das kleinste Stäubchen im Weltganzen nicht ohne Bestimmung und Zweck vorhanden sey; daß vorzüglich vor jenem der Mensch dies in Beziehung auf sich annehmen dürfe und müße. Als ein Glied in der Gesammtheit

des Ganzen, wirkt er selbst in zahllosen Punkten auf das Unendliche um sich allenthalben her. Seine Thätigkeit muß also einen bestimmten Plaz haben, und ihre eigene bestimmte Beziehung. Das große Ganze kann ihn nicht für unbedeutend ansehen, weil er einen Theil seiner Existenz ausmacht. Daß alles an seinem Orte stehe, wo es in den großen Weltplan am schicklichsten eingreift und einwirkt, ist allerdings ein Gegenstand der höchsten Weisheit, so wie seine Fortdauer in Beziehung auf das Ganze in allen möglichen Momenten seiner Existenz.

Daß diese Bestimmung durchaus allgemein, und im Weltplan von Anbeginn schon enthalten gewesen seyn müsse, ergibt sich aus der Ordnung in der Succession der Dinge, und der Veränderung ihrer Zustände, kraft welcher eines aus dem Andern fließt, und als Wirkung und Ursache zusammen hängt. Wir müssen demzufolge annehmen, daß die höchste Weisheit (in diesem Falle auch allgemeine Vorsehung) von aller Ewigkeit her, nach einem allgemeinen Plane alles anlegte, der das Weltbeste zum Gegenstand oder Zweck hatte, und daß da-

durch alle besondere, auch die geringsten Zustände, in denen sich der Mensch und alles mit ihm befinden werden, die gehörige Laufbahn, und Schicksale vorgeschrieben erhielt, die ihnen, um in das Weltbeste einzugreifen, zukommen.

Da wir übrigens das Universum, und die in ihm vorhandene Kraft (die Gottheit) in stäter Thätigkeit erblicken, und gewahr werden, daß eine allweise Ursache allenthalben wirke und herrsche; so können wir auch die Vorsehung Gottes, als Thätigkeit, für die Theile zu allen Zeiten zu sorgen, gar wohl annehmen. Unsere eigne Activität, die Bemühungen unserer Natur und Kräfte sind uns dafür Bürge, und wir erblicken in Selbstthätigkeit, von Vernunft oder Bedingungen außer uns geleitet, die Thätigkeit eines Theils der allweisen Gottheit.

Freylich können wir nicht sagen, der Theil der göttlichen Natur, der in uns wirkt, wirke mit der gränzlosen Weisheit und Vollkommenheit der Gottheit überhaupt. Nein! wir müssen immer bei dem Verhältniß eines geringen Theils, gegen ein un-

endlich großes Ganze stehen bleiben, und wir werden die Gründe der Beschränkheit dieses Theils sogleich einsehen.

Aber der Mensch als Theil bedarf auch zur Erhaltung seines Zwecks als Theil, nicht mehr Wirkungskraft und Thätigkeits-Vermögen, als er wirklich besizt. Vernünftige Sorge für sich selbst, Bestreben, durch Thätigkeit sich soweit glücklich zu machen, als er des Glücks zur Erhaltung einer behaglichen Existenz bedarf, ist Gang der Vorsehung göttlicher Natur in ihm.

Indessen hat die Thätigkeit des Menschen, und seine gröbere Natur ihre Gränzen, wo sie weder die Concurrenzen zu zwingen, noch das Nöthige immer zu leisten vermag. Daß aber die höchste Weisheit, die alles in allem erkennt, und allenthalben nach einem höchst vernünftigen Zwecke ordnet, diese kenne und vermöge eines vollkommnen guten Willens dafür gesorgt habe, und vereint mit allmächtiger Kraft, zu allen Zeiten und Momenten wirke, auch die Erleichterung, und Hinwegräumung aller Schwierigkeiten aus der Ordnung der Natur-Gesez-

ze ableiten könne, und helfen werde, auch dies ist ausser allem Zweifel: denn die Einrichtung des Ganzen ist höchstweise und vollkommen, und darum muß auch für alles gesorgt seyn, in allen Umständen, Zeiten und Momenten des Lebens. Die Erwartung, daß natürliche Begebenheiten dazu beiwirken werden, uns so zu erhalten, wie wir in den großen Plan gehören, wenn alle unsere Weisheit und Thätigkeit erschöpft sind, uns selbst zu helfen, ist weder Schwärmerey noch Unsinn; sondern eine evidente Wahrheit der Philosophie. Tadel kann nur den treffen, der ein gränzenloses Zutrauen auf die Wirkungen der Vorsehung, mit Vorbeygehung eigner Thätigkeit und Vernunft hat, die das eigentliche Werkzeug sind, wodurch die Vorsehung uns das Nöthige mittheilt; und verächtlich wird mir derjenige seyn, welcher Trägheit, Faulheit, Indolenz und Arbeitsscheue, hinter schwärmerische Ahndungen von wunderthätiger Hülfe verbirgt.

Allerdings ist auch für den Trägen, Thätigkeits-scheuen Menschen gesorgt, wie es der Ablauf allweiser Ordnung für ihn

schicklich macht. So ernähret sie die Bettler durch Barmherzigkeit, um diese unthätige Massen zu erhalten, die auf der untersten Stufe der Menschheit stehen, und nur im Verhältniß ihrer Bildung glücklich seyn können, und nach der Anwendung ihrer Thätigkeit es zu seyn verdienen.

XIV.

System der reinen Theologie.

Zwölftes Kapitel,

Gerechtigkeit und Güte Gottes.

Auch dieses sind nur in uneigentlichem Verstande besondere Eigenschaften Gottes, da sie in jenen der Allweisheit ebenfalls mit einbegriffen sind.

Gerechtigkeit ist die Erhaltung der Harmonie und Proportion zwischen allem, im besondere zwischen Würde der Selbstthätigkeit, und Glückseligkeit als ihrer Folge.

Die höchste Weisheit konnte dem Gange der Dinge nur gerechte Proportion beifügen, kraft deren Ursache und Wirkung sich in gleichem Verhältnisse befinden, so daß immer eine der andern vollkommen entspricht. Sie ist in der gröbern Sinnlichkeit die Bilance

zwischen Resultat und Wirkung, die sich correspondiren; die Ordnung in der Succession, das Gesez des Natur-Mechanismus, das nicht mehr hervorbringt, als die Thätigkeit wirken kann; die Gränze, die vor Verwirrung sichert, und die Harmonie in dem Ganzen nach bestimmten Verhältnissen aufrecht erhält.

In der feinern Existenz ist sie die Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit. Daß Selbstthätigkeit das Regulativ sey, wonach sich die Proportion des Glücks bestimme, ist deutlich, denn sie ist die wirkende Ursache desselben.

Eingeschränktheit an Bildung und Einsicht, Mangel an Fähigkeit bei sonst gutem Verstande, die rechten Gesichtspunkte aufzufassen, verleitete manchen Klugen zum Spott, bei der scheinbaren ungleichen Vertheilung der Glücksgüter der gröbern Sinnlichkeit. Von Assaph dem Juden an bis auf Voltaire den Weisen scheiterten viele an dieser Klippe, durch eine blos falsche Voraussezzung.

Sie legten nämlich auf den Genuß der gröbern Sinnlichkeit einen zu großen Werth

und hielten ihren Besiz für eine schickliche Belohnung der Tugend, und leiteten daraus die Disproportion zwischen Würde und Glückseligkeit her.

Genuß gröberer Sinnlichkeit ist nicht Zweck der feinern erhabenen Selbstthätigkeit, sondern nur Mittel der Erhaltung der gröbern Existenz. Der Besiz eines reichen Erbes als Eigenthum eines weniger Würdigen oder minder Tugendhaften, constituirt nicht den Begriff des Besizes eines der Würdigkeit proportionirten Gutes. Tugend ist Wirkung der feinern Existenz, folglich können nicht grob-sinnliche Besizungen mit ihr als Glück in Proportion stehen, sondern sind unter aller Würde und aller Tugend. Der Besiz eines großen Vorrathshauses, und gränzenloser Reichthümer können als Gegenstände des Genusses einer Person nicht mehr Werth enthalten, als der Besiz des blos Nöthigen zur Erhaltung. Alles kann der Besizzer nicht zur Lebens-Erhaltung und mehr nicht anwenden, als er zum Genuß für Sättigung, und zum Schuz gegen Witterung bedarf. Und hier besizt ein jeder, was ihm Noth thut; und jedem gefällt, was er gewohnt ist. Die

Mannigfaltigkeit in der Bereitung, die mehrere Schönheit der äußern Form, der größere Wohlgeschmack und das Raffinement zur Befriedigung der Wollust, sind dem Genuß mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Sie stumpfen die Nerven des Geschmacks, und das Vergnügen des Genusses, sie machen durch stäten Gebrauch die Empfindung des Schönen unschmackhaft, gewohnt, und reizlos, sie geben der Wollust Unempfindlichkeit, und theilen ihr Schwäche mit, indessen die nothwendige Mäßigkeit der Aermern alle diese Uebel entfernt, und wahren Reiz im Lebens-Genuß erhält. Wer ohne Sorge und Thätigkeit herrlich lebt, lebt darum nicht so freudenvoll, als derjenige, der seltner diesen Genuß sich verschaffen kann. Er hat keinen Maaßstab, an dem er sein Wohlbehagen erkennen kann, da ein solches Leben ihm ein ununterbrochnes Einerley wird, indessen es dem Mäßigen Mannigfaltigkeit in das Leben mischt. Der Reiche ist zuverläßig minder sinnlich glücklich, als der, der nur sein nöthiges Auskommen hat. Ihn blendet also in seinem Urtheile der Schein. Nach seiner schärfern Empfindung beurtheilt er die abgestumpfte des immer wohllebenden, und irrt.

Fügen

Fügen wir die gemeine, aber sehr richtige Bemerkung hinzu, daß die Tugend nicht im Mistbeete der gröbern Sinnlichkeit gedeihe, daß Mäßigung und vernünftige Enthaltsamkeit die Bildung der sinnlichen Zustände selbst befördere, die das Wohlleben des Prassers immer im Zustande unbehaglicher Schwere zu erhalten strebt, daß der Mäßige freyer denkt, thätiger wirkt; so werden wir finden, daß ein nothdürftiger Besitz die reiche unversiegbare Quelle einer glücklicher sich vervollkommnenden Existenz unserer Zustände sey ein Mittel, das den Gang der Selbstbildung zur Erreichung höherer Würde, und ihr angemeßner höherer Glückseligkeit der Empfindung unserer Natur erleichtere.

Wo wäre also eine ungleiche Vertheilung der ewigen Gerechtigkeit möglich, als im Deraisonnement des Mißverständnisses? Hier wirken Unmäßigkeit in Proportion Erfolge, die ihr angemessen sind; dort Mäßigkeit in ihrem Verhältniß entsprechende Resultate. Wer wird den Schluß machen: ich bin reich, darum bin ich glücklicher als der Aermere mit Tugend? oder jener besitzt

viel, darum ist zwischen dem Besiz und dem Glück des Aermern und seiner Würdigkeit kein Verhältniß? Noch einmal — Essen Trinken, Geräthe und sinnliche Wollust, sind nicht die Glückseligkeit, die mit der Würde der Tugend in Harmonie stehet, und deren Erhabenheit von dem Werthe grob sinnlichen Glücks so weit entfernt ist, als der Himmel von der Erde.

Aber auch allenthalben ist Proportion und gerechte Vertheilung, überall harmoniren Ursache und Wirkung. Darum sind Empfindungen der Gesundheit und einer angenehmen Existenz das Loos der Weisen und Mäßigen; und Kränklichkeit, Stumpfheit und träge beschwerliche Existenz das Erbtheil des Wollüstigen, der in grober Sinnlichkeit ein Glück sucht, das sie nicht gewähren kann.

Gegen jene Harmonie zwischen Tugend und ihr entsprechender Glückseligkeit, hat der entschlossendste Spötter noch nichts Gründliches wachweisen können. Freylich lächelten sie mit Recht über die gewöhnliche Bestimmung der Gerechtigkeit Gottes im sogenannten orthodo-

doxen Sinne verschiedener Religionen. Härte und Barbarey despotischer Gefühle bildeten für Gottes Gerechtigkeit ein eben so menschliches despotisches Ideal, als das Joch war, unter dem die Erfinder dieser Meinungen seufzten. Selbst das System weiserer Moralisten vermochte sich nicht von einem herrschenden Vorurtheile ganz loszureissen, und behauptete, freylich consequent genug, nach dem System eines vollkommnen und unvollkommnen Zwecks des Universums, Moralität und Immoralität, Belohnung und Strafen.

Der Mensch, der immer in Proportion seiner Bildung handelt, ist immer auch in diesem Verhältnisse glücklich. Da nun endlose Abstufung in dieser statt findet, so findet dieses auch in Rücksicht der Glückseligkeit statt. Der höher gebildete Mensch findet den geringern unglücklich und bestraft; könnte er sich aber in die Stelle desselben sezzen, wo keine Empfindung eines höhern Glücks, als derselbe besizt, ihm den kleinen Genuß des Seinigen hindert, oder ihn unzufrieden mit seiner Existenz macht, so würde er anders urtheilen. Ewig weise Gerechtig-

keit herrscht in der allgemeinen Vertheilung des Glücks. Der Wurm im Staube liebt sein Leben mehr, als dessen Verlust, weil er es behaglich in seiner Art findet. Der Wilde findet sein Glück seiner Bildung angemessen, nach seiner Art, und ein Aristid unserer Zeiten nach der seinigen, in einem richtigen Verhältniß seiner Bildung. Wo träte also die Natur je aus dem gesezlichen Gange, um Strafe und Unglück zum Zweck der menschlichen Existenz zu machen, oder zum Gegenstand der Gerechtigkeit Gottes, als Strafe?

Unstreitig leitete dieses einen unserer besten neuern Philosophen dahin, Gerechtigkeit durch proportionirte Güte zu erklären. Ungerne wende ich dagegen ein, daß Proportion zwischen Würde und Glückseligkeit, einen ganz andern Begriff, als den der Güte enthalte. Hier ist strenges Recht, im vollkommensten Verstande des Worts: Natur, Ordnung und Gesez, das die ewige Weisheit sich selbst unmöglich anders vorschreiben kann.

Güte, sezt Mittheilung von Glückseligkeit außer der Harmonie mit Würde, oder der Vollkommenheit völlig

proportionirter Würde voraus, sobald wir sie hier einmischen wollen. Sie kann in dieser Beziehung keine Eigenschaft in Gott seyn, weil sie seiner höchsten Weisheit und Ordnung im Ganzen nicht entsprechen würde, indem die Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit darunter leiden müßte.

Sie ist auf diese Art keine wesentliche Eigenschaft Gottes, sondern eingeschränkter Wesen, die die Proportion der Gerechtigkeit nicht zu übersehen fähig sind, die schenken, aber nicht belohnen. Relativ können wir nur darunter die Allgemeinheit der göttlichen Natur verstehen, kraft welcher sie eine unbegränzte Neigung besizt, blos das Beste der Theile zum Zweck ihrer Existenz zu machen, auf keinen Fall aber ihre Unseligkeit oder Bestrafung.

In andrer Beziehung können wir die Mittheilung unsrer Existenz, als eines isolirten Ganzen, mit allen Kräften und Vermögen, die zur Tugend und Glückseligkeit leiten, aus einer Neigung Gottes zur Güte allerdings herleiten. Denn unsere Existenz, als Theil, macht uns allerdings vom Ganzen abhängig, und da diese Existenz eine Ein-

richtung der unendlichen Weisheit Gottes ist, die ihren Grund allein von dem allgemeinen Grund der ganzen Oekonomie des Weltalls ableitet, so sind wir allerdings genöthigt, auf Güte zu recurriren, weil vor der Existenz eines Zustandes überhaupt eine Würde, und folglich eine Proportion zwischen Würde und Existenz nicht gedacht werden kann. Dieß constituirt ihren Begriff im allgemeinen, und so fern können wir auch die Zustände, die im Progressus nach Proportion der Würdigkeit statt finden, aus der Güte Gottes herleiten, in so fern nämlich die Existenz überhaupt, nur aus ihr allein abgeleitet werden kann.

Auf diese Art erscheint also Gott, als Mittheiler göttlicher Natur aus sich selbst, und als höchst gütig das Geschenk unseres Vorhandenseyns, mit einem Vermögen, durch Unendlichkeiten von vollkommnern zu vollkommnern Zuständen über zu gehen.

Sie ist uns darum höchstwichtig, weil sie den Grund aller Religion enthält, ohne welche das religiöse Gefühl nie statt finden könnte, das kein Interesse beabsichtet, rein ist, und nur Dankbarkeit für schon erhaltne Wohlthat in sich faßt.

Reines

System der Religion

für

Vernünftige.

Dritter Theil.

Praktischer Theil derselben

oder

Religion im engern Verstande.

I.

Einleitung

in den praktiſchen Theil der Religion.

Wir haben in möglichſter Kürze den theoretiſchen Theil aller Religion, oder die Theologie abgehandelt. Das ganze Syſtem derſelben iſt daher nicht gänzlich ausgeführt, und mehr ein Verſuch, als ein vollendetes Werk. Indeſſen enthält es genug, um das Urtheil der Kenner darüber zu erfahren, und ob nicht der Verfaſſer in einem ihm verborgenen Irrthum ſich befinde, den er ſich zurückzunehmen verbunden finden möchte. Bis jezt hat mir wenigſtens alles den Schein vollſtändiger

Ueberzeugung, die ein gültiger Entschuldigungsgrund seyn kann, warum ich hier mit einem von andern sehr abweichenden Religionssystem ans Licht trete.

So wie Ueberzeugung, da ich immer die Erfahrung zu Hülfe nahm, mich leitete, so wird der praktische Theil der Religion nachweisen, daß dieses System den Menschen um keinen Trost und keine Ruhe bringt, sondern sie auf den höchsten Punkt hinaufhebt: denn, wäre dieses System nichts weiter, als trockne Theorie einer fruchtlosen Speculation, so würde ich es der Mühe nicht werth geachtet haben, es Kennern und Denkern vorzulegen.

Man hat den Religionen wohl vorzüglich darum Werth beygelegt, nicht weil sie blos Begriffe entwickeln, sondern zugleich einen Einfluß in den Lebensgenuß bringen, dessen Folge, wahre oder scheinbare Glückseligkeit ist. Steinhart behandelte sie blos als Glückseligkeits-Lehre, und riß sein Publicum, das seinem Vortrage einen interimistisch-verdienten Beyfall nicht verweigern konnte, hin, bis Kant, und die neuern Moralisten nachwiesen, daß eine Religion als Glückseligkeits-Lehre, alle Moralität untergrabe, indem sie ein eigennüzziges System

enthalte, welches vor Interesse ausgeht, und Interesse sich zum Zweck macht.

Daß dieses tadelhaft sey, so lange eine Religion, frey von Eigensucht und Glückseligkeits-Interesse möglich ist, ist außer Zweifel. Eine reine Religion darf darauf nicht Ansprüche machen, irgend ein Interesse verschaffen zu wollen: sonst existirt sie blos in Beziehung auf dasselbe, und ihre Gefühle sind nicht edel. Die Sache der Sittenlehre ist es, die Glückseligkeit im Gefolge der Tugend nicht zwar als Zweck, wie die Moralisten sagen, sondern als Resultat der Sittlichkeit, herbey zu führen.

Der praktische Theil unseres Religions-Systems soll es zu leisten versuchen, ohne irgend ein Interesse zu beabsichten, ohne in die Gränzen der Moralität überzutreten, eine Art von Gewinn nachzuweisen, der mit der Art von Glückseligkeit der Tugend eigentlich nichts gemein hat.

Moralität bezieht sich allein auf Pflichten und die Gesellschaft, und verschaft dem Menschen dadurch reale Vortheile, ohne daß sie der Zweck seyn sollen. Dies kann

und darf die Religion, die lediglich den Menschen in Beziehung auf Gott darstellt, nicht thun: die Vortheile müssen also nur dahin zielen „den Menschen in Rücksicht dieser Beziehung von Zweifeln zu befreien; ihm ein helles Licht, über die einzigmöglichen Zwecke Gottes, durch Mittheilung seiner Existenz, zu verbreiten; ihn über alles zu beruhigen, was Mangel an Kenntniß dieses höchstweisen Zwecks Unangenehmes in seine Imagination bringen könnte, in allen möglichen Lagen seiner Existenz, ihm Trost mitzutheilen, und ihm die Weisheit und Güte der Gründe darzustellen, welche diese Lagen für seine ewig vorschreitende Existenz, nothwendig machen.“

Die Religion wird sich also nicht damit abgeben, sich ihm als Bedingung der Erhaltung der Glückseligkeit aufzudringen: sie wird ihn weder durch Verheissungen täuschen, durch Hoffnungen trösten, durch Erwartungen sich angenehm machen; noch irgend eine Saite berühren, die das Interesse erwecken könnte, als Grund ihrer Annahme aufzutreten. Ihre Gränzen und ihr Zweck sind bestimmt. Täuschung muß in ihr nicht möglich seyn, und hintergangne Hoffnungen

und Erwartungen ihre Unrichtigkeit in keinem Moment der Existenz enthüllen.

Ihre Beschäftigung und Zweck beziehen sich nicht aufs Zukünftige, wie es seyn wird, sondern auf den Blick des Gegenwärtigen, wie alles bereits ist, und als dauerhaft durch Ewigkeiten bestehen muß. Sie macht Glückseligkeit nicht zur Bedingung des Glaubens: denn sie verwirft allen Glauben, und zeigt nach, daß die Glückseligkeit bereits mitgetheilt sey, und daß es blos an Bildung des Menschen liege, und an eignem Willen, sich derselbigen sobald zu bemächtigen als er will. Sie führt ihn zurück auf eine höchstweise Welt-Einrichtung, in der bereits, als im unermeßlichen Vorraths-Hause alles für ihn vorhanden ist, was er wünschen und besizzen kann. Die Ruhe und der Trost, die sie mittheilt, zielen nicht auf ein Zukünftiges, das ungewiß ist und täuschen kann, sondern auf ein wirklich Gegenwärtiges, das dem Gefühle die vollkommenste Stimmung der Zufriedenheit mittheilt, indem es dasselbe auf die Ueberzeugungen, und durch sie in allen Besiz leitet, der jeder Lage unserer Existenz angemessen ist.

Daß eine solche Ruhe, solcher Trost allen Vermuthungen des Glaubens und gespannter Hoffnungen vorzuziehen sey, und daß dadurch eine Religion, welche Ueberzeugung und wirklichen Besiz dessen, was andere in der Zukunft erst versprechen, Vorzug vor jenen verdiene, bedarf, so deutlich ist es, keiner weitern Erörterung.

Ich kann bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht vorbeigehen, daß das Christenthum alle Lehrsäzze enthalte, aus welchen man ein reines System von Religion bilden kann, daß aber durch eine sonderbare Verwirrung, man dieselbe nicht immer auf die reine Entwickelung dieser Grundsäzze leitete. Christus sprach mit vieler Wahrheit im Allgemeinen von Gott und seinen Eigenschaften; Paulus nicht minder. Alle Lehrer der Kirche folgten diesem Beyspiele, und selbst die Vernünftigsten dieser Zeit. Aber statt daraus Ueberzeugungen zu deduziren, so giengen sie diesen Weg vorbei, und deduzirten daraus Glauben, und bloße Hoffnungen. In ihrem Urtheile fanden sie durch einen gewaltigen Sprung in der Natur die gegenwärtige Existenz in allen Momenten, beziehend auf eben so viele Momen-

te in der Zukunft, in welcher jedes Leiden dieser Zeit, dort in der Zukunft eine ihm angemessene Entschädigung finden soll. Dadurch wurde nun der ordnungsmäßige Progressus unterbrochen. Ursachen und Wirkungen getrennt: denn statt, daß sie in ewig ununterbrochnem Gange zusammenhängen, so sollte nach ihnen z. B. das Leiden dieser Zeit, eine selige Ewigkeit im Zukünftigen wirken, wodurch das Leben der Menschen zu einer zusammenhängenden Reihe von Ursachen ohne Wirkungen, und die Zukunft eine andre zusammenhängende Reihe von Wirkungen ohne Ursachen in dem Besiz ward. Immer war also die ganze Länge des Lebens zwischen Ursache und Wirkung. Bei aller dieser Inconsequenz ist nicht zu läugnen, daß so schief und irrig der praktische Theil der christlichen Religion bearbeitet wurde, der theoretische Theil, alle die Wahrheiten enthielt, welche in unserm Systeme anzutreffen sind, und es lag nicht an ihrem Mangel, daß sie nicht besser benuzt wurden, sondern an dem Mangel derer, die ihren Einsichten eine schräge Richtung gaben, die von dem wahren Zweck entfernte.

So enthält unstreitig die christliche Religion die Grundsäzze, daß Gott Alles in

Allem erfülle, daß er selbst das το παν εν παστω sey, daß er nicht auſſer der Welt, ſondern in der Welt alles allenthalben wirke; daß wir nach ſeinem Ebenbilde hervorgebracht ſind, daß wir als göttlichen Geſchlechts, und Theilnehmer ſeiner Natur die Benennung der Kinder Gottes verdienen; daß die göttliche Natur es ſey, die in uns wirke, beides Wollen und Vollbringen; daß Gott allweiſe, allgütig, allmächtig und allgegenwärtig und zwar an und in allen Orten ſey; daß er in uns wohne, und leite und regiere; daß ſeine Gerechtigkeit ohne Gränzen, und ſeine Liebe allumfaſſend ſey; daß alles gut ſey, was von ihm iſt, u. ſ. w.

Anſtatt aber, daß dieſe vollkommen wahre Lehre, die der menſchliche Verſtand aus ſeiner Natur ſchöpfte, in der praktiſchen Anwendung den Menſchen auf gegenwärtigen Beſitz eines dem Zwecke ſeiner Exiſtenz entſprechenden Lebensgenuſſes hätte führen ſollen, ſo gieng der Weg derſelben davor vorbei, und leitete durch ein Syſtem von Verheißungen, Hoffnungen und Erwartungen den Menſchen auf die Lebensverachtung, auf weitgehende Verläugnungen des Zwecks alles

les Daseyns, und täuschte ihn mit leeren Hoffnungen in der Zukunft.

Ich sagte, täuschte ihn, mit Vorbedacht, nicht, als wäre Täuschung der Zweck der Lehrer des Christenthums, nein! sondern die Folge eines von ihnen redlich geglaubten Systems.

Da die Dauer des Menschen progressiv ist, d. i. in der Zeit oder Succession existirt, so hängen nothwendig Ursachen und Wirkungen an einander, und sind unzertrennlich. Jeglicher Zustand ergiebt sich aus dem vorhergehenden, und alle Aufopferungen vor vielen Jahren können keinen Wechsel in diese Ordnung der abwechselnden Zustände im gegenwärtigen Augenblick hervorbringen. So bereitet Mäßigkeit, das Wohlbehagen der Existenz in ihr anhängenden Momenten der Existenz, und das Opfer der Sinnlichkeit belohnte sich unmittelbar. Eine Mäßigkeit, die ich vor Jahren ausübte, kann meinen jezzigen Zustand nicht bestimmen, der lediglich eine Folge der ihm zunächst vorausgehenden Ursache ist. Ursachen springen nicht über eine Reihe anderer Ursachen hinweg, um nach

Jahren, jezt eine Wirkung hervorzubringen. Wenn also der Christ auf Hoffnungen sich des frohen Lebensgenusses beraubte, so mußte er sich nothwendig hinter dem Vorhange der Zukunft getäuscht finden, wo er Nichts dafür antraf, sondern blos eine Existenz nach gleichen ewigen Gesezzen der Ordnung der Natur fortsezte, wo der vorhergehende Augenblick die Wirkung des Folgenden enthält und vorbereitet.

Hieraus deduzire ich den Irrthum, der nothwendig Täuschungen zur Folge hat, sobald die theoretischen Säzze des Christenthums auf eine unrichtige Art auf die Zukunft leitend, angesehen, und als praktischer Theil der Religion gelehrt werden.

Aber Redlichkeit nöthiget mich, und zwar auf eine angenehme Art, hier frey zu bekennen, daß der Haupt-Inhalt des theoretischen Theils der christlichen Religion, bey Vorausseszung der Wahrheit meines Systems, als vollkommen und einleuchtend richtig nachgewiesen werden könne; daß ich es für ein leichtes Geschäft halte, in Maaßgabe derselben es gegen alle mögliche Einwendungen der scharfsinnigsten Zweifler zu

retten, daß selbst alles, was ich gegen solche theoretische Sätze geschrieben habe, von selbst zerfällt, sobald der Theolog die Billigkeit hat, einzusehen, daß das Christenthum keinen Gott ausser der Welt, und keinen verschiedenen Grund der Wirkungen und Thätigkeit im Universo und seinen Theilen lehre; zu bekennen, daß dieses System, das ich hier vorlege, nichts anders, denn ein stiller Versuch ohne Geräusch sey, das Christenthum zur Würde einer reinen Religion zu erheben, indem ich es unternehme, die Art vorzuzeichnen, wie man praktischen Erfolg aus seiner Theorie deduziren könne; und öffentlich zu gestehen, daß meinem ganzen Systeme nicht Selbsterfindung, sondern die theoretischen Wahrheiten des Christenthums allein zum Grunde liegen, wie jeder Beobachter aus den zerstreuten Winken urtheilen kann, wo ich mich der eignen Ausdrücke dieser Religion, bey Deduzirung der Wahrheiten dieses Systems bedient habe.

Glauben competente Richter, daß ich einem Versuche gewachsen sey, diesen Grundsätzen gemäß, eine genugthuende Apologie

des theoretiſchen Chriſtenthums zu unternehmen, ſo will ich ſie liefern, und mit ebender Entſchloſſenheit und Ernſt für daſſelbige ſtreiten, als ich genöthiget war, bey den unrichtigen Petitionen vieler ſeiner Verfechter, es zu widerlegen, und den Ungrund der Meynungen nachzuweiſen, die man in demſelben finden will.

II.

Vollständigkeit dieſes Religions-Syſtems, welches allen Glauben verläßt, und lediglich auf Ueberzeugung beruht.

Eine Religion, welche den Menſchen nöthiget, ohne hinreichende Beweiſe, Lehrſäze zu glauben, als Wahrheiten, die ſie, als ſolche nachzuweiſen, keine ſtatthafte Gründe enthält, und eine Art von Autorität anwendet, Vermuthungen und Meynungen in ein Religionsſyſtem zu bringen, eine ſolche Religion iſt für vernünftige Denker untauglich, und ihre Foderung, ihr Glauben beyzumeſſen, gleicht dem Eigendünkel und der Arroganz, die wir in allen Fällen verſchmähen, wenn uns jemand unerweisliche Meynungen aufdringen will. Kein Menſch, der die Würde der Vernunft ſchäzt, wird bloßen Meynungen mehr Beyfall ſchenken, oder ſo viel ſchenken, als Evikionen. Eine Religion wird dadurch zu einem Meynungeſyſtem herabgeniedrigt, das uns zu

immerwährenden Zweifeln berechtiget, weil es keine gültige Nachweisung zuläßt, und Glauben fodert, wo die Vernunft den Mangel der Gründe bemerkt, die sie als Wahrheiten anzunehmen, verbietet.

Bauen wir nun gar die Beruhigungen des Lebens, die Motive unserer Selbstverläugnungen auf bloße Meynungen, ohne hinreichende Gründe, so können wir die ewigen Zweifel nicht entfernen, ob unsere Aufopferungen nicht höchst vergebliche Bemühungen sind, ohne Noth und Gründe einen frohen Lebensgenuß für fehlschlagende Hoffnungen und Erwartungen dahin gegeben zu haben. Was würden wir, die wir im Zeitlichen Weisheit genug besitzen, und auf Religion zu wenig anwenden, demjenigen antworten, der von uns foderte, unser Eigenthum, auf bloße Hoffnung eines Gewinnstes, und Möglichkeit eines gänzlichen Verlustes desselben, anzulegen? Nur Wagniß, Habsucht und Geiz, kann das Ungewisse und Unsichre dem Gewissen vorziehen und so thöricht handeln. Und mit dem Eigenthum unserer Vernunft sollten wir verpflichtet seyn, auf Hoffnung gewissem Besitze zu entsagen, auf grundlose Versicherungen

in der Zukunft, das Glück unseres Lebens zu verläugnen, und durch einen Glauben, der uns wenigstens eben so gut täuschen, als unsern Erwartungen entsprechen kann, bewegen lassen, neben dem Zweck aller Existenz, immer im Besiz des bestmöglichsten Guten, beym Gefühl dessen würdig zu seyn, vorbeyzugehen, und positive Belohnungen zu erwarten, die uns sicher fehlschlagen müssen, da alles in Ordnung abläuft, und jede Ursache ihre Wirkung neben sich hat, und keine Reihe von andern Ursachen und Wirkungen überspringt?

Aus diesem Grunde ist es für eine reine, wahre Religion entehrend, gewissen Lebensgenuß, auf unerweisliche Hoffnungen einer durchaus unbekannten Zukunft, als Opfer zu verlangen, und eine Ascetik vorzuschreiben, welche die völlige Behaglichkeit der jedesmaligen Existenz zerstört, und schwärmerische Aussichten in die Ewigkeit, die uns fremd ist und also täuschen muß, an ihre Stelle zu sezzen. Eine Religion also, welche Verläugnung aller Sinnlichkeit fodert, beruht auf Mißverständnissen und Mangel einer vernünftigen Aussicht in die Zukunft. Daß der Mensch zu allen Zeiten

und in allen Momenten der glücklichsten vernünftigen Existenz würdig sey, ist Zweck derselben. Immerwährender Genuß derselben, in progressiven Fortschritten der Würdigkeit, seine Bestimmung. Beraubung und Genuß sind Widersprüche. Erstere bringt Unbehaglichkeit und freywillige Uebernahme von Leiden auf chimärische Hoffnungen in das Leben; Lezterer mit vernunftmäßiger Behandlung begleitet, alles glückliche Wohlbefinden, nach dem allgemeinen Zwecke des Weltbesten, in dasselbe. Ueberhaupt ist dieses ein Gegenstand, dessen Behandlung der Moral zukommt, und mit dem sich die Religion nie als religiösen Gegenstande beschäftigen, sondern nur nachweisen darf, daß er nicht innerhalb ihrer Gränzen liege, und daß Religionen Unrecht thun, sich in die Diätetik des Menschenwohls einzulassen, und die Früchte eines verdienstlichen vernünftig geführten Lebens, durch schwärmerischen Glauben und täuschende Versprechungen, grundloser Hoffnungen zu vernichten. Aus ihren Lehrsäzzen läßt sich durchweg nichts ähnliches ableiten, da sie allein den Menschen, nie in Beziehung auf leere Zukunft, sondern auf Gott sich denkt, wie sie ihn zu allen Zeiten überzeugend erkennt.

Da erscheint er aber als Geber der Glückseligkeit, die wir mit Dankbarkeit annehmen, nicht aber verschmähen sollen; als wirkend auf unsere bestmöglichste Existenz, nicht als freywillige Beraubungen fodernd, welche das Gefühl der Erkenntlichkeit im Aufkeimen ersticken; als Wohlthäter und gütig, der giebt, um zu genießen, nicht reizt, und Güter kennen lehrt, um mit Härte uns ihren Genuß zu versagen. Die Vernunft tritt dem zu, und schreibt für den Lebensgenuß Pflichten vor, die uns denselben immer reizend erhalten. Regeln der Mäßigung, um ihn mit höchstem Wohlbehagen zu genießen; und Regeln der Weisheit, um ihn mit der ruhigen Zufriedenheit, desselben nicht unwürdig zu seyn, hinzunehmen. Reine und wahre Religion breitet nur ein weites Gefild von reizenden Aussichten der Gegenwart um uns her, wo die Gottheit ihre Güter darlegt, und dem zweckmäßigen Genuß darbietet, und die Vernunft entwirft Klugheitsregeln, wie wir sie genießen müssen, um immer zufrieden und heiter zu seyn, und Ueberzeugung richtiger Beurtheilung zeigt uns für alle Momente unserer Existenz durch alle Ewigkeit, die immerwährende Fortdauer der gütigen Gesinnungen Gottes, die uns in einem immerwäh-

renden Genuſſe eines ſich vervollkommnenden Lebens, durch zahlloſe Veränderungen unſers Daſeyns, erhalten wird. Hier ſchmeicheln uns nicht fehlſchlagende Hoffnungen, nicht leere Erwartungen. Der ordnungsvolle, ewigfeſte Gang der Natur; gemachte Erfahrungen an uns ſelbſt, und um uns her, überzeugen uns von der Gewißheit einer Exiſtenz unter dieſen Bedingungen, und wir hoffen nichts Gutes, ſondern ſind des Guten durch Ewigkeiten gewiß.

Wir eilen zur nähern Deduktion der Religion und ihrer reinen herrlichen Folgen zurück, um nicht dem Faden der Ordnung vorzugreifen, oder ihn zu zerreiſſen.

III.

Religion.

Die Theologie zeigte uns, „was wir „von Gott erkennen;“ Religion bezieht sich näher auf uns, und macht uns damit bekannt, was „wir dabey empfinden.“ Erstere mittelte blos die Lehre von Gott aus. Leztere wirkt unmittelbar auf den Menschen selbst, und bestimmt die Gefühle, die aus der Beziehung auf jene Wahrheiten entspringen.

Daß sie weder Gebote enthalte, noch Vorschriften von aussen auflege, daß sie rein in ihrem ganzen Umfange sey, und keinen Zweck der Selbstsucht und des Interesses beabsichte, indem sie selbst Zweck ist, haben wir bereits nachgewiesen. Frey und unabhängig entstehen die Religionsgefühle aus der Darstellung der Erkenntnisse von Gott, abgenöthigt ohne allen Zwang. Der Vernünftige kann sich ihnen nicht entziehen, weil er es nicht wollen kann. Die Religion wird ihm ein Bedürfniß, das in seiner freyen

Natur begründet liegt. Erkenntniß ist das Saamenkorn, das die Gefühle als Frucht hervortreibt, von ihr unzertrennlich ist, und das Gefühl überrascht, dahin reißt, und mit den erhabensten Empfindungen anfüllt.

Nur eine solche Religion ist eines solchen Wesens, als der freye Mensch ist, anständig und seiner würdig. Erhaben über allen Zwang, unabhängig und frey, darf ihn nichts einschränken. Keine Unbestimmtheit seine Gefühle verdunkeln, keine Schwärmerey sie verunedlen, keine Autorität sie fesseln, keine undeutliche Meynungen sie herabwürdigen. Sie muß vollständig dem Maaße der Erkenntniß entsprechen; keine Heucheley muß sich nicht einmischen, sie nicht Empfindungen erpressen, die nicht unbedingt, und mit leichter Wahrnehmung von selbst hervorgehen. Ehrfurcht, Anbetung, Bewunderung und Dankbarkeit, müssen unerkünstelt, unaufgefordert, aus der lichten Darstellung der Erkenntniß heraufgehen, und wie Wirkung und Ursache frey zusammenhängen.

Wenn wir annehmen wollten, es wäre Religion Pflicht oder göttliches Gebot, so würden wir ein falsches Licht auf die Gott-

heit werfen müſſen: denn nichts iſt deutlicher, als daß eine Art von Selbſtſucht in ihr vorausgeſezt werden müßte, ſobald ſie Bewunderung, Ehrfurcht, Anbetung und Dankbarkeit von dem Menſchen als Pflicht erforderte. Das Gebot Gottes würde uns dieſe Ehrſucht als Zweck ſeiner Thätigkeit darſtellen, und nicht das Weltbeſte, ſondern die Ehre Gottes dieſen Zweck enthalten.

Kant erklärt eine ſolche Darſtellung für praktiſche Abgötterey, Er ſagt: „Abgötterey in praktiſchem Verſtande, iſt noch immer diejenige Religion, „welche ſich das höchſte Weſen mit Eigenſchaften denkt, nach denen noch etwas anders als Moralität, die für ſich taugliche Bedingung ſeyn könne, ſeinem Willen in dem, „was der Menſch zu thun vermag, gemäß „zu ſeyn.“ (Kritik der teleologiſchen Urtheilskraft S. 435. Note)

Wir geſtehen Herrn Kant dieſe Bemerkung ein, indem ſie vollkommen richtig ſeyn müßte, wenn nur nicht Moralität, als Zweck der Religion vorausgeſezt würde. Daß Religion und Moral, Theologie und Pflichten-Syſtem ganz verſchiedene Dinge ſeyn; daß die Religion blos die

Beziehung des Menschen auf Gott, die Moral lediglich die Beziehung des Menschen auf sich, die Gesellschaft, und den Weltzweck enthalte, indem Religion ohne Zweck ist, dies haben wir bereits sattsam nachgewiesen. Daher haben wir auch die Theologie und Religion nicht auf den praktischen Beweis gegründet, ob wir gleich eingestanden haben, daß er als Supplement die speculative Vernunft unterstüzze, und den Beweis der Existenz Gottes auch von der moralischen Seite genommen soviel stringenter mache, ja wir könnten sogar zugeben, daß er interimistisch dem speculativen Beweise vorausgehen könne, so lange nicht ausgemittelt ist, ob wir uns Gott als Ursache der Welt, in, oder ausser ihr, denken müssen.

Es frägt sich nun allerdings: entspringen die Gefühle der Religion, aus dem Sitten-System, oder einem andern? sind Ehrfurcht, Bewunderung der Größe Gottes, Anbetung und Dankbarkeit Pflichten der Moral, die wir als göttliche oder menschliche Gesezze mit einem sittlichen Zweck uns denken können?

Ich glaube mit Recht, dies verneinen zu können. Vorerst, und was das gültigste und

stärkste ist, was dafür gesagt werden kann, so wirken diese Religions-Gefühle gar nicht auf den moralischen Zweck, sich der Glückseligkeit würdig zu machen, so wenig als auf den allgemeinen Zweck des Universums, — das Welt-Beste. Denn da das Objekt dieser Gefühle nicht der Mensch überhaupt ist, sondern sie nur Resultate der Vorstellungen oder Empfindungen sind, die von selbst aus der Erkenntniß Gottes nach seinen Eigenschaften im Universo abfließen, und sich aus ihnen nichts weiter deduziren läßt, als eine Stimmung unserer selbst, welche von dem moralischen Gefühl zu ihrem Vortheile benuzt werden kann, ohne daß dieses eben Zweck der Religion sey, so ergiebt sich von selbst, daß die Moral nicht ihre Quelle, folglich sie auch nicht Pflichten seyn.

Wir würden gegen den Begriff der Moral uns versündigen, wenn wir Religion mit ihr zusammen werfen wollten.

Moral ist die Wissenschaft von den Gesezzen unserer freyen Existenz.

Religion ist uns nicht Vorstellung der Vernunft-Gesezze als göttlicher Gebote, sondern **das selbstthätige Gefühl**

welches aus der Erkenntniß Gottes, als Grundes alles Existirenden, mit gränzlosen Eigenschaften entspringt.

Da nun die Gefühle, welche aus der Erkenntniß Gottes, als höchst weisen, gütigen, mächtigen ꝛc. Grundes der Welt hervorgehen, nicht Gesezze der Sittlichkeit zum Grunde haben, sondern die ganze reine Anschauung unseres Erkenntnisses von Gott in Rücksicht seiner Existenz, so sind sie vom moralischen Gefühle durchaus verschieden, deren Gegenstand die Gesezze der Freyheit sind, nicht aber die Existenz Gottes.

Ja, unser moralisches Gefühl empört sich unmittelbar gegen eine Vorstellung dieser Gefühle, als Pflichten oder göttlicher Gebote. Was sagt es uns, wenn wir uns Gott vorstellten, als forderte Er: „bewundre mich" „habe „Achtung und Ehrfurcht gegen mich" „sey „dankbar" „bete mich an" dieses würde allerdings die höchste Philautie oder Eigenliebe voraussezzen, und in Gott die große Eigenschaft der „Selbstgenügsamkeit, oder „der Unabhängigkeit des Wohlseyns von allem

„lem andern, auſſer vor ſich ſelbſt, Bedürf-
„nißloſigkeit“ vernichten.

Offenbar, wenn jene Gefühle, von Gott auferlegte Pflichten wären, würde dadurch ſeine g nzliche Unabhängigkeit von Neigungen und Bedürfniſſen (die Seligkeit Gottes) aufgehoben werden, und Bewunderung, Ehrfurcht, Anbetung und Dank, Bedürfniſſe und Neigungen in ihm vorausſezzen, ſie zu erhalten. Dieſem aber widerſpricht unter dieſer Darſtellung Herr Kant geradezu, (Kritik der praktiſchen Vernunft S. 214.) ſie können alſo auch nicht Geſezze, als göttliche Gebote enthalten, oder moraliſcher Abkunft ſeyn. Oder man müßte annehmen wollen, daß die Moral Geſezze enthielte, die als göttliche Gebote erſcheinen, und Geſezze, die nicht als ſolche erſcheinen können.

Dieſes weiſt alſo einleuchtend nach, daß es Erkenntniſſe und Gefühle gebe, die zur Moral nicht gerechnet werden dürfen, ſondern ſelbſtſtändige Gründe enthalten, die von ihr getrennt, und nicht Grund des Pflichtenſyſtems ſind, und die wir deshalb, daß ſie lediglich aus dem Erkenntniß Gottes her-

vorgehen, unter dem Namen der Religion charakteriſiren.

So hätten wir alſo die Selbſtſtändigkeit der Religion genugthuend nachgewieſen, ſo wie den Unterſchied zwiſchen ihr und der Moral, und wir können alſo mit mehrerer Dreiſtigkeit auf ihre Entſtehung und die Entwickelung ihrer Gefühle, aus dem Erkenntniſſe übergehen, ohne uns weiter aufzuhalten.

IV.

Nähere Deduktion der Religion.

Erſtes Kapitel,

Selbſtgenugſamkeit und Seligkeit Gottes in ihren Folgen.

Wir haben in der Theologie dieſe Eigenſchaften Gottes anzuführen, größtentheils darum unterlaſſen, weil ſie hauptſächlich von ſpeculativem Gebrauche, und ein Gegenſtand der Bemerkungen ſind, die nichts mehr herbeyleiten, als was die Erkenntniſſe der Eigenſchaften, ſeiner Größe und Macht zunächſt ſchon leiſten müſſen.

Sie ſind uns mehr dazu dienlich, die Beſchaffenheit der Religion anzuzeigen, und daß ſie ohne Zweck und Pflicht vorhanden ſeyn müſſen. Indeſſen verdienen ſie allerdings ein Gegenſtand unſerer Aufmerkſamkeit zu ſeyn, weil ſie auf unſer Gefühl nicht ohne

Einfluß sind, und „die Unabhängigkeit unse„rer Gefühle, und aller Religion“ in das deutlichste Licht nicht nur sezzen, sondern auch selbst: „Gefühle in uns erwecken, die damit harmonisch sind.“

Denken wir uns Gott (nach welchem System wir wollen) als allgenugsam und selig, so hat Kant vollkommen Recht; und wir können uns in Ihm durchaus kein Bedürfniß vorstellen, wie es auch Namen haben möge. Er kann und wird demzufolge von uns überall nichts fodern, was auf Ihn Beziehung haben könnte. Er fodert weder Ehre, noch Hochachtung, noch Anbetung, noch Unterwerfung, noch Gehorsam, noch Dank, noch irgend Etwas, um seinetwillen. Sich selbstgenugsam, ohnehin schon über alles selig, vermag Nichts, in Ihm diese Selbstgenugsamkeit und Seligkeit zu beeinträchtigen, weil sie in einem über alles erhabenen Wesen statt findet.

Freylich — wenn wir uns Gott als Ursache ausser der Welt denken, so entflieht uns der Beweis für diese Behauptung, und alles wird bloße Speculation. Ein Wesen, das im Universo an nichts Theil nehmen kann: ein Wesen von blos

intelligibler Natur, zu deſſen Beſeligung das ganze Univerſum, das ſinnlich iſt, nichts beyzutragen vermag, als daß es höchſtens die Idee erzeugt, daß es glückſelig ſey; ein Weſen, das nicht in Beziehung auf Etwas, ſonden im Nichts (auſſer dem realexiſtirenden Univerſo) ſich aufhält, welche Seligkeiten kann dieſes Weſen im leeren Raume, wo es an allen möglichen Gegenſtänden von Seligkeit fehlt, wohl beſizzen?

Aber — wie ſehr verändert ſich der Schauplaz, wenn wir uns Gott in dem unendlichen Ganzen denken; im Beſiz alles Möglichen als vorhanden: im Genuß aller Ueberſicht der Harmonie und Ordnung, die in demſelbigen anzutreffen iſt; Herr über alles, ſo weit die Unendlichkeit reicht, und Quelle alles deſſen, was iſt, im gegenwärtigen Daſeyn, in allem, durch die gränzloſe Ausſpannung des Univerſums ſelbſt! Hier nur iſt Zufriedenheit, mit allem was er wirkt, gedenkbar; hier nur anſchaulich, wie Er als Quelle aller Thätigkeit, mit endloſer Freyheit ſich ſelbſtgenugſam und ſelig ſeyn kann. Hier nur ſind reale Objekte, die jenes herbeyführen können, indeſſen eine armſelige Leerheit auſſer der Welt, und die Un-

endlichkeit um Ihn her, in tiefen Finsternissen einer ewigen Macht Ihn umgeben würde.

In uns erweckt die Betrachtung dieser Lage Gottes, als in der Welt, Allgenugsam und Allselig, die Empfindungen seiner Erhabenheit über alles. Alles ist, wie Er es will, Alles gut, und so, daß Nichts seinen Zweck, der der beste ist, stöhren kann. Wir fühlen uns gedrungen durch uns selbst, auszurufen: Wie erhaben ist Gott, die Quelle alles dessen was ist — wie herrlich alles um ihn her, da Alles Ihm wohlgefällt, und Nichts seine Seligkeit stöhrt! — Er bedarf Nichts, denn Alles ist sein, und auch Ich bin sein. Er ist zufrieden mit allen seinen Werken, Er ists auch mit mir Irrthum und Unvollkommenheit meiner Zustände vermögen Seine Seligkeit nicht zu stöhren, dadurch, daß sie Ihn unzufrieden machten; Nein! Er kennet was wir thun müssen, und wie wir, um ins allgemeine Beste einzugreifen, handeln sollen; und weder Mißfallen, noch Tadel, noch Unzufriedenheit, denn sie würden seine Seligkeit stöhren, begleiten unsere Wege;

wir sollen nicht vollkommen seyn, wie Er es ist, weil unsere Natur es nicht zuläßt, wir sollen aber immer vollkommner werden, durch angestrengte Selbstthätigkeit, ohne je von Ewigkeit zu Ewigkeit zu ermüden, oder aufzuhören. Diese Bemerkung kann und wird meinen Eifer nicht im Guten herabstimmen, oder mich in dessen Vollendung lässig machen. Ich weis, das Glück einer jeden bessern Lage, zu welcher mich Selbstthätigkeit erhebt, hängt allein von ihrem Eifer und Ernste, und vom rastlosen Bestreben ab, mich der Glückseligkeit würdig zu machen. Ich will alles Gute meiner unendlichen Natur zum Weltbesten benuzzen, gemeinschaftlich mit Allem dahin arbeiten, um die Peripherie meiner Thätigkeit, meines Werths, und mit ihm meiner Seligkeit, die in meiner Hand steht, zu erweitern. Ich will nach dem Besiz der Zufriedenheit mit meinem Daseyn, die nicht grundlos ist, streben; ich will mich unabhängig von Zweifeln und Allem machen, was diese Zufriedenheit stöhrt. Ich will mich zum Bewußtseyn von wahrer Würde hinaufschwingen, dadurch, daß ich meine Kraft in ihrem ganzen Umfange wirken

lasse, um eine Art von Selbstgenugsamkeit zu erreichen, wie sie mir und meiner Lage angemessen ist.

So wird vorerst das Gefühl gereizt; Moralität eilt hinzu und bemächtigt sich der Geistes-Stimmung, und Vorsätze und Ausführung folgen sich unmittelbar auf dem Fuße.

V.

Nähere Deduktion der Religion.

Zweytes Kapitel,

Allweisheit Gottes in ihren Einflüssen auf das Gefühl.

Es versteht sich wohl von selbst, daß wir unmöglich den Willen haben können, ein System für das Gefühl selbst zu entwerfen, das desselben weder nöthig hat, und in endlosen Nüanzirungen erweckt wird, noch von irgend einem Vortheile seyn würde, da das Religions-Gefühl nicht erkünstelt, sondern frey natürlich seyn muß. Wir haben aus diesem Grunde auch nur die Deduktion desselben, aus dem Erkenntniß übernommen, um den Zusammenhang zwischen beyden, und die Selbstständigkeit beyder nachzuweisen.

Noch müssen wir auch hier wiederholen, daß aller Trost und alle Zufriedenheit, die so

reichlich aus der Religions-Quelle abfließen, nicht beabsichteter Zweck der Religion, sondern unmittelbar sich ergebende Folgen ihres Vorhandenseyns vorstellen, daß sie unzertrennlich an ihre Existenz gebunden sind und sie mit ausmachen, daß also kein Vortheil oder Nuzzen Zweck sey, sondern blos dadurch die Nothwendigkeit resultire, wie der Mensch sich in Beziehung auf Gott in jeglicher Lage denken müsse.

Diese Art von glücklicher Existenz ist nicht moralischer Natur, weil sie das Vortheilhafte unserer Zustände im Leben, nicht aus der Würdigkeit oder der Tugend ableitet, sondern aus dem Erkenntniß von Gott allein, mithin blos religiöser Art ist. Der Moral bleibt es überlassen, durch freyen Zutritt die Gemüthsstimmung zu benuzzen, um das weite Feld ihrer Thätigkeit leichter anzubauen und fruchtbar zu machen. Wir unterscheiden daher immer zwischen „was fühlen und „empfinden wir„? und zwischen „zu was verpflichtet uns unsere Existenz, wie sie ist„? wir unterscheiden daher sorgfältig „Ruhe, „und Zufriedenheit mit unserer Lage, „in soferne sie der Weisheit, Güte und „Macht Gottes entspricht, und von den Be-

„merkungen derſelben ſich herleitet“ von „Ruhe und Zufriedenheit mit uns ſelbſt, „in ſofern moraliſches Verhalten, und Thä„tigkeit im Guten den Grund derſelben ent„halten.“

Erſtere bezieht ſich blos auf das Allgemeine; leztere auf das Beſondere. Jene mittelt unſere Berechtigungen zur Zufriedenheit über unſere totale Exiſtenz aus; dieſe die Befugniſſe zur Zufriedenheit über uns ſelbſt, in einzelnen Lagen des Lebens. Jene leitet ſich von der Beziehung ab, in der der Menſch ſich auf Gott, und allgemeine Beſtimmung denkt; dieſe aber von beſondern Beziehungen, in denen der Menſch ſich auf ſich ſelbſt, die Geſellſchaft und den Werth einzelner Handlungen vorſtellt.

So groß auch der Umfang der erſtern immer ſeyn mag, ſo enthält er doch nicht die Gefühle der leztern d. i. der Menſch kann im allgemeinen über ſeine Exiſtenz beruhigt ſeyn, ohne Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, die aus moraliſchem Verhalten entſpringt, zu empfinden; oder, jene giebt ihm nicht eigenen Werth der Selbſtthätigkeit, ſondern zeigt ihm blos den Werth ſeiner Exiſtenz und Natur überhaupt, welche durch moraliſche An-

wendung oder Benuzzung erſt im beſondern gebildet wird, zu beſondern Zwecken.

Ich glaubte dieſe Bemerkung um ſo nothwendiger, als es ſonſt leicht ſeyn würde dahin induzirt zu werden, die Synominität des Tons und der Ausdrücke zu verwechſeln, und Moralität da, wegen Gleichheit gewiſſer Ausdrücke gewahr zu werden, die unbeſtimmt, eine Art von Empfindung zu enthalten ſcheinen, wo keine geſucht werden muß.

Wir werden deshalb wohlthun, den Begriff der Zufriedenheit näher zu beſtimmen. „Religiöſe Zufriedenheit iſt Wohlge„fallen an ſeiner Exiſtenz überhaupt, in ſo„fern ſie aus der gründlichen, vernünftigen „Betrachtung entſpringt, daß wir durch einen „allweiſen und allmächtigen Grund, zu nichts „anders, als unſerm Beſten, immer und zu „allen Zeiten, wie unſere Lage auch beſchaf„fen ſeyn mag, und unter allen möglichen „Bedingungen derſelben vorhanden ſind."

„Moraliſche Zufriedenheit iſt „die Folge der ſittlichen Handlungen, das „Wohlgefallen an uns ſelbſt, in ſoferne es „aus der Betrachtung der Fortſchritte ent„ſpringt, die wir durch Selbſtthätigkeit in „der Tugend gemacht haben."

Diese Gesichtspunkte nöthigen uns, bey der Religion immer ins allgemeine zu gehen, den Menschen nie als Grund seiner Zufriedenheit, sondern Gott dafür anzusehen; dabei ohne alle Rücksichten auf Handlungen und Selbstthätigkeit zu verfahren, und Lezteres der Moral allein zu überlassen.

Nehmen wir die Zufriedenheit unter den Gesichtspunkt als Zweck, so dürfen wir erstere, die religiöse, nur als göttlichen Zweck, oder Zweck Gottes, bei unserer Bestimmung überhaupt; leztere, die moralische aber, nur in soferne als Zweck der menschlichen Selbstthätigkeit annehmen, als sie blos Folge ist: denn eigentlich ist sie nie lezter, sondern höchstens Nebenzweck, da die Tugend, oder das oberste Gut der lezte Zweck der Moralität allein seyn soll, vereinigt mit dem vollendeten Gut, der Glückseligkeit, als Folge der Tugend, oder der Würdigkeit.

Aber eben so müssen wir die religiöse Zufriedenheit nicht als lezten Zweck Gottes denken: denn dieser kann nur, die bestmöglichste, allen unsern Lagen angemessene Glückseligkeit seyn, wie sie überhaupt den Bedingungen unserer Existenz entspricht.

Sie ist im strengsten Verstande, nur Folge des Erkenntnisses Gottes, und zwar nothwendige Folge, für die richtig urtheilende Vernunft, und nur Zweck Gottes in der Hinsicht, wie alles zugleich als Zweck und als Folge gelten kann.

Zufriedenheit und Beruhigung mit unserm Zustande, sind applicative Wirkung des Religons-Gefühls auf unsere gesammte Existenz, aber deshalb nicht weniger Inhalt des religiösen Gefühls, oder Gefühl selbst, welches durch Urtheils-Kraft geordnet wird.

Wir gehen nun zu den Religions-Gefühlen selbst über, welche aus der Erkenntniß und Betrachtung der göttlichen Allwissenheit und Allweisheit entspringen.

Sie bestehen in Bewunderung eines vollkommnen Plans, der Uneingeschränktheit des göttlichen Erkenntnisses im Unendlichen; des Danks, beim Bewußtseyn, daß unsere Glückseligkeit im Zweck des Weltbesten mit einbegriffen sey; der Unterwerfung unserer Einsichten unter die gränzlose Weisheit, die alles nach Ordnung einrichtet, und mit alles erkennendem

Verstande leitet; und einer tiefen Verehrung, Achtung und Anbetung, dieses unermeßlich weisen Wesens, das im ganzen Universo regiert.

Allenthalben wies uns die Erkenntniß der Weisheit Gottes, Absicht, Plan und Zweck nach. Der weitgehendste Tadel des Spötters scheitert, an dem Umfang dieser Weisheit. Ueberall entdeckt die Vernunft Zusammenhang, und Eingreifen in den grossen Plan, selbst mitten in den Trümmern zusammenstürzender Reiche, findet mitten in der Zerrüttung der Anarchie den Saamen der Ordnung, der nach allweisen Gesezzen Staten und Gesezze bildet, und ihnen neues Leben und neue Existenz giebt. Nichts ist überflüssig, und alles an seinem Orte. Der Widerstreit in der Natur ist scheinbar, und mit einwirkend zum großen Zwecke. Da Rom entstand, und aus einer Rotte von Räubern ein kleiner Staat ward, widersezten sich die Nachbaren, um Rom zu vertilgen. Rom überwand sie und alle Schwierigkeiten, und wurde der größte Staat der Welt. Hätten seine Nachbaren es nie bekriegt, die Eifersucht seiner Nebenstaaten es nie bekämpft, immer würde Rom

ein kleiner unbedeutender Staat geblieben seyn, ohne Rolle auf dem großen Schauplaz der Erde. Anarchie ist nicht Gesezlosigkeit überhaupt. Ein Staat in Anarchie enthält eine Gesellschaft, die blos die Rechte der Natur anerkennt, und keine der Oberherrschaft. Keine Republik kann ohne Anarchie ihre Form erhalten, wenn diese vorher in Despotismus bestand. Alle Gesezze desselben werden aufgelößt, alle Vorschriften zertrümmert: denn sie stimmen nicht mit Freyheit. Ehe nun der Staat gebildet ist, und Form erhält, befindet er sich im Zustand des bloßen Naturgesezzes, wo der Wille eines jeden von seiner Macht und Klugheit abhängt. Klugheit und Macht reiben sich, und im Entstehen des neuen Systems, fallen die Opfer derselben, als hinweggeräumte Hindernisse, die es wirklich oder scheinbar waren. Die Bildung des Staats, ein Saamenkern, das in der Gährung der Anarchie gedeiht, und aus diesem fruchtbaren Boden hervorsprießt, steigt in seinem Wachsthum nur allmählig herauf. Die Massen der Mächte und der Einsichten nähern sich nur allmählig: denn der Verstand fodert Ueberzeugung, und die Freyheit Zeit, nicht Uebereilung.

In-

Indessen nun die Allweisheit des Unendlichen, durch solche Mittel auf einen herrlichen Zweck wirkt, tadelt der Kurzsichtige die Wege Gottes in der Entfernung. Es kommt ihm ungerecht vor, daß sie nicht andere Mittel einschlägt, nicht ihn um Rath fragt, und seine eingeschränkte Klugheit zum Muster ihres Verhaltens nimmt. Gewiß, wäre irgend ein näheres zweckmäßigeres Mittel unter den Bedingungen der Nothwendigkeit, die sie zulassen, möglich, so würde es der höchsten allumfassenden Weisheit Gottes nicht entgehen.

Was verdient mehr Bewunderung, wenn aus einer angepflanzten Colonie, still und ohne Geräusch ein Staat hervorgeht, der ohne andere zu verschlingen eine unbedeutende Nulle bleibt, oder wenn aus Trümmern der weit fassendsten Zerrüttung, ein mächtiges System von Ordnung hervorgeht? Aber der ungebildete Mensch, träge und arbeitscheu, und ohne Gefühl für das göttliche Große, drückt lieber die Erde in Formen, und macht hundert einerley Gestalten aus einer Form, als daß er fähig wäre, ein Meisterstück aus dem ungeformten Marmor-

block zu hauen. Was nicht gewöhnlich ist, tadelt der gewöhnliche Mensch. Der thätige, kraftvolle steht bewundernd vor dem großen Schauspiel der ordnenden Weisheit, beobachtet die Glieder der Kette, die an einandergereiht wurden, und erwartet, überzeugt, daß alles Zweck habe, das Ende, ohne zu tadeln. Der gewöhnliche Mensch steht da wie ein Grashalm, das ein Thier erwartet, es zu verschlingen, weil es einmal so Gewohnheit ist. Der Starke, ist einem Gebürge gleich, um dessen Gürtel Donner und Sturmwinde heulen, Blizze rasen, das aber unerschüttert und fest, seine Gipfel über alle Wolcken erhebt, und mit seinem Haupte über die Erde hinab blickt, und das wohlthätig die Strahlen der Sonne erleuchten. Und wenn Berge sich mitten ins Meer stürzten, wenn die Erde ihren Rachen eröfnete und Länder verschlänge, wenn der Säugling von der Brust seiner Mutter gerissen, von Barbaren erwürgt würde, wenn der Engel des Todes Pestbeulen über Länder säet, oder mein Fuß einen Wurm zertritt, wenn Ungewitter die weiten saatreichen Triften zerschmettert und verheert, oder meine Hand eine unreife Aehre pflückt: werde ich zweifeln, ob Gott allweise sey, was geschieht,

sey groß oder klein? Eure Wege sind nicht meine Wege — das Maaß eurer Einsicht, nicht der Maaßstab der Meinigen.

Es giebt nur ein herzerhebendes Schauspiel — die Natur, und der Gang der Veränderungen und Begebenheiten in ihr. Je mehr alle Elemente im Streit zu liegen scheinen, je weiter scheinbare Verheerung sich erstreckt, und Zerrüttung reicht, je größer ist das Gefühl der Bewunderung des Weisen, dem dies alles als Masse in der Hand eines allweisen Bildners erscheint. Desto höher und glänzender geht die Ordnung hervor, desto heller strahlt das Licht der höchsten, gränzenlosen Weisheit. Zerrüttung ist die Quelle der Ordnung, Zerstöhrung die Quelle des bessern Seyns, und Tod, die Quelle des herrlichern Lebens. Alles — alles ist gut, was geschieht. Zerstöhrung schränkt das göttliche Erkenntniß nicht ein, Zerrüttung nicht die Allgewalt seiner Weisheit und Macht. Naturanarchie ist nicht die Gränze, woran seine Regierung scheitert, oder das non plus ultra, wo sie stehen bleibt, und unthätig wird. Alles ist diensames Mittel zum vollkommensten Zweck.

So giebt es keine unverſiegbare Quelle der Bewunderung, der Anbetung, des Danks und der Unterwerfung, als die Ueberzeugung, daß alles, was geſchieht, von einem allweiſen, allgütigen und allwiſſenden Weſen vorbereitet, geordnet und geleitet wird, und unter ſeiner höchſtvollkommnen Regierung ſtehe. Unſere Zufriedenheit mit allem iſt gränzenlos, ohne Schwärmerey; unſer Vertrauen auf Gott, gründet ſich auf die Felſenfeſte Ueberzeugung dieſer Weisheit und Güte: Er kann und wird uns nicht verlaſſen.

Und ſtürzte ein Weltſyſtem in Trümmer,
Und umgäben uns rings umher ſeine Ruinen;
Und ſtünde vor uns drohend, der Engel des Todes —
Im lezten Hauche des Lebens —
Gott! biſt du unſere Zuverſicht —
Deine Weisheit und Güte, die Quelle feſter Ruhe.

IV.

Nähere Deduktion der Religion.

Drittes Kapitel,

Fortsetzung.

Bey der Betrachtung unserer Vernunft über alle Eigenschaften Gottes, entsteht, sowohl im Allgemeinen, als Besondern, jenes Religionsgefühl, von welchem wir geredet haben. Unser Erkenntniß, obgleich von allumfassender Natur, und in ihr vollkommen, wird durch die Lage unserer Construktion beschränkt, wodurch im Ganzen die Resultate unserer Einsichten, nur der Peripherie dieser Lage angemessen erscheinen, und die Urtheile, nicht immer richtig und gründlich sind, so wenig sich gegen dieselbe in gewissen Beziehungen einwenden läßt. Wenn zum Beyspiele Lissabon, Messina oder sonst eine Gegend vom Erdbeben verschlungen oder zertrümmert werden, so beurtheilen wir eine solche Er-

ſcheinung aus dem gewöhnlichen Geſichtspunkte eines gegenwärtigen Intereſſe. Es iſt Schade! es iſt ein Unglück! dies ſind die erſten Ausbrüche des allgemeinen Urtheils. Aber offenbar iſt dieſes Urtheil eine übereilte Beſchuldigung: ein Tadel der höchſten Weisheit, welche in der Natur regiert und alles ordnet, und entſpringt daher, daß wir zu ſehr alles um uns her, auf unſere Lage reduziren, und mehr in beſondern, als allgemeinen Beziehungen urtheilen. Giengen wir den Weg, den reife Vernunft uns vorzeichnet, ſo würden wir in allem, es ſey noch ſo verheerend in ſeinen Momenten, die bildende Hand der ewigen Weisheit, den feſten Gang von unveränderlichen, feſten Naturgeſezzen gewahr werden, und wir würden allerdings zum Tadel befugt ſeyn, wenn Länder und Städte Nicht untergiengen, ſobald der ordnende Lauf der Naturgeſezze es erheiſcht. Wir würden auf Nichts bauen können, wenn das große Triebrad derſelben, nur einmal ſtill ſtünde, oder dem einzelnen Intereſſe das Naturgeſez aufopferte. Sobald Urſachen keine Wirkungen mehr zur Folge haben, und wir es bemerken, ſobald muß unſere Thätigkeit und das ganze Syſtem unſerer Ruhe und Glückſeligkeit und alle Moralität aufhören,

weil kein Gutes sichere Folgen hätte, und wir vielleicht endlos nach einer Würde streben könnten, die uns nie zu Theil würde, wenn die Ordnung in der Succession nicht fest und unabhängig wäre.

Von dieser Beschaffenheit ist alles, was in der Welt auf uns Beziehung hat. Sittliches und gröberes Sinnliches, hat feste Gesezze zum Grund, die in Keines Macht stehen, sie zu verändern. Die moralische Welt hat eben so gut Gesezze einer unbedingten Nothwendigkeit, als der Natur-Mechanismus überhaupt. Sittlichkeit verleiht absolut nothwendig Würde, und hat schlechterdings Glückseligkeit zur Folge; und wäre dieses nicht ein unabänderliches Gesez der sittlichen Welt, so würde kein Grund vorhanden seyn, das Gute und die Tugend uns angenehm zu machen, oder uns zum Bestreben zu reizen, sie uns zu verschaffen. Daraus entspringt eine unbezweifelbare Regel: „der einsichtsvolle Tugendhafte kann „nie unglücklich seyn, durch seine Tugend."

Ob dieses durch Nebendinge und Beytretung von Concurrenzen nicht möglich sey, wird sich nachweisen lassen. Es ist an dem, die Tugend wird oft verkannt, oft sogar be-

ſtraft, weil ſie das kurzſichtige Auge des Richtenden entweder nicht entdecken kann, oder nicht entdecken will. Beſonders könnte die Politik dergleichen Schlachtopfer des Patriotismus nachweiſen, beſonders wenn demokratiſche Tugend ſich genöthiget ſieht, deſpotiſcher Unterdrückung die Spizze zu bieten. Der Sklave nennt ihn einen ſchurkiſchen Rebellen; der Deſpot einen nichtswürdigen Verbrecher. Mag in ihren Augen lieber eine ganze Nation in verächtlichen Ketten ſchmachten, wenn nur Einer völlig frey iſt! Dies bleibt das Urtheil der Prävention. Eben ſo tadelt vielleicht der anarchiſche Demagoge, die Syſteme wohleingerichteter Monarchien und den Patriotismus, der dieſe Verfaſſung für das Glück eines Staates am beſten findet, und nennt ihn einen ſchurkiſchen Sklaven, der Ketten liebt, und Sklaverey der Freyheit vorzieht. Nur der Weiſe ſteht zwiſchen beyden in der Mitte, und bemerkt, daß alles ſo ſeyn müße, wie es iſt daß in Republiken der Menſch ſo tugendhaft ſeyn könne, wie in Monarchien, und in Monarchien, wie in Freyſtaaten. Die Tugend und die Würde des Menſchen geht nicht aus der Staatsverfaſſung hervor, und ihre Freyheit kann der finſter-

ste Despotismus nicht einschränken, weil sie blos in der Natur unserer Existenz begründet liegt, die kein Despot der Erde verändern kann. Sie kann nach endlos zahlreichen Punkten würken; und braucht die Gränzlinie der Staatsverfassung gar nicht zu berühren, es sey denn, daß der Mechanismus der sittlichen und sinnlichen Natur, nach dem Plane der ewigen Weisheit, diese Berührung nothwendig mache, die sich alsdann derselben als Mittel bedient, einen großen Zweck zu vollenden. Man zerreißt den Patrioten nicht mit Pferden, und kneipt ihn mit glühenden Zangen nicht, weil er ein Patriot, sondern weil er nicht einsichtsvoll genug war, alle Umstände so abmessen zu können, daß sein Plan ein, sondern daß er fehlschlagen mußte. Cromwell, vor dem die Könige sich beugten, und Washington ꝛc. waren erst verbrecherische Rebellen, vor deren Glück nachher Monarchen sich beugten und Könige Ehrfurcht hatten. Eben so war es, als Rom aus einer Republik ein monarchischer Staat ward. Julius Cäsar wurde ermordet und sein Tod von den Freyheitliebenden mit Beyfall angesehen, die hernach einem August huldigten, und

einem Commodus, Caligula und Elgabal schmeichelten.

So richten sich die einseitigen, trägen, ungebildeten Urtheile, gewöhnlich nach dem äussern Schein des Glücks; und Strafen treffen mehr den Unglücklichen, als den Schuldigen.

Wenden wir dieses nun auf den Menschen besonders an, und fragen wir: warum ist das Erden-Glück so ungleich, so unharmonisch vertheilt, daß der minder Gute dessen gewöhnlich mehr besizt als der Tugendhafte?

Die Beantwortung ist ungleich leichter, als es bei ersten Blicke scheinen möchte. Vorerst: „Eben in der mehrerern sinnlichen „Glückseligkeit liegt wahre Harmonie, wenn „der minder tugendhafte sie, und der tu„gendhafte sie nicht besizt, sodann geht die „Tugend nicht aus dem Glücke der gröbern „Sinnlichkeit, sondern aus ihrem Mangel zu„nächst, als aus einer Veranlassung, hervor.“

Da zwischen Tugend und Glückseligkeit Proportion und Harmonie seyn muß, so würde gerade diese hinwegfallen, sobald gro-

bes sinnliches Glück, Reichthum, der der Ueppigkeit Nahrung ist und Gift der Tugend, die Belohnung derselben seyn würde. Die Tugend hat keinen Preis und keine Taxe. Millionen bezahlen sie nicht, und sind weniger verhältnißmäßige Belohnung derselben, als die kleinste Summe der nothwendigsten Bedürfnisse, die ihr nicht gefährlich werden. Wer ihr das tägliche Brod, und mäßigen Lebensgenuß schenkt, der ehrt sie; wer ihr Reichthum schenkt, der prostituirt sie. Ersteres sezt Hochschäzzung ihrer Grundsäzze, die Grundsäzze der Mäßigung sind, voraus. Lezteres zeigt Mißtrauen, und hält sie für Heucheley, und darum theilt sie dem Tugendhaften Reichthum zu Befriedigung der Ueppigkeit mit. Ueberall ist Reichthum und die Verzierungen des Vorurtheils, kein Lohn für ächte Tugend, die solche Belohnungen, wenn sie dafür gelten sollen, verachten muß. Der Tugendhafte wird auch den Reichthum nie schäzzen, um anderer Tugend damit belohnen zu können: denn er weis, das dieses keine Vergeltung für sie seyn kann und darf. Er wird Menschen-Elend erleichtern, Hungrige speisen, Durstige tränken, Nackende kleiden, weder um Tugend zu belohnen, noch um seinen Lohn

in der Zukunft zu machen, oder Vergeltung zu erhalten, sondern blos um seine Pflicht gegen Dürftige zu thun, und das Elend zu mildern.

Das, was Belohnung für die Tugend seyn soll, muß mit ihr in Harmonie und Verhältniß stehen. Sie besizt intensiven Werth und Würde; und die Belohnung muß ebenfalls innern Werth besizzen. Alle, auch die höchsten Reichthümer, und sinnliche Glückseligkeiten, besizzen aber blos einen „eingebildeten Werth" und es würde also aller Welt Reichthum, und alles grob-sinnliche Erdenglück noch nicht Belohnung für die geringste tugendhafte Handlung seyn können. Alle Völker, die in dem Stande der Natur lebten, in welchem nur das gilt, was Nothdurft ist, würden für den schönsten Diamanten das nicht geben, was er uns werth zu seyn scheint, und für Millionen, keine Mahlzeit, welche blos das Gefühl der Menschlichkeit und Gastfreyheit dem Dürftigen darreichen. Ein einziges Stück Brod ist im Hunger mehr werth, als alle Summen der Erde, wenn es nicht mehr zu missen ist, und die Erhaltung des Lebens davon abhängt; und in einer heißen sandigten Wü-

ste, ist ein Brunnen kostbarer, als eine Diamanten-Grube. Die Könige von Europa liefern Schlachten, um ihre Geldeinkünfte zu vermehren. Der herumstreifende Araber, um den Besitz einer Quelle; und wirklich, wenn ein Grund des Krieges gültig seyn kann, so ist es mehr der, der um die Quelle Wassers ausbricht, als der, der Länder erobert.

Wir sehen also deutlich, daß das, was man gewöhnlich Glückseligkeit nennt — Reichthum — keine Belohnung für die Tugend seyn kann: denn sie kann davon für sich nicht mehreren Gebrauch machen, als ihrer würdigen Denkungsart entspricht. Dem Mäßigen helfen für sich alle Summen nichts, welche das Maaß seiner Bedürfnisse übersteigen. Er vermag weniger Wohlthätigkeit auszuüben: das ist wahr. Aber die Gesinnungen des Tugendhaften verrathen seinen Werth; nicht die That. Auch der Wollüstling und Verschwender kann wohlthätig handeln, ohne deshalb der Würde des ärmern, gutgesinnten Tugendhaften gleich zu kommen. Und muß denn die Erleichterung von Menschen Elend, gerade aus der Hand des Tugendhaftesten kommen? Der Wollüstige,

der Werth auf ſinnlichen Genuß ſezt, fühlt gewiß die Beraubung deſſelben inniger, als der Mäßige. Sein Gefühl wird ſtärker überraſcht, um mittzutheilen, weil er, an Noth nicht gewöhnt, ſie abſcheulich finden muß. Die ewige Weisheit konnte die Glücksgüter nicht mit mehrerer Gerechtigkeit vertheilen, als wenn ſie dieſelben in die Hände derer gab, die an gröberer Sinnlichkeit Behagen finden. Sie ſind am fähigſten zum Austheilen und zur Barmherzigkeit, die aus Sinnengefühl hervorgeht.

Auch iſt allerdings darin Proportion und Harmonie, daß dem minder Tugendhaften die gröbern Glückſeligkeiten, und nicht die der Tugend, und dieſer nicht jene mitgetheilt werden. Grobes findet nur Glück in dem, das ſeinen Neigungen entſpricht; das Feinere in dem Gleichartigen ſeiner Natur. Weder Solon noch Aſſaph, waren in dieſem Punkte weiſe. Erſterer verachtete den Reichthum des Cröſus blos darum, weil er vor dem Ende des Lebens verloren gehen könnte, nicht weil er in ſich, keine Belohnung enthält; und Lezterer, weil er glaubte, der Menſch würde für ſeine Glückſeligkeit beſtraft. Selbſt der Ausſpruch des

Weisen gefällt mir nicht, der darum den Reichen in die Hölle verſezte, weil er als ein Reicher lebte, und den Armen in den Himmel, weil er auf Erden nicht zeitliche Glücksgüter beſaß. Der Mißbrauch des Reichthums kann nur da ſeine Folgen haben, wo er vorfällt. Er theilt die Folgen der Unmäßigkeit mit, und raubt die höhern Vergnügungen der ſittlichen Bildung. Warum ſollte er dorten beſtraft werden, wo er keine Folgen mehr bewirken kann, weil er nicht mit hinüber geht, und alſo nicht mehr beſtrafen kann? Warum ſoll gerade der Arme deshalb glücklich werden, weil er nicht praſſen konnte und es ihm an allen Veranlaſſungen fehlte, ein üppiges Leben zu führen? Iſt denn Reichthum ein wirkliches Glück und für den Tugendhaften eine weiſe Belohnung? Belohnt zu werden, weil man nicht ſündigen konnte, iſt kein weiſer Grund der Belohnung.

Ueberdem „geht die Tugend nicht aus „dem Glücke der gröbern Sinnlichkeit, ſon„dern aus ihrem Mangel zunächſt, als einer „Veranlaſſung, hervor.“

Der neuere Moraliſt wird ſagen, „ſie „geht überall nicht aus der Sinnlichkeit hervor,

„sondern aus dem moraliſchen Gefühle.“ Wir ſind deshalb aber in keinem Streite: denn nach den bereits angeführten Gründen, iſt feinere Sinnlichkeit, und moraliſches Gefühl, Eins und Ebendaſſelbe.

Die Bemerkung, daß die Tugend in dem Boden des Reichthums nicht gedeihe, weil Reichthum mehr die Ueppigkeit und Befriedigung gröberer Sinnlichkeit erleichtere, als die Selbſtverläugnung, iſt zwar ſehr trivial, aber nichts deſto weniger ſehr wahr. Da dieſer Grundſaz in allen moraliſchen Schriften, und auf allen Kanzeln zu allen Zeiten abgehandelt wird, ſo führen wir ihn blos an, als eine allgemein richtig anerkannte Wahrheit.

Mangel des groben ſinnlichen Glücks veranlaßt ſowohl die Beſtrebung zur Tugend, um ein unaleich edleres Etwas an die Stelle des Mangels zu ſezen, als unter gewiſſen Umſtänden, die unterſte Brutalität, wenn zugleich Mangel an Bildung mit ihm ſich vereiniget. Er iſt die Quelle pöbelhafter Geſinnungen, und der unterſten Moralität der Handlungen, folglich

lich eigentlich nicht Grund, ſondern blos Veranlaſſung, zutretende Unterſtüzzung zur Bildung nach moraliſchen Prinzipien. Wer ſich die Befriedigung der gröbern Sinnlichkeit aus Mangel nicht verſchaffen kann, befindet ſich in einer Lage, wo er Muße und Zeit hat, nachzudenken, und wo ihn nichts ſtöhret, als höchſtens nicht zu befriedigende Wünſche, deren Eitelkeit ihm die zunehmende Selbſtbildung deutlich macht.

Wir finden alſo, daß die Frage über die ungleiche Austheilung gröberer Glücks-Güter, die dem Tugendhaften ſelten zu Theil werden, ſich von ſelbſt dahin auflöſe, daß eben darin Weisheit und Güte anzutreffen ſey, daß ſie grade ſo und nicht anders vertheilt wurden. Wir finden darin Harmonie und Proportion, daß der Sinnliche, grob Sinnliche, und der Tugendhafte, moraliſche Glückſeligkeit als Folge ihrer Tugend hinnehmen. Eine ſolche Bemerkung kann alſo nicht anders, als das Religions-Gefühl der Zufriedenheit mit den Wegen der ewigen Weisheit und Regierung, (oder Vorſehung) ſtärken und heben, ſtatt es nie-

derzuschlagen. Wer Mangel an gröbern sinnlichen Vergnügungen noch als ein Leiden, noch als Mangel ansehn kann, dessen Einsichten und Moralität sind noch ungebildet, und er versteht noch nicht, die Tugend zu würdigen, weil er Beraubungen sinnlicher Gegenstände für drückenden Mangel ansieht.

Damit will ich den Wunsch nach einem behaglichen, aber vernünftigen Lebensgenuß nicht tadeln. Es ist immer besser, nicht ganz arm zu seyn, als an allem Mangel leiden. Es thut dem Tugendhaften auch wohl, gröbere Sinnlichkeit nach den Bedürfnissen seiner gröbern Existenz zu besizzen, und vertheilen zu können; aber es ist auch gewiß, daß ihr Besiz nicht ohne Gefahr ist, weil die Leichtigkeit, die Neigungen befriedigen zu können, selbst den Weisesten in einzelnen Fällen hinreißen kann. Wer ihn nicht hat, kann sich damit beruhigen, daß er sicherer seinen Progressus fortwandeln könne, als der ihn hat, und sich damit trösten, daß der höchste Regierer der menschlichen Schicksale am besten wußte, was für ein Loos den Menschen zum Ziele seiner Vervollkommnung am sichersten und nächsten leiten werde. Immer wird er in allem Veranlassung finden, dankbar zu

seyn in allen Lagen, weil ihr Zweck, wie er erkennen kann, gut ist. Es wird ihm also, wenn er weise genug ist, Rerum dignoscere Causas, oder auf den Grund, warum alles so und nicht anders ist, zurückzugehen, nie an Bewegungs-Gründen fehlen, religiös zu seyn, und aus diesem Gefühl eine allgemeine Zufriedenheit über seine Lage zu schöpfen, die jede — wenigstens ganz erträglich machen wird.

VII.

Nähere Deduktion der Religion.

Viertes Kapitel,

Heiligkeit Gottes.

Die Lehre der Theologie, von der Heiligkeit Gottes, ist nicht minder fruchtbar an Religionsgefühlen, als die vorhergehende. Auch sie stimmt das Gemüthe zur Bewunderung eines Gottes, dessen Wille durchaus gut ist, und der seiner Natur nach nichts wollen kann, das nicht gut wäre. Sie reizt das Gefühl der Anbetung mit zutraulichen Empfindungen, die uns wohl thun, und die uns zeigen, wie angenehm es sich in dem Schooße eines Wesens ruhen läßt, das so ganz gut ist, dessen Gesinnungen so väterlich sind, daß aus ihnen nichts hervorgehen kann, was uns je über unsere Glückseligkeit beunruhigen könnte. Sie zeigt uns diesen guten heiligen Willen mit aller Macht versehen, alles was er enthält, auszuführen. Dies

giebt unserm Vertrauen auf Ihn einen festen sichern Grund der Gewißheit, der auf keine Hoffnungen gegründet ist, die täuschen können, und läßt uns alles Gute, alles, was wahrhaft gut und glücklich macht, von Ihm mit evidenter, apodiktischer Gewißheit erwarten. Für den, der sich selbst mit rastloser Thätigkeit bildet, ist sie eine Quelle von gränzenlosen Gefühlen sicherer Ahndungen seiner großen progressiven Vervollkommnung. Sie enthält eine wichtige Lehre zur Berichtigung unsers Gewissens, und sezt der Schwärmerey desselben gehörig Maaß und Ziel. Sie veredelt alle Zaghaftigkeit der Verzweiflung, verleiht Standhaftigkeit und Muth, aus religiösem Grunde, und vollendet die Zufriedenheit des Menschen mit Gott, und sich selbst.

Alle diese Gefühle beruhen auf einem sichern Grunde des Erkenntnisses, daß Gottes Wille „nur gut, und nie anders als gut „seyn, und daß er keinen andern Zweck haben „könne, als des Menschen wahre, ächte, „dauerhafte Glückseligkeit und derselben Würdigkeit.“ Sie ist es, welche ächte Liebe zu Gott befördert.

Wir verstehen aber darunter nicht, was der Moralphilosoph darunter versteht, „wil-

„lige Haltung ſeiner Gebote“ denn dies iſt eigentlich „freiwillige und innige Werthſchäz„zung der Geſezze der Sittlichkeit ſelbſt, die „man aus inniger Anerkennnung ihres „Werths ſchäzt, und deshalb gerne thut, auch „wirklich gerne thun kann,“ ſondern „ſie iſt „die vollſtändige Ueberzeugung der freyen, „unabhängigen, durch nichts verdienten Zu„neignung Gottes, und ſeines guten väter„lichen Willens zu uns überhaupt, die ihn „vermochte, blos unſer Beſtes zum Zweck ſei„nes Willens zu machen, ehe wir durch „Sittlichkeit deſſelben würdig werden konnten. „Das uns hinreißende Gefühl, bei der Beo„bachtung, daß er uns eine Natur mittheilte „von ſelbſtſtändiger Kraft, die uns fähig „macht, der Erhaltung ſeines Zwecks durch „Selbſtthätigkeit würdig zu werden, und uns „in dieſer Geſtalt anſehen zu können“

Gott iſt und erſcheint als höchſtgütiger Mittheiler einer in die Vollkommenheit, mit endloſen Fähigkeiten, ablaufenden und wirkenden, göttlichen Natur, der keine Motive, des eigenen Intereſſes und der Selbſtliebe damit verband; der blos glücklich machen wollte, vermöge ſeines vollkommen guten Willens, der nur um unſertwillen thätig war

und immer ist. Vater alles dessen, was ist, und seine Kinder seiner Natur, und darin ihm ähnlich; der Immer mittheilt und nie fodert, weil er nichts bedarf; der mit Wohlthaten ununterbrochen überschüttet, ohne Ersaz zu wollen; der den Menschen fähig machte jener Weisheit, die ihm Quelle der Freude und Zufriedenheit in allen Momenten des Lebens wird, weil sie ihn überzeugt, daß Gottes Absichten und Zwecke nur gut und höchst weise seyn können; daß alles dazu beiträgt, unser Wohlseyn zu sichern, zu gründen und herbey zu leiten; daß er unerschöpflich seyn wird, durch Ewigkeiten, uns ohne andere Absichten, als auf unsere Seligkeit wohlzuthun, und daß diese Quelle der gränzenlosesten Liebe zu uns in keiner Unendlichkeit je versiegen kann; daß keiner verlassen ist, als in Selbsttäuschung und Wahn; und daß nichts, was wir denken und thun können, Gott zu vermögen im Stande sey, seine gütige Gesinnungen in Absicht auf unser Bestes zu verändern, sondern daß er heute, Morgen, und in aller Ewigkeit immer derselbe bleiben werde, der er ist und war, und seiner guten höchstvollkommnen Natur nach, nur bleiben kann

So weit es iſt vom Aufgang bis zum Niedergang,
weit hinaus über des lezten kennbaren Fixſterns Bahnen —
über zahlloſe Milchſtraßen von Sonnen und ihren Welten —
wo der Verſtand, des Unendlichen Gränzen nachſpäht,
und ſpäht er Ewigkeiten hindurch, ſie nicht findet —
wo er zurück ſchwindelt im Gedanken, Jinge durchs Unermeßliche —
Da überall weht in dem All ſeine Liebe —
glänzt das Licht ſeiner väterlichen Gnade,
um das Werk ſeiner Macht —
um ſeine Kinder.

Welche Gefühle einer innigen Zuneignung, muß dieſe wahre Betrachtung nicht uns entlocken! Nimm alles zu Hülfe, reines und pathologiſches Gefühl, du kannſt deine Zuneigung, deine Dankbarkeit in kein Verhältniß ſezzen, gegen die Fülle ſeiner Güte und Liebe zu allem. Lobte und dankte ihm jede Erde und Sonne, und alles, was im unermeßlichen endloſen Ganzen ihn erkennt, es käme dem nicht gleich, was er gegen das Ganze fühlt, und gegen Alles thut.

Und in dieſem großen, unermeßlichen Ganzen iſt kein Atom, iſt nichts vorhanden,

was sein heiliger guter Wille nicht zu seinem Besten bestimmt, und dazu gebildet hätte; und nichts kann uns scheiden von seiner allumfassenden Liebe. Nicht Irrthümer, nicht Fehler, Nichts — ganz Nichts ihn unzufrieden machen mit uns: denn seine Weisheit zeichnete unserm Leben die Bahn, wie er sie Erden und Welten zeichnete. Er erkennt den Grund aller Irrthümer und Mängel, und will nicht erndten, wo er nicht säete; nicht Früchte, wo der Baum keine Wurzeln hat, und alles weis er zu lenken zum Besten der Welt im Ganzen, und derer Theile.

Hier ist also Liebe zu Gott, die aus der Ueberzeugung seiner blos wohlthätigen Gesinnungen zu uns entspringt, allerdings möglich. Dankbarkeit ist uns gleichsam Bedürfniß. Anbetung der Ausbruch des Religionsgefühls, der Bewunderung und der Erkenntniß seiner höchstvollkommnen Eigenschaften.

Wenn die Moralität diese Stimmung unseres Gemüths gehörig benuzt, so kann die Heiterkeitsvolle Lehre von der ununterbrochnen Liebe Gottes zu uns, von keinen schlimmen Folgen seyn. Der Mensch von moralischer Bildung und Einsicht, wird sie nicht mißbrau-

chen, um Irrthümer und Fehler zu häufen, sondern, sich ihrer würdig zu machen, sich stäts bestreben. Der ungebildete, seine Einsichten nur träge erweiternde Mensch, wird sich auch ohne die Erkenntniß dieser Wahrheit nicht abhalten lassen, seinen Neigungen, nach seiner gewöhnlichen fehlerhaften Art zu folgen, und wenn er dieses Erkenntniß zum Grunde derselben angeben wollte, nichts weiter thun, als sich selbst heucheln: denn auch ohne sie, würde er einen andern Entschuldigungs-Grund seiner Fehler aufsuchen, und sobald er will, finden. Diese Lehre ist also ohne alle Gefahr fürs Menschengeschlecht, und hat im Gegentheil das Vortheilhafte, daß sie mehr Würde in die Guten Handlungen legt, als eine Lehre von Höllenstrafen oder willkürlichen Züchtigungen. Wenn die Moralität, Liebe und Erkenntlichkeit zu Gott, zum mitwirkenden Motiv der Sittlichkeit macht, so bringt sie kein entehrendes unreines Motiv in die Sittlichkeit, da ihr Gegenstand kein Interesse, das erhalten werden soll, enthalten kann.

VIII.

Nähere Deduktion der Religion.

Fünftes Kapitel,

Allmacht Gottes.

Hierauf leitet nun näher das Religions-Gefühl, das aus der Erkenntniß der Allmacht Gottes hervor geht. Wir wissen nämlich, um mit Paulus zu reden, daß seine Kraft (sein Geist) in uns wohnt, daß ein Funke der göttlichen Eigenschaften, seiner Heiligkeit, Macht, Güte, Gerechtigkeit, Weisheit, Allgegenwart u. s. w. uns belebe, und wir suchen diesen Funken zur lichten Flamme zu erweitern.

Daß die Liebe Gottes zu Allem in uns als Theil vorhanden sey, davon belehren uns die Erfahrungen an unserer Natur, die lieber glücklich macht, als zerstöhrt; die mitleidig, wohlthätig, barmherzig, theilnehmend, gütig und zu allem geneigt ist, was dem

Cirkel um uns her angenehm, heiter, zufrieden und froh machen kann.

Seiner Heiligkeit — wir finden in uns Freyheit und unabhängige Selbstgesetzgebung ohne Zwang, und eine Neigung, ihr im Verhältniß unserer Kraft, als Theil nachzukommen, und ihr gemäß nach allen Punkten des Unendlichen zu wirken. Sie bleibt zwar in ihrer Proportion, d. i. ungeachtet ihrer Neigung ins Unendliche, Kraft der Natur der uns inhärirenden göttlichen Kraft, eingeschränkt als Theil, das ist, nur vollkommen nicht aber höchstvollkommen wirkend — thätig, mit Tendenz ins Endlose, aber begränzt durch Lage, Construktion, und Peripherie der Existenz als Theil.

Seiner Allmacht — denn wir werden in uns eine Kraft gewahr, die unnachläßlich gebietet und mächtig regiert. Unser Wille ist nicht ohnmächtig, und seine Wirkung immer mit ihm selbst in Verhältniß. Was wir wollen, thun wir, und nichts kann unserm Willen Einhalt thun, als die Eingeschränktheit des Theils. Im weiten Gebiete seines Reichs, spricht er und es geschieht; gebietet er, und es wird. Was wir nicht wollen, thun wir nicht, und kein

äußerer Zwang eines andern Willens kann uns bezähmen, wenn wir uns ſelbſt nicht unterwerfen wollen. Die gröbere Sinnlichkeit, jede Exiſtenz von Lage und Conſtruktion kann er zerſtören, wenn er ernſtlich will; Seyn wie wir ſind, und Nichtſeyn hängt von ihm ab. Wir fühlen uns groß und mächtig als Theil, das iſt, begränzt, nicht als Univerſum, d. i. allmächtig und unbegränzt.

Güte, Weisheit, Gerechtigkeit, finden wir in gleichen Verhältniſſen in uns, und unter gleichen Bedingungen der Einſchränkung, und Tendenz nach Erweiterung.

Allgegenwart — in der ſelben Proportion. Bis zum weiteſten Fixſtern nähern wir uns und erkennen. Der Flug der Einſichten und Gedanken ſchießt nach unbeſtimmbaren Gränzen; wir überſehen Kettenreihen von Urſachen und Wirkungen: denn wir können uns allem nähern, allenthalben ſeyn, in der Peripherie unſerer Kraft, und daſelbſt bemerken und gewahr werden.

Dieſes entwirft ein Bild von erhabener Größe, von weitem Umfang, von fernreichender Peripherie für unſere Thätigkeit. Wir werden uns ſelbſt Gegenſtand der Achtung

und Bewunderung, und werden geneigt, dem Geber dieſer Vorzüge Anbetung und Dank zu widmen. Benuzt die Moralität dieſe Stimmung unſerer ſelbſt, ſo ſtellt ſie ein Ideal von Würde in dem Menſchen dar, das ihn zur höchſtmöglichſten Sittlichkeit entflammt, das ihn ringen und ſtreben läßt nach Erweiterung und Ausdehnung ſeiner Kraft durch Selbſtbildung. Sie achtet die gröbere Sinnlichkeit nicht höher als ſie verdient; läßt ſich durch ſie nicht abhalten im emporſtrebenden Progreſſus. Theil einer Natur, die das Unendliche anfüllt, neigt ſich dieſer Reiz zum Unbegränzten von Ausdehnung und Erweiterung.

Durch ſie erhält der gute moraliſche, mächtige Wille, Erleichterung in den Wirkungen ſeiner Thätigkeit. Seine Weisheit lehrt ihn, das Beſſere dem minder Guten vorziehen, und Neigungen mit Klugheit, Vorſicht, und Standhaftigkeit regieren und lenken. Das Gefühl „vermag alles, durch den, der mich „mächtig machte; der dieſe Kraft mir mit„theilte, und was derſelben angemeſſen iſt“ ſpannt die Aktivität, und moraliſche Tendenz weit über das gewöhnliche. Aufopferungen werden realiſirt; ſelbſt die Exiſtenz der Con-

ſtruktion und Lage weiſt dem höhern Gefühle einer ewig gewiſſen Macht, in einem fortdaurenden Vorhandenſeyn, und der höchſte uns mögliche Heroismus wirkt nur Lebensverachtung, zur Vollendung einer nützlichen edlen That.

Dies vermag die Lehre nicht, daß wir aus uns ſelbſt nichts vermögen, die Lehre jener Religionen, die das Selbſtgefühl herabniedriget, die mächtige Spannkraft entnervt, die Thätigkeit unſerer Federkraft ſtumpf macht und den Menſchen zum Automat herabſetzt, durch das gewirkt wird, ohne unabhängige Selbſtthätigkeit. Sie iſolirt uns als Weſen und läßt die Gottheit durch uns als Maſchinen wirken, die dem Zwange gehorchen; indeſſen unſere Lehre den Menſchen mit göttlicher Natur, als ein freyes Weſen aufſtellt, das alles aus ſich ſelbſt leiſtet.

IX.

Nähere Deduktion der Religion.

Sechſtes Kapitel.

Allgegenwart Gottes.

Ehrfurcht erweckend, iſt der Gedanke, „Gott iſt überall," höchſtwichtig für das moraliſche Gefühl, zur Benuzzung der Stimmung, in die er das Gemüth ſezt.

Gott erfüllt das ganze Unendliche: er iſt ohne Schranken und Gränzen allenthalben; er iſt in jedem Theile des Univerſums, ſeiner Exiſtenz nach. Allenthalben iſt ſeine gränzenloſe Erkenntniß, ſeine Weisheit, ſeine Güte, ſeine Macht, ſeine Liebe — Wie wohl wird es uns, dies mit Gewiſſenheit zu wiſſen! Er iſt uns nicht nur nahe er iſt in uns ſelbſt. Beuge deine Knie gegen die Sonne; du betest ihn an: gegen alle Sterne

ne am blauen Bogen des Himmels, du verehrst ihn. Achte und schätze dich selbst, du achtest seine Kraft, die dich belebt.

Vielleicht wird es nicht mißfallen, wenn wir hier einiges von dem Approximations-Vermögen der menschlichen Kraft zu Gegenständen des Universums reden. Ueberhaupt finden wir ein Vermögen in der Materie, sich mit einer unbeschreiblichen Schnelligkeit zu bewegen und auszudehnen. Die Bewegung der Lichtstrahlen ist bekannt. Ohne Abnahme strömen sie von den Sonnen des Universums aus, ohne jene leuchtende Körper zu verringern; erwärmen Planeten oder Erdkörper; theilen ihnen Bewegung, Leben und Wachsthum mit. Oder nur bei einem der gemeinsten Dinge stehen zu bleiben, so dünstet ein Gran Muskus, innerhalb eines Jahres ohne Abnahme seines Gewichts, auf eine bemerkbare Weise aus, welches die Natur einer unendlich feinen Extensibilität der Materie nachweist. Wenn wir nun von unserer Kraft überhaupt reden, so finden wir, daß derselben eben dasselbige Vermögen der Ausdehnbarkeit zukomme.

Wenn wir nämlich durch ein Herschelisches Fernrohr z. B. einen Stern der vier-

zigsten Größe zu erkennen im Stand sind, so geschieht es nothwendig nach jenem Gesezze, durch Extension der Sehkraft, die sich dem Sterne approximirt. Denn der Stern verändert seine Stelle nicht, noch nähert er sich. Die Fortpflanzung der Lichtstrahlen hat ihre Gesezze, und sie können nicht den ungeheuren Abstand im Raume zwischen ihnen und uns in einem Moment durchlaufen, oder von dem Sehrohr eine größere Geschwindigkeit erhalten. Auch leistet das Glas nichts in Rücksicht des Sterns, und vergrößert ihn nicht: es giebt ihm im Gegentheil durch Hinwegräumung der Strahlenbrechung, einen kleinern Durchmesser, der z. B. nach Herschels Berechnung bei dem Stern Wega in der Leyer nur $\frac{1}{4}$ Secunde enthält. Wie ungleich geringer muß also die Größe eines Sterns der 40sten Größe seyn? Nothwendig wird das Glas also blos eine auf die Sehkraft einfließende Eigenschaft vorausezzen, vermöge welcher dieselbe mehr extendirt und erweitert, und so das Approximations-Vermögen derselben befördert wird. Die Geschwindigkeit dieser Extension derselben, erfodert nur einen Moment, um jenen Stern der vierzigsten Größe an einem Orte zu bemerken, wodurch die Fähigkeit einer Ausdehnbarkeit ins

Unendliche, nach noch unbekannten Bestimmungen und Gesezzen der Geschwindigkeit festgesezt wird. Denn da wir ihn, unfähig, ihn aus seiner Bahne herabzuziehen, unmöglich uns nähern, und auf diese Weise bemerken können, und ohne Annäherung keine Bemerkbarkeit möglich ist, so sehen wir uns in die Nothwendigkeit versezt, ein Annäherungs-Vermögen unserer Sehkraft beizulegen, die nicht chimärisch oder idealisch ist, sondern real materiell. Geistigkeit oder Nichtexistenz materieller Bedingungen, kann unmöglich das Materielle gewahr nehmen: wir müssen also nicht Annäherung von Ideen, oder Kraft ohne Theile, sondern der Theile der Kraft als materiell, und das Materielle zu erkennen fähig, schlechthin nothwendig als Grund der Bemerkbarkeit annehmen. Dieses constituirt nun den Satz der unbeschreiblichen Geschwindigkeit, der Extensibilität der materiellen Kraft, schlechthin nothwendig, und weist uns nach, daß es möglich und wirklich sey, sich ohne und durch Beytretung von Hülfs-Mitteln in Verhältniß seiner Kraft in unglaublichen Extensionen zu vergegenwärtigen.

Wäre es uns erlaubt, eine Digression zu weit zu treiben, so könnten wir hier eine

Theorie der Approximation, der Begegnung der Kräfte, wodurch die Dimensionen ungeheuer wachsen, welche die materielle Extension durchläuft; wir könnten eine Menge sicherer Folgerungen aus der Erfahrung abstrahiren, welche die Größe des Menschen in einem fast unglaublichen Lichte darstellen würde. Da ich aber bereits im ersten Bande meines Neuen Systems der Natur, darüber Winke gegeben habe, so verspahre ich dieses zur Bearbeitung des zweiten Theils, wenn ich einmal dazu Aufmunterung, Zeit und Muße finde.

Nur können wir nicht unbemerkt lassen, daß das Annähern in unberechenbare Weiten des Universums, da es in einem Momente geschieht, vielleicht eher das beständige Vorhandenseyn in diesen ungeheuren Pheripherien und Weiten, als eine „vorschreitende Approximation" enthalte, da für die Geschwindigkeit derselben nur ein Punkt in der Zeit nothwendig ist. Dieses würde der Sphäre unserer Thätigkeit allerdings, in so fern sie Erkenntniß und Bemerkung betrift, eine Extension geben, welche alle Sonnensysteme, die durch Hülfsmittel und bloße natürliche Sehkraft erreicht werden könnten, in sich begriffe: Ein Seyn überall, so weit unsere Kraft sich

ausdehnt und bemerkt, und zwar das materielle Seyn einer feinern, gewissen, den gröbern Organen sich entziehenden Existenz in den weiten Gebieten aller jener Sonnensysteme; weil Apperzeption des Sinnlichen in allen möglichen Weiten, wo Etwas bemerkt wird, eine materielle Ursache derselben nothwendig voraussezt, indem der Geist nicht sieht, und die Idee nichts gewahr wird, sondern allein das weitausreichende Organ, das hernach Ideen bildet.

Sey dem allen indessen wie ihm wolle, so ist es wenigstens gut, die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand von Gewicht, zu leiten, und den denkenden Forscher zu Untersuchungen zu reizen, deren Resultat so ehrenvoll für die Würde der Menschheit in Bestimmung des Gebiets ihres Vermögens seyn kann.

Hier sey es genug zu erwähnen, daß je erhabener und größer, und Umfang-reicher an Macht und Kräften die menschliche Natur erscheint, desto größer und erhabener die Stimmung seiner Gefühle seyn werde, welche gehörig benuzt, ihn zur höchsten Thätigkeit und Anstrengung aller seiner Kraft reizen muß.

Die Allgegenwart Gottes enthält die Bedingung der Existenz in Allem Vorhandnen

des Universums; die Gegenwart des Menschen, die Bedingung der Existenz in einem Theile, wohin sie sich concentrirt, und von wo aus sie um Dinge um sich her, in einer proportionirten Dimension sich ausdehnt. Aus diesem Grunde erkennt Gott alle Dinge intensiv und extensiv, der Mensch nur die Formen und das Innere nach Bedingungen unter Formen der Oberflächen, so weit er zergliedern kann. Wenn also auch in verfeinerten Zuständen abwechselnder Construktionen, im Zukünftigen, der Mensch sich an die Erkenntniß des ganzen Unendlichen anschließen könnte, was er doch nur durch einen Progressus ins Unendliche vermag, so würde seine Existenz doch immer wesentlich verschieden von der göttlichen Existenz bleiben, (welche alles intensiv und extensiv, nach allen Gesezzen des Vorhandenseyns, allen Ursachen und Wirkungen auf einmal im Ganzen übersieht und erkennt,) da er nie der Grund der Dinge selbst werden kann, folglich blos mit Erkenntniß der Formen der Dinge, und der Wirkungen der Gesezze ohne ihren Grund und Intension zu erkennen, zufrieden seyn muß, indem die Caussalität allein sich selbst erkennt, und der Mensch als Wirkung nur sich selbst adäquat, Wirkungen und Ursachen als Folgen vorhergehender Caussali-

täten zu erkennen vermag; d. i. der Mensch kann nie vollkommen oder das werden, was Gott ist.

Scrutari et rerum dignoscere causas, dieses ist und wird immer seine Beschäftigung bleiben. Zum Grunde der Ursachen selbst, wird er sich nie erheben. Nur die Form der Oberfläche derselben, oder die Veranlassung der Wirkungen überhaupt, wird und kann er ergründen.

Der Mensch hat seiner gränzenlosen, sinnlichen Glückseligkeit halben, schon die große Pflicht auf sich, seine Erkenntnisse, die immer vorbereitend auf größere sind, zu erweitern; seinem Hange nach Wissenschaften dieser Art keine Schranken zu sezzen, und alle seine Kraft aufzubieten, sich den Weg eines weit umfassenden Erkenntnisses zu erleichtern, das für seine Wißbegierde so viel Belohnendes hat.

Und dies leisten zu können, so zu seyn, in diesem endlosen Vermögen, dieser Ausdehnbarkeit seiner Kraft ins Unendliche — gewiß, das erzeugt Gefühle des Danks und der innigsten Verehrung gegen den Mittheiler dieser erhabenen Vorzüge, und erweckt das Gefühl der Religion.

X.

Nähere Deduktion der Religion.

Siebentes Kapitel,
Vorsehung — Gerechtigkeit und Güte.

„Der Sperling fällt nicht auf die „Erde; kein Haar von deinem „Haupte, ohne den Willen Gottes.“ Das ist eine der sichersten Wahrheiten. Alles, was geschieht, das Kleinste wie das Größte, hängt von Naturgesezzen ab, deren Harmonie und Ablauf und gänzliche Einrichtung, das Werk der allerfüllenden, höchst vernünftigen, weisen und mächtigen Natur des Alls, oder der Gottheit ist. Da nun das Ganze, in der Sorge für die Erhaltung desselben, den geringsten Theil nicht vergessen darf und kann, ohne einen Theil von sich selbst zu verachten, oder der Aufmerksamkeit unwerth zu finden; da über dem Alles, was ist, nach einem höchst weisen Zweck vorhanden ist, so ergiebt sich die Wahrheit von selbst, daß durch alle Unendlichkeit dafür gesorgt sey, daß jeder Theil unaufhörlich existire.

In Rückſicht der Zuſtände unſeres Vorhandenſeyns, iſt uns zur Regulierung derſelben, ein Theil der göttlichen Natur des Univerſums, womit unſere Exiſtenz in Proportion ſteht, und die völlig hinreicht, uns dieſe Exiſtenz angenehm zu machen, mitgetheilt. Vernunft, Trieb zu Selbſtthätigkeit, Neigung zum Angenehmen, fehlen dem Menſchen nie im Verhältniß ſeiner Bedürfniſſe. Dieſe handeln, als göttlicher Natur, frey in der Wahl der Mittel, ihre Zuſtände zu modificiren, und werden blos durch die Allgemeinheit univerſeller Geſetze des Alls ſelbſt, als Theil eingeſchränkt: d. i. der Menſch vermag nicht allem Möglichen, durch Verſtand und Thätigkeit abzuhelfen, ſondern nur dem, was mit dem Ganzen harmonirt: es kann der Fall entſtehen, wo der Vernünftigſte und Weiſeſte, gewiſſen Inconvenienzen des Schickſals, mit aller Anſtrengung ſeiner Kraft nicht widerſtehen kann. Der Gang einer höhern Macht, die auf das Allgemeine wirkt, reißt ihn mit ſich fort, als nothwendig eingreifendes Glied, den Zweck zu realiſieren. In dieſem Falle vermag er nichts gegen die allgemein thätige Kraft, die ihn wie einen Punkt in ihren Bewegungen dahinreißt.

Aber in allen Dingen, wo der Mensch sich selbst als Zweck anzusehen berechtiget ist, da vermag er alles, was er dazu bedarf. Die Anwendung der Vernunft ist hier das Mittel, das ihm nie fehlt, um seine Existenz zu vervollkommnen in ihren vorschreitenden Zuständen, so wenig als Kraft der Thätigkeit mit Vernunft und Beurtheilung vereint, um für die gröbern Bedürfnisse sorgen zu können: Das weise Gesez der Natur giebt das Regulativ: „daß das Glück eines jeglichen Zustan„des, immer mit der Anwendung der Selbst„thätigkeit und menschlichen Kräfte, überhaupt „proportionirlich sey.

So kann der Faule und Träge unmöglich das Glück des Thätigen und Fleißigen erndten. Die Gesezze der Natur sind fest und unveränderlich, und durch nichts zu hemmen, sobald man ihre Eintretung in ihren jedesmaligen Verhältnissen, durch Thätigkeit oder Trägheit selbst vorbereitete.

Idessen ist nicht zu läugnen, daß es wirklich scheinbare unmittelbare Zutretungen von Begebenheiten gebe, welche oft ohne unsere in die Augen fallende Mitwirkung, wie ein Deus ex machina gerade dann eintreten, wenn wir derselben am meisten bedürfen, und nicht selbst helfen können.

Diſe Erfahrung werden manche an ſich ſchon gemacht haben. So gewiß es nun iſt, daß dieſe Ereigniſſe eine weiſe, wohlthätige und gütige Vorſehung vorausſezzen, ohne welche ſie den richtigen Incidenzpunkt des höchſten und äußerſten Bedürfniſſes nicht treffen würden, wenn blos Zufall ſie dirigirte; ſo gewiß iſt es auch, daß dieſe Ereigniſſe, mit der ganzen Kettenreihe der Natur-Einrichtung und Geſezze, allerdings zuſammenhängen, und von aller Ewigkeit her, eingeleitet ſeyn müſſen. Sie müſſen durchaus im allgemeinen, alleſenthaltenden Weltplan mit einbegriffen geweſen ſeyn, wodurch in der Welt der Naturgeſezze, auch die Direktionslinie ihrer Thätigkeit auf dieſen Punkt vorgeſchrieben wurde. In ſo fern nun ſind ſie nicht unmittelbare Verfügungen einer zutretenden abhelfenden Vorſehung, die die Fehler ihres Plans berichtiget, ſondern einer Vorſehung, die im Allgemeinen alles beſtimmte. Nur in ſofern kann die Gottheit unmittelbar wirkend auf dieſen Zweck der Abhelfung von Bedürfniſſen angeſehn werden, als jeder augenblicklichen Wirkung die Thätigkeit der allgemeinen Naturkraft oder der Gottheit, nothwendig zum Grunde liegen muß.

Dies würde den Unterschied der Vorsehung so ausmitteln, daß es „Eine bestimmende Vorsehung nach einem allgemeinen „Plane, von aller Ewigkeit her“ und „eine einwirkende Vorsehung in jedem Augenblicke der „Zeit gebe, insofern jeder Punkt dieses Plans „in derselben realisirt wird.“

Hiedurch berichtigen sich die Begriffe einer allgemeinen und besondern Vorsehung Gottes, welche sonst unverträglich sind, so bald man sich bei der besondern die Gottheit als planentwerfend, oder bestimmend und ausführend zugleich gedenkt. Denn es kann nicht zugleich eine allgemeine und besondere Vorsehung geben, da, wenn die Letztere nothwendig ist, der Erstern die Vollständigkeit fehlen würde, die ihr das Prädicat der Allgemeinheit allein zusichern kann. Letztere kann wieder nicht Statt finden, weil erstere, die Allgemeine, bereits alles enthält, was man der Besondern zuschreiben möchte.

Allgemeine Vorsehung wäre also = die Allesbestimmende, und auf alle Zwecke einleitende höchste Vernunft:

Die besondere Vorsehung = die Alles zu allen Zeiten realisirende höchste Macht Gottes, einstim-

mig mit dem allgemeinen Plan, der höchsten Vernunft.

Ich überlasse es dem Gefühl meiner Leser, die herrlichen Religions-Empfindungen selbst zu deduziren, die aus dem Erkenntniß der Vorsehung und allweisen Regierung Gottes entspringen, und welche die unbegränzteste Ruhe ins menschliche Leben bringen.

Die Moralität kann diese Gemüthsstimmung vortreflich benuzzen, um den Menschen Selbstthätigkeit und reges rastloses Wirken, als Mittel derselben nachzuweisen, zu empfehlen und zur Pflicht zu machen.

Von dem, was die Lehre der Gerechtigkeit und Güte Gottes, für die Religion deduciren lasse, haben wir bereits anderswo im Allgemeinen geredet, und da sich dieser Faden leicht von selbst, nach der vorliegenden Methode abspinnen läßt, so sezzen wir unsern Bemerkungen hier ein Ziel, um nicht ohne Noth, zu weitläufig zu werden.

Ende des praktischen Theils

des

Religions-Systems.

Nacherinnerung.

Wir hätten auf diese Weise das ganze System der Religion in einem kurzen, und vielleicht noch sehr unvollständigen System entworfen, und als Entwurf beendiget. Noch sind einige Bemerkungen übrig, die wir hier beifügen zu müssen glauben.

Das vorgelegte vereinigte Religionssystem enthält allerdings, in Rücksicht seiner Lehren, nicht viel Neues, oder bisher Unbekanntes die Ordnung des Systems ausgenommen. Natürliche Religion oder Vernunft-Religion, sind Ein Ding; nur gieng man dabei, so wie sie bisher gelehrt wurde, von einem Metaprinzip außer derselben aus, und dieses System unterscheidet sich also von eben dem gewöhnlichen dadurch, daß es denselben in der Welt selbst, annimmt.

Nachher vereinigten die Philosophen, Religion und Moral miteinander, stellten letztere, die eigentlich praktischer Theil der Philosophie an sich, nicht aber der Religion ist als Theil der Religion auf. Man fand in der Religion selbst göttliche Gebote und ein ganzes System von Pflichten was sie diesem gereinigten System zufolge nicht enthalten kann noch darf, wenn wir nicht die Classificationen der Wissenschaften bunt unter einander werfen wollen. Es entfernt sich von der sogenannten Moral-Religion, die in denselben Fehler verfällt, indem sie das Sittengesez, das sein Quelle doch allein in der Autonomie des Menschen findet, als göttliches Gebot, zu ihrem Inhalt macht.

Obgleich dieses System alle Lehren von Gott und seinen Eigenschaften annimmt: so unterscheidet es sich doch durchaus von dem Gewöhnlichen, indem es nachweist, daß sie in einem von dem Gewöhnlichen ganz verschiedenen Sinne genommen und angesehen werden müssen, so daß sie ihrer Natur nach nur unter extensiven Bedingungen gelten und nachgewiesen werden können.

Auch liefert es einen weit sicherern Grund, als jede andere Religion, die die Sätze enthält:

„was darf ich glauben?"
„was kann ich hoffen?"
„was muß ich thun?"

indem alle diese Fragen, in unserm System nicht statt finden, das sich weder auf Glauben noch Hoffen einläßt, da es einen festen Grund der Existenz aus der Erfahrung schöpft; das Erkenntniß auf das feinere Gefühl unserer Existenz ohne alle Schwärmerei wirken läßt, und die letztere Frage dem Moralsystem nicht entzieht, dem allein es zukommt, sie zu beantworten.

Es liefert dabei der Ruhe und Zufriedenheit im Allgemeinen mit der Totalität der Existenz einen eben so sichern Grund; entfernt alles mögliche zu erhaltende Interesse, und als ein reines System berichtiget es manche Prinzipien, die bisher entweder unrichtig angenommen oder erklärt wurden.

Endlich erhebt es den Menschen durch Ausmittlung seiner Natur auf eine Stufe, wo er sich bei Glaubenssystemen höchstens vermuthen, nie mit Gewißheit erblicken kann, und bringt eine Gemüthsbestimmung hervor, welche die

Moralität aufs Beste benuzzen, und dadurch ihre Aktivität ungemein erleichtern kann.

Daß ich bei Mittheilung dieses Systems die arrogante Absicht nicht habe, es entweder selbst für infallibel zu erklären; oder jedes andere dadurch vertilgen zu wollen, dieses versichere ich hiedurch feyerlich, mancher sehr würdigen Männer wegen, die ich unter die Zahl meiner Freunde rechnen kann, und die sich der Grille nicht erwehren können, daß eine ernstliche Untersuchung einer Religion, nicht ein Sturm auf dieselbe, und eine vollständige Kritik aller Lehren ihres Systems, die ihre Unrichtigkeit nachweist, nicht ein Wildheit verrathendes Unternehmen sey. So schilderten mir wenigstens durchreisende Fremde manches Urtheil von hiesigen Gelehrten über mich, die ich dieses Irrthums halber, nicht weniger hochschäzze. Ihnen, und unter andern, meinem würdigen Freund Herrn Z*** kann ich mit ungeheuchelter Aufrichtigkeit versichern, daß Jahre und lange Erfahrungen mich belehrt haben, daß ein solcher Grund, nie meine Untersuchungen über Religion veranlaßt habe: daß vielleicht nur ein irriger Schein, den die Verschiedenheit unserer Meinungen herbeileitet, ein solches Urtheil, das ich nie zu verdienen wünsche, veranlaßte. Es kann freilich Manchem eine kalte ernsthafte Prüfung aller Irrthümer, die sich in eine herrschende Volksreligion einschleichen, darum ein Sturm auf dieselbe zu seyn scheinen, weil das ganze System unter die Prüfung die Kritik kommt, ohne eine wichtige Lehre zu verschonen; daß er aber von selbst hinwegfalle, sobald Be-

weise begründen, was die Kritik bemerkt, oder der Ton beurtheilend und nicht boshaft angreifend ist; oder er ohne Bitterkeit blos den Weg der Untersuchung geht: das dünkt mich, versteht sich schon von selbst!

Meine Freunde werden mir diese Entschuldigung nicht übel nehmen, weil sie Ihnen ein Beweis seyn mag, welchen Werth ich auf Ihre Urtheile über die Absichten meiner Untersuchungen lege.

Der seel. Döderlein, ein Mann, den ich in dem Werke: Christus und die Vernunft ꝛc. mit aller der Achtung behandelte, die der größte Mann seines Zeitalters nur immer verlangen kann, hat mir eine so sehr beleidigende Kritik in seiner theologischen Bibliothek, in einem so inurbanen Tone, mit großer Unwissenheit in der Kirchengeschichte, und Philosophie, mit Verunglimpfungen, die immer auf den selbst zurückfallen, der ohne moralisches Gefühl hiebei handelt, entgegen gesezt, daß ich dadurch völlig überzeugt wurde, wenn ich mich nicht ganz in Ihm geirrt haben sollte, daß er davon nicht der Verfasser, sondern irgend ein Magister seyn müsse, der ein Probestück seiner Kenntnisse dadurch vorlegen wollte: denn die Sprache der Bavius und Mävius kann die Sprache eines Mannes nicht seyn, dessen Verdienste anderweitig entschieden sind.

Anders verfuhr der Verfasser, der kritischen Theorie der Offenbarung, dem ich darauf in einer Apologie geantwortet habe, mit Anhängung einer Antwort an jenen Magi-

ſter *). Ungerecht iſt es, einen rechtlichen Mann für einen Feind aller Religion anzugeben und als ſolchen zu verläumden, der blos Unrichtigkeit in der Religion aufdeckt, um den Theologen zur Berichtigung mit vorzuarbeiten. Solche unverdiente Privat- und öffentliche Urtheile meiner Freunde und Gegner nöthigten mich, hier Rechenſchaft von meiner Religion abzulegen, um ſie zu überzeugen, daß ein Mann, der gegen Irrthümer in Religionen ſtreitet, weder ein Stürmer derſelben, noch ein Wilder ſey, der alles niederreiſſen wolle, wenns gleich Wahrheit wäre. Mir iſt Religion eben ſo ſtark Bedürfniß als irgend Jemanden; nur kann ich mich nicht dazu bequemen, Etwas als Wahrheit zu glauben, was ich nicht reiflich unterſucht, und als ſolche gefunden habe; oder meinen Nacken unter den Despotismus eines Autoritäts-Syſtems zu beugen, weil der Sclave doppelt verächtlich iſt, der die Unrechtmäßigkeit dieſer Uſurpation kennt, und ſich freiwillig derſelben unterwirft, wenn er frei ſeyn kann. Genug, daß mir kein geiſtlicher oder weltlicher Eiferer vorwerfen kann, daß ich das Brod einer Religion eſſe, die ich nicht glaube oder ein Amt länger, als Lehrer einer von mir

*) Der vollſtändige Titel dieſes Werkchens iſt: Ueber Chriſtenthum und moraliſche Religion, als Apologie gegen den Verf. der Krit Theorie der Offenbarung, und gegen Hn. Döderlein, von Riem — Nebſt einem Anhange vom Verf. der krit Theorie der Offenb zur Replik: Ueber Moralität. Halle, bei Michaelis und Bispink, 1793.

bestrittnen Religion, beibehalten hätte, als ich es ohne alle Heucheley thun konnte. Zwar fürchtete ich nicht das jämmerliche Schattenbild eines unruhigen Gewissens, wenn ich es auch unter diesen Umständen beibehalten hätte; denn es ist sehr gut, daß nicht alle, die mehr oder weniger in jener Religion ausmerzen die sie lehren, eben dieses thun, sonst würde es schlimm für die Religion selbst aussehen, die berichtiget werden muß; indessen hatte ich Gründe, so zu handeln, von denen ich zur Ehre der orthodoxen protestantischen Kirche, schweige. Ich befinde mich wohl dabei, und nichts kann nun meinen Prüfungen Schranken setzen, als meine eigne Denkungsart, und die Gesetze der Billigkeit, wonach ich nicht alle Vorurtheile geradezu verachte, wenn ich sie gleich nicht hochschäzze.

Ich mache demzufolge, nicht die mindesten Ansprüche auf den Titel eines Religions-Verbesserers: denn ich weiß, wie ephemerisch gewisse Meinungen sind, die man auf den höchsten Grad apodiktischer Gewißheit gebracht zu haben glaubt. Dieses System der Religion liegt hier aus keinem andern Grunde vor, als um geprüft und beurtheilt zu werden, damit zum Theil ich selbst in Stand gesetzt werde, das Irrige, das es enthalten könnte, zu berichtigen, zum Theil andere veranlaßt werden, mit größerm Scharfsinn die lezte Hand an einen Gegenstand zu legen, den man für höchstwichtig ansehen darf.

Ich würde mich glücklich schäzzen wenn Männer der ersten Größe, wie unser Kant, Reinhold, Eberhard, Jacobi, der Verfasser der kritischen Theorie der Offen-

barung, u. a. es untersuchen und beurtheilen wollten, deren Zurechtweisung ich nie ablehnen würde, wo sie überzeugend ist.

Freylich das Urtheil des grösten Theils der Theologen, sie seyen übrigens so große Männer in ihrem Religionsfache als sie immer wollen, würde ich minder gerne erbitten, weil es eine ganz sonderbare Anfoderung enthielte, von Ihnen zu verlangen, daß sie einem Systeme öffentlich beitreten sollten, dessen freye Billigung für sie eine reiche und ergiebige Quelle von Verdruß und Verfolgung seyn würde. Aber sie werden auch eben so billig seyn, einzusehen, daß eben diese Lage, ein, dieses Systems tadelndes Urtheil höchst verdächtig und unzulässig machen müsse, weil sie entweder als Partheyn, uncompetente Richter; oder als Tadler die Präsumtion auf sich haben, daß sie nicht anders Ihrer Lage wegen, als Tadeln konnten.

Als Widerleger und Gegner meiner Meinungen, werde ich sie aber mit aller der Hochachtung in ihren Urtheilen schäzzen, zu welcher sie Ton, Einkleidung, und Scharfsinn in ihren Beweisen berechtiget, und in so fern, werde ich mir Ihr Urtheil erbitten, und Ihre Prüfungen mir allerdings angenehm seyn lassen.

Ende.

Druckfehler.

Seite	15	Zeile	15 lies jene statt jener
—	19	—	2 von unten nach Staatformen ein (;)
—	31	—	2 l. vernünftige, st. Vernünftige
—	32	—	5 v. u. Bloße st böse.
—	37	—	2 l. allmähligen, st. Allmächtigen
—	39	—	7 v. u. Mensch. st mensch.
—	41	—	2 v u. l. wozu nur
—	60	—	1 l. sie können nicht, st. nur.
—	61	—	5 v. u. l Moralgesez
—	65	—	2 l. entspringt, st. entspringen kann.
—	71	—	5 nach, angereiht ist, ein (;)
—	77	—	13 reinen st reinem
—	108	—	15 l. einliegenden
—	110	—	11 v. u. l. Standhaftigkeit
—	139	—	6 l. haben nachgewiesen
—	163	—	4 l. Dromasoes
—	166	—	10 l. wo nach worin
—	169	—	10 v u. einen, und nach Wesen ein (,)
—	189	—	1 l. Nichts st. Richts
—	203	—	7 afficirt zu werden
—	210	—	11 l. Allweisheit
—	219	—	6 v. u. wahrzunehmen st. gewahrzunehmen
—	224	—	9 l. der auf die höchste
—	227	—	1 v. u. l well wir ihn nicht kennen
—	231	—	8 v. u. l eingebildeten
—	234	—	10 v. u. so wird wegestrichen
—	248	—	12 v u. l werth. st Werth
—	267	—	10 v. u. darstelle, st. darstellen

Seite 269	Zeile 3		Einzelschränktheit
— 277	—	15	l zum Beſſern ſt. beſſern
— 279	—	8	v. u. l ſelbſt Geſetze giebt
— 286	—	7	v. u. l. kommen ſt. können
— 287	—	13	nach entfernte ein (;)
— 288	—	1	l. Macht
— 290	—	4	l. herum ſt herrum
— 301	—	9	v. u lies insbeſondere.
— 305	—	13	nach ſey, e n (,)
— 310	—	2	l. ſtatt ſt ſtatt
— 334	—	4	indeſſen ſt. indem
— 342	—	2	l. Macht. ſt. Macht.
— 346	—	7	Nuzzen ſt. Nutzen
— 357	—	11	v u Nat ſt. Natur
— 364	—	1	l Zukunft größer zu machen.
— 369	—	7	v. u. l ſinnliche ſt Sinnliche
— 380	—	10	l vermöge der Natur
— 382	—	6	v. u. l ich vermag
— 383	—	4	v. u. l. gehorchen
— 387	—	13	l. gewahr werden
— 388	—	1	l. Approximation
— 393	—	9	l. den Menſchen
— 394	—	7	v. u. Indeſſen
— 395	—	—	Pagina 195 ſt. 385
— —	—	1	l. dieſe
— —	—	5	l. Incidentpunkt.

[illegible]

[illegible]

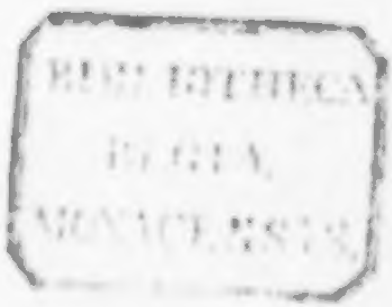
[illegible] p. 602.

Der
Substitut
des Behemoth
oder
Leben, Thaten und Meinungen
des
kleinen Ritters
Tobias Rosemond.

Eine Geschichte aus uralten Zeiten.

Erster Theil.

Bagdad,
gedruckt vor der Sündfluth.



Vorerinnerung des Herausgebers.

In der Bibliothek des ** von * * zu * * * *, wo ich mir zuweilen die Erlaubnis des Bibliothekars zu Nutze machte, und unter Staub und Moder, wie weiland Hesekiels entzückter Geist unter Todtengebeinen, mit meinen forsch-

den

den Blicken umher schweifte, fand ich ein altes Manuscript, welches mir erst blos wegen des mannichfachen Zernagens der Mäuse in die Augen fiel, und, in Rücksicht der darinnen sich daselbst befindlichen Werke des Alterthums eben deshalb bemerkenswerth schien, weil sie damit so behutsam zu Werke gegangen waren, als sie hätten sie wirklich die Absicht gehabt, dadurch blos den Rand, nicht die Schrift selbst, zu benagen.

Da ich nun diese Seltenheit bewunderte, und, um zu sehen, ob es durch-

durchgängig so wäre, ein Blatt nach dem andern umschlug, so las ich bey dieser Gelegenheit hin und her einige Zeilen. Dieß bewog mich bald, auf den Zusammenhang des Manuscripts aufmerksamer zu seyn, und von der bescheidnen Neugierde richtete ich nun meine Betrachtung auf das Werk selbst, auf dessen Inhalt ich in der That sehr neugierig wurde. Ich wünschte, es mit Muße durchsehen zu können, verbarg es so gut ich konnte, und nahms mit nach Hause. Freylich hätte ich den Herrn Bibliothekar um Erlaubniß bit-

ten sollen, aber wer viel fragt, sagt ein altes Sprichwort, bekommt viel Antwort. — Hätte ich den Ehrenmann darum angesprochen, ganz gewiß würde er mich mit bedeutlicher Miene und halblauter Stimme versichert haben, er dürfe nichts verabsäumen lassen. Hingegen war ich überzeugt, der Herr ... Noch weiß kein Wort von diesen und andern Schriften, die im Winkel liegen, würde es sie nicht vermissen, wenn ich sie ihm wegnähme, noch erfahren, daß es wieder da sey, wenn ich, wie gleich anfangs mein Wille

war,

war, wieder an vorigen Ort würde hingelegt haben. Welcher Fürst kann wohl verlangen, daß seine Leute sich um alles, was in ihr Amt einschlägt, bekümmern sollen, wenn er sie auch dafür bezahlt? —

Ich borgte mir also das Buch von der Stelle, wo es lag, und sobald ich nach Hause kam, begann ich den alten Dialekt in einen modernen Stiel umzuformen, das Ueberflüssige und Weitschweifige, ein Fehler jenes Zeitalters, wegzulassen, und das Ganze dadurch zu

eine

eine bequemere Form zu bringen. Kurz, da ich die Geſchichte, die mein altes Werk enthielt, intereſſant und lehrreich fand, beſchloß ich, ſie der Welt mitzutheilen, und dieß ſoll auch nun mit aller Treue eines gewiß nahen Ueberlieferers geſchehen, ſo daß, ebenbenannte, unbedeutende Umänderungen ausgenommen, es von ſeiner Originalität nichts verlieren möge.

———

Einleitung,

worinn mancher [illegible], was zur Sache gehört, obgleich die eigentliche Geschichte unsers Helden noch nicht anhebt.

In einem gewissen Lande lebte ein altes Rittergeschlecht, welches den weit und breit berühmten Namen Rosemond führte. Einst waren die von Rosemond nur [illegible] und freye Leute, aber sie waren alle brav wie ihr Schwerdt, hatten eine so gute Gabe um sich zu grei-

ziehren. Er hoft, man werde einst friedliebender und gesitteter werden, und nicht mehr den Ehrgeize und der damit verbundenen Ruhmbegierde alle übrige Pflichten aufopfern; allein, wenn der gute Mann auf diese Erde zurückkehren sollte, würde er zu seinem Erstaunen wahrnehmen, daß er sich bey weitem verrechnet habe. Sogleich fiele es ihm nicht in die Augen, vielmehr würde er sich der Aufklärung und der Höflichkeit freuen, mit der man allgemein zu Werke zu gehen pflegt, würde er die Menge von Gesetzen, großen und kleinen Gerichtsstuben, obern mittlern und niedern Gerichtsbedienten, als so viel gehäufte Anstalten und Werkzeuge, Recht und Billigkeit zu handhaben, hochloben, ja er würde, wenn er

die höflichen Erklärungen der Kabinetter gegen einander hörte, über die Mäßigung und Freundschaftszusicherungen der Höfe für Freuden weinen, aber, wenn er so ein Weilchen zugesehen hätte, sicher fände er überall, allüberall süßkandirte Raubbegierde, und Wölfe in Schaafskleider verstekt, und so getäuscht spräche er dann vielleicht: s' war traun baß zu meiner Zeit, masen jederman wuste, woran er sey, und kunnt sich seiner Haut wehren, was Recht war.

Dem sey jedoch wie ihm wolle, so gab es zu jener Zeit biedre Männer und fast alle Rosemonde waren solche. Sie übten viel gute Thaten aus und wurden, wo es ungleich zugieng, zu Hülfe

gern-

gerufen, ſchaften Ruhe und Ordnung und erhielten dafür immer mehr Burgen und Schlöſſer, Aemter und Titel, Vogteyen und Burggrafſtellen; ſo daß ſie nun zu den mächtigſten Herren des weiten Landes gehörten.

Der letzte unter dieſen immer berühmter gewordenen Rittern war der größte von allen, und erwarb ſich einen Ruhm, der über den Ruhm ſeiner Väter ſo weit hinwegragte, wie die Zeder über die höchſten Stämme. Zur Zeit ſeiner Exiſtenz waren die Menſchen ſchon ziemlich verfeinert, und da er klug und willens war, ſich einſt wo möglich alles, ſo weit der Himmel blau iſt, mit guter Art anzumaſen, ſo verfeinerte er ſich

mehr

mehr, als alle übrige so vor ihm gelebt hatten und zu seiner Zeit lebten, so bitter böse auch sein rauher Vater darüber war, welcher ihn zu nichts andern wollte gebildet wissen, als den Rosenkranz fertig beten und mit Lanze und Schwerd ritterlich umgehen zu können. Dieser Vater und dieser Sohn stimmten gar nicht zusammen, deswegen hätte Ersterer den Letztern beym Lanzenbrechen gern eins versetzt, wodurch er das Aufstehn vergessen hätte, wenn nicht einige wirklich mehr zufällige als vorher erwartete Umstände es noch verhindert hätten, so daß das Junkerchen nur so eben mit einem blauen Auge noch davon kam.

Als der Alte endlich starb, ward der kleine Ritter Besitzer des väterlichen Nachlasses und nun begann er. Geld hatte ihm Herzväterchen hinterlassen, dazu auch viel tapfere Männer und Reuterknechte, und damit wußte sich der junge Mann meisterlich zu benehmen. Er hatte sich schon als Junker Plane gemacht, und seine Leute kennen lernen; daher wußte er, wie dieser und jener zu brauchen sey; er nutzte große und kleine und kein Einzelner, der irgend zu etwas gut sein konnte, entging seiner Aufmerksamkeit. — Hier gewann er die Gegenstände seiner Absichten mit Schmeichelreden, dort mit Geld, hier machte er den Geschickten, den Angefochtenen und hatte der Welt die übeln Absichten seiner Feinde auf das klüg-

klüglichste vor Augen, dort ließ er Maalsteine ausgraben, die er heimlich auf dem Fleck, wo sie stehen sollten, hatte einsenken lassen, um das Alterthum seiner Gerechtsame zu beweisen. Alles gieng dem kleinen Rittersmanne nach Wunsch und Willen, und, weiß Gott, welchen Talismann er hatte, jeder bewunderte ihn, obwohl man bisweilen den Kopf zu seinen baarsten Handlungen schüttelte. Ueberall hatte man Gefallen an ihm, und seit der kleine Ritter hauste, erzählte immer und aller Orten einer dem andern von seinen Thaten, von seinen Beschäftigungen, Grillen und Witzeleyen. Es konnte aber nicht fehlen, daß andre vornehme Ritterleute darüber in Grimm geriethen, hauptsächlich verdroß es die Herren,

ren, daß er doch nun Recht haben sollte, wo er Unrecht hatte. Er besaß bereits einen großen neuen Distrikt, welcher sehr geschwind in seine Gewalt gekommen war, und es mußte den Leuten allerdings ärgerlich seyn, daß dieser, mir nichts dir nichts, auf seine Erben und Erbnehmer kommen sollte, ohne daß jemand weiter ein Wort widerspräche. Das konnte so nicht gehen, und weil es nicht konnte, so machte eine ganze Menge ansehnlicher Ritterhäuser einen Bund gegen ihn, und es kam zur allgemeinen Befehdung des guten kleinen Ritters, welche lange Zeit dauerte. Er schlug sich aber wacker herum und ob er auch gleich oftmals so matt war, daß er schon zu sinken begann, so half ihn doch sein Glück immer wieder

auf

auf die Beine, bald durch den Muth seines Heers, den die Welt und er selbst nachher allein auf seine Rechnung schrieb, bald durch schnell sich ereignete vortheilhafte Zufälle, die er meisterlich zu benutzen wußte und wodurch alsdann das Ganze oft auf einmal eine ganz andre Wendung nahm. Er verlor daher seine Hoffnung niemals, daß er sich noch mit Ehren aus der Sache ziehen würde, und ihm geschah, wie er geglaubt hatte. Man hies ihn, was er ererbt und erobert hatte, gewährte ihm den Burgfrieden und schlug das Kreuz hinter ihm, da er fortzog; denn die ganze Zeit hindurch, da er mit seinen Feinden im Streite lag, schmauste und zehrte er und seine Ritter, Knappen, Mannen, Knechte und Troßbuben

haben in einen feinen Distrikten, welches nicht sein eigen war, und welches er fast ganz aufzehrte, und ließ sich noch dazu viele Säckel voll goldener und silbener Münze zahlen, daß er die Kosten der vielen und langen Heereszüge aufhalten möchte, auch ließ er beischaffen auf seine Burgen und Schlösser was in diesem Distrikte vorees war, und was er nicht brauchen konnte, gab er seinen Leuten Preiß.

Da er nun so heim zog ließ er unterwegens halte machen und begann mit den gemeinen Rittern, die unter ihn gefochten und gesiegt hatten, also:

„ich gönne euch herzlich die Beute, die „ihr aus den Ländereyen meiner Fein-

„de

„de mit hinweg genommen habt, mac
„ſen ich euch gern Gelegenheit gegeben
„habe, euch zu bereichern, und war
„auch nothwendig, daß ichs that —
„denn ich mich jetzt genöthigt ſehe, euch
„dieß und das von dem was ihr ſonſten
„Einkommen hattet, abzuziehen, um
„daß ich armer Mann mich wieder er-
„holen und meinen Beſitzungen, Unter-
„ſaſſen und Leibeigenen aufhelfen kann,
„welche die Heere meiner Feinde, die
„doch ſo mit unter eingefallen ſind,
„ſtark mit genommen haben.

Da brummten die Ritter, denen er das ankündete, ſo allerhand in den Bart hinein, meinten, daß ſie ja nichts hätten machen können, da er alles an ſich ſelbſt geriſ-

gerissen hätte und daß es ein schlechter Dank sey, den er ihnen für die vielen Strapatzen und Wunden gäbe, daß er ihnen nun abziehen wollte von ihren Einkommen; aber laut waate das keiner zu sagen, denn der kleine Ritter hatte einmal ein solches Uebergewicht erhalten, daß männiglich glaubten, ihm sey nicht zu widerstehen.

Da er nun also mit Frieden in der Heymath angekommen war, fieng er bald an zu bauen und zu pflanzen und machte alle seine Besitzungen zu fruchtbaren Auen, daß Vasallen, Untersassen und Leibeigene sich rasten, und gutes Aufkommen erhielten. Da waren sie alle mit ihm zufrieden, lobten und rühmten ihn, ließen sich führen

reu wohin er wollte, und merkten nicht, oder thaten wenigstens als merkten sie's nicht, daß er unter der Hülfe, die er ihnen angedeihen ließ, nur seinen eigenen Vortheil suchte, daß er mit einer Hand gab, mit der andern nahm, und überall seinen Ruhm und die Verehrung seines Hauses zum einzigen Zweck hatte.

Die andern vornehmen Ritter und Herrn, als sie sahen, daß er nicht klein zu machen noch zu vertilgen sey, begannen aufzubauen auf das was er that und nicht that, ahmten ihm in allen nach, und es verbreitete sich durch ihn ein Licht, das in manchen Landen wohlthuend in andern aber schädlich war. Besonders trachtete man die Kunst von ihm zu erler-

nen

ien, wie man den Leuten das Seil über die Hörner werfen müße, ohne daß ſie es fühlen, und allen was man thut, einen ſchönen Anſtrich geben könne; es gelang aber nicht allen. Beſonders pfuſcherte ihm ein anderer ſehr mächtiger Ritter ſo erbärmlich nach, daß alle Welt mit Fingern auf ihn wies; anſtatt daß der kleine Ritter ganz leiſe auftrat, und eine ſchöne Maſchine, glänzend von außen und ſehr einträglich für ihn von innen, ſo behutſam und unvermerkt als möglich errichtet hatte, ſo warf jener, ſein Nachahmer, das Gebäude, ſo er von ſeinen Vätern ererbt hatte, auf ſolch einen Haufen, daß alle, die in demſelben wohnten, über Wunden, Beulen und erſchütterte Nerven ſchrieen. Er

fuhr.

kehrte überall das unterſte zu oberſt, wälz-
te es wieder und wieder um, bis es ein
Chaos war, aus dem ſeine Nachfolger
mühſam die guten Theilchen herausſuchen
muſten, um zu ſehen, welcher Gebrauch
davon zu machen ſey. Der kleine Ritter
lachte darüber herzlich, that aber öffent-
lich als bewunderte er jenen raſchen Mann
ungemein; den Unfug den dieſer trieb,
diente zu ſeinem Beſten oder Vortheil,
und was zu ſeinem Vortheil diente, ſuchte
er ſorgfältig zu unterhalten und zu nu-
tzen. So hatte er auch immerfort Acht
auf alles, was in benachbarten Ländern
geſchah, und was er davon gut fand, be-
kleidete er ein wenig anders, damit es
wie ſein eigner Einfall ausſähe, und
nahm es in ſein Syſtem auf, ja er ahmte

auch

auch gewiſſe Einrichtungen nach, die in fernen Ländern üblich waren. Zu dieſen nun fand er ſeine guten, ehrlichen Leute nicht abgefeimt genug, ſolche in Ausübung zu bringen, darum ließ er von dorther Lehrpurſche und Geſellen kommen, die bey ihm Meiſter werden und alles ſo zuſchneiden muſten, daß brav viel Späne in ſeine Hände fielen. Das thaten die Männer und vergaſen auch ſich ſelbſt nicht, lebten herrlich und in Freuden und ſchikten viel ſolcher Späne voraus in ihre Heymath, damit ſie was hätten, wenn ſie wieder fort müſten. Der kleine Ritter mochte das wohl merken, aber die Fülle, die er ſelbſt durch die Geſchicklichkeit der fremden Meiſters erhielt, war viel zu behaglich, denn daß er den klei-

nen Umstand, wie doch seinen guten Leuten dadurch so mancher Silberpfennig entgienge, hätte in Erwegung ziehen sollen. Diese seine Leute murrten nun wohl ziemlich darüber, aber er sagte:

„Sehet, ich kleide euch in Seide „und erhebe euch über alle eure Nachbarn; wenn ihr Mangel habt, so „kommt zu mir, ich helfe ihm ab; darum laßt mich schalten und walten „wie ich will.

Viele nun wurden bey diesen Vorstellungen still, andre schrieen fort und machten Schmähschriften, die sie ihm unter die Augen trugen; aber er machte sich nichts daraus, sondern lachte darüber und that,

als wenn er die poſſirlichen Einfälle darinnen bewunderte: alles blieb daher wie es war, und die Schreyer hatten nicht mehr von ihren Lärm als die Geduldigen. Da ſchwieg endlich alles, und damit man ſie nicht auslachen ſollte, rühmten ſie ihren kleinen Ritter über alle maßen, ſagten, ſie hättens eingeſehen, daß er ihr Beſtes wolle, und begonnen ſtolz auf ihn und ſeine Weisheit zu ſeyn.

Es lief freylich ſo manche Schwäche bey dieſer Weisheit mit unter: ſo wollte unter andern der kleine Ritter durchaus Meiſter in allen Stücken und nicht nur ein groſſer Held, ein guter Hauswirth, ein feiner Politikus, ſondern auch ein geſchikter Meiſterſänger ſeyn, und das war

er auch so weit es ein Ritter seyn kann, wo es aber doch nicht so recht fort wollte, nahm er Barden- und Historienschreiber aus jenem fernen Lande zu Hülfe, die musten flicken und ausbessern, wo es fehlte, und damit sie schweigen möchten bezahlte er sie reichlich und schmeichelte ihnen, wie ihr Klient; aber die Schelme schwiegen doch nicht, und rühmten sich allenthalben damit.

Es wäre noch manches und manches von dem kleinen Ritter zu sagen, wie er alle Fehler, die durch seine Anordnungen vorfielen, auf andre schob, und das Gute, welches durch die Vorschläge seiner Getreuen entstand, sich selbst zuschrieb — wie er sich oft von den geringsten seiner

Knech-

Knechte, oder von einer alten Ritterstochter allerley von ehrlichen Leuten erzählen ließ; und diese darum befeindete: ja, wie er oft um eines Einzelnen willen auf alle einen Haß warf, welche den Namen dieses Einzelnen führten — wie er an nichts glaubte als an den Ruhm und an das Geld und alles besser wissen wollte, als andre Leute u. s. w. Aber welcher Mensch er sey so groß und erhaben als er will, hat nicht seine Mängel? Im Ganzen war der kleine Ritter doch ein erzkluger Kopf, und verdiente die Hochachtung, die man in der ganzen Welt für ihn hatte, ja er verdiente auch die Liebe seiner Leute, denn ihr Besitz erwuchs, indem er sich selbst sorgte, doch immer mehr und mehr. Zudem machte

er

aus Ruhmſucht den Gütigen und ſprach mit jeden, jeder aber ſahe es ihm doch nicht ſo genau an, daß ers aus Ruhmſucht that, und freute ſich ſeiner Gutherzigkeit. Auch machte er niemals den großen Herrn, denn er war zu ſchlau um nicht einzuſehn, daß ein erhabner Mann nie mehr glänzt, als wenn er nicht ſtolz ſondern herablaſſend iſt, ja er gab allen durch Sparſamkeit und Genügſamkeit ein gutes Beyſpiel. Ein zweyter ſehr wichtiger Grund zur Verehrung und willigen Befolgung ſeiner Einrichtungen war: daß man nur von ihm allein gehudelt wurde, und die gemeinen Ritter, die unter ihm ſtanden, nicht mit den Leuten hauſen konnten wie ſie wollten, ſondern auf die Finger geklopft wurden,

wenn

wenn diese sich beschwerten; ein jeder sagte: es ist besser von Einem gerupft seyn, als von vielen. Die kleinen Herrn machens zudem, wenn sie Gewalt bekommen, zehnmal ärger als die großen.

Da der kleine Ritter nun alt und wohl betagt war, und überall um ihn her alles wohl stand, hatte er keinen größern Kummer, als daß er nicht unsterblich war, und mehr noch als das ärgerte er sich, seine Ländereyen, Burgen und Schlösser dem Ritter Tobias überlassen zu müssen, der gar nicht nach seinem Sinne war. Da wir nun eigentlich von diesem viel zu sagen haben, so wollen wir von dem kleinen Ritter ablassen, und mit den Begebenheiten unsers Junker Tobias beginnen.

Erster

Erster Abschnitt

Wie Junker Tobias noch ein Knabe war.

Tobias war, wie alle sagten, ein hübscher Junge, er war schön gewachsen und schoß heran wie eine junge Birke. In seinem Gesicht und Augen lag so was gütiges, so was leutseliges, daß man gleich prophezeihte, er würde ein guter Mann werden; wohl gab es Klüglinge, welche meynten, es sey nicht genug ein guter Mann zu seyn, sondern zu den Posten, den Tobias einst bekleiden sollte, gehörte auch Geist; davon trüge er aber nichts in diesen Gesicht und Augen, doch, wer kann den Leuten das Urtheilen verbiethen? — Sie sagten ferner sein Kopf

ſey ein ſchöner Kopf, aber er wäre zu dick und ſtark, daher die zarten Begriffe, die ſich in ihm entweder von ſelbſt oder durch Unterricht erheben wollten, überall an ein handfeſtes Knochengebäude ſtießen, und indem ſie ſolche Erſchütterung nicht vertragen könnten, kraftlos zu Boden fielen: das ſind aber Subtilitäten, die Beweis erfordern. Der kleine Ritter, ſein Vater, war über dieſe Beobachtungen äußerſt verdrüßlich und um ſo mehr, da er nicht widerſprechen konnte. Es ward aller Fleiß angewandt, daß Junker Tobias leſen und ſchreiben lernen möchte, und man hatte dazu eine beſondere Methode erfunden, an welcher die Genies um die Wette geklügelt hatten, denn es gab hier eine Prämie zu verdienen;

nen; nun fielen zwar dergleichen Belohnungen bey dem kleinen Ritter nie sehr reichlich aus, aber etwas ist doch besser als gar nichts, zumal wenn die Ehre der Erfindung hinzu kömmt, und was die betraf, so war der kleine Ritter nicht sparsam damit, sondern bezahlte gern durch sie. Die Methode durch die Tobias lesen lernte, war auch in der That ruhmwürdig sie war ganz dem Unterrichte eines Ritterſohns angemessen und erreichte ihren Zweck vollkommen; durch diese und andere Erfindungen gelang es auch endlich, daß der kleine Junker begriff was er begreifen sollte, um doch so ein wenig unterrichtet zu seyn. Sonst war er, seinen eigentlichen Temperamente nach, ein frommer Knabe, und wenn er

auch

auch bisweilen, indem ihm was nicht recht war, mit den Füßen ſtampfte, die Zähne zuſammenbiß und die Leute ſtieß und trat, ſo ward er doch allemal bald wieder gut, auch kamen dergleichen Paroxismen nicht ofte; wenn es nicht etwas betraf, woran ſein kleines Herz beſonders hieng, ſo ließ er ſich lenken wie man wollte, denn er war von Kindesbeinen ſehr lenkſam. Seine Widerwärtigen wollten ſagen, es geſchähe aus Trägheit, er wollte ſich durch dieſe Folgſamkeit das Denken erſparen, aber welche Tugend wird nicht von der Schmähſucht verläſtert? Es bleibt dabey, Tobias war ein exemplariſches Kind, ſeine Zuchtmeiſter hatten nicht viel Verdruß mit ihm; von kleinen Bubenſtreichen, die ſich andere

Kna-

Knaben zu Schulden kommen laſſen, war ihm niemals etwas nachzuſagen, man wuſte weder witzige noch argliſtige Stückchen von ihm zu erzählen, wie ſie oft von Kindern herum getragen werden, und kurz der Junker wuchs heran, wie ein Lamm, das kein Arges kennt, und ſo unvermerkt zum ſchönen, feiſten Hammel wird.

Zweyter Abschnitt.

Wie Junker Tobias sich als Jüngling nahm.

Eben so war Tobias ohne Lärm und Aufsehn zu erregen zum Jüngling erwachsen; aber nun bemerkte man, daß er so dumm nicht war, als man gefürchtet hatte, denn er begann sich nun mit Leib und Seel auf physikalische Kentnisse zu legen, und machte sehr zeitig Experimente, die ihm vollkommen glückten. Die Neigung zu dieser Wissenschaft nahm auch bey ihm dermaßen zu, daß er beständig damit beschäftigt war, nichts dachte und wollte, als was dahin einschlug, und diese Leidenschaft so in sich selbst verwebte, daß seit dem die Meinung vom sechsten Sin-

Sinne entstanden ist. Alles in der Welt hat sein Gutes und sein Uebel; bey der Ausbildung seiner Lieblingsneigung, worüber manche fromme Matrone, die sich ärgerte, jetzt nicht mehr jung zu seyn, mit den Burgvasallen, der sie ins geheim auch ausübte, jämmerlich wehklagte, lernte Junker Tobias so manches, was man ihm vorhin nicht hatte beybringen können, er ward munter und verschlagen, und muste das letzte wohl werden, denn öffentlich durfte er nach seinem Wollen und Verlangen nicht zu Werke gehen, folglich wars nöthig auf Umwege zu sinnen und sich der List zu bedienen. Er muste auch Helfer und Vertraute haben, und durch dieses mußte gewöhnte er sich, nicht ohne Günstlinge leben zu können,

die-

dieſe beſtanden denn immer aus Leuten, welche weiter nichts waren, als gutwillige, die alles ohne Bedenken thaten, ſobald es Belohnungen und gute Ausſichten gab.

Bisher war Junker Tobias daheim in der väterlichen Burg geblieben, indem der kleine Ritter mit mächtigen Feinden fehdete, nun aber hielt dieſer dafür, es ſey Zeit, ſeinen Sohn auch mit der Kunſt zu ſtreiten bekannt zu machen, und ließ ihn kommen. Dieß machte nun eine kleine Diverſion in des Junkers Beſchäftigungen, doch nahm er das Werkzeug zu ſeinen Experimenten mit, und fand auch dort Gelegenheit dergleichen zu machen, zumal da es jedesmal mit dem

vor-

vorlieb nahm, was er dazu haben konnte. Auch hier gabs Gelegenheit seinen Verstand oder wenigstens seine List zu üben, denn er muste den Vater hintergehen, der so was nicht leiden konnte, weil er selbst in seiner Jugend ein so eifriger Liebhaber davon gewesen war, daß er sich bis zum Ueberdruß damit beschäftigt hatte, ja es gab Leute, die behaupten wollten, daß er ein gewisses Instrument gar nicht mehr regieren könnte, und deshalb seinen Sohn beneidete. Uebrigens zeigte Tobias bey aller Gelegenheit, daß die Erbader der Rosemonds auch in ihm schlüge. Er liebte Gefecht und Kriegslärm und muste mit Gewalt von den Gefahren zurükgehalten werden, in die er sich auch ohne Zweck und Noth stürzen wollte.

wollte: daran hatte nun ſein Vater groſſen Wohlgefallen, und begann ein wenig mehr Hofnung in ihm zu ſetzen.

Dritter Abſchnitt.

Wie Junker Tobias noch immer ein Jüngling mit ſeinem Vater heimkehrt, was er da beginnt und wie er ſich mit dem Vater verträgt.

Als er nun mit dem kleinen Ritter wieder in ſein Land zog, und dieſer überall mit Freuden aufgenommen wurde, fand auch Tobias bey jedermann Beyfall, und alle ſagten: Sy ſeht wie unſer Junker ſo ſchön lang und ſchlank iſt, und wie er allen Menſchen ſo freundlich begegnet,

Traur, das wird einmal ein guter Herr
seyn, und muß auch verständig werden,
da er einen so weisen Vater hat, von
dem er lernen kann und der so sorgfältig
ist, ihn belehrend um sich zu haben. Die
Thürsteher schüttelten nun wohl den
Kopf zu dem letzten Theile dieser Be-
hauptung, aber weiter, d. h. öffentlich
durften sie dieß Kopfschütteln nicht be-
richtigen; denn wodurch hätten sie den
Zweifel an seinem Verständigwerden be-
weisen wollen, da er sich sorgfältig hüte-
te, mit allzugroßen Leuten zu sprechen. Ei-
nige seiner Vertrauten nahmen noch dazu
die Miene an, als steckte mehr hinter dem
Junker als man glaubte, dieß wüßten sie
am besten, denen er seine Gedanken über
ernsthafte Gegenstände mittheilte; aber

er

er habe seine Absichten, warum er so still wäre, und wenig von seinen Kenntnissen blicken ließe. Dieß sprach nun einer dem andern nach und jeder that, als hätte es ihm der Günstling des Junkers selbst gesagt, und als ob er noch mehr wüßte, es aber nicht sagen wollte: kurz man würde mit der Zeit erfahren, wer Junker Tobias sey. Es gab eine Gattung Leute, welche dieß schon ganz genau wußte, und dieß waren alle feine Weiber und Mägdlein, die je in seine Augen kamen, denn um von seiner schon erwähnten Lieblingsneigung nicht länger verblümt zu sprechen, so war es diese eben und zwar allein, auf die er seine Naturbeschäftigungen einschränkte. Das holde Geschlecht also wußte, wie weit sich

sein Scharfsinn erstreckte, und rühmte allenthalben den Witz, die gute Laune, die artigen Unterhaltungen des Junker Tobias, die höflichen Weiber und Dirnen waren ihm auch sehr gewogen, und das war kein Wunder, denn ein reicher Junker, der Erbe eines so mächtigen Ritters, der auch dazu ein schöner hochstämmiger wohlgebildeter Jüngling ist, wird nirgends abgewiesen. Tobias jagte nun auf dem Gebiete der Liebesgöttin mit einer solchen Behutsamkeit herum, daß ihm nicht so leicht eine Beute von einigem Werth entgieng, auch ließ er, wenn er irgend einer auf die Spur kam, nicht ab, bis er sie erobert hatte, dieß mochte nun kosten was es wollte. Große und kleine, weiß- braun- schwarz und rothhärige

hörige Frauen und Jungfrauen, Vornehme und Gemeine, alle schienen ihm liebenswürdig, wenn sie es auch nur durch das Geringste was seinen Appetit erweckte, waren; alle wurden bekriegt und die meisten besiegt. Bey solchen Umständen nun gab es viel zu thun, und es war nicht möglich, daß Tobias an etwas anders z. B. an die oder jene Wissenschaft, gedenken, sich von andern höchst wichtigen Dingen unterrichten, Kenntnisse sammeln, oder von ernsthaften Sachen mit Leuten sprechen konnte, die ihm Auskunft über hunderterley was da vorgieng und vorgehen konnte, würden gegeben haben, er hatte ja volle Beschäftigung mit seinen Vertrauten, die Plane des Tages abzureden, diese Scenen zu lenken, je-

ne

ne zu befriedigen, eine andre zu besänftigen. Mit den vornehmen Frauen und Töchtern wollte es nicht allemal so gehen, wie der Junker wünschte; es kostete mehr Zeit, mehr Umwege und mehr Geld, dieses letztere gab ihm der kleine Ritter nicht zum Ueberfluß, daher entschloß sich Tobias kurz, und nahm von dieser Sorte so im Vorbeigehen mit, was er leichten Kaufs kriegen konnte, schränkte aber das alltägliche Minnewesen auf muntre Dirnen aus dem gemeinen Volkshaufen ein. Freylich hatte er sich getäuscht, wenn er darauf gerechnet hatte, daß diese Buhlerinnen weniger Forderungen an ihm haben würden, als die Vornehmen; er fand vielmehr, daß sie mit Ungestüm und

Kec-

Keckheit forderten, denn sie wollten nicht umsonst die Buhlerinnen eines so vornehmen Junkers, sondern eben dadurch in den Stand gesetzt seyn, es ihren höhergebohrnen Mitschwestern gleich zu thun, aber Tobias war nun einmal in ihrer Gewalt und mußte Ordre befolgen oder die schlimmste Behandlung befürchten. Was sie nur verlangten mußte er thun, um einen solchen Verdruß zu entgehen, wenn es ihnen einfiel, ihn mit ihren Brüdern, Schwestern, Aeltern, Vettern, Muhmen und ehemaligen Liebhabern, es möchten nun Troßbuben, Stallknechte, Leibeigene oder Gartenknechte seyn, in Umgang zu setzen, so mußte er mit diesen Leuten essen, zechen, tanzen und scherzen, als wären es lauter Herren

seines

seines gleichen. Dadurch ward nun der Junker sehr herablassend und machte sich die schlichte Denkungsart und die unverblümte spaßhafte Weise dieser ehrlichen Leute so zu eigen, daß er in Gesellschaften höherer Gattung eine Art von Zwang empfand und nur gar zu gern wieder dahin eilte, wo er erst blos aus Gefälligkeit gegen einen geliebten Gegenstand verweilt hatte.

Der kleine Ritter war über diese Wirthschaft entsetzlich böse, und haderte mit dem Zuchtmeister des Junkers, wollte Rechenschaft von den Fortschritten haben, die der letzte in den Wissenschaften machte, beeiferte aber doch jedes lebendige Exemplar seiner Kenntnisse, gab dem

Ver-

Verfaſſer, wenn er des Geſchreys ſo viel hörte, harte Verweiſe, und hudelte ihn tüchtig mit Waffenübungen, daß es Bewegung und Zeitvertreib, dagegen aber weniger Muſe zu ſeinen Lieblingsexerzitien haben möchte. Tobias gewann aber doch immer Zeit dazu, und weil ein beſonderer Segen auf ihm ruhte, ſo bekamen ihm die Strapazen, die er auf Befehl ſeines Vaters übernehmen muſte, ſammt denen, welche er ſich ſelbſt aufbürdete, ſo gut, daß er täglich feiſter ward. Oft gab der kleine Ritter zu verſtehen, er wüſte nicht, was die Natur mit ihrem ewigen Beiſpiele ſagen wollte, ihm habe ſie einen kleinen dürftigen Körper und einen großen, mächtigen Geiſt, ſeinem Sohne hingegen einen ſchönen,

gro-

großen, ſtarken Korpus und ein Zwerggeiſtlein zugetheilt; es ſey eben als aſſortirte ſie den Leuten zum Poſſen ſo verkehrt.

Dergleichen Ausfälle ſowohl als die Strenge des kleinen Ritters verdroſſen ſeinen Sohn nicht ſchlecht, er begann dem Vater ſo wenig geneigt zu ſeyn, als dieſer ihm war, es kam zu keinen Vertrauen zwiſchen dieſen beyden. Tobias floh den kleinen Ritter, und der kleine Ritter ſehnte ſich nicht ſehr nach ſeinem Umgange. Doch beobachtete der letzte in allen Stücken ſeine väterliche Pflicht, und ſann immer darauf, wie er ſeines Sohnes Moralität noch zurecht bringen wollte, deshalb eilte er auch, ihm ein

Weib

Weib zu geben, und suchte dazu eine schöne muntere Ritterstochter aus, denn er nennte, ihre Schönheit und Lebhaftigkeit werde ihn an sie allein fesseln, und von jenen Buhlschaften, bey denen er Leib und Seele gemein machte, abhalten.

Vierter Abschnitt.

Wie Tobias in den Stand der Ehe tritt, wie er sich in demselben verhält, und selbst behandelt wird.

Tobias war über die Ankunft seiner Braut hoch erfreut, und verliebte sich dermaßen in sie, daß er drey ganzer Wochen, als so lange die Jubeltage währten, nicht an seine andern Bublschaften dachte, sondern sie sitzen ließ, als wären sie nicht vorhanden: diese waren indes dadurch wie billig sehr beleidigt, und schickten Botschaften an ihn ab, die ihm die Wahrheit derb sagen musten, worauf er auch seine Nachläßigkeit und Untreue einsah, bereute, und nach wie vor seine Aufwartung bey ihnen machte. Noch

war aber doch die Liebe zu seinen schönen Weiblein zu frisch, als daß er ihr nicht wenigstens die Hälfte seiner Zeit und seiner Kräfte hätte widmen sollen, und deßhalb war sie so ziemlich mit ihm zufrieden, und that als glaubte sie, er minne sie allein. Aber die schöne Frau ward ihm bald das liebe tägliche Brod, wornach ihm gar nicht mehr gelüstete, er fieng wieder an herum zu schwärmen, wie vorher, und suchte neue Bekanntschaften, wobey er noch dazu nicht im geringsten auf seiner Huth war, oder es auf irgend eine Art zu verbergen suchte. Darüber ward die edle Frau anfangs sehr böse, und klagte es dem kleinen Ritter, welcher seinem Sohne einen harten Verweis gab, und ihm vorstellte, daß er seine Kräfte zur

Fortpflanzung der ritterlichen Familie, nicht aber zur Hervorbringung solcher Bastarde, wie er bisher geliefert hätte, anwenden sollte, und daß es Sünde und Schande sey, ein so anmuthiges Weib zu haben, und nach andern auszugehen, aber Tobias rechtfertigte sich, indem er versicherte, die edle Gerdruthe würde dabey nicht vergessen, und da sie auch wenig Zeit nach dieser Versicherung mit einem gesegneten Leibe prunkte, so meynte der kleine Ritter er wisse nicht, was sie wollte, und hörte ihre Klagen nicht mehr an. Um sie aber wegen des Umganges zu entschädigen, besuchte er sie selbst fleißig und brachte ihr Geschenke mit so oft er kam, aber sie fragte nicht viel nach seinen Geschenken, und noch weniger nach seiner

Gesell-

Gesellschaft, sie gelüstete nach einen jungen Gesellen, darum sie auch, sobald sie eines Söhnleins genesen, und wieder frisch war, anfieng wild zu werden, und hie und da zu buhlen begann; eines Theils that sie das aus Rache, an ihren Ehe-herrn und dann fand sie auch selbst Vergnügen an dieser Kurzweil. Junker Tobias liebte sie, obgleich er ihr so häufige Untreue bewieß, recht vom Herzen, denn er hatte überhaupt ein weiches Herz, welches denen, die es einmal lieb gewonnen, immer gewogen blieb; es schmerzte ihn daher gewiß recht sehr, da er gewahr wurde, daß sie ihn hasste, seine Schmeicheleyen nicht einmal mehr verlangte, und ohne sich den mindesten Zwang anzuthun, öffentliche Liebeleyen trieb; aber

er war nun einmal für allemal nicht der Mann, der sich einer Unbilde, die seine Lieben an ihm ausübten, ernsthaft widersetzen konnte, so rächte er sich z. B. bey seinen Publerinnen, wenn er Ursache zur Eifersucht hatte, blos an den Kostbarkeiten, die zerbrechlich waren, und er ihnen selbst verehrt hatte, welche er in Stücken zerschlug, worüber sich jene halbtodt lachten, weil sie wusten, daß er ihnen den Schaden reichlich ersetzen muste. Bey der edlen Gerdruth machte er es nun so arg nicht; aber er haderte doch mit ihr, zog aber den kürzern, denn sie besaß beissenden Witz, womit er nicht fort konnte. Es wäre sicher immer so weggegangen, ohne daß Frau Gerdruthen ein Haar gekrümmt ward, wenn

sie

ſie nicht auf den Einfall gekommen wäre, ſich einen Sponſen unter ihrer Dienerſchaft auszuſuchen.

Hier kömmt ein Periode, den eine Maus vielleicht mit Willen zerbiſſen hat, weil ſie ihn anſtößig fand. — Kann ſeyn, daß es ein Cenſor war, wenn es unter den Mäuſen dergleichen geben ſollte. Ich habe die Meinung meines alten Schriftſtellers nicht ganz herausbringen können, es war alles benagt und die Wörter nur einzeln, halb und halb zu leſen. Das Blatt, das aus dem Rücken des Manuſcripts heraus und bald ganz verloren gegangen war, nicht zu übergehen, will ich ſo viel davon liefern, als ich auf ſeinen nur noch ſehr ſchmalen Striechen

vorfand. Es war folgendes — Töch-
ter — — — gute Tage — — oft
— — Langeweile, — — — wissen
— — anfangen — — — lüstern —
— — [illegible] — — Leckerbissen
— — — Ueberdruß — — — sehn-
nen — Speise, die kräftiger — bar-
um — — mancher — nehme Junker
— — — Lenden — — Stall —
geh. — — — a Der Leser wolle mit
diesen Bruchstücken vorlieb nehmen, und
den Perioden nach Gefallen ergänzen.
Die schöne Gerdruth zog sich dadurch, daß
sie die Augen auf ihren anmuthigen Diener
warf, und dabey so wenig heimlich that,
den Zorn des kleinen Ritters zu, er ließ
sie in ein Kloster einschließen, damit Jun-
ker Tobias nicht etwa einen Erben von

ihr

ihr erzielen möchte, welcher väterlicher Seits keinen Rosemondschen Blutstropfen hätte. Tobias beklagte sie herzlich, denn noch immer liebte er sie und es schmerzte sein gutes Herz, daß die arme Druthe für ein Vergehen so hart gestraft ward, welches er hundertmal ausübte, ohne, daß er deswegen hätte ins Kloster wandern müssen, seines Orts wären auch keine Schwiegersöhne gemacht worden, wenn der kleine Ritter ihr hätte vergeben wollen; denn er dachte, — so viel hatte er schon in den Volksgesellschaften gelernt, — so menschlich, daß er wußte, wie wir vor Gott alle gleich sind, es hätte nach seiner Meinung ein recht wackerer Junge vor einen Leibeigenen gebohren werden, und dieser vielleicht einst der

Ritterwürde ſo gut verſtehen können, als ob das Blut eines Roſemonds in ſeinen Adern flöſſe, und hier hatte doch Tobias nicht ſo gar Unrecht. Genug aber, Frau Gerdruth war einmal weg, und da ihr Söhnlein wieder geſtorben war, auch ſonſt keine jungen Zweige in dem Roſemondſchen Geſchlecht waren, ſo ſann der kleine Ritter ſogleich auf eine zweyte Hochzeit des Junker Tobias, ſuchte dazu die Erlaubnis des heiligen Vaters, die er für ein anſehnliches Geſchenk erhielt, und ſandte ihn auf die entlegene Burg eines edlen Ritters, welcher viel mannbare Töchter hatte, von denen ſich der Junker eine auslesen ſollte. Er thats, und wählte die, welche ihm am beſten gefiel, denn eigentlich konnte er ſich nicht in

Frau-

Fräulein Adelheit verliehen, wie er in die holde Gerdruth that. Bald darauf als er von der Frevenen zurük kam, erschien die edle Rittersfrau mit ihrer Tochter, der gewählten Braut, und es war viel Freuens und Jubelns auf der Burg des kleinen Ritters, welchem es gut dünkte, daß seine neue Schnur weder so schön noch so geistreich als die vorige war, denn er dachte, sie werde das Glück seines Sohnes Gemahlin geworden zu seyn, desto höher schätzen, werde tugendlich und behutsam handeln, und die Nebengänge ihres Ehegemahls weder nützen noch rächen. Er hatte auch recht geurtheilt, die edle Adelheit war geduldig wie ein Lamm, stellte sich als wüßte sie kein Wort von Tobias andern Liebschaften, und um

sich

sich den Verdruß, den es ihr doch innerlich verursachte, aus dem Sinn zu schlagen, sann sie auf allerhand Spiele und Zeitvertreibe, wogegen weder der kleine Ritter noch sein Gemahl etwas einwendete. Der letzte vergaß übrigens seine Pflicht nicht, und machte sie zur Mutter von vielen wackern Herrlein und Fräulein, worüber der kleine Ritter große Freude hatte, und für jedes neu angekommne Pflänzchen dem Vater ein Geschenk machte.

Nun hatte Tobias auch den Hausfrieden, und er nutzte ihn vortreflich. Bubleriunen wurden angenommen und abgelehnt, von weiten verschreiben, und in die Ferne geschickt, Knaben und Mägdchen wurden gebohren und ihre Mütter hat-

hatten das Recht zu hausiren wie sie wollten. Tobias liß sich die Besorgung dieses weitläuftigen Faches was rechts angelegen seyn, er spendirte manche Nacht daran, that Parforsritte, und hatte viele Gelegenheit seine Gewandtheit zu üben, denn er muste bald hier bald dort seyn, immer zu bewerkstelligen suchen, daß die Dirnen in Ruh und Einigkeit erhalten wurden, und jede den Ueberfluß immer haben möchte, den sie von ihm ertrotzte. Dieser letzte Punkt vermehrte seine Sorgen um vieles, denn was ihm der Vater zur Haushaltung gab, wollte dazu nicht reichen, er muste also andern Rath zu schaffen suchen; aber es gab auch der dienstwilligen Leute genug, die ihm darinne Beystand leisteten, freylich kam er darüber

Schul

Schulden über Schulden, und die, welche ihm dazu verhalfen, richteten es so ein, daß sie dabey in gute Nahrung kamen. —

Ich machte, als ich von dieser Stelle an weiter las, eine Anmerkung, welche vielleicht ein jeder mit mir machen wird, dem ich sie mittheile. Es giebt nämlich auf Erden keine größere Plage als die Geldnoth, und es wäre so fein menschlich, so großmüthig, wenn rechtliche Leute solchen Bedrängten hälfen, aber dazu bequemen sich nur wenige; von den ehrlichen Leuten, hingegen giebt es eine Menge Menschen, die alle Tage und Stunden bereit sind, aus der Noth zu helfen, und das sind immer Leute, die

eine

eine schlechte Lebensart führen, und leichte Grundsätze haben. Ist doch eben so als wenn das Förderlich- und Dienstlichsein unter die Schelmstücke gehörte' Der nun viel braucht, ist also genöthigt, seine Zuflucht zu solchen zu nehmen, und sie zu seinen Freunden zu machen, indessen ihn moralische Menschen als einen verdächtigen fliehen, und jene ihn bis über den Haarschädel ins Verderben führen. Eben so ist es auch in alten Zeiten ergangen, denn mein Autor sagt, Lobeck hätte durch seine beständige Sorge ungeheure Summen anzuschaffen, eine Menge Schelme und Spitzbuben kennen lernen, die ihm dann verhalfen, deshalb er sie wie seine Hausfinge behandeln muste. Zwar paßt meine Anmerkung nicht

nicht ganz auf ihn, denn der Sohn eines mächtigen Ritters, der einst alle seine Reichthümer erbt, gehört nicht unter die Bedrängten, die ein gutherziger Mann nicht abweisen sollte, aber sein Beispiel beweist doch, daß diejenigen, welche man Rechtschaffne nennt, nicht Hand noch Fuß regen, wenn von Gefälligkeiten, die sie thun sollen, die Rede ist; oder daß überhaupt von niemanden ohne Absichten Gefälligkeiten ausgeübt werden, denn auch die Schelme, von denen mein alter Schriftsteller spricht, halfen unsern Jobiack aus keinem andern Grunde, als damit sie in der Zukunft ihre Schelmereyen ungestraft ausüben könnten; die Rechtschafnen aber, welche dergleichen Absichten nicht hatten, ließen sich mit

nichts

nichts ein, sie fürchteten, daß Tobias wohl gar eher von hinnen scheiden möchte; als der kleine Ritter, und wusten, daß dieser ihnen alsdann keinen Heller wiedergeben würde. Wohl musten das die Schelme auch befürchten, sie dachten auch daran, und sahen sich so vor, daß sie eigentlich doch noch gewonnen hätten, wenn auch Tobias zu früh gestorben wäre. Die angeschaften Summen wazen auch den wenigsten dieser Leute eigen, sie schwazten sie andern unter schönen Vorspiegelungen aö, und nahmen immer etwas für sich, und so hätten sie doch wenn alles schlimm gegangen wäre, gewonnen, weil sie jenen nicht dafür gehaftet hätten.

Kummer hatte Tobias aber immer genug, um das alles im Gange zu erhalten, und seine Bedürfnisse zu befriedigen, wozu noch mancher Verdruß kam, den er mit dem kleinen Ritter hatte; doch eine frohe Stunde, die er in der Umarmung einer Buhlerin zubrachte, eine durchschwärmte Nacht mit Menschen aller Gattung ersetzte ihn alles.

Jeder Mensch hat seine Liebhabereyn, einer liebt diese oder jene Thierart, ein anderer ist ein Blumenliebhaber, der dritte hängt sein Herz an schönes Hausgeräthe und prächtige Kleider, ein vierter an Geld u. s. w. Tobias hieng mit Leib und Seel an den Weibern, und so wie der sich ein Fullen, jener einen Kanari-

narienvogel, ein anderer Blumen erzieht, um auch für die Zukunft zu sorgen, so ließ sich Tobias kleine Mägdchen erziehn, welche ihm gute Anlage zu haben schienen. Einst sahe er — — aber die Dirn die er sahe und ihre Familie ist zu wichtig, ward so berühmt, hatte so viel Einfluß bey dem Ritter Tobias, als daß man nicht von weiten ausholen sollte, um ihre Geschichte zu erzählen. Die Mutter dieser kleinen Dirn war Witwe eines Spielmanns, sie lebte in großen Kummer und hatte oft so wenig, daß ihre Dirnen mit den zarten Füßlein ohne Strümpfe und Schuh, in ein ärmliches Röcklein gekleidet, vor den Häusern reicher Leute Späne auffammelten, um eine Suppe kochen zu können. Wie aber das Schicksal

zuweilen für arme Leute sorgt, so führte es auch den Junker Tobias einst dahin, wo die gute Wittwe und ihre Mägdlein waren. Da gefiel ihm Ursula, die älteste davon dermaßen, daß er ihr sogleich Minne antrug und sie beschenkte. Ursula wuste sich in diesen glücklichen Zufall zu schicken, stellte sich nicht blöde, und that ihm alles zu willen. Da nahm er sie weg von ihrer Mutter, gab ihr eine bessere Wohnung und kleidete sie in Sammt und Seide. Es schikte sich nun zwar auch, daß von ihrem guten Herrnleben etwas an ihre Mutter und Geschwister kam, aber viel war es noch nicht, sondern sie musten noch in der Demuth bleiben, doch nahm sie ihre jüngste Schwester Kunigunde zu sich, die

muste

muſte ihr aufwarten wie eine Magd, wofür ſie ihr nur geringen Lohn gab. Da dieſe Buhlerin nun alles vollauf hatte ward ſie übermüthig, und buhlte mit andern, worüber Tobias ſehr ungehalten ward, aber ſie kehrte ſich nicht daran, ſondern that luſtwandeln zu Fuß und zu Roß mit ihren andern Sponſen. Eines Tages kam er ſie zu beſuchen und fand ſie nicht, ergrimmte darüber und fieng gewaltig an zu poltern, da trat hervor Kunigunde, die kleine Dirn, und begann alſo: warum ſeyd Ihr ſo ungehalten, edler Ritter, da Ihr doch längſt wiſſet, daß Euch meine Schweſter nicht treu iſt, und ſollter das gewohnt ſeyn; ſie hat einmal ein ſchlimmes Gemüth, und meynts mit keinem Menſchen gut, ſeht,

wie

wie ich ihr dienen muß als ihre Magd, und wie sie mir dafür nicht einmal Schuh an meine Füße giebt. Gutes Mädlein, versetzte Tobias, du sollst nicht länger unter dem Befehl der falschen Ursula leben, so du mir gewogen bist, willst mir getreu bleiben, und nicht mit andern buhlen wie sie thut, will ich dich an ihrer Statt wählen und sollst einmal mein Liebchen werden.

Die kleine Nunnunde versprach alles Gute und ihr erstes Geschenk war ein paar schöne Schuh, die sie sich für die silberne Münze kaufen muste, die er ihr gab. Darüber hatte sie grose Freude, und dünkte sich sehr glücklich, weil sie lebenslang nichts schönes gehabt hatte.

Tobias

Tobias sah sie von nun an als sein Eigenthum an, und weil sie noch zart war, so ließ er es für jetzt bey kleinen Proben der Liebe bewenden, schikte sie aber in einen schönen großen Flecken, wo sie erzogen und gelebt ward wie eine Ritterstochter und muste man sie dort auch eben so bekleiden. Ihre Schwester Ursel aber behielt er noch einige Zeit und hatte Geduld mit ihr bis Kunigunde groß war, da überließ er sie dem gemeinen Ritter, der auch mit ihr gebuhlt hatte, und nahm jene an ihrer Statt zu seinem Liebchen; es war zu einer glücklichen Stunde, da er sie einführte, in ihre Wohnung, denn Kunigunde ward für nun und immer seine Beherrscherin. Sie blieb ihm nicht treuer als Ursula, aber

sie wußte ihn dermaßen kurz zu halten, daß er sichs mußte gefallen lassen; zwar war er zuweilen auch scharf und es setzte tüchtige Prügel, auch zerriß und zerbrach er in Stücken was er bey ihr fand, aber sie lachte ihn aus, oder setzte sich zur Wehre, und wenn er weg war, stellte sie sich todtkrank, welches man ihm beybringen mußte, da kam er eilig gerannt, wurde aber lange nicht vorgelassen, wenn er sich aber gedemüthigt und gebeten hatte, öfnete man ihm die Thür, und dann fiele er, wie es einem armen Sünder zukömmt, vor ihr Lager, bezeugte seine Reue, und ward, nachdem ihn die schöne Kunigunde tüchtig ausgescholten hatte, wieder zu Gnaden angenommen. Dessen freute er sich nun doch,

es

war des Schönethuns kein Ende, und er kaufte ihr zehnmal schönere Sachen, als er ihr zerrissen und zerbrochen hatte; ja es kam endlich dahin, daß ihm Kunigunde einen Bearif von der Annehmlichkeit der Abwechslung in den Freuden der Minne beybrachte, und er bekam so sehr Geschmak daran, wenn er andre Buhler bey ihr fand, daß er selbst welche mitbrachte, da gab es denn immer treffliches Bacchanal; oft waren mehr lustige Dirnen dabey und alles ward gemeinschaftlich genossen. Der kleine Ritter hörte von Zeit zu Zeit von diesen freuden Festen, donnerte darüber nicht schlecht und die liebe jovialische Kunigunde muste den Reisaus nehmen, und sich hie oder da verbergen; denn der

strenge kleine Ritter wollte sie uns Burgverlies werfen lassen. Sie hatte besonders ihre Zuflucht zu einem ehrlichen Bauersmanne, welcher Töchter und Söhne hatte und weil diese armen Leute sie wenn sie verfolgt ward, treulich aufnahmen, und dann ihre Unschuld vor den Würdrich in Sicherheit setzen, so gewann Tobias solch ein Zutrauen und solch eine Liebe in [illegible] Familie, daß er beschloß, die Kinder des guten Bauers zu erheben, über Treue und Edle, nahm auch den ältesten Sohn Fabian genannt, so fort unter seine Dienerschaft, zuvor aber befahl er ihm, den Unrath der Kühe und Ochsen von seinen Füßen abzuwaschen, und sie mit Strümpfen und Schuhen zu bekleiden, sein Haar zu kämmen und ein rein-

reinliches Gewand anzulegen, wenn er alles bergab; da ward ihm ein feiner Knabe, der auch viel Klugheit und Scharfsinn zeigte, und zu allen zu gebrauchen war. In diesem Hüttlein des armen Mannes wurden nun auch meist die Bacchanalien gehalten, woran auch seine Tochter, eine robuste Dirn Theil nehmen durfte. Für die Leiden, welche Kunigunde ausstand, war er ihr solche Feste zur Entschädigung schuldig; er tröstete sie überdieß noch mit dem Versprechen, daß er sie tausendfältig belohnen wolle, wenn er selbst Hauswirth seyn würde, und da sie einst verlangte, sich auf eine Weile ganz zu entfernen, borgte er große Summen auf, staffirte sie aus, als wärs eine Fürstentochter, gab ihr viel Säckel voll

Gold

Gold und Silber mit, und ließ sie ziehen in ein fernes Land, wo sie sich viel Lust und Freude machte und oft Kunde gab, daß ihre Säckel leer wären; da wurden denn andre Summen aufgetrieben, und ihr nachgesandt durch Gilbethen. Sie hatte auch schöne junge Gesellen mit, und sahe deren in dem fernen Lande noch mehr, dadurch sie in der Uebung des Mannewesens blieb, ja es noch besser lernte, und feiner, anmuthiger und beliebter ward, denn vorhin, so daß Fabiad, als sie wieder heim kam, viel Freude und Wonne an ihr hatte. Aber ihre Noth mit dem kleinen Ritter gieng nun auch wieder an. Als es endlich mit dem Leun, den er über Kunigunden fort und fort ausübte, kein Auskommen mehr war,

und

und sie oft ausgesprochen ward, wie ein verfolgtes Reh, ersann Tobias ein kluges Mittel, ihr Ruhe zu verschaffen, er hat einen Mann, welcher bey seinem Vater ein Wort sprechen durfte, daß er die Sache doch bey demselben so vortragen möchte, damit das Täublein Kunigunde Frieden bekäme. Der Mann, welcher überlegte, daß man dem künftigen Beherrscher der Rosemondischen Länderenen, eine solche Gefälligkeit wohl thun könnte, versprach es ihm und hielt auch Wort. Er redete dies und das mit dem kleinen Ritter zu Gunsten der schönen Kunigunde, als z. E. Tobias wäre nun einmal so und müßte eine Buhlerin haben, es sey nun diese oder eine andre; daher möchte er wohl gut gethan

seyn,

seyn, ihm diese zu überlassen, und ein für allemal zur Beischläferin zu bestätigen, denn sie wäre ein alberne Magd, welche in der Zukunft keine Intriguen, die Einfluß auf die Rekomendirten Verfügungen oder auf andre befreundete oder feindliche Ritter hätten, zu spielen im Stande seyn würde. Das war nun die beste Weise, den kleinen Ritter für sie zu gewinnen, er beschloß auch sofort, sie gelten zu lassen, hieß seinen Sohn sagen, er möchte Kunigunden zum Scheine einen Ehemann geben, und gab den Kindern, die sie gebohren hatte, einen redlichen Namen. Lobias war hierüber sehr froh, den Ehemann für Kunigunden hatte er gleich bey der Hand, er gab ihr nämlich seinen Fabian, erhob ihn

über

über die andern Diener, indem er ihn zum Leibknappen ernannte, und that ihm viel Gutes; der Bube wuste sich auch sehr wohl in das alles zu schicken, er theilte die Rechte eines Ehemanns mit seinem Herrn, und Kunigunde war ihm in Gnaden gewesen. Von dieser Zeit an sah der arme Mann und sein ganzes Haus nicht nur ihre Wohlfahrt, sondern auch ihren Reichthum an Geld und grossen Würden blühen und auf nun und immer bestätigt. Auch Kunigundens Freundschaft genoß jetzt viel Ehre und Wohlergehn und war es gewiß, daß sie dereinst aus dem Staube zu Rang und Würden weiter erhoben werden.

Da nun alſo Tobias ſeine Kunigunde in Sicherheit gebracht wuſte, ließ er ſie nach nicht als verher machen was ſie wollte, und bekümmerte ſich mehr um andere Liebſchaften, denen er oft neue anknüpfte. Aber nun hatte auch Kunigunde mehr Recht erhalten, darüber zu eifern, und die, welche ihr zu viel Eintrag zu thun ſchienen, zu verfolgen, das ſie denn auch ſo recht nach Art und Weiſe einer Amazonin that; auch gieng es, wenn ſie hinter einen heimlichen Liebesſtreich von ihrem Tobias kam, dem guten Manne erbärmlich, der, gewohnt unter ihrer Zuchtruthe zu ſtehen, denn um Verzeihung bat, ſein Vergehen durch Schmeicheleyen und Geſchenke gut zu machen ſuchte, und ſeine Intri-

guen

guen heimlich zu halten, als es nur geschehen konnte, wozu er den Beystand von seiner Kunigunde sogenannten Ehemanne haben, und ihn sich folglich sehr über den Kopf muste wachsen lassen, damit er ihm dergleichen Streiche verheimlichen, und oft selbst ausbüßen half.

Fünfter Abſchnitt.

Welcher bis ans Ende des kleinen Ritters geht.

Jetzt wollen wir denn nun bis auf weiteres von den Galanterien des nunmehr ſchon längſt Ritter gewordenen Tobias abbrechen und von ſeinen Thun und Weſen in andern Stücken ſprechen. Es iſt wahrſcheinlich, daß er, bey reifern Jahren, mitten unter den vielen Geſchäften, die ihm ſeine Hausfreuden machten, dennoch Stunden übrig gehabt hatte, wo er ſich um die Verwirrung der Ländereyen bekümmerte, und hätte er auch das Gehör müſſen verlohren haben, zur ſeines Talents fähig geweſen ſeyn, wenn er ſo nahe an der Werkſtätte, keinen Be-

griff

griff vom Handwerk hätte nehmen sollen. Aber, so wie viel verständige Leute wissen wollten, wusste er jetzt mehr als es schien, und machte Beobachtungen von der besten Art. Der kleine Ritter zog ihn auch immer mehr zu wichtigen Geschäften, und überließ oft große Punkte seiner Entscheidung, welche denn auch so ausgefallen seyn soll, daß der erste ihn öffentlich gerühmt hat. Auch bey einer kleinen Fehde, welche etwa drey Monate vor des Vaters Tode erfolgte, hatte sich Ritter Tobias so gut genommen, daß jener ihn vor allen seinen Vasallen und Knappen für einen geschickten und tapfern Ritter erkannte. Dies alles erwarb nun unserm Tobias Ruhm und Beyfall. man fieng an, sich auf seine Haushaltung

zu

zu freuen, besonders, da er so manche Bedrückung des kleinen Ritters mißbilligte und sich überall als ein gütiger, mitleidiger Mann zeigte, und dieß war auch ganz aufrichtig, denn der Hauptzug seines Charakters war von jeher Güte und allgemeines Wohlwollen. Das gab nun jedem die beste Hofnung, und so wie die Menschen immer Leute, die sich ihren Beyfall erworben haben, auch über ihre Fehler entschuldigen, so fand niemand etwas anstößiges in seiner Konkubinenliebe, bemerkten vielmehr, daß dies die Neigung aller Helden, und vieler großen Männer wäre, aber jeder sahe im Geiste voraus, daß alle die kleinen Gesellschaften, zusammt den Schelmen, die sich jetzt durch die Münzenbesorgung und

Kup-

Puppelen unentbehrlich gemacht hätten, das Concilium abeundi bekommen würden, wenn er einſt Hausvater wär, mit einem Worte man traute ihm alles Gute zu, ſammelte jedes Broſamlein von Beweiſen dazu, und was man nicht beweiſen konnte, ward von der Hofnung unterſtützt. Der kleine Ritter nahte ſich nun ſeinem Ende, und dawider hatten wenig Leute etwas einzuwenden — denn man wird alles überdrüßig, auch das Gute und Auserleſene, und es iſt einmal Menſchenart, ſich das was man erwartet, beſſer vorzuſtellen, als was man hat. Tobias ſah die Abnahme ſeines Vaters nicht ungerne, er war des ewigen Hofmeiſters überdrüßig und wollte auch einmal ein freyer Herr ſeyn. Der Tod kam

endlich und half ihn zu diesem Glück, da er den kleinen Ritter auf die Schultern lud, und dahin trug, wo die Alltagsmenschen und die seltenen Erscheinungen unter ihnen zu einem und demselben Klümplein verächtlichen Staubes modern. Die ganze Welt beklagte den großen Mann, und manche Zähre ganz unbefangener und weit entfernter Menschen zeigte, daß der Tod eines außerordentlichen Mannes ein Riß ist, der die Natur erschüttert. Seine Vasallen, Untersaßen und Leibeigene waren unerschöpflich in seinem Lobe und Anmerkungen, die sie von ihm zu erzählen hatten, jubelten aber daneben der guten Zeit entgegen, die ihnen Ritter Tobias verschaffen würde. Die Barden parften und sangen um die Wette,

um

um einander in ſeinem und ihrem Ruhme zu überſchreyen, und die Schreiber thaten ſich nach ſchönen Pappier um, worauf ſie ſeine zurükgelaſſenen Geſänge und Hiſtorien der Welt mittheilen, und ſie dadurch einen warmen Pelz verdienen wollten. Günſtlinge, Buhlerinnen und Schelme freuten ſich auf die Herrlichkeit, die ſie umgeben würde, und beſchworen den Bund der Einigkeit unter einander, um jeden, der nicht zu ihnen gehörte, weg zu bannen, ehrliche Leute hoften, es ſollte ihnen nicht gelingen und Tobias übernahm die Erbſchaft ſeines Vaters, um der Welt zu zeigen, wer von beyden Recht hatte.

Sechster Abschnitt.

Wie Ritter Tobias sich im Anfange seines Amts verhält.

Die ehrlichen Leute, welche gehofft hatten, daß Tobias die bösen Anschläge der Eigennützigen zu Schande machen würde, glaubten ihre Hofnung schon ganz erfüllt, als er zu Anfange seiner Haushaltung so geschäftig war, jeden zu hören und zu sprechen, denen, die bey des kleinen Ritters Zeit viele gute Dienste geleistet hatten, allerhand Gunst bezeugte, sie zu Rathe nahm, jeden belohnte, der sich gut verhielt, als ein ehrlicher Mann seine Schulden bezahlte, verschiedene Einrichtungen machte, wodurch die Leute Erleichterung hoffen konnten, und ihnen über-

überhaupt alles Gute versprach und versprechen ließ. Dies alles war völlig so gemeynt wie es geschah und gesagt wurde, denn in Ritter Tobias Seele kam kein Arg, er wollte wirklich ein guter Herr und Vater seiner Untergebenen seyn, auch war fast jeder seiner Schritte von einer wohlthätigen Handlung begleitet. Jetzt fieng man an, sich in dem Glauben, daß Frauenliebe und Thätigkeit in Geschäften gar wohl zusammen bestehen könnte, mehr und mehr zu bestärken, denn Tobias that alles was wir von ihn gerühmt haben, und war doch niemals geschäftiger in Zuberens Kabinette gewesen, als jetzt. Wo er in der Zeit, da er seine Besitzungen bereiste hin kam, wurden hübsche Weiber und Dirnen aufgesucht,

und seine Günstlinge waren zu diesem Zweck nie so ängstig gewesen, denn sie wusten, daß dieses die einzige Art war, sich bey ihrem Herrn in Vertrauen und Authorität zu erhalten. Schon sahe man, daß sie recht geurtheilt hatten, denn allen diesen Leuten fielen Reichthümer, Titel und Ehre in Menge zu, aber noch ärgerte sich niemand daran, man fand es nicht ungewöhnlich, daß vornehme Herren ihre Liebediener so gut wie zarte Frauen ihre Schooshündchen gewohnt sind; aber zu rechtschaffen dachte man ist Ritter Tobias gewiß, als daß er dieser Leute Einen für andre, die unter ihm stehn, gefährlichen Einfluß gestatten sollte; man wollte sich mit einer solchen Hofnung gestissentlich verblenden, sonst

hätte man an dieſem Einfluſſe gar nicht zweifeln können, wenn man die Organe ein wenig beobachtet hätte, welche die Seele des Ritters regierten, unter welchen Trägheit und eine gewiſſe Herzensſchwäche das Regiment hatten, wie dieſes bey allen ſanguiniſch phlegmatiſchen Leuten der Fall iſt. Aber man blieb nur bey dem Guten ſtehen, was er that, und wollte, und freute ſich, daß er alles, worüber die Leute bisher geklagt hatten, bis auf die fremden Meiſters, die der kleine Ritter hatte kommen laſſen, abſchafte; aber es war noch nirgend ein Hauch von Gedanken entſtanden, daß manche von dieſen Aenderungen übereilt und vielleicht gar um den kleinen Ritter noch im Grabe zu widerſprechen, gemacht wurden.

Als Tobias von den Vereitungen seines Eigenthums wieder in die Burg kam, wo die meisten Rosemonds hausten, fand er eine ganze Menge Geschäfte vor, welche ihm neben den Arbeiten, so ihm die vielen neuen Einrichtungen machten, auflagen. Sie waren ihm aber so angelegen diese Geschäfte, daß er ihrentwegen über Hals und Kopf nach Hause eilte. Dies war ihm nicht zu verdenken, denn sie betrafen die Belagerung eines jungen Herzens, welches er schon bey Lebzeiten des kleinen Ritters blequirt hatte. So angenehm ihm die Lage war, in welche er durch desselben Tod versetzt wurde, so brachte sie dennoch das Unangenehme mit sich, daß er, der schon erwähnten nöthigen Reisen wegen, diese Belagerung indes-

deſſen aufheben muſte; zwar bombardirte er ſie, während ſeines Außenbleibens mit Briefen, aber ſelbſt iſt denn doch der Mann — wie geſagt, er eilte heim. Dieſes junge Herz ſchlug in der Bruſt einer ſehr edeln und tugendhaften Dirn, welche noch gar keine Neigung zu dem Ritter Tobias empfand, und zu edel dachte, blos um Gewinſtes willen ſeine Buhlerin zu werden. Nie hatte dem Ritter ein weibliches Weſen ſo lange Widerſtand gethan, als dieſe ſchöne Jungfrau, aber nie hatte er auch mit einem ſolchen Feuer geliebt; er fand ohne ihren Beſitz kein Glück mehr und hatte doch lange keine Ausſicht zu dieſen Beſitz, denn ſie zeigte, daß es ihr voller Ernſt war, ihm zu widerſtehen. Kunigunde, welcher er

bey Lebzeiten des kleinen Ritters so oft goldne Berge versprochen hatte, war über diese seine neue Leidenschaft erschrecklich grimmig; sie nur sie allein wollte und sollte seine Herzens-Dame, seine Gebietherin, ja die Gebietherin der ganzen Rosemondischen Besitzungen seyn, und Tobias unterfieng sich einer andern und noch dazu vornehmern, schönern und jüngern Dame, sein Herz und mit ihm, die größten Vortheile anzutragen; sie tobte gewaltig und kein Ausdruck der gemeinsten Schimpfwörter, keine Verläumdung des gelbsüchtigen Neides wurde zurück gelassen, da sie mit dem Heer weiblicher Schmähsucht auf die junge Bertha zu Felde zog. Bertha, so hieß diese Schöne, war zwar ihrer Seits hierüber nicht empfind-

empfindlich, sie dachte zu edel, um sich an diese Schmähungen zu kehren, aber doch wollte sie um so weniger vom Ritter Tobias wissen, wenn sie bedachte, wie lange er in den Stricken dieses Weibes gewesen, und daß er aus denselben noch nicht frey war. Sie sagte ihm oft unverblümt unter die Augen, daß sie sich unmöglich entschließen könne, einen Mann zu lieben, der im beständigen Umgange mit dieser ungesitteten Buhlerin und ihrem gemeinen Anhange so wie sie hätte müßen denken gelernt haben; er versprach ihr von dem allen abzulassen, eilte aber, wenn er sie verließ, geraden weges zu Kumpanen, die ihn mit Schelten und Schmähen empfing. Es war nicht eigentliche Falschheit oder Flat-

ter

terhaftigkeit, die ihn gegen sein der Bertha gethanes Versprechen, zu ihr hinführte, Angst und Vorsicht war es nur den öffentlichen, ihn beschämenden und Berthan beleidigenden Ausbrüchen von Kunigundens Wuth und Amazonen-Beginnen durch einen Zuspruch zuvor zu kommen. Alles was die Eitelkeit, Hofart und Ueppigkeit nur erdenken kann, that er endlich und gewährte es Kunigunden, um sich Erlaubnis, die holde Bertha lieben und ihre Gegenliebe suchen zu dürfen, zu erkaufen; ihre Pracht und Einrichtung übertraf nun alles, was man je davon geahndet hatte, und der Gehalt, den sie, dieses alles zu unterhalten bekam, war so groß, daß zwanzig ehrliche Familien ganz bequem davon hätten Haushal-

halten können. Auch die, welche das Glück hatten, mit ihr verwandt zu seyn, muſten in ein Verhältniß gesetzt werden, welches ihr keine Schande machte, und nebenbey fanden sich Günstlinge, und solche, die es zu werden suchten, ein; sie wollte gern für eine freygebige und groß-müthige Frau angesehn, und von vielen verehrt seyn, also muſte Tobias auch für diese herausrücken, und ward nicht fertig mit Geschenken, die er auf Kunigun-dens Befehl zu ertheilen hatte. Die meisten ihrer Kreaturen waren ihres Standes und ihrer Sinnesart, und dieses groſse Verdienst muste sie belohnen. Auf der andern Seite stand Fabian ihr Ehemann mit seinem Anhange, und fragte: was wird mir für meine treuen Dienste,

und

und für die Vertraulichkeiten und Heimlichkeiten, die wir unter einander haben, und euch gewissermaßen abhängig von mir machen, denn ihr könnt mich nicht entbehren, weil ich schon in alle das eingeweiht bin! — Die Frage ward mit einem Regen von Gold und großen Einkünften beantwortet, und alles was Fabians Herz für sich und die Seinigen begehrte, ward erfüllt. Bey so vielen Ausgaben, wozu noch die Besoldung und Erhebung vieler Schelme kam, die ihm gedient, und wider aller Erwartung seine Gunst behalten hatten, und die Versorgung von wenigstens einem Schock gemeiner Dirnen und Weiber und ihrer Kinder, die, wie ihre Mütter vorgaben, das Leben von dem Ritter hatten. Da

war

war es nun gut, daß der kleine Ritter große Schätze hinterlaßen hatte, auch wirthschaftete Ritter Tobias drein hinein, als wenn es Unkraut wäre, das man nicht geschwind genug ausrotten könnte.

Die schöne Bertha hatte sich endlich nicht so wohl von ihm, als von einer alten ehrwürdigen Muhme des Ritters überreden laßen, seine Geliebte zu werden und die edle Muhme hatte hierunter die besten Absichten; sie wuste, daß Bertha viele Verdienste besaß und ein großes Herz hatte, ihrer Meinung nach konnte sie gutes stiften, und den Ritter Tobias von den gemeinen Liebschaften und Umgange abziehn. Die Einrichtung der edlen Bertha und ihr veste-

seztes Witthum kostete nun wieder große Summen, aber es hatte niemand Mißfallen daran, und sogar Adelheit neidete sie nicht, denn Bertha blieb bescheiden, und wuste, was der Ehefrau sowohl der Geburth als den Rechten nach zukam.

Dieß alles nun, die viele Mühe und Arbeit, welche ihm der Sieg über Bertha verursachte, die Befriedigung der ungestümen Anmaunde und mehrerer seiner Vasallen kostete den Kopf des Ritters Tobias so sehr, und nahm ihm so viel Zeit weg, daß er, weil seine natürliche Neigung zur Bequemlichkeit hinzu kam, für seine Unterthanen ein ganz anderer Mann ward, als er zu seyn versprochen, und sich selbst vorgenommen hatte, wie wir die-

dieſes im folgenden Abſchnitte ausführlicher zeigen und darthun wollen.

Siebenter Abſchnitt.

Was Ritter Tobias für neue Einrichtungen trift, und wie man anfängt über ihn zu murren.

Tobias war ein Menſch und konnte nicht tauſenderley auf einmal thun, ſein Kopf war von früh bis in die Nacht mit den Angelegenheiten ſeines Herzens und was dahin gehörte, beſchäftigt. Man weiß, daß ein Verliebter zu allen andern untauglich iſt, ſo lange ſeine Leidenſchaft dauert, und bey dem Ritter Tobias

dauerte sie immer, denn kaum hatte er einen Gegenstand besiegt und seine Wünsche befriedigt, als er die Augen schon wieder auf einen andern warf. Besonders hatte, wie wir schon gehört haben, ihn Bertha lange gequält, und dem allen nach war es kein Wunder, daß ihm die Haushaltung und Verwaltung seiner Ländereyen zu schwer, daß sie ihm zum Ekel wurde. Da traten hervor die um ihn waren und es merkten und sprachen: Herr Ritter, Ihr mögt der vielen Arbeit nicht allein vorstehen, was wollt Ihr Euch so große Mühe machen, und alles selbst untersuchen? Seht, Ihr werdet überlaufen von männiglich und könnt keine ruhige Stunde haben, so daß wir berüchten müssen, die Anstrengung Eures

Kopfs

Kopfs möchte Eurer Gesundheit nachthei-
lig seyn, und wir könnten leicht um ei-
nen so guten Herrn kommen. Setzt lie-
ber mehr Voigte, und theilt die Aemter,
daß jedermann wisse, wo er mit seinem
Anliegen hin soll, und Euch nicht bestür-
men möge. Seyd Ihr doch geliebt von
Euren Leuten, denen ihr viel Gutes ge-
than habt; sie werden nichts einzuwenden
haben gegen das, was die Voigte in
Euern Nahmen anordnen. Wir wollen
Euch alle die vorschlagen, die wir tüch-
tig erkannt haben, zu herrschen über Eu-
re Leute. Nun nannten sie unter andern
Klausen, welcher ein guter Mann sey,
dem, sagten sie, geht das Amt, welches
die ausländischen Meisters gehandhabt
haben, zu Eures Vaters Zeiten, und

Steffan, den pettschüchtigen Mann, den Ihr ihm zur Seite setzen mögt. Auch ists nicht thunlich, daß Ihr die Dinge, die Eure Fußknechte und Mägde machen, alle selbst besorgt, setzt eine Anzahl wackerer Männer zu Schafnern darüber, und nennt ihre Beamtung die Oberfehdeversammlung. Da mögen sie alles entscheiden, was dazu gehört und es Euch vorlegen zur Unterschrift. Solche Rathschläge gaben sie ihm in allen andern Sachen, und baten sich, aus Liebe zu ihm, die Vollmacht aus, keinen Menschen vor ihm zu lassen. Dies behagte nun dem Ritter Tobias nicht schlecht, und er erkannte daraus, daß er treue Leute um sich hatte, die es gut mit ihm meynten. Er folgte auch ihrem Rathe

und

und nach allen denen, die sie ihm vorgeschlagen hatten, die Aemter, wie sie nun eingerichtet waren, auch Vollmacht dazu, zu schaffen, was sie für gut befänden, nur daß sie Recht und Gerechtigkeit handhabten, welches sie auch versprachen. Die Höflinge aber sagten ihnen, seht, ihr seyd dumme Teufels und versteht wenig, was euch zu thun obliegen wird, aber habt ihr doch Schreiber unter euch, die laßt euch sagen, wie ihr handeln sollt, laßt sie arbeiten und eßt euer Brod in Ruhe; aber dankt es uns, daß ihr nun angesehene Leute seyd, und bleibt uns treu und gewärtig, daß ihr keinen etwas thut noch gewährt, den wir nicht leiden mögen, und alle diejenigen befördert, die in unsrer Gunst stehen, worüber wir euch schon immer be-

nachrichtigen werden. Ihr dürft euch nicht fürchten, daß ihr irgend darüber zur Verantwortung gezogen werden möchtet, denn wir haben Vollmacht, keinen Menschen vor dem Ritter zu lassen, und wenn schriftliche Klagen einlaufen, so werden wir sie unterdrücken, auch haben wir den Geheimschreiber selbst gewählt, sollte sichs aber ja einmal zutragen, daß etwas vor dem Ritter käme, so schlägt ein Wort von uns wohl hundert Worte nieder, die andre sprächen.

Da traten alle die Herren samt und sonders die Aemter an, und thaten wie ihnen die Burgschlangen gesagt hatten — Bey Gelegenheit der Schlangen fällt mir etwas ein: daß nämlich viel Künste verloren gegangen seyn müssen, in denen es

vor

vor diesem geschikte Leute gab; so soll man es auch verstanden haben, allerhand Ungeziefer unter Menschen und Thieren aus ganzen Gegenden rein zu verbannen. Fände sich jetzt ein solcher Kunstmann, welchen Zulauf würde er haben, um viel schädliche Geschöpfe und Bröddiebe, z. B. die Schlangen in manchen Gegenden, in andern Bärenleiter, Nachdrukker, Ratten und Feldmäuse zu verbannen. — Die Buraschlangen und Bärenleiter, (sagt ferner der alte Schriftsteller), (mir ist nicht bekannt, was er eigentlich für Leute damit meynt, da es aber immer aus der Folge erhellt, daß er von Günstlingen spricht, so halte ich dafür, daß es eine Unhöflichkeit von dem alten Kerl seyn muß, dem etwa einmal

ein

ein solcher guter Mann unversehens was zu leide gethan haben, oder auch Ritter Tobias selbst, und werde daher diesen Ausdruck von nun an vermeiden) die Günstlinge sie, waren seit diesem Abkommen wacker auf der Hatz und zogen eine starke Kette vielfach um den Ritter Tobias herum, so daß nun keine lebendige Seele, die nicht in ihrem Land gehörte, vor ihm kam, und eben so gieng es mit den Briefen und Bittschriften, welche einliefen. Der Geheimschreiber las einige gar nicht vor, von andern, blos was er wollte, und, weiß Gott wie es zugieng, immer erhielten die Leute abschlägliche Antwort, wenn es was war, das vom Ritter Tobias allein abhieng, konnte es aber an einen von den Vogten ge-

wie-

wiesen werden, so erhielten sie den gnädigsten Befehl, sich dort zu melden, sie thaten es, und nach einem Viertel oder halben Jahre, während welcher Zeit man sie mit vorgegebener Untersuchung hingehalten hatte, bekamen sie Bescheid, daß ihr Gesuch nicht statt fände. Eine ganze, große, schwere Bürde von Bittschriften und Briefen lag in der Kammer des nunmehrigen Ober-Haus- und Hallenmeisters Fabians hinter und unter dem Ofen, welche nimmermehr gelesen und entsiegelt wurden. Er ließ Hansen seinem jüngsten Bruder lesen und schreiben lernen, damit dieser ihm künftig helfen möchte, die Leute abhalten, ihre Eingaben lesen, und in des Ritters Namen zu antworten, was er für gut fände; und

das

das konnte er kecklich wagen, denn Tobias las niemals was ihm vorgelegt wurde, sondern kratzte nur seinen Namen mit dem Griffel darunter. Ober-Haus- und Hallenmeister Fabian herrschte indessen mit unumschränkter Macht und ward durch Stock- und Faustschläge furchtbar, die er dem frechen Gesindel gab, welches glaubte, daß es seinen Herrn sprechen und ihm seine Noth klagen dürfte, ja oft wurden Leute geprügelt und ins Gefängniß geworfen, wenn sie, auch ohne allen Zweck, und von ohngefehr sich da befanden, wo Tobias vorbeykommen sollte, denn Fabian, der überall aufpaßte, litt solche Unbilden nicht.

Bey so bewandten Umständen fiengen die Vasallen, Unterthanen und Leibeigene des Ritter Tobias an, gar anders von ihm zu denken, als vorher, und ihn für einen bösen Mann zu halten, der er doch nicht war, sondern er behielt immer die Einbildung er sey geliebt von seinen Leuten, und alles stände gut, worinne ihn die Günstlinge auch bestärkten, deren Stolz, Unverschämtheit und Frechheit so wuchs, wie die Reichthümer, welche sie in sich schlangen. Auch die Voigte waren äußerst übermüthig und traktirten die Leute mit Verachtung, niemand kam zu Amt und Brode, als der sich bey den Günstlingen oder auch den Voigten eingeschmeichelt hatte, es mochte übrigens ein Schurke seyn, wie er

wol-

wollte. In Tobias Ländereyen gieng es also bunt über Eck. Die alten Vögte, welche bey dem kleinen Ritter ihr Amt gut verstehen hatten, weil er sie auf die Finger klopfte, wenn sie es nicht thaten, fiengen auch an zu beginnen was sie wollten, und so wuchsen kleine Herren heran, wegen deren Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, die Leute den großen Herrn haßten.

Er war eben als ob bey allen Vorspiegelungen der Günstlinge von Liebe und Zutrauen, welche die Unterthanen des Ritters Tobias für ihn hegten, das Gewissen desselben ihm dennoch eines andern überzeugte, denn er verschloß sich bald nach seinen schönen Einrichtungen

in

in ein bezaubertes Gefilde, kam selten heraus, und wenn es ja geschah, starrte er von seinem Gaul in das Blaue des Himmels hinan, blickte weder rechts noch links um sich, und sah dabey so betroffen und simpel aus, als ob er sagen wollte, ich wollte wohl ein guter Vater für euch seyn, aber ich darf ja nicht. — Viele die ihn ein oder zweymal so dahin treiben gesehn hatten, giengen ihm aus dem Wege, und hielten's nicht der Mühe werth ihn zu sehen. Andere sagten, er sey ganz dumm worden, und habe weder Gedanken noch Ueberlegung mehr, welches auch die bestätigten, die ihn etlichemal am hellen Tage sitzen und schlafen, oder ihn bey einer lustigen Komedie nicht einmal das

Wit-

Witzige davon mit einer Miene bemerken, hingegen über eine alberne Posse unbändig und unaufhörlich lachen gesehn hatten; aber das alles ward von denen, die ihn genau beobachtet hatten, mit seinen physischen Umständen entschuldigt. Sie sagten, der überhäufte Genuß thierischer Wollüste, nebst der grossen Esslust, und den Stärkungsmitteln, die er immerfort nähme, hätte einen Klumpen aus ihm gemacht, der nichts weiter als Körper sey. Die Säfte in diesem Körper stockten alle, und das Blut sey eine dicke Masse, welche nur langsam durch die Adern fließ und seine Nerven wären ganz abgeschwächt; Tobias war nach diesem Urtheile ein Kranker, dem man viel zu Gute halten muße. Der gute

Tobias

Tobias mochte das wohl selbst merken, er suchte sich Bewegung zu machen, sollte er auch im bezauberten Schloß mit seinen Dienern blinde Kuh spielen, oder auf ihrem Rücken reiten u. s. w. Er stand früh auf und machte alle Geschäfte, die man ihm zu machen zuließ, hintereinander weg, wohnte Waffenübungen bey und machte selbst welche, mit einem Worte er wollte gern ein Mensch seyn, und erhielt sich auch durch dergleichen Anstrengungen so ziemlich beym Schein des Lebens. Oft blutete sein gutes Herz, daß er diesem oder jenem nicht wohlthun durfte, er stellte es sogar an, daß man ihm da oder dort auflauren sollte, wo er sich hinschleichen wollte, ohne daß jemand seiner Kä — Günstlinge es wüste und um

ihn

ihn wäre, da könnte man ihm seine Bitte vortragen. Aber, wenn dieß auch so geschah, so war es doch nichts als ein Beweis seines guten Willens, denn er durfte das Versprechen nicht halten. Man konnte den Ritter Tobias bey solchen Umständen freylich nicht hoch achten; aber viele bemitleideten ihn, ließen ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er gut wäre, aber vor seinen Tyrannen es nicht beweisen dürfe, und darüber gieng alles bunt über.

Um alle Fehler, welche unter dieser Haushaltung vorfielen, deutlich darzustellen, ist es nöthig bis auf ihren Anfang zurückzugehen, und die Folgen von verschiedenen seiner neuen Einrichtungen zu beherzigen.

Wie

Wir haben schon gesagt, daß er die fremden Meisters, die der kleine Ritter hatte kommen lassen, verabschiedete, das that Ritter Tobias aus redlichen Absichten, er wollte es seinen Leuten erleichtern und ihnen den Gewinn selbst lassen; aber so wie gute Leute, die nicht ein scharfes Nachdenken haben, bey der besten Meinung fehlen, so that es auch hier Tobias. Er hätte sollen zu dem fremden Altmeister dieses Gewerkes sagen: Du sollst dein Amt behalten, die unter dir sind, will ich aber abschaffen und den Namen deines Handwerks auch nicht mehr dulten, denn er meinen Leuten nicht gefällt. Da du aber dies und das von der Sache einsiehst und wohl alles einzurichten verstehst, wie es mir nicht

eben

eben großen Schaden thut und doch die Leute dadurch erleichtert sind, so magst du es in Ordnung bringen und sollst an deinem Theile dein Einkommen behalten. Wenn Tobias dies gethan hätte, so würde alles gut gegangen seyn, und der Altmeister, der sich schon gemästet hatte, wäre wohl zufrieden gewesen, die Einrichtung anders und billiger zu machen, denn es war ein kluger Kopf, auch hätte er so gut den Titel Großvogt bekommen können, als hernach so mancher andre, der nicht drey Köpfe hatte, und nichts ehrlicher war als der Altmeister. Aber so handelte Tobias nicht, sondern er goß das Kind mit dem Bade aus, schaffte alles heller weiter ab und gab Meister Klausen, den er zum Großvogt machte,

und

und den ihm seine Günstlinge vorschlugen, den Befehl, andre Einrichtungen in den Geschäften zu machen, welche die fremden Meisters besorgt hatten. Meister Klaus verstand nicht, wie er das machen sollte, daß doch auch dabey heraus käme, was nöthig war, er machte, mit Ehren zu melden, lauter dumme Streiche, und es erhob sich ein Geschrey in des Ritters Ländereyen, als wenn den Leuten die Haut abgezogen würde. Da nun Klagen und Vorstellungen von allen Seiten einliefen, welche einer der Grosvoigte, der redlich dachte, Trotz der Günstlinge für ihn brachte, erstaunte Ritter Tobias, der sich so was gar nicht vermuthete, sondern glaubte, man betete überall für ihn, weil er den Leuten so

viel gutes erzeigte. Er fragte Meiſter Klauſen, wie denn das zugienge und befahl, den Leiſten wieder wegzuwerfen, nach dem er die neuen Muſter zugeſchnitten hatte; der arme Klaus that es, und da er in der Geſchwindigkeit nicht wuſte, wie er nun einen andern Leiſten hernehmen ſollte, ſo nahm er Görgen und Petern zu Rath, und nun pfuſcherten ſie was zuſammen, welches immer noch mehr knipp und drükte, als alles was die fremden Meiſters hervorgebracht hatten. Aber die Knappen, da ſie den armen Klaus ſo beängſtigt geſehn hatten, waren auf Troſt für ihn bedacht geweſen, und hatten ihm geſagt: mache du nur jetzt, daß du die Sache in Gang bringſt, und laß ſie ſchreyen, der Ritter ſoll nichts mehr davon

er-

erfahren, dafür laß uns sorgen, wir sind diesmal unversehens überrascht worden, es soll aber nicht mehr geschehen und wollen dem altklugen Grosvoigt zu verstehen geben, daß es besser für ihn seyn würde, wenn er schwiege. Nun hörte also Ritter Tobias ferner keine Klagen, freute sich, daß alles so gut stände, lobte Meister Klausen, gab ihm mehr Aemter als er schon hatte, das heißt, er bürdete dem schwachen Manne noch allerhand auf, wovon er nichts verstand. Die Leute in seinen Besitzungen aber waren höchst unzufrieden, wünschten sich den kleinen Ritter zurück, und sagten: wärs doch bey den fremden Meisters geblieben, denn wir wußten doch, woran wir waren, jetzt ist es weit schlimmer. Hierüber und weil

sie gar kein Gehör mehr fanden, begannen sie zu schimpfen und zu schmähen auf den Ritter Tobias, welcher doch nichts böses im Sinn hatte, sondern gern gesehen hätte, wenn ein jeder in seinen Ländereyen glücklich gewesen wäre. Auch die gemeinen Ritter und Voigte, welche die Besatzungen der Burgen über sich hatten, waren unzufrieden; zwar war das Fehdewesen und alles, was dazu gehörte, das Einzige, warum sich Tobias bekümmerte, denn er war ein Held, wie seine Vorfahren und seine Trägheit erstreckte sich nicht bis zur Verabsäumung der Ritterübungen, denen er zugleich um sein pflegmatisches Temperament nicht zu sehr überhand nehmen zu lassen, fleißig beywohnte. Demohngeachtet waren die Voigte

und

und Knappen nicht zufrieden, denn er unterhielt sich nur selten mit ihnen, und sie murrten über die Günstlinge und Schildknappen, und über die Fehdeversammlung, unter welcher sie nun stunden, sagten: das alles hätte der kleine Ritter in seinem Kopfe getragen, und alles wäre doch in Ordnung geblieben.

Die meiste Aergernis hatten sie alle sammt und sonders über einen Schildknappen, welchen Ritter Tobias zu seinen Vertrauten gemacht, und der sich eine große Gewalt über ihn erworben hatte. Dieser Mensch war vordem in sehr geringen Ansehn gewesen, und man hatte ihn sogar den Dummen genannt; aber darinnen that man ihm Unrecht, denn er war voller List und konnte sich

stel-

stellen, wie man wollte. Solche Leute brauchen eben nicht großen Verstand und Kenntnisse zu besitzen, wenn sie ein wenig zu schwatzen verstehen, und an jemand gelangen, der keine List noch Betrug ahndet, so überreden sie ihm alles, zumal wenn sie die Miene der Ehrlichkeit annehmen, und das konnte der Leibknappe Kuni, wiewohl die, welche ihn recht ansahn, das Gegentheil aus dieser verstellten Ehrlichkeit deutlich wollten hervorblicken sehen. — Hier hat der Verfasser vollkommen recht, nicht immer sind Geisteskräfte, und Kentnisse nöthig, um sich einen Namen zu erwerben, und oft das glänzendste Glück zu machen. Der Aufgeklärte, der seinen Werth kennt, sich zu allem geschickt fühlt und sich zu niedri-

gen

gen Kunſtgriffen nicht entſchließen kann, bleibt oft Lebenslang unbekannt, wenn hingegen ein ſeichter Kopf ſich empor heuchelt, weil er keinen Begrif vom innern Gefühl des Edelmuths hat, und ohne Bedenken Wege einſchlägt, die jener verachtet, tritt er alles unter die Füße, was in ſeinem Weg kömmt, und iſt ſtolz darauf, daß das Verdienſt unbemerkt unter ihm ſteht und — darbt, ja er beſchmitzt es, ſo oft er kann, mit dem Geifer ſeiner Verläumdung. Freylich wird ein ſolcher bey einem Manne wie der kleine Ritter war, dahin nicht gelangen; aber die Ritter Tobiaſſe ſind leicht zu hintergehen, denn, indem ſie nicht fähig ſind zu prüfen und kein Arg haben, haben ſie alle Gleisnerey eines

solchen schaalköpfigen Menschen mit schlimmen Neigungen beacht, die ihm alle andere Gaben der Natur ersetzen, indem sie ihm Argliſt und Gleisnerey lehren, für ächtes Verdienſt.

Schildknapp Kunz hatte nicht sobald bemerkt, daß Ritter Tobias Gespenſterhiſtorien und Wundergeſchichten gern hörte, und ſich doch, Troz ſeiner Heldenader, vor den erſtern fürchtete, als er ſich für einen Geiſterbanner ausgab. Dadurch gewann er die Achtung des guten Ritters noch mehr, auch wuſte er ihm viel von Hexen und Zaubern zu erzählen, und gab mit geheimnißvoller Miene zu verſtehn, daß er wohl andre Künſte könne, um die Seelen aus dem

Feg-

Fegfeuer zu erlösen, wie die Geistlichen mit ihren Seelenmessen, und daß er auch besser als sie wisse, was im Himmel erlaubt oder strafbar sey; daß die Hexe von Endor, welche dem König Saul Samuels Geist hervorgebracht, keine Lügnerin, vielmehr ein tiefgelehrtes Weib gewesen wäre. Ob nun wohl Tobias die Pfaffen gar hoch und werth hielt, und ihnen alles glaubte, so mochten ihm die Reden seines Schildknappen doch aufmerksam und er begehrte zu wissen, ob er was von den Dingen verstünde, von denen er spräche. Da rückte Kunz heraus und machte ihm weis, er sey vollkommen davon unterrichtet. Der Ritter verlangte nun Beweise, Kunz bat sich Bedenkzeit aus, und täuschte ihn durch allerhand

Blend-

Blendwerk, wovon der gute Ritter so bezaubert wurde, daß er nun immer mehr sehen und hören wollte. Kunz er, füllte sein Verlangen, zog andre mit in den Bund, und rühmte sie dem Ritter über alles als ehrwürdige Propheten; da freute sich dann Tobias, daß es wirklich noch solche heilige Männer gäbe, versammelte sie um sich, belohnte sie sehr reichlich, und nahm allen Rath von ihnen. Nun hatte Kunz gewonnen, Tobias that nichts ohne ihn, er ward bald ein angesehener Ritter und hatte die Hand bey allen im Spiel. Es war ein Unglück für jeden, der Kunzen verdächtig vorkam, ein solcher ward verfolgt und entfernt, und es würde wohl nicht dabey geblieben seyn, wenn Tobias geneigt gewe-

gewesen wäre, Leute gänzlich unglücklich zu machen, oder mit kaltem Blute hart mit ihnen zu verfahren, dazu aber war sein Herz zu weich, deswegen konnten Kunz, Fabian und Hanns und wie sie alle mehr hießen, ihn nicht zu auffallenden Ungerechtigkeiten bewegen, sie übten solche heimlich aus, und kränkten wenigstens dadurch die Leute, denen sie nicht wohl wollten, daß sie selbige bey dem Ritter anschwärzten und sie von ihm nie gehört wurden, sondern unter ihrem Druck schmachten mußten: weiter durften sie nicht gehen, wenn sie sich dem gutmüthigen Tobias nicht verdächtig machen wollten, der bösartige Gesinnung nicht leiden konnte

Wir haben vorhin gesagt, daß Tobias die Frauen sehr hoch schätzte, das kam daher, weil er ein frommer Mann war, der sich der Sünde fürchtete, wenn nicht alles in seinen Besitzungen sein gottesfürchtig zuging. Sicherlich hätte er seine Neigung zur Wollust besiegt und hätte er darüber sterben sollen, wenn ihn die Geheimnisinhaber, in die er alle sein Vertrauen setzte, gesagt hätten, daß Gott Greuel daran hätte, aber es diente nicht in ihrem Kram, ihm dies Vergnügen zu verbieten, wodurch sie auch mit unter Absichten erreichten; auch scheuten sie die Buhlerinnen, die ihnen für solche Belehrung leicht ganz wichtige Steine in den Weg hätten werfen können. Besonders fürchteten sie sich vor

Frau

Frau Kunigunden, welche nicht schlecht acteht hätte. Diese nun suchten sie mit in ihren Bund zu ziehn; was Bertha betraf, so hielt Ritter Tobias bald nicht mehr so viel von ihr, daß er sich an die kleinen Ausfälle hätte kehren sollen, welche sie, die viel feinen Verstand besaß, auf die Propheten machte, deshalb machten sich auch die Kunze und Fabiane wenig aus ihr, und sie ließ die Herren laufen. Ein ganz anderes war es mit Kunigunden, was die nicht wollte, mußte augenblicklich aufhören, denn sie donnerte, schmähte und betäubte Ritter Tobiesen; denn wo eine edeldenkende Frau, die sich schämt eine Furie zu seyn, mit aller ihrer Klugheit und guten Grundsätzen nichts ausrichtet,

da dringt ein pöbelhaftes Weib, die keinen Ausdruck und keine Handlung der Rache und der Wuth schont, durch — wehe dem Manne, der in ihre Fesseln gerathen ist! — Ich bin über diesen Anmerkungen so weit von meinem eigentlichen Zwecke und Gegenstande abgekommen, daß ich diejenigen, welche mein Buch lesen, erinnern muß, von was ich vorhin sprach; es war nämlich die Rede davon, daß Ritter Tobias sehr gottesfürchtig war, und die Religion in seinen Ländern geehrt wissen wollte. Er machte dazu bald Anstalt, und weil Kurth, der neben Klausen Voigt war, in seiner Jugend Chorjunge und bey einem Bischof lange im Hause gewesen war, so hielt er dafür, er müsse gelehrt

in

in der Schrift seyn. Das hatten ihm auch nicht nur seine Günstlinge erzählt, sondern Kurth war auch selbst so glücklich gewesen, zuweilen Gelegenheit zu finden, bey welcher er den Ritter von seiner Frömmigkeit überzeugen konnte, auch war er mit in die Gesellschaft der Propheten gekommen, daß er selbst nicht wußte wie. Diesem nun sagte der Ritter: sieh, ich übergebe dir alle Pfaffen im Lande, halt sie an, daß sie die Laven lehren, was recht ist, und die sieben Sacramente in Ehren gehalten werden; damit du nun dazu Ansehn genug haben mögest, sollst du nicht mehr unter Klausen stehen, sondern selbst Grosvoigt werden, und ein apartes Amt bekommen, welches heißen soll, das Amt der Clerisey. Da

gieng

gieng Kurth hin und brüstete sich wie der heilige Vater zu Rom, nahm eine fromme Miene an, und ließ zu sich rufen einen Mönch, den er wohl kennte von Jugend an und redete zu ihm also: Der edle Ritter Tobias hat mir aufgetragen zu säubern die Lehre unserer heiligen christlichen katholischen Kirche, und unter die Disciplin zu nehmen, sowohl Welt- als Klostergeistliche und Layenbrüder: nun will ich gern ausgeben lassen ein Gebot an diese alle, und will eine neue Regel vorschreiben, wie sie dem Volke von den lieben Heiligen predigen, und die heilige Messe nüchternen Muthes halten sollen. Denn obs dir und mir gleich einerley seyn kann, ob und wie dies alles geschieht, so will ich mich doch dadurch

bey

bey dem frommen Ritter Tobias in Gunſt und immer beſſeres Anſehn ſetzen, denn das bringt Brod, davon ich dir auch heimlich mittheilen will, weil ich dich brauche. Du weißt, daß ich nicht viel gelernt habe, maßen ich beym Biſchof anders zu thun hatte, ſo ſetze dich und ſchreib einen Hirtenbrief in meinen Namen, wie du's am beſten vermagſt. Das that der Mönch und wendete alle ſeine Kunſt daran, und er ward durch Eilbothen geſandt in alle Klöſter und bey alle Pfarrherrn. Da entſtand viel Stret-tens und Schreyens überall, etliche ge-lehrte Geiſtliche wurden angefochten, von Heuchlern und Dumkipfen, die ſie ver-folgten, weil ſie ihre Wiſſenſchaft benei-deten. So gieng es denn überall ſcharf

her, die Heuchler aber und die zu guten Pfründen kommen wollten, richteten sich nach der neuen strengen Regel, hatten die Heiligen stets im Munde, und einer suchte es dem andern zuvor zu thun. Aber Kurth freute sich nicht wenig seiner Authorität und des Lärms, den er verursacht hatte, meynte, man würde glauben, er habe selbst den Hirtenbrief gemacht, und ihn für einen grundgelehrten Mann halten, denn obgleich viele darüber schrieen, und das und jenes auszusetzen hatten, so lobten und priesen doch die Schmauger diesen Hirtenbrief über alle maßen, und bosireten ihn fleißig; indeß wollte der Mönch, der diesen Brief gemacht hatte, dieser Ehre nicht entsagen, sondern sagte es seinen Bekannten so

lange

lange ins Ohr, bis es überall herum war.

Der kleine dicke Kurth, welcher hiervon nichts ahndete, befand sich bey seiner neuen Würde recht wohl, und begann an geistlichen und weltlichen Hochmuth zuzunehmen, wie sein Bauch an Schmeer. Er war aber dabey immerfort thätig, verschafte allen Pfaffen, die sich in seine Weise schicken konnten, gute Pfründen und Ehrenstellen, und eiferte gewaltig auf die, so sich noch nicht los machen konnten, von der losen Philosophia. Tobias hielt große Stücke auf den eifrigen und frommen Großvoigt Kurth, glaubte ihn alles, was er ihm in geistlichen Dingen sagte, und hätte ihn

bald allen seinen Günstlingen und Prophe-
ten vorgezogen, wenn nicht Kunz dafür
geserat hätte. Dieser aber ließ sich von kei-
nen den Rang ablaufen, und wenn ei-
ner oder der andre zu viel zu gelten be-
gann, gab er ihm heimlich einen Hieb,
durch welchen er einige Schritte weit hinter
ihn hintaumelte; so was durfte er zwar
dem Fabian nicht bieten, weil der
ihm wieder eins versetzte, aber Kurth
hatte bey seinem Verstand, der zwar nicht
kleiner und nicht größer war als Kun-
zens seiner, eine weit einfältigere Den-
kungsart, und war nicht so arglistig,
zudem war er auch nicht immer und be-
ständig um den Ritter Tobias wie
Kunz und Fabian, mußte also —
dieß sahe er wohl ein, — diese bey

Lei-

Leibe nicht beleidigen. Es ereignete sich auch bald Gelegenheit, daß Kunz sich noch nothwendiger machte, als bisher, und nun vollends jedermann sagte, daß er Ritter Tobiassens Seele sey.

Achter Abschnitt.

Ritter Tobias bekommt Streit mit andern Rittern.

Wir haben schon gehört, daß Tobias so gut ein Held war, als alle seine Vorfahren, aber er war dabei doch friedliebend, und dachte nicht daran, mit seinem Nachbarn anzubinden, wenn sie ihm nur Ruhe liessen. Aber foppen liess er sich auch nicht, sondern sandte seine Heere aus, sobald man ihm zu nahe trat. Er hatte zehn Jahr in Frieden auf seiner Burg gesessen, und während der Zeit nichts politisches gethan, als daß er einen gewissen wilden Ritter, der überall herum schwärmte, und ihm gern auch zu Halse gegangen wäre, wenn er nur Zeit dazu gehabt hätte, die Unterſassen und Leibeigenen einiger seiner Burgen aufhetzen

ließ, und ſagt man, daß dies der Rath des argliſtigen Kunz geweſen ſey, der ſich aufs Hetzen und heimliche Kabbalenmachen gut verſtand, und der Ritter Tobias nahm dieſen Rath vermuthlich darum an, weil er dafür hielt, daß es beſſer ſey, jenen Ritter dadurch zu ſchafen zu machen, und ihn ſich vom Leibe zu halten, als wenn er in Fehde mit ihm gerieth, wo viele ſeiner tapfern Männer und Reiſige hätten können erſchlagen werden, und darinnen hatte er denn freylich Recht. Aber nach zehn Jahren ſtarb der wilde Mann, da kam ein anderer an ſeine Statt auf, der konnte nun ſchon nicht anders als die Fehden fortſetzen, die ſein Vorfahr noch unentſchieden hinterlaſſen hatte. Aber dieſer andre Ritter

war ein weiser gesittiger Mann, welcher lieber gesehn hätte, wenn er friedlich auf seiner Burg hätte bleiben und seinen Leuten Ruh und guten Erwerb schaffen können, doch gieng das nicht sogleich an, auch waren die Feinde seines Vorfahren so sehr geschwächt, daß es unweise geschienen hätte, nicht Nutzen davon zu ziehen. Ritter Tobias hingegen fand nicht für gut, daß sich dieses Rittergeschlecht immer mehr ausbreitete, und da die Burg nebst ihrem Landschaften die er auf den wilden Ritter aufgehebt hatte, dem neuen Herrn wieder Treue gelobten, und willig aufnahmen, so war es Regel, nun auf eine andre Art mit zu sprechen. Dazu rieth ein alter Burgvoigt, der bey dem kleinen Rit-

ter

ser viel gelernt, und von ihm hoch geachtet worden war, dieser verstand, wie man bey solchen Sachen auf seiner Huth seyn müsse, und stellte Ritter Tobiesen vor, daß er dem neuen Besitzer den Frieden mit den Feinden, die er von seinen Vorfahren geerbt, anverlangen sollte, auch sollte er antragen, daß er jenen alles wieder geben möchte, was der wilde Ritter erobert hatte. Da es nun einige Hin und Herrede setzte und der weise Ritter nicht augenblicklich ja sagte, weil ihm besonders ein anderer Ritter, der mit ihm verbunden war, davon abhielt, so nahm Tobias einen nahmhaften Troß, und zog damit an die Grenzen des weisen Ritters. Nun war der alte Burgvoigt das Siegen von dem kleinen Ritter her

ge-

gewohnt und sagte zu Tobiesen, edler Ritter, folgt meinem Rath und fallt ein mit eurem Troß in des Gegners Ländereyen. Da Ihr so nahe seyd, und er sich nicht ergeben will. Man weiß nicht, ob Tobias dies gethan hätte, wenn es ihn auch von niemand anders eingeflüstert worden, denn er war gar nicht der Mann, der sich so mir nichts dir nichts fremdes Gutes bemächtigte, er suchte lieber, so lange es gieng, alles mit guten abzumachen. Hiezu kam nun noch, daß jener Ritter verschiedenes anders in Sinn hatte, er wollte nicht nur seine Besitzungen in Ordnung und Ruhe bringen, sondern sich auch gegen ein rohes Volk in Positur setzen, welches gegen Mittag wohnte, und in Aufruhr begriffen war, dazu

dazu muste er nun Friede mit andern haben, und um dieſes zu bewerkſtelligen, ohne zu viel nachzugeben, ſuchte er Kunzen zu gewinnen, welcher den Ritter Tobias zu friedlichen und freundſchaftlichen Geſinnungen ſtimmen ſollte, dieſer ſtand nun gegen den alten Burgvoigt, und widerrieth es dem Ritter, in die Ländereyen ſeines Gegners einzufallen, der doch ohnehin wohl zu den Frieden, den er von ihm verlangte, Hand bieten würde, wenn er nur dies und jenes bewilligen und einen Bund mit ihm ſchließen wollte, gegen die wilde Rotte, die ſo viel Lärm machte. Der Ritter Tobias war immer derjenige, der am liebſten von Fried und Freundſchaft mit den Leuten ſprechen hörte, und ſich gern an

seiner Seite dazu bereden ließ, doch hatte der alte Burgvoigt noch so viel mit zu sprechen, daß er wenigstens den Bund dahin mäßigte; Tobias wollte dem weisen Ritter Beystand leisten, wenn er angefochten würde, dabey bliebs; und jener machte Friede mit denen, die bisher im Streit mit seinem Vorfahrer gelebt hatten. Ritter Tobias trug aber alle Unkosten des Auszihns, und hatten alle die, wo sein Heer gestanden, auch er selbst Schaden davon, nur Kunz nicht. Aber doch war diese Begebenheit eine Ehre für Tobiesen, denn es hieß, er sey so furchtbar, daß jener mächtige Ritter sich von ihm zum Frieden mit andern zwingen ließ, und das war es auch, obgleich so viel günstige Umstände dazu kamen,

men, welche die Sache natürlich machten. Tobias hatte überhaupt Glück, und kann man wohl auch sagen, daß Gott, für die guten Absichten, die er hatte, ihm alles gelingen ließ. Als er einmal ausschickte einen kleinen Troß, zu bändigen einen großen Haufen Rebeller, die sich gegen einander auflehnten, gelang es ihm und ward auf sein Gebot alles wunder stille.

So hatte er gute Ruh auf seiner Burg lange Zeit, gab viel Freudenfeste und schafte auch hin und her etwas gutes in seinen Besitzungen, wenigstens hatte er guten Willen, ob es gleich niemals groß fruchtete, denn die Großvoigte und Günstlinge vereitelten immer die Kraft

des

des Samens, den er ausstreute, bere-
deten ihn aber, es grüne und blühe alles,
welches er glaubte, da kein Mensch, der
ihn hätte anders überzeugen können, vor
ihm kam. Des Murrens und Aufhaltens
ward immermehr in Bezirk seiner Länder-
reyen, man klagte auch wohl mehr als
man Ursache hatt, der größte Verdruß
kam aber daher, daß viele, die sich mit
den Günstlingen wohl standen, in Ansehn,
Reichthum und den größten Uebermuth
geriethen, und andre zusehn musten, wie
diese wachsen und so mancher, welcher
gegründete Ansprüche zu haben vermeynte,
neben ihnen, wohl gar unter ihnen sieben
muste; denn es gab Leute, welche Schä-
ze sammelten, und in Sammt und Sei-
de prunkten, die vorhin kaum gehabt hat-
ten,

ten ihre Blöse zu decken, und andre, die es wohl verdienten, wurden zurück gesetzt. Zwar war hin und her noch ein Biedermann unter den Voigten, der sich widersetzte solcher Wirthschaft und wollte, daß alles gleich zugehen sollte, aber die Günstlinge verfolgten ihn, und sagten dem Ritter Tobias, daß es ein schwacher oder ein schlimmer Mann sey, da ward er entweder abgesetzt oder nicht geachtet. Nun dachten die andern, wir wollen uns nicht das Maul verbrennen, ließen alles gehen wie es wollte, und krochen unter die Flügel der Günstlinge, die ihnen dafür einen gnädigen Herrn an den Ritter Tobias machten. Der gute Ritter theilte jetzt seine Zeit unter die Freuden der Minne und die Uebungen

der

der Andacht, er gieng fleißig zur Beichte und ließ fleißig Taufen von seinen Beyschläferinnen. Dadurch gieng er allen mit gutem Exempel vor, Einen Gott ehren und die Welt vermehren. Auch hatte er nicht unrecht, dieses letzte zu beweisen, denn ein vornehmer Ritter und alle die es dran wagen können, müssen mit dem Pfund, das ihnen die Natur gab, wuchern, so lange sie können. Ritter Tobias zeugte 40 Söhne und 20 Töchter; hatte ihm sein Vater doch Geld und Gut genug hinterlassen, daß er sie versorgen konnte. Es war bestimmt, daß er dadurch auch den Ländereyen seiner Nachbarn ein Segen seyn sollte, denn viele seiner abgelohnten Liebhaberinnen wurden fort geschaft über die Grenzen, und

und bekamen viel Gold und Silber mit, daß sie sich konnten erbauen und aufkommen, mit ihren Kindern. Auch auf alle Art und Weise suchte Tobias das, was sein Vater aus anderer Ritter Besitzungen zusammengescharrt hatte, wieder dahin zu bringen, wo es her war, denn er war gar nicht geizig noch neidisch; alles was Künstler in fremden Ländern nur rares hatten, brachten sie ihm, das bezahlte er wie es einem freygebigen Ritter nur immer zukommen mochte. Seine Lieblinge, die gern überall was gelten wollten, verschaften ihm häufig Gelegenheit, dergleichen Wohlthaten an Fremde auszuüben, und das was sie erwarben, liessen sie auch in gute Sicherheit bringen, denn sie dachten, wenn nach Ritter To-

bias Tode die Ländereyen unter seine Söhne getheilt würden, so möchten diese nicht so gütig seyn, wie er, und ihnen manches wieder abnehmen.

Da nun Tobias ein so guter Mann war, der auch zugleich Glück hatte, so stand er doch überall in bessern Ansehn, als seine Feinde und Tadler behaupten wollten. Zuweilen gab es Prophezeihungen, wie dieser oder jener Nachbar seiner spottete, wie man es heimlich dahin anlegte, daß man ihn sicher machen, und dann seine schöne Burgen und Ländereyen anfallen würde; man theilte schon seine Besitzungen, und wollte gewiß wissen, daß der Ritter, mit dem er einen Bund gemacht hatte, Tücke in Sinn hätte, aber

das

das Glück, welches ihn in Schutz genommen, lachte darüber, und Tobias blieb so groß und mächtig, als der kleine Ritter gewesen war.

Zehnter Abschnitt.

Ritter Tobias wird abermals in langwierige Fehden gezogen.

Viele Jahre waren dem Ritter Tobias im Schooße des Friedens verflossen, als der weise Ritter starb. Sein Nachfolger hatte Krieg mit denen, die gegen Mittag wohnten, im Sinn, und war nicht damit zufrieden, daß der Vater so langsam zu Werke gegangen. Zwar durfte

er nicht unaufgefordert gegen diese Leute ausziehen, wenn Ritter Tobias seinen Bund erfüllen, und einen Zug mit ihm thun sollte, aber es gab ja Mittel, durch welche es dahin gebracht werden konnte, daß die Rebellen gegen Mittag zuerst losschlugen. Es ist ungewiß, ob das im Werke war, da der weise Ritter noch lebte, oder ob der junge Ritter erst diese heimlichen Anstalten traf; es ist sogar ungewiß, ob er sie traf, oder ob sich alles von selbst so fügte; genug; die Mittagsländer schlugen los, und da Ritter Tobias noch lebte, und dem weisen Ritter Beystand zugesagt hatte, muste er sammt ihm gegen sie ziehen. Zwar hätte Ritter Tobias sagen können, das was ich mit dem Vater verabredet habe,

bin

bin ich dem Sohne zu halten nicht schuldig, und er hätt es vielleicht gethan, wenn der standhafte Kunz nicht alle seine Kräfte und Ueberredungskunst angewandt hätte, ihn in seinen einmal gemachten Bunde treu zu erhalten, wofür ihn der junge Ritter haßte, als wäre er seines gleichen, da er sich einstens vom Tobias zu ihm senden ließ, und verehrte ihm viel köstliche Kleinodien. Der alte Burgvogt welcher auch noch am Leben war, eiferte nicht schlecht wieder diesen Zug, und hätte ihn gern abgewandt; meynte: Tobias thäte besser, daheim zu bleiben, und sich nicht um andrer willen, die es doch wohl nicht gut mit ihm m unten, neue Feinde auf den Hals zu ziehn; es sey besser sich dort los zu sagen

und

und Kosten und Blut zu sparen, aber Kunzens Wort galt mehr, und Tobias wollte zu Felde ziehen. Das verdroß dem Burgvoigt über die maßen, und durfte es wenig Zureden, daß er die Burg verließ; man sagte aber: es wäre höchst unrecht, daß der Knabe, der Kunz einen solchen erfahrnen Mann ausbeißen, und sich an seine Stelle sezzen sollte, mit Rathgeben in wichtigen Fällen. Denn zwar ward die Stelle des alten Burgvoigts durch einen andern ersetzt, aber das war ein Mann, der nach Kunzens Pfeife tanzte und deshalb auch von ihm vorgeschlagen war; auch konnte der neue Burgvoigt leicht zu allem ja sagen, denn er wuste nicht viel von den Geschäften, welche ihm waren übergeben

wor-

worden. Andre meynten wieder, der alte Burgvogt sey zu eigensinnig und wollte alles nach der alten Art und Weise haben, da sich doch die Umstände ändern könnten; es sey ein ruhmsüchtiger, eigensinniger Mann, der nur gern widerspräche, und wäre es jetzt sehr nöthig, ja die Sache aller Ritter, die Rebellen in den Mittagsländern zu Paaren zu treiben.

Ehe wir von diesem Kriege weiter sprechen, wollen wir diese Leute und ihre Ursache zum Aufruhr näher kennen lernen. Dieses Volk war immer eines der witzigsten und albernsten, der stolzesten und kriechendsten, der tapfersten und verzagtesten, der nährsamsten und leichtsinnigsten.

sten, der scharfsinnigsten und unüberlegtesten, der höflichsten und unhöflichsten, der weichlichsten und wildesten, der zärtlichsten und grausamsten, mit einen Wort, es war eine solche Mischung in diesem Volke, daß sie alle Tugenden und alle Laster besaßen. Lange waren sie die Sklaven einer Reihe von Großmoguls gewesen, hatten sich von ihnen tyrannisiren lassen, wie diese es für gut befanden, und waren stolz auf ihre Fesseln und auf den gewaltigen Herrn, der sie ihnen auflegte. Aber nun fiel es auf einmal den Rajahs unter ihnen ein, daß sie selbige nicht länger tragen wollten, diese hetzten die andern auf und so empörten sich alle. Sie wollten durchaus nicht mehr gänzlich von den Großmogul abhängen und auch

nicht

nicht von seinen Stat'haltern, die sie eigentlich in seinem Namen schoren. Die weisen Leute bey diesem Volke schrieben Bedingungen vor, die der Großmogul auch eingehn wollte, der ein guter Mann war, aber die Statthalter widersetzten sich, und machten immer Ränke, so daß man sie alle fort jagte und welche davon umbrachte. Es hätte alles gut gehen mögen, und ward auch von den meisten, die das hörten, gut geheißen, daß die Morgenländer menschlich wollten gehalten seyn, denn kein Volk in andern Ländern war so unter dem Joch wie sie gewesen, aber weil sie nicht die Mittelstraße geben konnten, und der gemeine Pöbel unter ihnen noch dazu von seinen Leuten, welche etwa geheimen Groll,

oder Gewinn oder Herrsucht in Schilde führten, angestiftet war, wütheten, tobten und mordeten sie, wie die wilden Thiere; ja sie überschritten Billigkeit und Recht, richtete sich nicht mehr nach Gesetzen sondern nach Verdacht und ihrer blinden Wuth, und die schlechtesten unter ihnen überstimmten die guten bey weiten. Es warf sich auch eine verbrüderte Gesellschaft auf, deren Anzahl ziemlich groß und deren Losung Gift und Dolch war; diese erstreckten nicht nur ihre bösen Absichten auf die, welche sie nicht leiden konnten, in ihrer Heymath, sondern sandten von ihren Mitgliedern die eifrigsten in die Länder mächtiger Herrn und Ritter, daß sie selbige zu tödten suchen und die Unterthanen und Leibeigenen

auf-

aufwiegeln sollten, damit sie sich auch gegen ihre Obrigkeit empören möchten. Das konnten nun freylich die Mächtigen nicht leiden, es war ihnen wohl nicht zu verargen, daß sie sich rüsteten hier und da, und zogen mit Heeresmacht an die Grenzen der Aufrührer, bothen ihnen Frieden und Ruhe an, wenn sie sich in Ordnung begeben, und den Großmogul wieder aufnehmen wollten, wie zuvor, hingegen aber wollten sie kommen in ihre Städte und festen Schlösser und Burgen und sollte kein Stein auf dem andern bleiben. Aber das aufrührische Volk, welches, da es sich einmal vorgenommen hatte, seine Rechte und Freyheit zu behaupten, und beherzt war, weil es schon viele Vortheile über den Mogul, die Statthal-

halter und die Großen und Edeln erhalten hatte, wollte sie nicht wieder fahren lassen, glaubte sich stark genug, allen zu widerstehen, die sie anfochten, wußten, daß man nicht so leicht hin kommen konnte in ihr Land, und spotteten der Vermahnungen und Drohungen. Ritter Tobias, welcher sichs nicht hätte mögen nachsagen lassen, daß ein Rosemond seine Heere zu Felde ziehen ließ, und selbst daheim saß, zog mit ihnen aus, und war immer nahe bey den Seinen. Hier zeigte er, daß nur die Verwaltung seiner Ländereyen nicht seine Lieblingsbeschäftigung war, die Pflicht eines Feldherrn hingegen mit vollem Eifer und der gehörigen Einsicht von ihm ausgeübt wurde, wenn es Noth that, er war spät

und

früh überall, wo er am unentbehrlichsten schien, blieb immer in der Nähe, damit er alles selbst sehen und hören, und alle Anstalt treffen möchte, wenn sich eine Veränderung zutrüge. Da war weder Trägheit noch Einfalt, und obwohl seine Lieblingsneigung die Frauenliebe immer dabey ausgeübt wurde, so that das doch dem Heldengeiste und der Wachsamkeit über das Heer keinen Schaden. Hier gab es Gelegenheit für Tobiesen, seine glänzende Seite zu zeigen, und er zeigte sie vollkommen. Oft begab er sich zu allen seinen Reisigen und Fußvölkern wo sie gelagert waren, sprach ihnen Muth ein, und sie freuten sich seiner Ankunft, thaten was sie konnten, achteten der Strapazen und den Mangel nicht und bewie-

wiesen sich als Resemondsche Mannen. Sie nahmen auch etliche Festen der Mittagsländer ein, und besetzten einen kleinen Distrikt, konnten sich aber nicht lange halten, denn die Aufrührer ließen ihnen nichts zum Imbiß und trachteten wo sie ihnen Schaden thun konnten. Es war auch ein tapferer Ritter unter ihnen, welcher viel Weisheit besaß, in der Kunst dem Feinde die Spitze zu bieten, wo es seyn konnte, und wo es nicht gieng, ihm mit List Abbruch zu thun, der ließ, wie er den Heeren des Ritters nicht so Widerstand thun konnte als er wollte, den Ritter um eine kleine Frist bitten, wo keiner dem andern etwas zu Leide thäte. Da kam gleich wieder die Gutmüthigkeit des edlen Tobias und überwältigte die

Klug-

Klugheit. Er konnte nichts erschlagen, konnte es auch hier nicht, und Flamann, der eben benannte Ritter, benutzte diese Frist, zog ab, ließ Tobiesens Heer sitzen, und fiel ein in die Länder verschiedener Ritter, die mit im Bunde gegen die Mittagsländer waren. Da sah nun Tobias, daß er einen unklugen Streich gemacht hatte, und war nun Rath abzuziehen, aus den kleinen Distrikt, und den Festen, die seine Heere inne hatten, die Mittagsländer aber erhoben großen Jubel und Spott, daß man so viel Drohens gemacht hatte, und nun abziehen mußte. Es war freylich wenig durch diesen Zug gewonnen, viel, mehr Verlust genug, auf allen Seiten; aber Ritter Tobias hatte doch bey alle dem

dem Ehre einaelegt; hatte gezeigt, daß er nicht der Mann war, welcher einer Gefahr ausweiche, und hatte auch viele Gelegenheiten gehabt, seine Großmuth und Herzensgüte sogar in des Feindes Lande zu zeigen. Wohl hatte es das Ansehn, als wenn der junge Ritter und Tobias besser gethan hätten, in ihren Besitzungen zu bleiben, und hätten ihre Leute als gute Väter behandelt, dann hätten die heimlichen Aufwiegler ohnehin nicht so leicht Eingang gefunden, aber es war nun einmal geschehen, sie waren dran und mußten durch. Für die verbiendeten aufgebrachten Mittagsländer erwuchs über diese Kriegeszüge neues Verderben, denn ihre Wuth stieg aufs höchste, sie würgten, als ob sie von einer Art Mordseu-

fluche befallen wären, es erhoben sich immer mehr und mehr Uebelgesinnte, welche die schlechteste Gattung dieser Völkerschaft zu Thaten, welche die Menschheit empörten, aufforderten, und endlich krönten sie dieselben durch ein Verbrechen, welches alle Welt zum Abscheu reizte, und zu ihren Feinden machte; sogar diejenigen, die sich von ihrem Gift hatten anstecken lassen, erkannten es für die größte Bosheit.

Angesteckt von diesem Gifte waren viele in andern Gegenden, und das war sehr verzeiblich, denn welch größeres Gut giebt es auf Erden als die Freyheit! die Menschen jagen oft dem Schatten derselben nach, und es ist keinem mensch-

lichen Wesen zu verdenken, daß es zuweilen murrt, wenn es seines Gleichen über sich in aller Behaglichkeit leben sieht, und unter desselben Druck steht. Nun hatte zwar nirgend eine solche Tyranney geherrscht, als bey den Mittagsländern, aber es war doch anderer Orten auch nicht immer gleich und billig zugegangen, die vornehmen Ritter und Herrn waren immer daran weniger schuld als ihre Voigte und Amtmänner, doch eben das hatte schon lange Widerwillen erregt, welcher auch wohl hie und da ausgebrochen aber immer leicht wieder gestillt war, und die meisten sahen das für gewohnte Sache an, die endlich zum Recht wird. Aber seit die Mittagsländer angefangen hatten, zu rebelliren, fand sich bey vielen Men-

Menſchen der Gedanke ein, daß es wohl angenehm ſeyn möchte, von keinem mehr abzuhängen, und ohne zu überlegen, daß es in der Welt bey einer völligen Gleichheit nicht geht, bildete ſich jeder ein Gemählde von Glückſeligkeit nach ſeiner Einſicht, wenn er unter keinem mehr ſtehen würde, wohl zu verſtehn, nur alle diejenigen, welche von geringern Stand als andre waren. Die Vornehmern hingegen und die ſo unter großen Herren ihr Glück fanden, dachten gar anders, und wünſchten den Mitzgeſellen Tod und Verderben. Wenn iſt auch wohl je eine Sekte entſtanden, ſo widerſinnig ſtrafbar oder albern ſie war, die nicht eine Menge Anhänger gefunden hätte, hingegen ward denn immer auch von eben ſo

vielen widersprochen. — Um Meinungen sollte eigentlich niemand angefochten werden. — Da nun also viele, wie wir eben gesagt, von der mittagsländischen Seuche angesteckt waren, so sahe man es in gewissen Gegenden seylich gern, daß diese Leute durch den listigen Streich ihres Anführers, der von dem Ritter Tobias eine Frist erbeten hatte, während welcher er sich über ihre Grenze hinaus schlich, zu ihnen kamen, sie hatten einen Götzen bey sich, den stellten sie allenthalben auf und die, zu denen sie ihn gebracht hatten, knieten nieder, beteten ihn an, und wollten ein Volk mit den Abendländern seyn. Wenn man der Kunde, die hernach von diesem und jenem Orte gegeben wurde, trauen kann,

so

ſo ſollen es viele bald bereut haben, ſich in dieſen Bund begeben zu haben; anfangs glaubten alle groſſe Herren geworden zu ſeyn, und Geſetze vorſchreiben zu können, die Vornehmern aber golten nichts mehr wie ſie und wurden verjagt. Da aber die Freude einige Zeit gedauert hatte, wuſte kein Menſch was er eigentlich durch ſeinen Herrnſtand gewonnen hatte, wohl aber hatten die meiſten kein Brod, weil ſie nichts mehr verdienten, und das war auch ſo bey vielen in den Abendländern. — Da ſollen ſie nun geſchmachtet haben bey der neuen Verbindung und gewünſcht, ſie ſtünden wieder unter ihren Rittern, zumal da die guten Freunde anfengen gebietheriſch mit ihnen umzugehen und eben ſowohl von ihnen

forderten als jene. Es hatte aber nicht das Ansehn, als sollten sie ihre Neuverbündeten sobald wieder los werden, denn sie breiteten sich immer weiter aus, und nahmen viel feste Städte ein. Ritter Tobias kam zwar mit seinem Heere und nahm ihnen etliche davon wieder ab, ließ auch mehr Mannen und Reisige aus seinen Ländereyen kommen und machte die besten Anstalten, es wollte aber nicht viel anschlagen, denn der Mittagsländer waren soviel wie Sand am Meer, auch hatten sie sich alle verschworen, Leib und Leben eher zu verlieren als zu weichen, welches alles war, was sie dran setzen konnten, denn die guten Leute hatten nichts als ihre Haut, die Anführer aber suchten sich wohl zu sichern, für allzugro-

ßer

ser Gefahr, und lebten ganz bequem, sie machten dem guten Volk viel Herrlichkeit weiß, und Ehre, die sie erlangen würden, da ließen sie sich todtschlagen von Tobias Leuten, und wichen nicht, dieser aber war froh und freute sich, wenn er auch die Feinde beym Leben erhalten und lieber konnte fangen lassen, daß sie aufbewahrt würden, und auser Gefahr wären. Ueberhaupt machte sich Tobias überall, wo er hinkam, beliebter denn daheim, weil es einmal in seinem Planeten stand, daß er für andre mehr seyn sollte, als für die, welche ihm von Gott anvertraut waren, auch war es natürlich, daß er, welcher vom Herzen gut und menschenfreundlich war, es denen ohne Rückhalt bewies, gegen die er nicht

ein-

eingenommen war, oder die nichts von ihm zu bitten hatten, was seine Günstlinge ihm nicht gewähren liessen; diese bewachten ihm noch dazu in fremden Gegenden, wo sie keinen Abbruch befürchteten, nicht so strenge als auf seiner Burg.

Die bunte Grausen- und Verwirrungs-volle Wirthschaft, welche die Mitstaatländer angerichtet hatten, daurte lange fort, sie hatten viel Glück über die Heere des jungen Ritters, und nahmen einen schönen Distrikt ein, der ihm gehörte, und wo sie ihren Sitzen aufstellten, welchem die Leute haufenweis zurannten; als sie aber die letzte Greuelthat begangen hatten, wovon wir schon gesprochen haben, so legte sich alle Welt mit ihren Heeren

Heeren gegen sie auf, und hatten Feinde von allen Seiten. Da kam unter andern ein Ritter auf, der führte ein groſses Heer gegen sie und jagte sie heraus aus dem Bezirk des jungen Ritters, den sie eingenommen hatten. Der Ritter Flamann, welcher durch seine List in diese Gegenden gedrungen war, ward von diesem tapfern Mann wieder herausgetrieben, und bald darauf vereinigte er sich mit demselben. — Wie das zugegangen ist, ob Flamann ein Verräther oder noch immer der wackre Mann war, der von Freund und Feind geschätzt ward, ist nicht für gewiß bekannt. War er das erste, wegen glänzender Versprechungen, so beweist sein Beyspiel, daß Privatvortheile zu allen Zeiten das Beste der ge-

gemeinen Sache überwogen, und wenig Menschen der Regel widerstehen können, man muß, welchen Schein es auch giebt, das Gewisse fürs Ungewisse nehmen, hatten ihn die Mittagsländer aber beleidigt, und für seine treuen Dienste den Tod zugedacht, weil ihm das Glück den Rücken gewandt hatte, so trat hier der Fall ein, daß ein entschlossener Mann, der seine Pflicht mit Rechtschaffenheit that, und sich redlich fühlt, keinen Undank vertragen kann, und daß der größte Held, der dem Tod in blutigen Treffen unerschrocken ins Auge sieht, mit Abscheu zurück bebt, wenn er ihn als Strafe leiden soll. —

Da die Mittagsländer nun von allen Seiten Verlust hatten, wütheten sie ärger

ger als vormals in ihrem Lande, doch gab es dort viele, welche mit der neuen Einrichtung, an der man schon Jahrelang drechselte, unzufrieden waren, und sich wieder gegen die Empörer empörten, und wer ein wenig zu urtheilen verstand, sahe wohl, daß dies ein langes und breites werden würde, und lange noch an keinen Frieden und Ordnung zu denken wäre. Die Sache kostete dem Ritter Tobias viel goldne und silberne Münzen, die er alle aus seinen Ländereyen nachkommen ließ, darüber murrten nun seine Leute, die er daheim gelassen hatte, und sagten, er würde sich ganz zu Grunde richten, (denn die meisten von ihnen waren ohnehin mit der Seuche der Mittagsländer nicht schlecht angesteckt,) wozu ihnen

nen das, was wir von den Einrichtungen des Ritters erzählt haben, einigen Anlaß gegeben hatte; aber er war zu alle dem still und dachte; ich will euch wohl zeigen, daß ich so einfältig nicht gewesen bin, diese Fehde anzufangen, ohne daran zu denken, wo ich meine Kosten wieder bernehmen soll, und traun Tobias war hierinnen so gut, ein mächtiger Ritter wie andre seinesgleichen, die unter allen Menschen am wenigsten geneigt sind, etwas umsonst zu thun. Ob Kunz oder der neue Burgvoigt die Unterhandlungen, welche Tobiesen bey jedem Ausfalle dieser Sache sichern sollten, schmieden half, wissen wir wenigstens nicht, aber sie wurden geschmiedet und gereichten immer der Haushaltungs-

kunst

kunst dessen ders that, zur Ehre, welche letztere am meisten auf Tobiesen selbst fiel, denn die Großen werden für alles gelobpreißt, was andre für sie aufarbeiten. — Wohl wahr! es hat kein Mensch mehr Ehre von seinen guten, klugen oder grosen Handlungen als ein Mächtiger; insgemein rühmt man ihn deswegen, ob er gleich oft kaum weis, daß es geschehen ist, ich möchte wohl ein Fürst seyn! aber nimand wird auch mehr getadelt, geschmäht und gehaßt, als ein Mächtiger, wenn unter ihm Bedrückungen, dumme Streiche oder nachtheilige Handlungen vorfallen, wovon er noch öfter nicht ein Wort weis, — ich möchte kein Fürst seyn! — Ritter Tobias wußte hier wohl was beschlos-

ſchloſſen war, damit er Entſchädigung ſeiner Koſten wegen der langen Fehde gegen die Mittagsländer bekäme, denn dafür hatte ein anderer Ritter ſorgen helfen, der es aber eben ſo wenig aus Dienſtfertigkeit that als alle ſolche Herren.

Wir wollen nun hören, wie die Großen der Erde mit ihr als mit ihrem Eigenthum umgehn, und ſie nach Gefallen theilen, als wenn ſie eigentlich für ſelbige geſchaffen worden. — Mag wohl auch ſeyn; wer ſoll denn die Anſtalten zur Politur, Ernährung vieler tauſende, zu den häufigen Verbeſſerungen, welche mit zu dem lebhaften Fortgange der großen allgemeinen Lebensmaſchiene gehören, machen, wenn es nicht die Menſchen ſind?

ſind? — Und welche Menſchen? Alle zuſammen, jeder nach ſeinem Sinne? — Freunde, das geht nicht; beſinnt euch doch, wie Menſchen ſind, einer will das, der andre jenes, jeder hat andre Meinungen, andre Leidenſchaften, andres Intereſſe, alle liefen aber mit dem gebiethriſchen: ich will es ſo haben! an einander an; denn nichts verrückt die Köpfe ſo ſehr, als die Macht zu befehlen. Es müſſen alſo welche ſeyn, die das groſſe Wort führen, glaubt's nur; die Leute, ich rede hier nicht von Ausnahmen, ſind nie glücklicher und beſſer, als wenn ſie gehorchen müſſen. Nur nicht als Sklaven müſſen ſie behandelt, es muß ihnen nicht zugemuthet werden, gegen ihr Gefühl und gegen ihre Anſprüche ſich blos

als Meubles der Großen anzusehn, die zu ihrem Nutzen oder Vergnügen da sind, und nicht weiter unterhalten werden dürfen, als es nöthig ist, um dazu tauglich zu bleiben. Die Obergroßen dürfen nur gerecht und wachsam über das Wohl der Gehorchenden, die Untergroßen aber keine glühenden Zangen seyn, welche alles, was die ersten ihnen zu besorgen auftragen, so herben ziehn, daß die Leute immer und immer über Brandschäden schreyen; dann geht alles in der besten Ordnung, denn wer kann mehr Broderwerbe geben und tausende ernähren, das Verdienst sichtbar besser hervor ziehn, und belohnen, als die Mächtigen? Es müssen verschiedene Stände seyn wenn die schöne Kette der Gesellschaft bestehen soll, die-

se

se mögen nun Fürsten, Grafen, Barons, Bürger und Bauren oder blos Reiche und Arme heißen: — denn hier sitzt eigentlich der wichtigste Standesunterschied. Aber es ist der Wille einer weisen Vorsehung, daß diese sich dienen lassen und jene dienen, wo bliebe sonst Thätigkeit und Abwechslung der menschlichen Schicksale, ihrer Freuden und ihres Erwerbs, der Bediente kann den Dienenden eben so wenig entbehren, als sehr dieser jenen nöthig hat; alle sind Weltbürger, die aus dem großen Ameisenhaufen, nach verschiedener Art nöthig sind; in dieser Hinsicht ist es billig, daß alle gleiche Rechte genießen, d. h. jeder hat das Recht zu schreien, wenn er auf den Fuß getreten wird, mit dem Ueber-

muth und der Gleichgültigkeit, womit man auf einen Erdschollen steht.

Zehnter Abschnitt.

Wie Ritter Tobias vorsichtig war und sich um Entschädigung seiner Fehdekosten umthat.

Kunz oder wer sonst in der geheimen Halle des Ritters Tobias war, als der Zug gegen die Mittagsländer beschlossen ward, oder der Ritter selbst hatte die Vorsicht, Briefe zu schicken, durch Eilbothen an den jungen Ritter, und einen andern mächtigen Ritter, welche er fragte, was er dafür bekäme, daß er seine Leu-

Leute und ſein Geld aufopferte, — denn die erſtern laſſen ſich unſere Ritter mit bezahlen, als wären es Krautköpfe, — da ward gerathſchlagt, und folgendes beſchloſſen.

Gegen Mitternacht wohnte ein Volk, welches man weder zu den geſitteten noch ungeſitteten, zählen konnte, das erſte waren ſie dem Schein nach beſonders auſſer ihrem Vaterlande, da krochen ſie vor jeden und ſchmiegten ſich, machten die Freygebigen und Grosmüthigen und thaten wie andre ordentliche Menſchen, aber es war keine Treue und Glauben bey ihnen; ungeſittet aber waren ſie in der That, denn in ihrem Lande handelten

ſie wie Barbaren und Unterdrückte der Armen, welche auch immer Gift und Verderben gegen jeden Großen im Herzen trugen, und ſo falſch waren, wie die Schlangen. Das kam aber daher, weil ſie dem lieben Vieh gleich geachtet und gehalten wurden, deswegen krochen ſie unter ihren Herrn gleich den Würmern, denn ſie wollten dadurch der Knute entgehn, die ſie auf den geringſten Anlaß bekamen. Die armen Leute waren auch ſo lumpig und ſchmuzig, daß man ſie zum Beyſpiel anführte, wenn man jemanden dieſer ſchlimmen Dinge beſchuldigen wollte, und ſogar bey den Vornehmen gieng es ſo muzig zu, ob ſie gleich viel auf Pracht und Ueppigkeit hielten. Man ſahe recht an dieſem Volke, welch

ein

ein Unglück es ist, nicht von einem Herrn allein, sondern von vielen abzuhängen, denn darum waren sie eben so elend und so sehr unter dem Drucke, weil jedes kleine Ritterlein Macht hatte, zu thun was er wollte. Sie konnten aber niemals mit ihrer Art das Land zu regieren, noch über den, der es regieren sollte, einig werden, seit langen Zeiten war nichts als Hader, Neid und Raubsucht von ihnen gehört worden.

Das Land selbst aber war groß und fruchtbar und gefiel den Nachbarn umher nicht übel, welche, wenn die Bewohner desselben sich zankten, unter dem Vorwande Friede zu stiften, sie zu ihren Absichten zwan-

zwangen und sich dann mit einem Distrikte ihrer Besitzungen für die Mühe bezahlt machten. Es war eigentlich Brauch worden, dies Mittelmeerland als Freybeute anzusehn, die man aber so lange unberührt ließ, bis man zumal Unfesten gehabt hatte, welche sich nicht auf andre Art ersetzen ließen. Ritter Tobias und seine Verbündeten hatten dies in alten Chroniken gelesen, und fanden diese Methode auf den gegenwärtigen Fall anwendbar; der mächtige Ritter also, welcher an dem Ihm der Mittagsländer auch Mißhellen hatte, sagte: ich will nicht mit euch ziehen, massen mir der Zug so weit ist, aber mir ists besser zur Hand, die neben mir wohnen in Acht zu nehmen, wir wollen sie unter einander hetzen,

hetzen, daß wir Ursach haben mögen zu schlichten, dann will ich einfallen und mich des gröſten Theils ihres Landes bemächtigen, als wollte ich sie in Schuz nehmen, so mögen Ritter Tobias und der junge Ritter, wenn es Zeit seyn wird, von ihren Seiten auch etliche Mannschaften schicken, und wollen denn schon überein kommen, daß jeder sich wählen kann einige ihrer Ländereyen. Da dies entschieden war, fand Ritter Tobias nicht mehr Ursache, ein Widerwort zu reden, und als es nun Zeit war, begann er Mannschaften auszusenden nach der genommenen Abrede, und einzunehmen was ihm zugetheilt war, denn der andere mächtige Ritter hatte zur Hand genommen die Beschreibung der schönen Länder, die

den

den Mitternachtsleuten gehörten, da lassen sie sich aus, was einem jeden am gelegentlichsten war, als wenn's unser Herr Gott so für sie hingelegt hätte, wie der Krämer seine Waare den Kaufleuten. Bey diesem Verfahren aber war weder Sünde noch Räuberey, denn eigentlich konnte man doch sagen, daß dieses Land keinem gehörte, weil sie es alle beherrschen wollten und nie zur Ruh und Ordnung kamen. Die armen Leute in demselben, die, zum Lohn für andre dergleichen Friedensstiftungen, unter den Schutz der Friedensstifter gekommen waren, befanden sich viel besser als zuvor, denn ihre Ritterlein, welche unter dem mächtigen Ritter, den sie zu Theil worden waren, so gut wie die geringen standen, durf-

durften ſie nicht mehr ſo drücken und ſchinden, es ward Dieſen aufgeholfen, und wurden auch geſitteter und klüger.

So weit hatte alſo Tobias ſeine Feinde und Höhner beſchämt, und es ſchien, als ob er zuletzt lachen würde. Es muſte ihm auch, da er ſo gewiß wuſte, woran er war, keinesweges bange ſeyn, denn er lebte ſehr vergnügt an den fremden Orten, wo er, den Feinden aus Mitleiden wegen, ſeyn muſte, und das Minnewesen ward nicht vergeſſen; obwohl der Ritter ſchon betagt war, denn er hatte ſchon lange Jahre Haus gehalten, ſo ſahe man doch noch keine Abnahme ſeiner Kräfte. Auch die liebe Kunigunde

lebte

lebte noch, und besuchte ihn, da war grose Herrlichkeit. Es war dem Ritter Tobias nicht zu verdenken, daß er sie immer in alten Gedenken behielt, denn seit langer Zeit sinen suchte sie ihn durch andre die Freuden zu verschaffen, die sie ihm selbst nicht mehr geben konnte, da sie ein alter Mütterchen war, die schon Enkel hatte, zwar wird ein jeder sagen war doch Ritter Tobias noch viel älter, aber ein Mann ist mit achtzig Jahren ein Greis und das Weib bey sechzig schon Greisinn.

Doch bey allen diesen Freudenfesten, welchen Tobias besonders in einer grosen freyen Burg beywohnte, die er den ans-

ausländiſchen Rebellen wieder nahm, riena es doch gegen dieſe baarſchaft zu. Indeſſen, daß der Ritter die Liebe der Freyburger und ihre Aufmerkſamkeit dadurch belohnte, daß er und ſeine Leute viel Aufwand bey ihnen machte, mit ihnen luſtig war, und einigen ihrer ſich denen Einwohnerinnen ſein Herz lieh, lagen ſeine Herre unter den gröſten Strapatzen, Mangel und Froſt dem Streit gegen die Muttagländer ob, die noch umher lagen und beſonders eine ſchöne Feſte inne hatten, die Tobias durchaus einnehmen muſte, wenn er würklich was gethan haben, und ſie über die Grenzen jagen wollte. Es waren zu ſeinem Heer geſtoßen noch andre Haufen Reiſigen und Fußvolk, die ihre Herrn, die

die benachbarten Ritter hergesandt hatten, damit sie helfen möchten, die Rebellen vertilgen, also war ein treffliches Heer beysammen, und konnten den Belagerten in der Stadt wohl die Spitze bieten, auch thaten sie es. Besonders waren die neu hinzugekommenen voller Muth, und wunderten oft die Heere des Ritter Tobias auf, welche ganz verdrossen waren, und sagten: ihr habt gut lesen, denn ihr bisher geruht habt, wir aber haben viel Ungemach ausgestanden und wohl erfahren, daß die Mittagsländer nicht laufen, wenn wir mit der Zunge klatschen, haben auch den Teufel davon, daß wir unser Blut und unsere gesunden Glieder um fremder Leute willen aufopfern sollen, da wir daheim

seyn

seyn könnten, wo uns niemand anfickt. noch unserm Ritter von seinen Besitzungen was abstreiten will. Solltet nur wissen, wie in unserm Lande alles männiglich wild ist, daß er das schöne Gold und Silber, welches sein Vater zusammengekratzt hat, ins Ausland kommen läßt, daß es alle wird und die daheim nichts davon haben, und er ihnen, wenn's fehlt, mit nichts zu Hülfe kommen kann. Habt nicht Unrecht, sagten die Verbundenen, aber laßt uns zusammen halten und wacker seyn, damit wir die Mittagsländer, denen wir Abendländer immer feind gewesen sind, hinaus jagen mögen, uns zur Ehre. Da nun auch die kleinen Ritter, die über Tobias Heere gesetzt waren, ihnen zusprachen, und sagten:

bedenkt,

bedenkt, daß ihr Rosemondsche Mannen seyd, und laßt euch nicht von andern zu eurer Pflicht ermahnen, seht, wenn ihr die Aufrührer hinaus habt aus dem lieben Abendlande, dann werdet ihr mit Freuden heim ziehen. Dürft auch nicht denken, daß Ritter Tobias dabey zu schaden kömmt und hinfüro seinen Ländern, euern Vätern und Kindern nicht helfen kann, wagen er ein großes und weites Gebieth im Mitternachtsland eingenommen hat, woraus er viel Geld Waaren und Getraide ziehen kann. Da gelobten die Rosemondschen Heere wieder brav und wacker zu seyn, und waren es auch. Aber die schöne Feste war von den Freyheitlern so gut besetzt, und sie waren so wachsam, daß viel Monden ver-

vergiengen, ohne daß man ihnen was anhaben, oder abnehmen konnte, sie fielen vielmehr öfters heraus und wenn sie auch gleich durch die verbundenen Heere nicht durch oder sie zurück treiben konnten, sondern selbst zurück mußten, so erschlugen sie doch viel wackre Kerven und noch vielmehr Lackte. Endlich aber schickte sichs doch, daß sie übergeben mußten die Feste, und sagte man, Tobias selbst habe mit silbernen Bomben hinein gefeuert, welche so viel Gründe zur Uebergabe hervorgebracht hätten, daß die Meutmacher sie beschließen, und sich ergeben mußten. Bey solchen guten Umständen wuchs dem Heere der Muth wieder und tummelten sie sich nun weidlich zu mehrern Eroberungen, und nahmen den Rebellen

noch

noch etliche Burgen ab, deren Anführer einige in ihre Heimath berufen wurden, um wegen der silbernen Kugeln Rede und Antwort zu geben. Ritter Tobias aber begab sich, da ein so großes Werk endlich vollbracht war, in die freye Burg, gab zwölftausend silberne Schilde hin, damit man ihm eine Lust dafür machen möchte, und empfing den Dank für seine Heldenthat von einer schönen kleinen Sängerin.

Wir haben im Anfange dieser Geschichte den kleinen Ritter beschrieben, wie er sehr großen Verstand hatte, und viel mächtiger Thaten ausübte, wie er auch mit seinem Sohne Tobias gar nicht zufrie-

zufrieden war, und ſich nicht viel Gutes von ihm vorſtellte. Wenn er aus dem Fegfeuer, worinnen er vielleicht noch iſt, weil er kein frommer Mann war, oder von dem Ort, wo ſich ſonſt ſein Geiſt aufhalten mag, auf ihn herblicken könnte, ſo hätte er ſich vermuthlich über vieles ſchwer geärgert und den guten Tobias fort und fort getadelt, bis zur Zeit aber, wo ich nun mit der Geſchichte des letzten bin, ſeh ich doch nicht, daß er mit der Art ſeines Benehmens rückwärts gekommen wäre, oder für ſeine Perſon und ſeine Nachkommen was verwirthſchaftet hätte, wir wollen nun hören, was der alte Einſiedler, welchem ich Ritter Tobias Geſchichte nachſchreibe, weiter von ihm und allen andern Gegenſtänden

die in dieser alten Historie vorkommen, sagen und wie der Ausgang von dem allen seyn wird. Mir bangt ein wenig, daß es noch viel Kopfwaschens setzen wird, und daß die verbündeten Ritter zuletzt noch über dieß und jenes in Streit gerathen werden, will's aber nicht wünschen. Ich werde zu meinen Alten hinziehen, der noch lebt, in einigen Monden, daß er nicht von der Welt scheiden möge, bevor ich alles erfahren, denn er ist alt, wie ein Patriarch aus der ersten Unschuldswelt.

Erst bey diesen letzten Perioden bemerkte ich, daß es noch einen Theil von dem alten Manuscript giebt, und ärgerte mich nicht schlecht, dieses nicht bemerkt, nicht

nicht beſſer nachgeſucht und alles mit genommen zu haben. Nun trift es ſich zu meinem Verdruß, daß der Herr.... Rath nicht zugegen iſt, und der Mann, der indeſſen ſeine Stelle vertritt, äuſſerſt aufmerkſam thut, wie alle Interimsregenten. Ich muß alſo durchaus warten, bis der rechte Mann wieder kömmt, um mein gelehntes Manuſcript wieder an Ort und Stelle zu legen, und mich nach dem zweyten Theil oder der Fortſetzung umzuſehn. Ich hoffe, ſie zu finden, oder mein alter Autor müßte den Einſiedler nicht mehr am Leben getroffen haben, ſollte dieß der Fall ſeyn, ſo thäte es mir ungemein leid, dem Publikum nichts mittheilen zu können, weil ich ſelbſt nichts hätte, und dieß ein Werk iſt, welches

sich nicht aus eigenem Kopfe ergänzen läßt, indem alle weitere Nachrichten fehlen, und ich in keinem andern Werke, der vor und jetzigen Zeit von einer solchen Geschichte gelesen habe, es müßte denn ganz in die graue Vorzeit hinausreichen, und aus einem Lande entlehnt seyn, das wir noch nicht gehörig kennen, wozu mir das Alter meiner Handschrift Vermuthung giebt. — Aber ich habe gute Hofnung; es scheint mir, als hätte ich so was ähnliches neben dem jetzt gelieferten Manuscript liegen gesehn, wenn ich mich nur nicht geirrt habe, und die Mäuse eben so discret damit gewesen sind, wie bey diesen, so würde ich das weitere mit so mehr Vergnügen mittheilen, da ich mich für den Ritter Tobias ungemein interes-

sirte

ſire, und gern ſelbſt wiſſen möchte, wie es ihm weiter ergangen ſeyn mag, und vielleicht gewährt dieſes letztere noch einige Aufklärung für die Chronologie, für welche dieſer erſte Theil gar nichts aufhellendes hat.

Bis dahin verbittet ſich alſo auch der Herausgeber alles voreilige, klügelnde und, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, wenn man eine Sache, bevor ſie noch völlig beendigt iſt, beurtheilen will, einſeitige Raiſonnement über die Schrift dieſes alten Graubarts, der ihm eine ſo ziemlich ehrliche Haut zu ſeyn ſcheint, beſonders alles allegoriſche Anwenden auf gleichzeitige Umſtände, die leicht dem Buche und dem Autor gefährlich werden

kön-

können, da mir gegenwärtig ohnehin in einer bedenklichen Zeit leben, und zu erwägen, daß das Ende allein das Werk krönt, bevor also meine Leser nicht das ganze Buch in Händen haben, bitte sie, ihr Urtheil darüber zu dispensiren.

Der
Substitut
des Behemoth
oder
Leben, Thaten und Meinungen
des
kleinen Ritters
Tobias Rosemond.

Eine Geschichte aus uralten Zeiten.

Zweiter Theil.

Bagdad,
gedruckt vor der Sündfluth.

Ritter
Tobias Rosemund.

Zweyter Theil.

Als der Herr Bibliothekar von seiner Reise hinlänglich ausgeruht hatte und sich das erstemal wieder in die Bibliothek begab, welches ich durch einen treuen Kundschafter erfuhr, folgte ich ihm auf dem Fuße, und bezeugte ihm meine Freude, daß die Residenz einen Mann von solcher Wichtigkeit wieder hätte. Dieses Compliment brachte mir die Erlaubniß zu wege, allenthalben herumstöbern zu dürfen. Indessen er andern Leuten, die sich da einfanden, seine Reisegeschichte mittheilte, hatte ich Zeit die einst mitgenommene

Handschrift wieder an Ort und Stelle zu legen, und den zweyten Theil zu suchen. Ich fand ihn, verbarg ihn und eilte nach Hause — so froh, wie es immer ein ehrlicher Mann ist, wenn er Wort halten kann, denn ich hatte nicht vergessen, was ich dem Publikum versprochen. Also machte ich mich an die Arbeit, durchlief erst die alte Schrift, welche nicht so, wie der erste Theil nach dem Geschmack der Mäuße gewesen seyn muß, weil sie noch ziemlich ganz war, und begann nun die Umschreibung, welche ich hiermit liefere.

Erſter Abſchnitt.

Wie Ritter Tobias aus der freyen Burg abzieht und heimreitet, und wie er Beylager ausrichtet seinen Junkherren.

Ritter Tobias, ſagt der alte Schriftſteller, überlegte, nachdem er ſich in der freyen Burg weidlich geletzt und ergötzt hatte, daß es wohl faſt gut ſeyn möchte, einmal zu Hauſe zum Rechten zu ſehen. Es war ihm zu Ohren gekommen, daß

ſeine

seine Leute in allen Burgen und Schlössern nebst Freyen und Landleuten, daß auf ihn schalten, denn sie es Zeit seines Auszugs gethan hatten, und sprächen: Wie übel bedenkt doch unser Ritter die Seinen! Da sitzt er in fremden Landen, verschmaußt und verspendet so viel, was er uns zukommen lassen könnte. Es gnügt ihm nicht, daß er durch die Händel, in welche er sich mit gemengt hat, die Rosemundischen Schätze, in das fremde Land, wo er dem Streit obliegt, holen läßt, er bleibt auch Winterszeit aus und wendet Fremden zu, was er seinen Leuten sollte zukommen lassen. Darob sandten die treuesten seiner Vasallen und Burgvögte Sendschreiben über Sendschreiben an ihn und ermahnten ihn heimzukommen, maa-

ßen wohl noch gar ein Aufruhr zu befürchten stünde; denn jedermann unwirsch wäre und murrete. Sie haben wohl Recht, dachte der ehrliche Ritter Tobias, welcher nie aus bösem Willen sündigte; darum will ich heimziehn und ihnen Freude machen, daß sie mir wieder gewogen werden mögen. Dieß konnte auch wohl geschehen, denn die Junkherren des Ritters, welches schöne und rüstige Jünglinge waren und in den beschwerlichen Zügen und Fehden mit den Mittagsländern gezeigt hatten, daß sie Rosemundischen Geblüts wären, hatten in der freyen Burg etliche liebliche und tugendsame Fräulein kennen lernen und diese gefielen ihren Augen. Sie trugen ihnen züchtiglich Minne an, und die Fräulein freuten sich so

vornehmen jungen Rittern gefallen zu haben. Tobias, welcher die Seinen gern glücklich machte, freuete ſich auch inniglich, die jungen Leutlein ſo in einander entbrannt zu ſehen, und billigte die Werbung ſeiner Söhne um die ſchönen Ritterdirnen. Da nun alles in Richtigkeit war, beſchloß er, in ſeiner vornehmſten Burg die Beylager mit vieler Pracht zu vollziehen, und beſtellte, da er mit ſeinen Söhnen heimzog, die Bräute auch dahin. Das war ſeinen Leuten ſehr lieb; denn ob ſie auch unterweilen murreten, ſo waren ſie doch ihrem Rittergeſchlecht treu und hold und ſahn es gern, wenn ſich daſſelbe immer vermehrte. Als die ſchönen und zarten Fräulein auf der Reiſe waren, machten ſie allerhand Anſtalten, dieſelben

mit

mit Jubel, Pauken und Hörnern, Geigen, Schallmeyen und Gesäng einzuholen, und ließen sichs was kosten, um daß alles festlich aussähe. Als nun die Bräute ankamen, zogen sie aus ihnen entgegen und als sie selbige ansichtig wurden, jauchzten sie über ihre Schönheit und rühmten sie laut. Die Fräuleins empfanden über diesen guten und ehrsamen Empfang und über die Zeichen des Beyfalls, den sie bey den Leuten ihres Schwähers fanden, herzinnigliche Wonne, weinten vor Freuden und gewannen durch ihre Freundlichkeit und höfliche Sitten immer mehr Liebe. Bald darauf wurden sie ihren Rittern beygelegt und gab es viel Panquete, Freuens und Jubelns in Tobias Burgen. Er selbst war fröhlichen Sinnes, und man

lobte

lobte ihn darum, daß er ſeine Schnüre ſo werth hielt, welche die Liebe, ſo er ihnen erwieß, zu vieler Leute Beſten anwendeten, ſo viel es ſich vor den Kurihen und Fabianen thun ließ.

Mit dieſen Hochzeiten, wobey viel darauf gieng, und mit der Vermehrung ſeines Hauſes durch ſittige und tugendhafte Fräulein wurde alles wieder in Tobias Beſitzungen beſänftigt, auch hatte männiglich viel Wohlgefallen an den jungen Rittern, ſeinen Söhnen, welche ſo, wie ihre Haußfrauen, gütig und treuherzig gegen jedermann waren.

Zweyter Abſchnitt.

Worinnen neue Unruhen für den Ritter Tobias wegen der Mitternachtsländer zu vernehmen ſind

---

Tobias konnte aber, wiewohl er an den Seinen und daheim Freude und Friede hatte, doch keine Ruhe genießen, maaßen er von weiten her Nachrichten bekam, die ihm böſe Laune machten. Wir wollen nicht unterſuchen, ob das Gewiſſen dem Ritter wegen der Mitternachtsländer nichts vorwarf, obs ihm nehmlich nicht der Falſchheit zeihte, daß er ſich träulich gegen ſie geſtellt und ihnen guten Rath gegeben hatte, wie ſie ſich vor einem gewiſſen trotzigen Ritter, ihrem Nachbar, hüten und einen Bund unter ſich machen ſollten, den er beſchützen wollte. Er ſelbſt

hatte

hatte den Bothschaftern, so die Mitternachtsländer zu ihm sandten, freundlich zugesprochen, und ihnen Heyl und Beystand zugesagt; mag aber wohl seyn, daß er es damals von Herzen meynte. Da aber der Streit mit den Mittagsländern anhob und er auf etwas sinnen muste, das ihm die Kosten, die er verursachte, wieder einbringen könnte, ließ er sich sein Wohlmeynen für jene gereuen und nahm mit dem schon erwähnten trotzigen Ritter allerley Abrede, gegen die, denen er vorhin Schutz versprochen hatte, wodurch er ein Stück ihres Landes bekam, wie wir dieses im ersten Buch erzählt haben. — Ob nun, meynt ihr, sein gutes Herz sich darob nicht widersetzte? Ja, lieben Leute, darauf weiß ich euch nicht Antwort

zu

zu geben, will euch aber ſo meine Meynung ſagen: Es iſt ein Wort aufgekommen, das heißt Politica; dieſes Wort faſſet alles in ſich, was zum Nutz und Frommen der fürnehmen Rittersleute gehört, mag nun zu erlangen ſeyn auf was Art und Weiſe es immer wolle. Was bey gemeinen Leuten als Liſt und Trug, Wortbrüchigkeit und Untreue beſtraft wird, übt man unter dem Begriff dieſes Worts Politica als Recht und als Weisheit aus. Dieſe Regel mag nun wohl Ritter Tobieſens Gewiſſen beruhigt haben, und, Gott weiß, wie es zugieng, ſeit er, der doch ſo ein ehrliches Herz hatte, Hauß hielt, handelten die Roſemundiſchen viel ab mit allerley Leuten, Freunden und Nachbarn, was ſie heim-

lich

lich anders meynten, und wenns nöthig war, drehn und deuteln thäten, wie sie wollten. Hier geschah das auch: Ritter Tobias und die Beysitzer seiner geheimen Halle stellten mit den Mitternachtsländern die Fabel vom Lamme vor, welches dem Wolf den Bach getrübt haben sollte; die letzten handelten zwar so, wie sie es mit Tobisen abgeredet hatten; nun aber wollte er wieder anders haben; da sie nicht gleich gehorchten, that er, als wenn er böse darüber würde, und nahm ihnen zur Strafe das mehrbesagte große Stück Land weg. Die Mitternachtsländer musten sich wohl alles gefallen lassen; denn sie konnten sich gegen drey mächtige Ritter nicht wehren, da, wie wir

wissen,

wiſſen, der trotzige Ritter und der junge Ritter auch ihren Theil nahmen.

Aber die beraubten Leute kränkten ſich gar ſehr, und dachten darauf, wie ſie ſich an dieſen Großhanſen rächen und ihnen wieder abnehmen wollten, was ſie ſich angemaßt hatten. Einige ihrer Vornehmen rathſchlagten unter einander, und die den meiſten Muth hatten, beſchloſſen, ein Heer zu verſammeln und Fehde zu bieten denen, die ſie unterdrückten. Da verſteckten ſie ſich derweil, bis das Heer zuſammen war in Hölen und Wäldern, und es ſammelten ſich zu ihnen viel loſe Buben und mit unter auch wackere Leute. Sie hatten noch eine große ſchöne Burg, in der ſie ſchalten und walten konnten,

wie

wie sie wollten; dort wurden Verbindungen und Anschläge gemacht, und heimlich Botben gesandt an die so sich versammelten zum Streit. Von da aus giena ein beherzter Mann Wagebold genannt, der das Heer anführen sollte, zu den Mittagsländern und wo sie in den Bund der gedrückten Mitternachtsländer. Es gelang ihm auch, denn die Mittagsländer sahn es gern, daß die Ritter, die Krieg gegen sie führten, noch mehr zu thun bekämen: Weil sie aber ihre Leute gegen viele Feinde brauchten und ihnen das Mitternachtsland auch zu erliegen war, so gaben sie ihnen Geld, und sagten zu Wagebolden, dem Kühnen: Geh hin und schaffe dir Reisigen und Fußvolk, Rosse und Wagen, damit zu streiten gegen die mächti-

gen

gen Ritter; wenn es Noth thun wird, wollen wir auch weiter Beyſtand leiſten. Da wuchs dem Mann der Muth und er zog wieder heim mit Freuden, es deuchte ihm nicht anders, als hatte er ſchon geſiegt und alles wieder gewonnen. Viele, welche den drey Rittern das, was ſie den Mitternachtsländern genommen hatten, nicht gönnten, freuten ſich über die Anſtalten, und machten ein Geſchrey von Wagebolden, das faſt groß war, contres ſeyeten ihn ab und thaten, als wären ſie mit groß und berühmt, wenn ſie ſein Bildniß beſäßen. Anfangs gieng es auch gut von ſtatten mit allen Unternehmungen; das Heer des jungen Ritters und das Heer des Ritter Tobias muſten hier und da weichen und des Ruhmgeſchreys ward im-

mer mehr von dem tapfern Wagebold. Er verdiente es auch, denn er war rüstig und unerschrocken und machte es übrigens, wie immer große Helden zu thun pflegen, die alle Vortel in Acht nehmen. Zum Exempel, er sendete Aufwiegler aus, die musten in Aufruhr setzen alle Mitternachtsländer, die unter die Vothmäßigkeit des Ritter Tobias gekommen waren, samt denen, die schon bey Lebzeiten seines Vaters unter Rosemundische Gewalt gerathen. —

Tugend und Gerechtigkeit sind zwey Schwestern, die vom Himmel geschickt wurden, daß sie unter den Menschen wohnen und sie regieren sollten. Aber die Menschen haben sie heimlich umgebracht,

geben

geben aber vor, daß sie noch lebten, und bedienen sich ihrer Nahmen, wo es ihr Nutzen verlangt. — Dieses geschah auch in dem Mitternachtslande: sonst waren die gemeinen Leute Sclaven der Vornehmen und musten mit sich machen lassen was diese wollten, denn das war ein großer Vortheil für die Vornehmern. Aber nun war es wieder zu ihrem Besten, allem Volke Freyheit und Aufkommen zu versprechen, weil sie, die sich zu ihren Beschützern aufwarfen, es für billig und gerecht erkannt hätten, vorpredigen zu lassen, und sollte ihnen dieses, ihr Recht, wiederfahren, wenn sie sich aufmachten und die Fremden aus dem Lande jagten. Das gefiel allem Volk und machten sich fast männiglich auf, und die, welche schon

unter den mächtigen Rittern waren, empörten sich.

Da gab es Arbeit und böse Bothschaft für den Ritter Tobias! Er muste nun seine Mannen und seine Seckel theilen, damit er den Mittags- und Mitternachtsländern Spitze bieten könnte. Weil er nun schon erfahren hatte, wie seine Gegenwart, da er mit gegen die ersten auszog, Gutes gestiftet hatte, beschloß er, sich auch gegen Mitternacht zu zeigen, dort seine Heere aufzumuntern, seine neuen Leute zu sehen und sich bei ihnen beliebt zu machen. Es half wohl auch etwas hier und da, auch theilte er unter sie Ehre und Versprechungen aus. Da nun seine Heere dazu kamen, war der Widerstand

ſtand nicht mehr ſo groß und wurde bald wieder Ruhe. Nun zog Ritter Tobias wiederum heim und ließ ſeine tapfern Hauptleute, die er über das Heer geſetzt hatte, den Streit weiter führen.

Dritter Abſchnitt.

In welchem ein Wort vorkommt vom frommen Klaus und von Ritter Lobeſens gottſeliger Lebensart in der bezauberten Burg.

In der Heimath ſah man es auch ſehr gern, daß der Ritter wieder kam, ob er gleich für ſeine Leute wenig oder nichts war, denn er verſchloß ſich wieder, wie zuvor in das bezauberte Gefilde, wohin niemand gelangen konnte, der nicht von ihm oder vielmehr von Fabian die Erlaubnis hatte. Zwar hatte er weder Thurmwächter noch Thorwärtel, wie es einem ſo großen Ritter zükommt, es war aber ſchwerer hineinzukommen, als wenn ſolche Leute Acht gehabt hätten. Denn es gab böſe Hunde von ungeheurer Größe

da-

daſelbſt, die hätten wohl abgehalten das böſe Geſindel, daß ſich gewagt hätte hinein zu dringen. Dieß alles nun war, wie es ſich in einer bezauberten Burg gehört, wo die, ſo hinein wollen, von wilden Thieren angefallen werden. Man wunderte ſich, und wird ſich auch, wenn man bey dem Nachkommen dieſes Buch leſen wird, wundern, wie der gute und fromme Ritter Tobias ſich in ſolch einem Zauberarreſt aufhielt und ſich darinnen vor ſeinen Leuten verſteckte, die ihn doch ſo gut zu ſprechen verdienten, als die Kuribe, Kunze und andere, welche ihn beſeſſen hatten, wie der Gott ſey bey uns eine arme Seele. Aber wer weiß, welche chriſtliche Abſicht der Ritter unter dem Verſchließen hatte. Er war doch ein

für

für allemal ein frommer Mann; ließ des Morgens in aller Frühe Messe lesen, der er sehr andächtig beywohnte; auch betete er nachdem noch täglich sechsmal. Der fromme Burgvogt Kurth hatte, weil der Ritter zu Felde lag, mächtig geeifert um Glaubens Sachen und ob gleich mancher superkluge Mensch die Achseln zuckte und sagte, daß er mit seiner Disciplin der gesunden Vernunft die Augen ausgeißeln wollte, so erlangte er doch in vielen Stükken seine Absicht. Und war es auch schon genug, daß die gesunde Vernunft die Augen hier und dort zudrücken muste; denn dadurch beugte er sie doch ein wenig unter den Gehorsam des Glaubens. Darum war es wohl recht und billig, daß Tobias dem eifrigen Kurth aufs neue ehren-

renwerth hielt und nebst ihm auch andere heilige und fromme Männer. Diese nun ermahnten ihn fleißig zu bethen, daß Gott Glück und Sieg wider seine Feinde, und allen seinen Anschlägen Gedeyhen geben möchte, auch ihn schützen vor bösen Leuten. Dieses, sagten sie ihm, sey besser, als sich in viele Geschäfte einlassen und mit seinen Unterthanen zu sprechen oder sie anzuhören, für welchen er sich lieber hüthen sollte, weil sie eitel unbillige Dinge forderten. Dieß alles that Tobias pünctlich, er zeigte sich selten und wenn es geschah, sah er keinen Menschen an, machte ein unfreundlich Gesicht und gab keine Antwort, wenn ihn jemand anredete. Aber er befahl doch seine Leute auch in seinem Gebet unserm Herr Gott,

womit

womit sie sein hätten zufrieden seyn sollen; das waren sie aber nicht, sondern legten ihm als Dummheit und schlechte Gesinnung aus, was doch nur Liebe zur Bequemlichkeit und mitunter mürrische Laune war. Einer von seinen Günstlingen sagte: (und machte selbst ein ängstliches Gesicht dazu,) der gute Ritter ist ängstlich, daß er nicht alles gewähren kann, wie er wünscht, da er ein so gutmüthiger Mann ist, der nichts versagen kann, darum hat ers nicht gern, wenn er viel überlaufen wird. — Ein jetziger Fürsten Günstling, der seinen Herrn entschuldigen wollte, würde sagen: der Herr ist verlegen, daß man Gesuche haben möchte, die nicht füglich zu willfahren sind. So was schmerzt sein gutes Herz, und deßwegen

sucht

ſucht er lieber auszuweichen. Dieſe Entſchuldigung wär wirklich etwas, nur ſollte ſie nicht aus dem Munde eines Günſtlings kommen, der nicht füglich eine wichtige Summe nach der andern, woran nothdürftige Unterthanen mehr Anſpruch haben, verlangen kann, und ſie doch erhält. So was ſchmerzt die Herzen dieſer Unterthanen, darum können ſie ſich nicht mit der Entſchuldigung des überladenen Günſtlings beruhigen.

Vierter Abſchnitt.

Vom Minneweſen.

Ritter Tobias, welcher mit Enkeln umgeben war, fieng an in allen Stücken ernſthafter zu werden alſo auch in Dingen des Weiberdienſtes. Auch that es Noth hierinnen einzuhalten, maßen ſeine Kraft doch nicht mehr ſo groß wie ſonſt war. Der gute Ritter hatte auch gar viel Verdruß gehabt mit Weibern und Dirnen, daß ſie ihm wohl zuwider werden mochten. Eine ſeiner Kebsweiber hatte ſich gröblich an ihm verſündigt, ſo daß er ſie ſtrafen mußte, welches ihr jedermann gönnte, da ſie unhold und unfreundlich gegen alle war. Der gute Tobias grämte ſich darüber und war wohl auch grämenswerth, daß

daß er ſich eine Schlange im Buſen genährt hatte, er nahm ſich vor, den Weibern forthin nicht mehr zu trauen und keine mehr um ſich zu haben. Alſo ließ ers dabey bewandt ſeyn, daß er mit kleinen Dirnen ſcherzte, wenn er ſich einmal nach alter Art gütlich thun wollte. Frau Kunigunde hatte auch nicht mehr ſo freyen Zutritt, wie in vorigen Zeiten, woran, wie es verlauten wollte, die junge Ritters Frauen Schuld waren, welche, ſo herablaſſend ſie gegen andere waren, Kunigundens Keckheit nicht vertragen konnten, ſondern ſich bey ihrem Schwäher darüber beklagten. So ſagten viele, die hiervon genauere Kunde haben wollten, und als Kunigundchen, das ehrwürdige Mütterchen, auf einmal einpackte und davon

von zog, wollte man wissen, daß sie fort müßte, weil sie einer der jungen Frauen schnipsch begegnet sey, und ihr Eheherr, ein ehrliebiger und gescheuter Mann, sich darüber beschwert hätte.' Aber andere Leute straften die Sage Lügen, und wollten wissen, sie wäre zu einem wunderthätigen Mutter Gottesbilde gewallfahrtet, damit sie von ihres Alters Hinfälligkeit genesen und sich wieder verjüngern möchte, wie ein Adler; auch habe Ritter Tobias viel Seckel mit Gold hergegeben zu dieser Fahrt. Niemand wußte eigentlich, welche Mähr von diesen beyden wahr sey; jedermann aber meynte, es sey besser, wenn die erste wahr wäre, denn die andere müßte alle Leute verdrießen, maßen Ritter Tobias ein Haus voll Kinder und

Enkel, dazu viel dürftige Wittwen unter seinen Leuten zu versorgen hätte. Es sey gar unverantwortlich, daß er so manche von den letzten brodlos ließ, und es Leuten gäbe, die so schon gesättigt wären, und im Uebermuth pruncten. Aber freylich die gute Kunigunde hatte wohl einer Erholung ihrer Gesundheit nöthig, denn sie hatte manch Aergerniß ausgestanden, weil ihr Ritter zu Felde lag, da hatten ihr gemeine Leute viel Schande und Spott angethan, daß ihr wohl die Galle ins Blut möchte getreten seyn.

Fünfter Abschnitt.

Worinnen wieder etwas von den Mittagsländern, und was hin und wieder geurtheilt wurde, vorkömmt.

Ritter Tobias war, wie schon erinnert worden, in vielen Stücken anders als sonst und meist übler Laune, was auch kein Wunder war, da es überall Wirwar gab, und nichts was er unternommen hatte, recht von statten gieng. Die Mittagsländer waren nicht zu demüthigen, sie übermochten alle mächtige Ritter, die Streit mit ihnen angeboben hatten, und nisteten sich im Abendlande immermehr ein. Ritter Tobias Heere waren müde des Streits, und sagten: die Leute des jungen Ritters ließen ihnen alles allein

über

über den Hals. Es war Uneinigkeit unter den Anführern, daß die tapfern Hauptleute der Sache überdrüßig wurden, und einige der Großen das Heer verließen, weil sie keine Ehre einlegten. Die, so das Beginnen der Mittagsländer lobten und auf ihrer Seite waren unter den Abendländern, spotteten dieser verbündeten Heere, ehrten den Muth der Mittagsländer, und thaten eben, als ob ihre Mitbrüder lauter feige Memmen wären. — So weit gieng die Partheylichkeit, daß diese Leute ihre eigene Nation beschimpften. Die Bücherschreiber drehten alles, was geschah, so wie sie es entweder nach ihren Wünschen auslegten, oder wie sie es unangefochten sagen durften, und widersprachen einander. Es giengen viel

heimliche Schriften herum, und verdächtige Leute, oder die frech gesprochen hatten, wurden auf die Finger geklopft; die Zuschauer zankten sich um das was war und seyn sollte. Es war ein durcheinander Gewäsche und Geschriebe im Abendland, bey welchem niemand Recht und niemand Unrecht hatte; denn von allem war etwas wahr und etwas zugesetzt. Man hätte alles auf ein einziges Blatt setzen können, und es mußte bey dem längst bekannten Ausspruch bleiben, der also lautet: Die Mittagsländer fochten, wie sie wähnten für sich selbst, und dünkten sich eitel Herren, denen alles gehörte, was sie eroberten, das machte sie frech; da sie einigemal gesiegt hatten, wurden sie noch dreuster. Die Heere der Abendlän-

länder hingegen, die unter vielen Rittern ſtanden, nicht zuſammen gehörten, und nichts mehr hatten, obs gut gieng oder ſchlecht, wurden laß und träge. Alſo giengs natürlich zu, daß jene immer weiter kamen. Jedermann iſt ſchnell und fleißig, wenn er etwas für ſich hofft, hingegen verdroßen, wenn man ihm viel Plage zumuthet, die ihm ſelbſt keinen Gewinn verſpricht. Darum war es ja wohl eine ausgemachte Sache, daß kein Dienſtheer in der Welt etwas gegen ſie ausrichten konnte, und hätten die hohen und ſtrengen Ritter beſſer gethan, ſich nicht um das Thun und Laſſen der Mittagsländer zu kümmern, ſondern abzuwarten, wie ſie ſich in der Heymath unter einander vertrügen und verſtändigten, wo die guten Leute wohl das

hinter gekommen wären, daß man ihnen viel weiß macht, und wenig davon Grund hat. Traun! die Ritter samt und sonders haben den Mittagsländern nicht geringe Dienste geleistet, daß sie sie ausgefordert, maaßen der tollgemachte Wespenschwarm, der sich im Neste todt gebissen und gestochen hätte, nun ausflog, und auswärts wüthete. Wollen doch sehn, ob wir nicht mit der Zeit noch andere Nachricht finden, wie's zugegangen ist, da sie mit allen umher Friede hatten, denn einmal wirds doch dahin gekommen seyn.

Sechster Abschnitt.

Vom Mitternachtslande.

Gegen Mitternacht war auch nicht viel Glück für Tobias Kriegsheer, denn Wagebold machte sich immer furchtbarer mit seinen Haufen, und sie sahn ihn dort alle für ihren Herr Gott an. Da sie nun nicht anders meynten, als daß sie die mächtigen Ritter alle besiegt und ihre Leute verjagt hätten, wurden sie frech und begannen in ihrer grosen Burg, wo sie noch herrschten, ein erschreckliches Gemetzel und Gemorde, als wollten sie ein Stück aufführen, wie es sich im Mittagslande zugetragen hatte, dabey kamen viele ihrer rechtlichen und ehrlichen Leute um, denen sie Schuld gaben, daß sie es heim-

lich

lich hielten mit ihren Feinden, und wurden auch übel tractiret viel Leute des trotzigen Ritters.

Der trotzige Ritter, welcher bisher meist nur zugesehen und nur manchmal ein wenig aufgetreten war, sah das recht gern; denn nun hatte er Ursach zu strafen, er erhob sich mit Macht, und Wehe kam nun über den armen Wagebold. Die Heere des trotzigen Ritters fielen über ihn und seinen Haufen her wie Heuschrecken, und verschlangen ihn. Sie fiengen ihn selbst lebendig und sagten: Armer Mann, du hättest bedenken sollen, daß alle deine Heldenspiele in die Länge nichts ausrichten konnten; aber dein Frevel sey dir geschenket; wir wollen dich zur Ruhe setzen;

und das wird dir baß behagen, als ſich herumzutummeln mit deinen Leutlein, die gegen uns ſind wie ein kleiner Haufen Schaafe gegen viele Wölfe aus öden Wäldern und Wüſten —

Die Mittagsländer konnten nun auf keine Weiſe den verſprochnen Beyſtand leiſten, denn die Vögel waren einmal gefangen, ſie los zu machen, war keine Möglichkeit, auch kochte ſchon ein gewißes Vertrag-Kräutlein zwiſchen ihnen und Ritter Tobias; da dieſer nun bey der Sache mit Vortheil hatte, mußte man thun, als wüßte man nichts davon.

Wie es nun in der Welt hergeht! Die ſo bisher Wagebolden gelobpreißt hatten,

und

und es für ausgemacht hielten, daß er die drey Ritter besiegen würde, schwiegen ganz stille von ihm, und sein Contrefey ward angesehen, wie ein Stücklein Papier, dem man den Platz wohl gönnen könnte, weil es Keinem im Wege hieng.

Da nun die Heere des trotzigen Ritters Wagebolds Haufen aufgerieben hatten, giengen sie nach der großen Burg und dort überfiel Alle Zittern und Entsetzen, die das Gemetzle und Gemorde angestellt, und sich an des trotzigen Ritters Leuten vergangen hatten. Aber nachdem seine Heere gemordet, gewüthet, geplündert, gesiegt und gebrennt und alles umher verwüstet hatten, übte er in der großen Burg nicht so strenge Strafe, als die ar-

men

men Sünder geglaubt hatten, sondern in aller Gelassenheit bestimmte er, was dem und jenem für ein Schicksal zu Theil werden sollte, und setzte einen Feldhauptmann, daß er in seinem Nahmen da gebiethen und haußen mochte.

Ritter Tobias ließ über den Sieg des trotzigen Ritters allerhand Freudenbezeugungen anstellen, und sandte Botbschaft an ihn ab, um ihm Glück wünschen zu lassen; denn wie er nicht anders wußte, war die Arbeit für ihn geschehen. Er dankte recht sehr, daß sich der trotzige Ritter, als treuer Bundsgenosse der grossen Burg bemächtigt hatte, welche nach der Abrede mit Rosemundisch werden sollte, und der trotzige Ritter ließ ihm zur

Ant-

Antwort wissen, daß es gern geschehen sey, auch wolle er die Burg, bis alles in Ordnung und Ruhe wäre, in Verwahrung behalten, und aufs beste verwalten lassen. Ritter Tobias mochte nun wohl dies und das bey dieser Willfährigkeit denken. Mann sann in seiner geheimen Burg von dieser Zeit an mit allem Ernst auf etwas, so das kochende Kräutlein betrift, und wir deutlicher sagen werden, wenn wir erst den trotzigen Ritter etwas näher haben kennen lernen.

Siebenter Abſchnitt.

Von dem Lande und Geſchlechte der trotzigen Ritter.

Dieſer Mann und die lezten ſeiner Vorfahren heißen darum trotzige Ritter, weil ſie überall mit und drein ſprachen, und dagegen von niemand Regel annahmen. Ehemals war ihrer Ländereyen gar wenig in der Welt gedacht worden; kein Menſch bekümmerte ſich um ſie, und ſie ſich auch um andere nicht. Sie waren mit ihren ſehr magern und eiskalten Triften zufrieden, und es war nirgends die Rede von ihnen, noch begehrten Fremde zu ihnen zu reiſen. Da kam aber ein Ritter auf, der den Einfall hatte, ſeine Ländereyen beſſer anzubauen, ſeine Leute klüger zu machen, und in fremde Länder zu ziehen,

daß

daß er sähe, wie es da zugieng, und es darnach daheim einführen zu lassen, was ihm dort gefallen hätte. Dieser Ritter war wohl ein kluger Kopf, und dergleichen kluge Köpfe sind in manchen Stükken zum Glück, in andern wieder zur Plage der Welt da. Den Seinigen und allen, die in seinen Burgen und Flecken waren, brachte es viel Glück und Heil; sie erhoben sich aus ihrer Dunkelheit und Unwissenheit, und man hörte Wunder von dort her. Da der alte Ritter starb, war nun einmal die Bahn gebrochen, und seine Kinder und Enkel hatten gut fortarbeiten; denn nun schon viel hungrige Genies dahinzogen, dort angaben und ausführten, was man wollte, wofür sie Brod und Ehre erwarben. Es gieng von der

Zeit

Zeit an in dem Gebieth dieſer trotzigen Ritter zu, wie beym reichen Manne in der Bibel; da ward herrlich und in Freuden gelebt und Pracht und Hoffarth getrieben, auch viel geliebelt und geſchwelget in der Minne. — Wie das doch zugegangen ſeyn mag? Man pflegt zu ſagen, daß es den Leuten in hitzigen Gegenden nicht übel zu nehmen wäre, wenn ſie viel Beyſchlaf trieben; aber das Gebieth der trotzigen Ritter war doch ſo kalt, daß es die, welche von andern Orten hinkamen, Anfangs nicht aushalten konnten, und doch hauſte Frau Venus in denſelben ſo arg, daß die zwey letzten Ritter bis zur Zeit, da dieſe Hiſtorie geſchrieben wird, welche noch dazu ſittiger als andere hätten ſeyn ſollen, weil ſie zarter Natur

wa-

waren, unglaublich große Anfechtung von ihr hatten. Zwar machte sie ihnen auch viel Spaß, aber sie mußten ihn auf alle Art und Weise theuer bezahlen, ja die böse Göttin, welche unersättlich war, fraß gar den einen der beyden Ritter selbst so wüthig an, daß er davon starb. Weiß nicht ob die Zähne der Frau Venus giftig oder von vielem Nektar und einem gewissen Liquor, dessen sie zu viel eingenommen, stinkend werden; denn der angefressene Leichnam verpestete die ganze Burg und einen großen Kreiß umher, so daß viele, die da herum wohnten und in der Burg zu schaffen hatten, umfielen wie die Fliegen.

Der zweyte von den letzten Rittern wußte sich baß gegen die feile und ürpige Maid

Maid Venus zu verhalten; er blieb immer gut Freund mit ihr, genoß ihres Liquors in noch größerer Menge, ohne selbst verzehrt zu werden, und ward dabey feist und dick.

Bey diesem Jubel, der in der großen Burg von allen vornehmen Vasallen und Burgvögten nachgemacht wurde, war man doch immer thätig, und studierte besonders sehr auf die Politica. Die erste Frucht davon war, daß sich die Auspolirung nur auf die großen Burgen und Flecken erstreckte; die armen Leute aber in ihren wüsten und weiten Landen blieben so unwissend und arm, wie das Vieh. Es wurde nichts auf die Verbesserung des Bodens gewendet, oder ihnen sonst hülfreiche

reiche Hand geleistet, und doch wußten sie das arme Volk zu Nutzen, hatten an ihnen Leibeigene, daraus sie, wenns Noth that, ein mächtiges Heer errichten konnten, welches nur ein einziger Sinn beherrsche: nemlich, sie hielten ihre Ritter für Götter, die über ihr Leben zu gebiethen hätten, giengen blind für sie in den Tod und ließen sich wie Maschinen in Gang setzen. Traun! es ist, wenn gleich nicht viel Ehre, doch viel Vortel, und gereicht zur Sicherheit, über solche Menschen zu herrschen. Die trotzigen Ritter konnten nun beginnen, was sie wollten, es fehlte an einer Seite weder an Pracht noch Reichthum noch Mannschaft, und auf der andern Seite konnte kein fremder Ritter mit seinem Heere in

ihre

ihre Besitzungen einfallen, noch sich darinnen halten.

Hier kommt nun das Uebel, welches der kluge Kopf durch seine Thätigkeit, die seine Kinder und Enkel nachahmten, angerichtet hatte. Die Macht der Nachkommen wuchs so zusehends, daß alle große Ritter Respect dafür hatten, jeder mit ihnen im Bunde seyn wollte, und keine Fehde mit ihnen anhob. Sie hingegen führten überall das große Wort, und wo eine Verbündung gestiftet, oder ein Streit geführt werden sollte, mußten sie darum wissen und es gut heißen. Darüber hatten sie alle die Fehler angenommen, welche übermüthigen Leuten, denen niemand was anhaben kann, eigen

ſind. Sie hielten ſo lange mit ihren Bundesgenoſſen, als es ihr Nutz erforderte, und wandten ſich bald zu der, bald zu jener Parthey, lieſſen andere hadern und fehden, wie es ihnen beliebte, und ſahen bequem zu, bis es Zeit war, einzugreifen oder deutſch zu reden, zuzugreifen. Dies verdroß nun die andern großen Ritter ſamt und ſonders, denn ſie waren ihnen überall hinderlich, aber ſie durften ſichs nicht merken laſſen, ſondern thaten, als ob ſie es herzlich gut mit den trotzigen Rittern meynten, auch wollte keiner ihre Freundſchaft verſcherzen.

Achter Abſchnitt.

Wie Ritter Tobias mit den Mittagsländern Ficke macht.

Nun wollen wir wieder zu Ritter Tobieſen zurückgehen, von dem vorhin geſagt ward, daß in ſeiner Burg dieß und das berathſchlagt worden. Dieſe Berathſchlagungen huben ſich am ernſthafteſten an, als man über die Mühe, die ſich der trotzige Ritter mit Verwaltung der groſſen Burg im Mitternachtslande gab, ſo ſeine Gedanken hatte; und es kamen noch andere Dinge dazu, welche Ritter Tobieſen im Kopfe herum gingen. Mit Ueberwindung der Mittagsländer wars, wie wir ſchon geſagt haben, nichts. Die Roſemundiſchen Heere thaten zwar ihr

Mögliches, aber es half nicht viel, und war gar nichts damit ausgerichtet; hingegen kostete es immer mehr und mehr. Dazu kam nun die Uneinigkeit unter denen zusammengehörigen Mannschaften. Die so sie anführten, schobens immer einer auf den andern, und konnten sich nicht auf einander verlassen. Ritter Tobias hatte, da einer seiner großen Feldhauptleute das Heer verließ, einen alten eisgrauen Helden an seine Statt hingeschickt; der fand aber, so wie jener, daß ein braver und geschickter Heerführer es Schande hätte, in solchem Wirwar und bey der Berechnung, wie hier nichts vor sich zu bringen sey und sich das Heer umsonst schwächte und aufzehrte, Befehlshaber zu seyn. Er sandte Bothschaft an seinen

ſeinen Herrn und vermeldete ihm durch Briefe, daß er nicht bleiben könnte, und es klüger ſeyn würde, Friede mit den Mittagsländern zu machen, die andern Bundesgenoſſen möchten thun, was ſie wollten. Ritter Tobias ging eigentlich ſchwer daran, er war den Mittagsländern feind, und hätte ſie lieber gedemüthigt; aber die Klügſten unter ſeinen geheimen Hallenvögten ſagten: Herr Ritter folgt immer dem alten Feldhauptmann, wißt ja, er iſt nicht Lanzenſcheu, und das war der erſte edle Ritter, den er ablößte, auch nicht, da nun ihre Meynung überein kommt; ſo muß nichts zu thun ſeyn. Was wollt ihr Euch zu Grunde richten um andere, und dadurch das mächtige Heer in eure Ländereyen ziehn, laßts

die

die ausbaden, denen es am nächsten ans geht, und die es sehr gern sehn, wenn ihr dadurch geschwächt werdet. Es ist wahr, die Mittagsländer sind Aufrührer und Rebellen, aber doch nicht gegen Euch! Laßt sie in Gottes Nahmen gehen und macht Friede mit ihnen, daß Ihr Eure Mannschaften und Schätze nicht für andere aufopfern mögt und hernach manch Unglück daraus entstehn könnte. Traut doch der geheimen Halle des jungen Ritters nicht, die will Euch gern zu thun geben, bis Ihr matt seyd, und sind wohl gar im Stande, eh Ihrs Euch versieht, Euch sitzen zu lassen, denn sie spielen doch immer unter den Hütchen, und wenn Ihr durch den Bund mit ihnen ohnmächtig geworden seyd, so bricht der trotzige Ritter, welcher

cher ſchon Tücke im Sinn hat, zuerſt über Euch los, jene ſchlagen ſich dazu und wollen ſich wohl gar des Schadens erholen, den ſie an den Mittagsländern gehabt. Alſo kommt lieber dem allen zuvor, macht Friede mit den letztern, und ſetzt Euch gegen die in Poſitur, die Euch ſchaden können und denen Eure Macht lange ſchon ein Dorn im Auge war. Die Mittagsländer haben nichts mit Euch zu ſchaffen, wenn Ihr ſie gehn laſſt, vielmehr können ſie Euch wohl gar noch nützlich ſeyn.

Das erweg Tobias hin und her und konnts nicht widerlegen. Es war ja auch nicht das erſtemal, daß er ſeinen Bundsgenoſſen untreu worden war; warum ſollt' es nicht lieber hier thun,

wo er es wirklich zu seiner Rettung thun muste? Er machte also fein säubertich Friede und ließ heimziehen sein Heer. Auch einige andere Ritter fickten sich in diesen Frieden mit ein, welche zwar lange nicht so mächtig waren, aber zur Frohne mit gegen die Mittagsländer fechten musten.

Neunter Abſchnitt.

Wie es von alten Zeiten her im Abendlande beſtellt war. Und wie es in der Fehde mit den Mittagsländern weiter ging.

Hier iſt nöthig zu ſagen, wie es mit dieſer Frohne zu verſtehen iſt. Von alten Zeiten her war das große Abendland unter viel Herren getheilt. Aber die meiſten waren von einem großen Ritter, der über das ganze Abendland Schulze war, als Vögte über die Diſtricte geſetzt, die ſie regierten. Dieſe Schulzen nun wollten ihr Amt nicht umſonſt verwalten, hatten immer und immer Streit und allerley Anſchläge, welche ſie gern ausführen wollten. Dazu brauchten ſie Freunde, die es treu mit ihnen meynten,

und

und weils leicht Niemand treu mit dem andern meynt, wenn er nichts davon hat, so schenkten sie einem nach dem andern die Districte und spendeten ihnen allerley hohe Ehrennahmen. Dafür musten sie mit diesen Schulzen zur Fehde ausziehen, wos Noth that, und da die meisten unruhige Köpfe waren, gab es immer Streit und Krieg, wobey die Ritter für die Besitzungen, die ihr Eigenthum geworden waren, Hülfe leisten musten, und ward zum Gesetz, daß wenn das Abendland, wo es auch wär, angegriffen würde, alle Ritter ihre gewisse Anzahl Mannschaft stellen musten. Aber die Schulzen waren meist selbst Schuld an diesen Unruhen und machten immer ihre eigene Sache zur Sache des ganzen Abendlandes.

Das

Das ging aber nicht immer; wenn ſie es zu toll machten, murreten die Ritter und verſagten ihnen die Hülfe: ja wenn einer dieſer Schulzen das Abendland gar zu ſehr turbirte, kamen dieſe Ritter zuſammen, und wählten einen andern Schulzen. Das hatten dieſe nun davon, daß ſie freye und eigene Herren aus ihnen gemacht hatten; doch keiner bedachte das, ſondern ſorgte nur für ſich, ſein Nachfolger mochte ſehen, wie er zu rechte kam. Allmählich wurden einige dieſer Ritter immer mächtiger an Land und Leuten, und das meiſt durch die Schulzen ſelbſt; denn wenn einer dieß Amt haben wollte, verſprach er ſchon zum Voraus, denen die dabey mit zu ſprechen hatten, daß er ſie vergrößern wollte, wenn ſie ihm ihre Stimme gä-

ben, oder er brauchte Geld und verpfändete ihnen gewisse Vogteyen, nahm hernach immer mehr darauf, bis er sie nicht mehr einlösen konnte und es ihnen zum Eigenthum lassen muste. Auf die Art waren die Rosemunds zu ansehnlichen Herren angewachsen, denn dieß Geschlecht hatte es von jeher in der Art, ohne Ruh und Rast auf Mittel zu sinnen, wie sie sich empor schwingen wollten und es gelang ihnen, wie wir schon wissen. So waren nun die Ritter des Abendlandes bald keine unbedeutende Vögte mehr, sondern große Herren und die Gewalt der Schulzen nahm nach und nach ab. Einst bekam ein kluger und streitbarer Mann dieses Amt, welchem das Abendland viel zu danken hatte, auch waren sie mit ihm zufrie-

frieden und er ſtiftete viel Gutes. Es war, als wenn der Seegen, welchen ihm das ganze Abendland wünſchte, auf ſeinen Nachkommen ruhte; denn nachdem er lange entſchlafen war, und etliche Schulzen aus andern Geſchlechtern regiert hatten, bekam einer ſeiner Nachkommen das Amt und nach dieſem erbte es auf Kind und Kindeskind. Immer blieb es dabey, ob wohl mancher dieſer Herren ſehr ſchwachköpfig war. Auf ſolches Vorrecht ward dieß Geſchlecht ſo aufgeblaſen, daß kaum mit ihnen umzugehen war, auch waren ſie auf ihren Reichthum und viele Ländereyen ſtolz. Sie bejammerten nur, daß die Einrichtungen im Abendland ſo feſt gemacht und die Ritter ſchon ſo mächtig wären; denn wenn das nicht geweſen

wäre,

wäre, so hätten sie alles verschlungen. Besonders waren ihnen die Rosemunds im Wege, die sich immer mehr erhoben, sich überall vergrößerten und ihre Macht ausbreiteten. Vor allen Dingen ärgerte sie der kleine Ritter, welcher ihnen, wie schon im ersten Buch vorgekommen, viel Land und Leute abnahm. Das war nun ein starker Zügel für alle Ritter aus diesem Schulzenhause; es ließ sich immer mehr und mehr dazu an, daß Schulzentitel und Amt ein bloßer leerer Klang sey und hätte man ihn längst ganz entbehren können; denn niemand kehrte sich an sie, auch lag ihnen des Abendlands Vortheil und Recht und Gerechtigkeit in demselben nicht sehr am Herzen. Sie hätten lieber gesehen, wenn manche Einrichtungen in demsel-

demſelben nicht vorhanden geweſen wären, auch probirten ſie zuweilen ſolche Dinge, auf die ſie eigentlich halten ſollten zu übertreten. Das ließ ſich aber nicht thun, beſonders paßte der kleine Ritter gut auf, und bot ihnen gleich Fehde, wenn ſie einen ſolchen Streich machen wollten; die andern Ritter im Abendland fürchteten ihn auch mehr, als ihr Schulzenhauß. Dieſes war ihm alſo herzlich gram, bis auf einen, der klüger und gutherziger war und weniger daran dachte ſich zu rächen, als ſich einen ſo großen Nahmen zu erwerben; die übrigen ſchworen ihm und ſeinem Stamm ewige Feindſchaft. In dem Dienſt der Schulzen war ein geheimer Burgvogt, der dieſen Haß ſo in ſich geſogen hatte, als wenn er ſelbſt zum Geſchlecht

schlecht seiner Herren gehört hätte. Der Hoffarthsteufel hatte auch ihn besessen; manche Leute wollten ihm Schuld geben, daß er gern das Schulzenhauß ausrotten und selbst Schulze werden möchte; aber wenn ihm auch einmal geträumt haben sollte, wie das ihm ganz vortreflich kleiden würde, so kennt er doch an so was nicht denken, denn die edlen Ehefrauen des Schulzengeschlechts waren so fruchtbar, daß wenn aus einem Hause immer eins der Herrlein nach dem Tode des andern daran gekommen wär, hundert Jahr darüber würden hingegangen seyn, ehe sie alle Schulzen geworden wären, wenns nehmlich bey diesem Geschlecht geblieben wär, welches, weil man sich mit andrer Wahl nicht die Köpfe zerbrechen wollte

und

und es gleich viel war, wer zu den Zeiten diesen Titel führte, so ausgemacht schien. — Das konnte also dem geheimen Burgvogt nicht ins Herz kommen, er wollte deswegen wenigstens den Hochmuth dadurch nähren, daß er seinen Herrn so viel Macht und Ehre zupendete, als immer möglich war, weil auch ihm dadurch immer neuer Ruhm und Ansehn zu Theil wurde. Sein Dichten und Trachten ging immer weg darauf, daß man die Rosemunds demüthigen und ihnen das wieder abnehmen sollte, was sie erobert hatten, davon war sein Kopf so voll, daß er es in seiner Schule der Politica den Schülern, so er abzurichten hatte, als die erste und Hauptlectien täglich einschärfte, auch die jungen Schulzen fleißig ermahnte, es ja nie

aus der Acht zu lassen, möchten sie auch durch List und Trug, durch Aufhezen anderer Ritter, Vorspiegelungen, die sie den Rosemundischen machten, dazu gelangen. Aber der gute Mann brachte mit allem seinen Sinnen und Studiren nichts vor sich. Die Rosemündischen blieben so fest und stark, als sie der kleine Ritter gelassen hatte, ja sie wurden noch mächtiger, und was ihn am meisten verdroß, war, daß nun das Schulzengeschlecht auch sonst nichts vornehmen konnte, ohne die Rosemundischen darum zu fragen. So musten sie diese also auch im Kriege gegen die Mittagsländer zu rathe ziehen und sogar bitten gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Das hatte der weise Schulze, den wir aus dem ersten

Buch

Euch als den weisen Ritter kennen, schon gethan. Er setzte den Groll auf die Rosemundischen bey Seite, gab dem Ritter Tobias in einer wichtigen Sache, von der wir gemeinen Leute denken könnten, sie wär diesen nichts angegangen, sogar nach, damit er nur gegen diese neuen Feinde mit ihm ausziehen möchte. Ritter Tobias ließ sich, wie wir schon wissen, auch dazu bereden, und hielt, da dieser weise Schulze (durch wen? mag Gott wissen) ins Reich der Todten geschickt war auch seinem Sohne, dem jungen Schulzen, Wort. Damals that es freylich Noth, auf Bundesgenossen zu denken, um sich zu rächen, denn auch das Schulzen-Geschlecht durch den Frevel der Mittagsländer gar gröblich beleidigt war. Auch dach-

te man mit einer Klappe zwei Fliegen zu schlagen, nähmlich man wollte die Mittagsländer bestrafen, und Ritter Tobias sollte zugleich geschwächt werden. Das konnte, wie der geheime Burgvogt in der Schulzenburg meinte, recht gut geschehen, denn erstens waren die Rosenmunkischen Heere als solche Krieger bekannt, die nicht schonten, sondern dreuf in Gefahren, in Lanzen und Schwerdt rennten, und zum zweiten war es bey dem Heere des Schulzengeschlechts Sitte, wenn es Fehde gab, die Bundsgenossen fechten zu lassen und sich selbst zu schonen.

Da nun aber, wie wir wissen, die Mittagsländer nicht zu ländigen waren und der junge Schulze von allen Seiten

Ver-

Verluſt hatte, welches dem geheimen Burgvogt, der um dieſe Zeit zu ſeinen Vätern ging, ſeine letzten Stunden ſehr ſchwer machte. — Da, wie wir ſchon erzählt, Ritter Tobias ſich bedachte und Friede mit den Mittagsländern machte; ſo war abermals die Rechnung ohne Wirth gemacht und das Schulzenhauß ſaß allein in der Patſche. Zwar hatten ſie noch die Hülfsmannen der Abendländiſchen Ritter, denn dieſe Gewohnheit war noch ſo beybehalten worden, aber, hilf Gott, welch eine Poſſe war das nicht! Die kleinen Ritter ſchickten freilich ein jeglicher nach ſeiner Taxe ſeinen Trup, das war nun ein Spas und ein geſchäftig und brav thun bey den Knappen, welche mitziehn mußten und auch wohl ein bißlein Anſehn für

den

den Hauptmann, der sie führte, aber sonst wars nichts und aber nichts; denn sie stellten, wenn sie dort, wo sie fechten sollten, hinkamen, blos eine Zahl oder Prunk Männer (der alte Autor meynt, vielleicht Figuranten) vor. Doch schickten sie sich darein, da wo sie einlagen, brav zu zehren, so gut als die, so sich im Streit ermüden musten. Und das that auch Noth, denn in dem Seckel, woraus das, was sie bedurften, genommen werden sollte, war nimmer was zu finden. Sie waren nur blos verhanden, damit die Ritter doch thun möchten, als wollten sie das erfüllen, was ihnen oblag; Manche aber machten sich auch, wenn sie des Spiels satt waren, mit ihrer Mannschaft davon, und daran war auch nichts gele-

gelegen. Bey so bewandten Umständen konnte nun der jurae Schulze wenig von diesem Beystand hoffen und da sein Heer also so gut wie allein war, ging es, wie wenn ein bequemer Mann, der sich auf seine Gehülfen verläßt, nicht Hand noch Fuß rührt, sobald diese Gehülfen aber davon gehen, und er sich gezwungen sieht, seine Arbeit selbst zu verrichten so bequemt er sich dazu. Denn nun begannen sie einigemal sich tapfer herumzuschlagen. Obs von Bestand gewesen ist, wird uns wohl das Ende dieser Historie lehren. Sie thaten alles, was sie konnten, um sich recht ernstlich böse zu zeugen und verbrannten auch eine schöne Burg, wo Mittagsländer inlagen, achteten nicht darauf, daß sie nicht dem Feind

son-

sondern dem Freund gehörte. Dieser Umstand ward vom Schulzenheere nie erwogen, wenn nur darzu diente, daß sie ohne grosse Anstrengung eine That ausüben konnten, die von weitem angesehen, heldenmäßig aussah.

Zehnter Abschnitt.

Worinn etwas mehr vom jungen Schulzen vorkömmt.

Wie damals die Rede ging soll der junge Schulz sich manchmal hinter den Ohren gekratzt und gesorgt haben, wie es doch noch werden möchte, denn er weder goldne noch silberne Münze mehr zuzusetzen hatte, und kein Mensch ihm etwas mehr borgen wollte. Aber das log man, denn der junge Schulz ließ sich solchen Gram nicht anfechten: Er aß und trank und machte sich zum Zeitvertreib manches Spiel, wie es unschuldige Knaben treiben, darum man auch große Sünde beging, wenn man das, was in seinen Ländereyen und beym Heere und in der

geheimen Hall: veraina, ihm schuld gäb. Ueberhaupt muß man jeden großen Ritter, ausgenommen solche, wie der kleine Ritter war, als einen Ratten König ansehen welches — (damit wir die, so es noch nicht wissen, belehren) viel Ratten sind, deren Schwänze zusammen gewachsen und wie ein Besen aussehen. (Diesen plumpen und unhöflichen Vergleich ließ ich gern weg, wenn er nicht zu oft vorkäm und ich etwas anders an die Stelle des Rattenkönigs setzen könnte, welches zierlicher klänge und eben so viel bedeutete.) Die meiste Zeit ist die eigene Person des großen Ritters gleichsam eine kleine taube und stumme Ratte, die sich so mit fortschleppen und lenken lassen muß. Dieß konnte man zu den damali-

gen

gen Zeiten besonders von vielen großen Ritters Herren sagen. Ritter Tobias war, was nicht die innerlichen Geschäfte in seinem Gau anlangte, wo er die andern Mäuler des Rattenkönigs meist allein quithschen ließ, am wenigsten taub und stumm, er bekam immer das Gehör und die Sprache, wenn die Rede von Sachen war, die das Heer und die Fehden, und so auch von solchen, die seine Verknüpfungen mit andern Rittern angingen, da ließ er sich nicht ohne viele Umstände oder gar nicht lenken. Sonst aber war in der damaligen Zeit unter allen großen Rittern und Herren kein einziger, der mehr Seele gehabt hätte, als ein lungensüchtiger, der nur noch ein Paar Tage zu leben hat, an Lunge besitzt. Die

guten

guten Herren! Man that ihnen gemeiniglich groß Unrecht, wenn man auf sie schalt, und ihnen dies und das zur Last legte, sie waren gar nicht arglistig noch grausam, sondern bis auf ihre Hausfehler gut, aber wenn sie gemeine Leute gewesen wären, hätte man sagen können, daß sie zu gar nichts taugten und nichts anzufangen wüßten, da sie aber große Ritter waren, verrichtete der Rattenkönig alles übel und böse, wies nun so kam und sie liefen so mit durch; daraus sieht man, daß unser Herr Gott für alle Menschen sorgt. Es mag wohl auch daher kommen, daß unter den vielen großen Rittern nur wenige waren, und auch wohl bis an der Welt Ende seyn werden, die klug und tugendig und unter den gemeinen da-

dagegen, die wenigsten dumm und träge sind. Ist auch gut, daß nicht lauter Herren, wie der kleine Ritter mit einander leben; denn sie würden für Eifers es einander zuvorzuthun, die Welt entweder zu Grunde richten oder sie zu ganz einem andern Dinge klügeln, wie sie ist und vermuthlich seyn soll. Aber das ist doch besonders, daß in der Zeit, von der wir schreiben, kein einziger kleiner Ritter war. Es hat sich eben so getroffen, daß die ältesten Junkherren alle phlegmatischen Temperaments gewesen sind, sich auf den Mattenkönig verlassen und sich gütlich thaten mit Essen und Trinken mit hübschen Dirnen, Spiel und Panquet mit schlafen und nicht denken. — Man sollte meynen, daß es gut wär,

wenn

wenn die Unterthanen Recht hätten, immer unter den Söhnen des verstorbenen Ritters den zu wählen, der am klügsten und munterſten wär. Aber recht beſehen iſts beſſer, daß dieſes nicht eingefädelt iſt, denn man könnte ſich manchmal in dem jungen Herrn ſehr irren, dächte Wunder, was man an ihm hätte, und wenns dazu käm, wär er ſo einfältig oder ſo unwiſſend, ſo halsſtarrig oder ſo ein verkehrter Kopf, kurz, ſo fehlervoll oder noch fehlervoller als der, den man nicht haben wollte. Alſo iſt es beſſer, man nimmt den älteſten Herrn, wie ihn Gott geſchaffen hat, ſo weiß doch der Rattenkönig, der denn gleich an ihn anwächſt, daß er ſich freuen, ihn hinſchleppen, wo er will und mit dem ſchreckli-

chen

chen Schwanz nach Belieben um sich bauen kann. Das wußte der Rattenkönig oder die geheime Halle in der Schulzenburg, da der junge Schulze das Amt nebst seinen Ländern überkam. — Es ist nicht immer gut, wenn gewisse Dinge so bekannt sind, daß niemand daran zweifelt! Wer weiß, hat nicht der weise Schulze darum müssen Erde käuen, weil Freund und Feind wußten, sein Sohn sey kein so gefährlicher Mann, als er, der überall mitsprechen wollte. Der junge Schulz, sagte man, wär erst ein kluger Knabe gewesen, aber er hätte sich durch Strapazen, wie sie Ritter Tobias einst übernahm, so abgemattet, daß in seinem Kopf eine immerwährende Müdigkeit herrschte, welche, anstatt abzunehmen,

immer zunahm. Sie muß sich auch auf andere Theile seines Körpers erstreckt haben, denn er ließ nichts taufen, welches aber bey der Anzahl seiner Brüder auch nicht nöthig war. Ritter Tobias war auch in diesem Stück ganz ein anderer Mann; die Kräfte seines Körpers nahmen lange Zeit kaum merklich ab, sein Kopf wachte doch manchmal auf, weiter herunter war keine Trägheit zu spüren, und des Kinderzeugens war kein Ende.

Für den jungen Schulzen war es besser, daß er nicht viel Empfindung hatte, sonst hätte ihn so manche Widerwärtigkeit, die ihm und seinem Hause zu dieser Zeit begegnete und den ansehnlichen Verlust, den er hatte, wohl warm um den

Kopf

Kopf machen können. Wohl wär vieles anders gegangen, wenn er im Stande gewesen wäre, selbst zum Rechten zu sehen, zu wählen, zu strafen, sich zu erbossen und zu schämen; auch hätt' er vielleicht bey Zeiten abgebrochen und hätte, wenn es auch Trotz seiner Aufmerksamkeit schief ging, einzelenkt. Da er aber zu alledem weder Sinn noch Verstand hatte, so blieb's immer bey Streit und Fehde, obs gleich immer mehr das Ansehen bekam, daß nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren, und daß schon Verlohrne nicht wieder zu bekommen sey. Ein Mann, der selbst denken konnte, würde sich nicht von den Wasser-Rittern, welche den Streit unterhielten, haben dazu bereden lassen, er hätte gesagt: ich will meine

Haut nicht länger zu Markte tragen, wenn ihr mir auch das Geld pfundweise zuwägt, es langt doch nicht bald zu den Kesten und ersetzt mir nicht, was ich verlieren kann. Aber die Leute in der geheimen Halle kümmerten sich darum nicht, weil es nicht das ihrige war, sondern handelten den Wasser-Rittern zu Willen, welches ihr Schade nicht war. Also sagten sie dem jungen Schulzen, wenn er sich ja manchmal die Augen rieb und fragte, obs bald Friede werden würde, daß dieses noch nicht seyn könnte, weil man erst wieder haben müßte, was verlohren sey, welches nächstens erfolgen werde Da freute er sich und schlief wieder ein. Zuweilen wachte er auch wieder ein wenig auf, da ließ er sich, um doch auch etwas

bey der Sache zu thun, Wachs geben, färbte es roth, und schickte es in die geheime Halle, die Briefe für die Eilboten damit zu siegeln.

Eilfter Abschnitt.

Von den Wasser-Rittern.

Die Leute, welche diese Schrift lesen, werden sich oben schon gewundert haben, auf einmal Leute nennen zu hören, welche weder in diesem noch in dem ersten Buch vorgekommen sind; allein man bedenke doch, daß es sich nicht thun ließ, weil man ja fein nach der Ordnung er-

zählen muß. Niemand glaube aber, daß die Waſſer-Ritter unbedeutende kleine Leutlein wären, von denen man nicht anders als bey Gelegenheit koſte, nein, liebe Leſer, dieſe Waſſer-Ritter waren in groſſen Wirden, hatten viel Macht und groſſen Reichthum. Dieſer kam daher, weil ſie beſtändig auf dem Meer herum fuhren und fiſchten, auch viel Kähne mit Schiffern hielten, welche die, ſo da fiſchten, mit Lanz und Schwerdt begleiteten. Sie waren der reichlichen Fiſchzüge ſo gewohnt, und hatten ſich ſo auf dem Meer ausgebreitet, daß ſie nicht gern andre neben ſich litten, die auch Fiſche fiengen, ſondern gern allein Herren des Meers geweſen wären. Beſonders waren ihnen die Mittagsländer immer im Wege, welche

che ſich auch mit ihren Kähnen da eingedrungen hatten, und ſo wie ſie zu Hauſe, wenn ſie nicht ein groſſer Graben von einander geſchieden hätte, Nachbarn geweſen wären, waren ſie es auch da, wo die Fiſche gefangen wurden; welches immer Neid und Streit verurſachte. Die Mittagsländer und die Waſſer-Ritter waren überhaupt beſtimmt, Feinde zu ſeyn, auch war es natürlich. Die erſten, welche ſtolz und eitel waren, ärgerten ſich über die letzten, daß ſie noch ſtolzer thaten, jene lachten, höhnten und ſpotteten anderer bey ihrem Stolz, dieſe ſchritten ernſthaft einher und drückten in ihren kalten Mienen Verachtung ihrer Gegner aus. Gewiſſermaſſen hatten die Waſſer-Ritter mehr Recht, auf ſich ſelbſt ſtolz

zu seyn, als die Mittagsländer; denn sie waren in vielen Stücken weise und sehr verständig, es waren künstliche und scharfsinnige Leute, so gut wie jene, die auch viel auf Ehre und Ruhm hielten; und alles, was sie machten, war gut und schön. Aber wenn diese guten Leute in das Unglück der Thorheit geriethen, dann waren sie auch ärgere Narren als andere Menschen und es gab traun viel Leute, welche dieß Unglück überfiel, wobey sie sich manchmal ohne zu wissen warum, selbst entleibten, welches fürwahr der höchste Punct der Narrheit ist. Sie waren mit unter groß und edelherzig; aber das war nicht so was alltägliches, wie es in der Welt ausgeschrieen ward, es gab viel Filze, ungerechte Bevortheiler, u. s. w.

Die

Die Mittagsländer waren sehr höflich, und nur, wenn sie gereizt wurden, verfuhren sie, wie Leute, die gar keine Sitten haben; aber die Wasser-Ritter waren in ihrem Leben nicht höflich und sowohl wie jene zu excessiven Verfahren gleich bereit. Jene bildeten sich ein, das erste Volk auf Gottes Welt zu seyn; diese dachtens auch von sich; wenns die ersten in unüberlegten Ton und mit Lachen sagten, so bewiesen es die andern durch trotzige Sprödigkeit und in einzelnen kalten Worten. Deswegen konnten nun diese beyden Völker einander natürlicher Weise nicht ausstehn, und lange Jahre hatten sie auch Gesetze und Einrichtungen, die einander ganz entgegen standen. Die Mittagsländer hiengen ganz und gar von

ihrem

ihrem Groß-Mogul und seiner despotischen geheimen Halle ab, welche den gefräßigsten und gefährlichsten Rattenkönig von der Welt in sich faßte. Die Wasser-Ritter hingegen waren alle freye Herren, und die gemeinen Leute unter ihnen dachten, sie wären auch. Sie hatten zwar auch ihren Oberritter, und dieser regierte durch seine geheime Halle mehr, und setzte seinen Willen ungehinderter durch, als die großen Ritter, denen in ihren Gauen niemand laut drein reden durfte. Dennoch behielte bey den Wasser-Rittern das Ansehn immer, daß sie ein freyes Volk wären. Da nun endlich die Mittagländer, wie wir wissen, erwachten, und ihren Groß-Mogul samt den Rattenkönig verbannten und auch von

Frey-

Freyheit sprachen, wollten das die Wasser-Ritter durch aus nicht leiden. So machens eigensinnige Leute, sie widersprechen immer, um nur nicht zu gestehen, daß andere auch manchmal Recht haben könnten. Jedoch müßen wirs den Wasser-Rittern auch nicht als eine böse Grille anrechnen; wenn man die Sache recht überlegt, so stand ihnen viel Schaden und Gefahr bevor, wenn die Mittagsländer ihre neue Einrichtung fein still und ruhig eingeführt und dieses Volk mit seinen neuen hochherrigen Gesinnungen sich überall in Positur gesetzt hätte. Freylich konnten sie sich von dem Sinn desselben und von den Streichen ihrer neuen Gesetzgeber, von denen immer einer den andern verrieth, wohl denken, daß die

Stil-

Stille, die Ruhe und Eintracht so bald nicht erfolgen, ja daß wohl gar nichts daraus werden möchte. Es schien ihnen aber doch nothwendig, sie mit stören zu helfen, und ihre Fischerkähne samt den bewaffneten Schiffahnen thaten ihnen auch viel Schaden. Sie hatten aber nichts geringeres im Sinn, als die Mitkapitäner zu Wasser und zu Lande gar aufzureiben, darum ermunterten sie alle große Ritter in der Welt zum Streit und thaten ihre Schätze auf, um besonders den Abendländischen die Sache zu erleichtern. Auch Ritter Tobiak, auf dessen Heere sie von Rechtswegen viel bauten, bekam das Seinige. Als er aber die Berechnung seiner arbeimen Halle nicht strafen konnte, und, wie wir schon wissen,

aller-

allerhand Ueberlegungen machte, und es für klüger fand, seine Hand aus dem Spiele zu ziehn, hatten sie einen gedungenen Schützen weniger. Aber die geheime Halle des jungen Schulzen glaubte den Wasser-Rittern mehr, und setzten den Streit fort. Es ward auf den Ritter Tobias tüchtig geschimpft, die Wasser-Ritter schmähten laut und die geheime Halle in der Schulzenburg heimlich. Darum machte der junge Schulze, den sie b[illegible] aller seiner Schlafsucht doch böse gemacht hatten, sein Siegelwachs so fest, und desselben eine große Menge, damit die geheimen Briefe, welche zu den Wasser-Rittern, auch wohl zu dem trotzigen Ritter gingen, gut und tüchtig versiegelt werden könnten, in denen Gott weiß

was

was für Anſchläge gegen die Roſemundiſchen ſieben mochten. Ob ſie gelungen, werden wir nebſt noch hören.

Zwölfter Abſchnitt,

in welchem die Frage vorkömmt: ob die ſtreitenden Partheyen bewogen ſeyen, bis an der Welt Ende Krieg zu führen?

Der Friede iſt doch ſo was Beliebtes und ein Glück, das man ohne Koſten genieſſen kann, hingegen der Krieg etwas Schreckliches, ein Uebel, das man noch dazu fürchten muß, und eine Sache, deren Ausgang kein Menſch mit Gewißheit voraus ſagen kann; denn heute ſiegt dieſe Parthey, und

und morgen kömmt durch einen ungefähren Zufall die andere empor, das giebt ihr neuen, frischen Muth und nun unterliegt jene. Da nun also dieses die Mittagsländer und ihre Gegner wusten, so ist es sehr zu verwundern, daß sie des Streits nicht müde wurden und die Hand zum Frieden boten. Wir meynen aber, sie werden nicht so abgeneigt gewesen seyn, als es scheinen wollte; es fand sich nur noch kein dritter Mann, der ihnen den Gefallen that, zur Söhne zu reden. Die in der Schulzenburg wären, trotz alles Zuhetzens und Schmeichelns der Wasser-Ritter, doch wohl gern davon gewesen, wenn sie so dieß und jenes überlegten und hätten wohl auch Späne in ihren Sack fallen können, aber es wollte sich immer nicht

schik-

ſchicken, daß ſie nun auf einmal allen den Unfug gut beſſen ſollten, zu deſſen Beſtrafung ſie ausgezogen waren. Es hätte ausgeſehen, als wenn ſie an ſich ſelbſt verzagten, dazu hatten ſie auch viel Land und Leute verlohren; ſollten ſie die nun ohne ein Widerwort im Stiche laſſen, ſo wärs, als wollten ſie ſagen: wir wollen euch gern laſſen, was ihr uns genommen habt, laßt uns nur itzt geben; alſo konnte dieß nicht ſeyn. Aber man wollte doch auf der andern Seite auch wieder thun, als ſteuerte man gern dem Verderben und Blutvergießen, und dieß geſchah auf folgende Weiſe: In dem Abendland war eine kleine aber ſehr alte Burg, in derſelben wurden von undenklichen Zeiten alle Sachen des Kriegs

und

und Friedens, welche das verbundene Abendland und den Schulzen angingen überlegt. Wenn nun so was Wichtiges im Spiele war, versammelten sich in dieser alten Burg Abgesandte von allen Rittern des Abendlandes und vom Schulzen, die aßen und tranken und thaten sich gütlich. Die gemeine Sage ging, daß manch ehrlicher Mann, der es sich in der Welt sehr sauer werden lassen muste, den lieben Gott gebeten habe, daß er ihn doch ein solches Amt bescheren möchte, damit er seine alten Tage in Ruhe zubringen könnte. Sie kamen etliche Tage in der Woche zusammen und da wurde gerathschlaget, was zuerst gerathschlaget werden sollte? Das war nun eine bedenkliche Sache, die nicht sobald auszumachen ging.

Es verliefen immer sechs Monate, ehe man wußte, was man untersuchen wollte. Einige Jahre aber verliefen sich über die Untersuchung selbst, und wenn dann ein Entschluß gefaßt war, dann ging wieder noch einmal so viel Zeit hin, ehe es erfüllt wurde. In diesen Zeiten ward es auch diesen ehrwürdigen und schnellen Richtern aufgetragen, den Frieden zu befördern. Sie machten sich sogleich an die Arbeit, und warfen in ihrer Versammlung die Frage auf: ob der Schulze wohl Friedensvorschläge annehmen könnte? Diese weise Frage ward sogleich bekannt gemacht; aber es waren schon viel junge Leute mündig worden und viel alte zu Grabe gegangen, mancher Sommer war verblüht und mancher

der Winter aufgetaut, und die Frage war noch nicht entschieden, wer weiß, ist nicht ehe dies geschehen ist, Ritter Tobias, oder der trotzige Ritter aufgestanden und Mittelmann geworden. Davon haben denn wohl gar die versammelten Abgesandten in der alten Burg nichts vernommen, und wenn die Heere schon lange wieder zu Hause waren, erhob sich vielleicht von dort erst eine Stimme, welche entweder als schädlich oder unschicklich erklärte, daß der Schulz Friedensvorschläge annähme. Doch ich kann mich auch wohl irren! Ritter Tobias wird sich nicht sonderlich getummelt haben dem Schulzen zu Fried und Ruhe zu verhelfen, und der trotzige Ritter mag ihn wohl auch eine Weile zugesehen haben; denn

jemehr sich ein großer Ritter verblute, je lieber ists dem andern. Gott gebe nur, daß die geheime Halle in der Schulzenburg sich nicht irgend hinter die geheime Halle des trotzigen Ritters gesteckt hat und daß sie etwas wider den guten Ritter Tobias angesponnen, wozu sich auch die Wasser-Ritter schlugen und der Plan schon lange parat lag, und der trotzige Ritter der Mittelsmann unter den streitenden Partheyen ward, damit sie hernach etwas anfangen könnten gegen die Rosemundischen! Nein, sagte der alte Einsiedler, als ich mir diese Furcht gegen ihn merken ließ, das habt ihr nicht recht gerathen; denn wenn auch die geheime Halle in der Schulzenburg sowas verhalte und die Wasser-Ritter gern behülflich seyn woll-

wollten, so wird doch der trotzige Ritter nie mit Eifer Hand ans Werk gelegt haben, untereinander gehetzt konnt er sie zwar wohl leiden; aber nie konnt er einen davon ganz unterdrücken helfen; denn das war nicht seine Sache, daß der andere dadurch mächtiger werden sollte. Er hätte, wie ich aus der Geschichte merke, lieber beyde so geschwächt gesehen, daß er darnach zufahren und durch die Trümmern sich vollends bereichern können.

Dreyzehnter Abschnitt.

Worinnen man von den Mittagsländern lest.

Auf diese Art wird wohl schwerlich jemand den Schulzenburgern den Gefallen gethan und auf den Frieden mit den Mittagsländern angetragen haben. Diese hättens eines Theils selbst gern gesehen, wenn sich jemand dazu gefunden hätte, maßen auch sie nicht gern von freyen Stükken ihn anbieten wollten. Es gieng bey allem herrlichen Aeußerlichen im Innern ihres Landes nicht zum ruhigsten her. Zwar die, welche an der Stelle des Moguls und des Rattenkönigs regierten, befanden sich recht wohl, sie schwelgten, und jubelten und führten einen großen Staat, aber ob sie gleich thaten, als wären

ren sie völlig sicher, so wankten doch die Stühle, auf denen sie saßen, ganz verzweifelt. Das mußten sie; und weil die grosse Burg, in der sie ihren Richterstuhl aufgeschlagen hatten, so voll klügelnder und desperater Menschen war, die noch dazu das Morden und Wüthen gewohnt waren, sorgten sie dafür, daß diese vollauf hatten, und auch in ihrer Art schwelgen konnten. Da war nun Brod und Wein die Fülle und floß Milch und Honig, auch konnte jedermann Staat führen. Im Lande aber war Hunger und theure Zeit, daß man kaum trocken Brod bekommen konnte, worüber auch viel Murrens und Klagens war. Das gemahnt mich, wie einer, der einen prächtigen Oberrock trüge und dessen Unterkleid und Hemde nichts

als

als Lumpen wären; aber der Oberrock würde doch endlich durch das beſtändige Tragen auch ſchadhaft, und das Ungeziefer in den Lumpen kröche auch auf ihm herum, wenns an ihrem nicht mehr zu nagen hätte. Mir deucht, dieſes Gleichniß hinke ein wenig, das thun aber alle Gleichniſſe! Derjenige, ſo das Buch lieſet, mache die Nutzanwendung, wie er will und denke ſich hinzu, daß der Leib eines ſolchen Mannes böſe würde, zu wiſſen, daß gerade er am ſchlechteſten bedeckt wär, von außen aber des Scheins wegen ein ſchöner Rock prangte. Nun ſchickte er Hände und Füße und Lunge und Leber über den ſchönen Oberrock her, damit ſie ihn zerfleiſchen ſollten. Wem das verſtändlich iſt, der wird fragen, obs etwa

wa

war im Lande der Mittagsländer so ergangen ist, daß nehmlich die Leute vom Lande einen Aufruhr angerichtet haben, über den Uebermuth der großen Burg, da sie hingegen darbten? Bis daher aber ist in unserer Historie davon noch nichts vorgekommen, wir wollen sehen, wies weiter hin wird. Aber daß viel innere Gährung war, daß selbst in der großen Burg beständig heimlich Verrath und Aufruhr gebrütet ward, erzählt uns die Historie; denn viele waren nicht mit den neuen Regierern zufrieden, und es gab Leute, welche gern an ihrer Stelle gewesen wären, um, wie sie, wohl zu leben und sich zu bereichern. Viel andere hiengen noch am Mogul Geschlecht, und diese wurden ins Geheim von den Wasser-Rittern immer

mer mehr aufgehäuft, dazu fehlte es bey aller äuserlicher Pracht selbst in der großen Burg an Münze. Sie hatten Papiermünzen gemacht, die zwar überall auch im Handel und Wandel galten, aber die Wasser-Ritter machten diese Papiere dadurch unwerth zu machen, daß sie sie an sich zu bringen suchten, soviel es möglich war und für gering Geld wieder verkauften, so daß die Mittagsländer am Ende in einem ganzen Kasten voll solcher Münzen nichts hatten, sie konnten deren freylich dreust immer mehr machen, doch wie gesagt, damit hatten sie immer nichts, und da das baare Geld nur in den Händen der Regierer blieb, so mußten ja wohl die andern dadurch Schaden leiden. Die Kriege kosteten auch viel, und die

Mit-

Mittagsländer auſſer ihren Regierern hatten bis dato wenig von der geſchenkten Freyheit, welche vielmehr durch beſtändige Auflagen ſehr eingeſchränkt war, und eben ſo wenig von den gemachten Eroberungen. Es gieng ihnen ſo, wie es Leuten gehen würde, welche voll Neugierde einem Gukkaſten Mann nachliefen, der ihnen ſchöne Raritäten zu zeigen verſprochen hätte, indem ſie nun auch durchs Glas ſehr ſchön und groß ausſähen, wollten ſie die herrlichen Sachen haben, zerbrächen den Kaſten, prügelten, verwundeten und tödteten einander, und da ſie endlich anſähn, was ſie erbeutet hätten; ſiehe da wären es eitel Armſeligkeiten, womit ſie nichts machen könnten. Alſo war die Herrlichkeit und Zufriedenheit

bey

bey den Mittagsländern nicht so groß, als es etwa diejenigen dachten, welche nicht genaue Nachricht hatten, und es war noch viel zu befürchten. Die meisten bildeten sich ein, es würde besser seyn, wenn es Friede würde, und hoff'ten sehnlich darauf; aber ob die Regierer eben das wünschten, ist eine andere Frage: denn eben der Glaube, daß es an Geld und andern Dingen, die zur Ordnung und zum Wohlstand gehören, wegen des Kriegs fehlte, erhielt die Leute noch bey der Geduld. Die Regierer mußten aber wohl einsehn, daß es vielmehr schlimmer werden würde, wenn die vielen Mäuler, die bisher in andern Ländern gezehrt hatten, wieder heim kämen und wohl gar große Belohnungen für ihre

re Strapazen verlangten. Es könnte auch wirklich geschehn seyn, daß Unzufriedenheit und Geschrey sich dann erst recht erhoben hätte, und eine Empörung entstanden wär, wobey sich wieder manches ändere.

Wir haben im ersten Buch die Mittagsländer beschrieben, wie sie alle Tugenden und alle Laster besitzen; beyde üben sie nicht anders als im höchsten Grade aus: und überhaupt gehen sie in keinem Stücke die Mittelstraße. Zu der Zeit, da sie ihren Mogul und mehrere aus seinem Hause ermordeten, fuhr der Würgteufel in sie, da vergessen sie Ströhme Bluts und metzelten die Köpfe blos zum Zeitvertreib herunter. Unter andern war

ein

ein wüthiger Kerl unter ihnen empor gekommen, der machte alle Abende statt des Abendsegens ein Register, auf welchem eine ganze Menge Leute standen, die des andern Tags massacrirt werden musten. Von diesem wüthigen Mann gingen verschiedene Meynungen im Schwange. Einige sagten, er hätte sich zum Oberherrn aufwerfen wollen, und habe darum alles aus dem Wege geräumt, was ihm nicht günstig geschienen, oder ein Wort wider ihn gesprochen hatte. Andere meynten, er hätte es heimlich mit dem Mogulstamm gehalten und hätte ihm die oberste Gewalt wieder überliefern wollen, wofür er denn gewiß Zeit Lebens ein großer herrlicher Mann mit Reichthümern überschüttet geworden wär. Und dieses Versprechen

chen soll ihm ein alter abgefeimter Mann von den Moguls Vettern, die sich gerettet hatten, und von den verbündeten Rittern gebracht haben. Dieser alte Mann hatte viel Aufsehen in der Welt gemacht, weil er einst im Kerker saß und als er endlich los kam, eine curiöse Historie von sich schrieb. Er blieb auch hernach bey dem mordlustigen Mann, ward Kundschafter und geheimer Rathgeber. Dem mag nun seyn, wie ihm wolle, so ists gewiß, daß der Würbriz, den die Mittagsländer und die untern Regierer wie einen Gott fürchteten und ehrten, endlich mit seinen falschen Absichten entdeckt ward und sein Leben jämmerlich lassen mußte. Auch der abgefeimte Grauleyf wurde mit ihm hingerichtet, nebst noch etlichen, die es

mit

mit dem barbarischen Mann gehalten hatten. Seit dem wird des Mordens weniger und endlich beschloß man, gar nichts mehr zu bestrafen, sondern ganz gütlich zu verfahren und zu thun, als hörte mans nicht, wenn aufrührerische Reden geführt wurden. Nun trieb man diese Gelindigkeit wieder so weit, als vorhin die Barbarey. Wer weiß, erfahren wir nicht in der Folge, daß dadurch alles zügellos geworden ist, und die Regierer verjagt hat; was denn wieder schöne Zucht könnte gegeben haben. Zu viel Strenge erbittert freylich wohl die Gemüther, daß sie sich zuletzt widersetzen müssen; aber wenn man großen und kleinen Kindern allen Willen läßt, dann übermannen sie zuletzt die Vorgesetzten. Sollten wir mit

der Zeit lesen, daß es ihnen in die Köpfe gekommen ist, Frieden zu haben, so werden wir auch noch erfahren, daß sie ihn mit dem größten Ungestüm verlangen, und nicht schlechte Excesse machen, wenn es die Regierer nicht gleich dahin bringen können. Dieses wird wohl nicht eher geschehn seyn, bis es den Wasser-Rittern eingekommen, Frieden zu machen, nehmlich wenn der grose und strenge Ritter und Hausvogt des Oberritters Zwickelbert genannt, nicht mehr hinter sich noch vor sich kann.

Vierzehnter Abschnitt.

Worinnen wieder etwas vom Mitternachtslande vorkommt.

Wir haben im zweyten Abschnitt gelesen, daß der kühne Waldebold mit seinem Häufslein geschlagen, zerstreut und gefangen war, daß der trotzige Ritter, nachdem seine Leute ärger wie die Tiger gewüthet und gemordet hatten, die große Burg in dem Mitternachtslande hatte einnehmen lassen und sie im Nahmen des Ritter Tobias verwalten ließ. Diesem aber war an der großen Burg sehr viel gelegen, er eilte Frieden mit den Mitnachtländern zu machen, um dem trotzigen Ritter damit zu verstehen zu geben, daß er itzt Zeit hätte, ihn durch seine Heere zu fragen,

gen, ob es bey der Abrede bleiben sollte? Und richtig! Nachdem, wer weiß, welchen Einwendungen, Entschuldigungen und Ohrenflistern unter dem Bothen der geheimen Hallen des trotzigen Ritters, der Schulzenburg und der Wasserritter vorhergegangen, die ersten widerlegt und das andere zum Trost für die Zukunft abgeändet war, überkam Ritter Tobias die große Burg im Mitternachtslande, nebst dem was dazu gehörte; und da bekam er zugleich Gelegenheit sich in An- und Aufbauen dieses schönen Gaues, wo die wüthigen Heere des trotzigen Ritters den Greuel der Verwüstung verrichtet hatten, zu üben. Der junge Schulz empfing auch sein Theil, welches ihn wegen dem, was ihm die Mittagsländer ge-

nommen hatten, den Schaden ein wenig ersetzte, der trotzige Ritter aber nahm zweymal mehr für sich als jene bekamen, und dawider hatten sie nichts, denn er war einmal der trotzige Ritter, und hatte sich auf den Fuß gesetzt, die erste Stimme und so nach das meiste zu haben, wenn vorgelegt ward. Unter andern bemächtigte er sich auch eines Gaues, der Streitgau genannt, welcher lange Zeit halb von ihm und halb von den Mitternachtsländern in Schutz genommen worden war, obwohl es einen eigenen Oberherrn hatte. Seit das Geschlecht der trotzigen Ritter so mächtig und gebieterisch war, hatten sie jenen Oberherrn nach Belieben geduldet, den einen ab, den andern eingesetzt; in allen Elken und Winkeln sah man einen Oberherrn

des

des Streitgauer, der den Abschied bekommen hatte. Wobey als etwas curiöses noch anzumerken war, daß in andern Winkeln auch verabschiedete Ehefrauen der Streitgau Herren steckten, und war es, als ob dieses Ländlein bebegt sey; doch traf die Zauberey nur die Oberherren und ihre Frauen, andere Leute darinnen befanden sich sehr wohl und war nichts von ihnen zu sagen, als daß sie immer Zank mit diesen Oberherren hatten, welches wohl alle Menschen in der Welt so machen, die einen großen und einen kleinen Herrn unterworfen sind, da sehn sie den kleinen, der, wie sie, vom großen abhängt, nicht für voll an. Diese Ueberlegung mochte wohl auch der trotzige Ritter machen; denn da das Mitternachtsland

land getheilt ward, war er so mitleidig, dem damaligen Oberherrn dieses Gaues der Streitigkeiten quitt zu machen und den Gau für immer als einziger Herr zu übernehmen. Zwar machte ers glimpflich, ließ ihn zu sich rufen, pflegte ihn eine Weile und verhieß ihm alle Jahr etzliche große Seckel mit Münzen gefüllt zu geben. Da aber Gott den Schaden besah, war das wider das Versprechen eines großen Ritters, der nichts zu halten braucht, weil er nicht dazu gezwungen werden kann. Warum sollte es auch dem Oberherrn im Streitgau besser gehen, als dem noch größern Oberherrn im Nitternachtslande, von dem wir bisher noch nichts erwähnt haben und darum kürzlich etwas sagen müssen. Ein solcher Ober-

herr

herr war anzusehen, wie eine Uhr, die nicht geht, sondern blos zum Zierrath da hängt. (Diese Stelle beweist uns, daß es auch in alten Zeiten fauce montres gab) Ein Perpendikel war zwar an dieser Uhr, er bewegte sich aber nur, wenn er angestoßen ward, so bald er aber von einigen so in Bewegung gesetzt ward, daß er zu sehr auf die eine Seite schwankte, erbosten sich andere, und er muste, wollte er nicht in Trümmern geschlagen seyn, sich hurtig auf die andere Seite schnellen lassen. So wankte er immer hin und her. Aber seit langer Zeit setzte ihn nicht nur der Herren-Stand im Lande, sondern auch die drey Ritter, die hernach dasselbe theilten, in Bewegung; wobey er denn noch mehr in Gefahr, heruntergeworfen

zu

zu werden, war. Der arme Oberherr wünschte auch nichts sehnlicher, als daß man ihn ganz still ließ. Er war ja einmal nur die Uhr ohne Werk, (fauce monire) und es war ihm herzlich lieb, als endlich die drey Ritter alles theilten und sagten: wir brauchen dich nicht mehr, weder als Mitgesell noch als Zierrath; aber wir erlauben dir, hinzugehen, wo du hin willst. Diese große Huld wußte er zu rühmen und holte nun frey Odem.

Zu derselben Zeit giengen viel wunderbare Dinge vor, die sonst nicht gesehen und gehört worden waren und mit unter einander zuwiderliefen. Die Mittagsländer standen auf gegen ihren Großen Mogul und wollten ihn nicht mehr über

sich

ſich herrſchen laſſen. Das nahmen alle groſſe Ritter übel, thäten, als wollten ſie ſolch Unweſen nicht leiden, ſondern den Groſsmoguls wieder zu ihrem Rechte verhelfen, und indem ſie das thaten, dachten ſie darauf, und arbeiteten daran, wie ſie den Oberherrn der Mitternachtsländer, der doch auch eine Art von Mogul vorſtellte, abſetzen, und ſich ſein Land anmaſsen wollten; das geſchah nun alſo auch. Doch wenn man die Sache recht betrachtet, ſo widerſprach ſich das auch nicht; denn die groſsen Ritter der damaligen Zeit wollten allein das Recht haben, zu thun, was ihr Herz gelüſtete, nur die andern Leute ſollten ſich das nicht unterſtehen. Sie hielten ſein auf Recht und Geſetze, und meynten, man ſollte ſich

nach

nach ihren Worten und nicht nach ihren Thaten richten. Was sie selbst thaten, war wohlgethan! Auch mochte nicht so wohl das Verlangen, den Großmogul wieder einzusetzen, sie zum Krieg gegen die Mittagsländer bewegen, als die Hoffnung, dieses schöne Mittagsland unter sich theilen zu können, wenn sie die Aufrührer geschlagen hätten; aber hier hatten sie fehl gerechnet. Also nahmen sie das Mitternachtsland ein, und theilten es wie ein Kindelvater den Kuchen beym Taufessen, ohne jemanden in der Welt Rechenschaft von ihrem Verfahren zu geben. Im Grunde war das nicht so übel, sondern in vielen Stücken gut, denn wir haben schon gehört, daß im Mitternachtslande ein beständiger Mißwar war, indem die gemei-

gemeinen Leute alle arm und unterdrückt, die Reichen und Großen aber tyranniſche Leute waren, die ſich keines Dinges annahmen, als daß ſie die Armen drückten, ſchwelgten und prangten. Die großen Ritter aber, die doch eine Ehre darinn ſetzten, daß ihre Leute klug wären, ſoweit ſie nehmlich dieſelben wollten klug ſeyn laſſen, und daß ſie gut Auskommen hätten, damit ſie zwar nicht mehr ſo viel den kleinen Ritterlein aber ihnen brav abgeben könnten, wändten Fleiß und Koſten daran, den armen Mitternachtsländern aufzuhelfen. Dieß that beſonders Ritter Tobias in den Ländereyen, die ihm zugefallen waren, darum ihn auch die ſchönen Burgen und fetten Triften, die nun ſein Eigenthum geworden, unter allen am

mei-

meisten zu gönnen waren, obwohl die Mitternachtsländer ihn fast mehr wie die andern beyden hasten, weil sie seine Falschheit nicht vergessen konnten. Doch das war nun einmal geschehen und hatte sein Gutes. Die Leute schrenen über alles in der Welt, was ausser der Ordnung geschieht, ohne an das Gute zu denken, welches daraus entsteht. Es waren sehr wenige, die damals daran dachten, was für nützliche Dinge aus der übereilten Vertheilung macht des Mitternachtslandes erfolgt seyen; sie sahn nur auf das, was dabey nicht so gut war. Was dem Ritter Tobias zu Theil worden war, gönnten fremde Zuschauer wieder ihm mehr, als den andern: so auch dem jungen Schulzen das Seinige noch

so

ſo ziemlich; aber darüber ärgerte ſich ein jeder, daß der trotzige Ritter ſo viel bekommen hatte. Alle Menſchen ſagten auch: die andern beyden Ritter, beſonders Tobias, mag ſich wohl vorſehen, daß dieſer herriſche und gefräßige Ritter und ſeine geheime Halle nicht Tücke im Sinn hat, und ihnen nach und nach ihren Theil wieder abzunehmen gedenkt. Die geheime Schultzenhalle mochte wohl beſſen, dieß werde blos dem Ritter Tobias widerfahren, aber wir meynen, alle ihre heimlichen Briefe und Abreden werden ihnen nichts geholfen haben, denn der trotzige Ritter muß nach ſeiner Herrſchſucht lieber gewollt haben, daß er ſie alle beyde zwakken könnte, und ſie einander zwackten, als einen unterdrücken zu helfen und den andern dadurch mächtiger zu machen.

Dieß

Dieß haben wir, wie uns dünken will, wohl schon einmal gesagt, woran es genug gewesen wäre; aber wir hegen einen gerechten Grimm auf den hoffärtigen, trotzigen Ritter, und können es auch nicht lassen unsere Klugheit im Erforschen und Errathen heimlicher Absichten alle Augenblicke sehen zu lassen.

Funfzehnter Abſchnitt.

Wo wieder etwas von Ritter Tobias allein zu leſen.

Vor allen andern liegt uns doch einmal Ritter Tobias am Herzen und wir bilden uns ein, es werde denen, welche dieſes Buch leſen, auch ſo ergehn. Denn wiewohl die Leute vielerley an ihm ausſetzten, ſo war und blieb er doch ein guter Mann, der auch unter den ſeelenſüchtigen großen Rittern ſeiner Zeit noch das meiſte von Seele hatte. Wie er ſich über dem ſchönen Theil, der vom Mitternachtslande an ihn gekommen war, gefreut hat und was er da alles für Gunſtbezeugungen austheilte, wie ſeine Günſtlinge hurtig das Regiſter vornahmen, auf welches ſie

ihre

ihre Günstlinge geschrieben hatten, damit sie ihnen in den schönen neuen Burgen und Gauen ein gutes Amt und Auskommen verschaffen möchten; wie auch daneben so mancher gute und kluge Mann ankam, und Ritter Tobias wahr und wahrhaftig im Sinn hatte, seine neuen Lande recht glücklich zu machen, damit sie ihn lieben möchten: Das alles ward überall erzählt. Seine übrigen Umstände betreffend, so hatte er jetzt wieder eine auserkohrne Magd zum Gespons erwählt, die wohnte bey ihm, speißte an seinem Tisch und schlief in seinen Armen. Damit sie nicht mehr daran gedenken möchte, wie sie einst auf ihren zarten Rücken, sich zu erwärmen, Holz mühseelig aus der Haide heimgeschleppt hatte,

ließ

ließ er sie jetzo in einem prächtigen Wagen herumfahren, und hatte viel stattliche Diener um sich. Auch wollte er, daß sie in Künsten und fremden Sprachen erfahren seyn und feine Manieren annehmen möchte, daher hielt er ihr Meister und eine Zuchtmeisterin, die sie lehren mußte. Das that nun freylich Noth, denn das feine Liebchen eines so großen und herrlichen Ritters, doch auch bessere Sitten annehmen und ihm Ehre machen mußte. Sie erfreute ihn auch mit einem neuen Aftererben, woraus alle ersahen, daß seine Kräfte noch nicht so sehr abgenommen hätten. Diese beglückte Dirne, Ilse genannt, wußte sich gar nicht recht in ihren neuen Stand zu schicken, es hatte nicht das Ansehn, als wollte sie eine Ne-

nigunde werden. Doch noch haben wir nicht vernommen, ob sie nicht mit der Zeit eben so viel Curage bekommen hat. Es gab böse Leute, welche ausſprengten, daß Tobias ſeinen Junkern und allen vornehmen Leuten zum Poſſen wieder eine eben ſo gemeine Magd erwählt hätte, als die unvergleichliche Kunigunda geweſen, die man verfolgt hatte, weil ſie ihre Autorität, wie ſichs gehört und gebührt, hatte ſehen laſſen. Das Gerede, welches hin und wieder freylich nur unter gemeinem Volk herum ging, als habe einer der Junkherren ſich genauſamlich an ihr gerächt, war aber wohl falſch, denn der edle junge Ritter, von dem alle Welt gutes hoffte, und glaubte er habe ſcharfen Verſtand und viel Edelmuth, hätte

traum

traun Schande gehabt, wenn er an einem Weibe Rache genommen hätte, welcher den Glanz und die Herren-Tage, die ihr das Schicksal aufgebürdet hatte, nicht zu ertragen wußte, und meinte, ihre Ehre bestünde darinn, daß sie ohne alle Scham und Scheu frech und grob seyn thäte gegen männiglich ohne Ansehn der Person. Hätte das eine Frau von guter Geburt und Zucht gethan, so hätt' es wohl Strafe verdient, bey der aber mußte mans dem pöbelhaften Abkommen zurechnen. Unter den Weibern ihres Standes, besonders in den großen Burgen, wo immer die gemeinen Leute am ausgelassensten sind, gab es viele, die ein Handwerk daraus machten, die Leute zu schimpfen und ein loses Maul zu haben, man-

cher machte ſich eine Luſt daraus, ſo was mit anzuhören und gaben dieſen Weibern Geld, daß ſie ſie zur Kurzweil ſchmähn möchten, da ſich denn immer mehr darauf legten und ſagten Lügen und Zoten, ſo viel man hören wollte. Dieſe Gattung nennte man Schimpfweiber (in Frankreich ſagt man heut zu Tage Dame de la hale) und war, wie die Leute meinten, Kunigundens Mutter eine davon geweſen. Es ſteckte alſo Kunigunden einmal im Blute, weswegen man es ihr hätte verzeihen ſollen. Auch waren alle die Schönen, welche der Ritter aus dem Volk erwählet hätte, nicht weniger beſfärtig und naſeweiß, wie Kunigunde, deren ſaßen auch etliche in Burgen und Flekken, ſo nicht dem Ritter Tobias gehörten.

Aber

Aber was gehn uns die Weibsleute an, sie sind samt und sonders schwache Geschöpfe, man muß ihnen was zu gute halten, und es auch dem Ritter Tobias verzeihen, daß er ohne ein solches Geschöpf nicht leben konnte, er brauchte sie zu seinen schwachen Stunden, dazu hätten sich weise und geistreiche Leute nicht geschickt. Der Mensch muß immer so wählen, wie sichs für ihn und die Sache schickt, wozu er etwas sucht. Jeder Mensch in der Welt, er sey so klug und gelehrt, als er will, kann seine Vernunft nicht immer und beständig auf dieser Höhe erhalten, sie sinkt zuweilen herab und ruht unter der Beschäftigung, oft mit winzig kleinen Dingen aus. Dieß nun wird bey gemeinen Leuten nicht so gemerkt als

bey großen Rittern, und von dieſen wun-
derts die Leute auch darum mehr, weil
ſie ſich einbilden, ſie müßten gar nichts
anders als groſſe Dinge denken und vor-
nehmen, welches aber pure lautere Dumm-
heit iſt, denn die großen Ritter ſind Men-
ſchen, wie andere, welches man überle-
gen und ſich alſo um ihre Hausfehler und
Spielereyen gar nicht bekümmern, ſon-
dern ſich nach dem richten ſollte, was ſie
in ernſthaften Dingen Gutes oder Schlim-
mes beginnen. Hätte man das bey Rit-
ter Tobieſen beobachtet, ſo wär er manch-
mal beſſer beurtheilt geworden. Ein vor
allemal gings doch in ſeinen Ländereyen
in vielen Stücken beſſer zu, als in den
Ländereyen anderer großen Ritter und in
keinem Stücke war es ſchlimmer. In ſei-

ner

ner geheimen Halle war auch lange kein so schlimmer und zugleich falscher und alberner Rattenkönig wie in der geheimen Halle der Schulzenburg, auch kein so tückischer als der des trotzigen Ritters. Wenn er falsch und hinterlistig war, so geschah es mehr aus Noth, weil man sah, daß es die andern waren, und albern war er in keinem Stücke, als da, wo Klerisseyvogt Kurth zu sprechen hatte. Die übrigen waren zwar keine Hexenmeister, und war vom Glück zu sagen, daß in Sachen, die Krieg und andre Ritter betrafen, der alte Ohm Heinze noch lebte und guten Rath gab, aber mit Hülfe dessen ging es doch alles so seinen ordentlichen Gang und wenn mans besah, waren sie so weit, wie man unter dem kleinen Rittern nur

immer gekommen war. Jetzt konnte man also mit Wahrheit sagen, daß die, welche geschrieen hätten, daß Ritter Tobias lauter dumme Streiche mache, und alles wieder verlieren würde, was der kleine Ritter durch seine List, Klugheit und Standhaftigkeit erwerben, falsche Propheten gewesen wären, da Tobias vielmehr an Macht zugenommen hatte, und wenn er auch durch den Zug gegen die Mittagsländer die gesammelte Baarschaft seines Vaters so ziemlich verlohren hatte, wenn ihn auch die neuen Einrichtungen in dem Mitternachtslande was kosteten, so mußts hingegen doch auch wieder rauskommen und mit der Zeit doppelt und dreyfach, wodurch wieder Baarschaft gesammelt werden konnte. Traun!

Tobias hatte seinen Erben nichts verwirthschaftet, es sey nun, daß ihn das Glück in Schutz genommen hatte, oder, daß er klüger war, als seine Feinde dachten, oder daß er hin und wieder Rath von alten weisen Männern annahm, welches auch Klugheit zeigte. Gott gebe nur, daß wir nicht noch erfahren, wie ihn der Neid anderer großer Ritter noch viel Unruhe verursacht und sie listige Ränke angesponnen haben. Wir haben schon gesagt, daß Tobias oft sein Wort gegen seine Bundesgenossen gebrochen und sie, wenn er sie ein Stück Weges geführt oder mit ihnen gegangen warsitzen ließ. Unter gemeinen Leuten würde das freylich geahndet werden. Zu verwundern aber ists, daß Tobias Feinde

deßwegen so arg auf ihn loszogen, da sie doch einsehn mußten, es sey ein für allemal bey großen Rittern so Brauch und gehöre mit zur Politica, nicht weiter Treu und Glauben zu halten, als es jedem für sich selbst frommt. Nun war Ritter Tobias, obgleich sich das Geschlecht der Rosenmunde sehr vergrößert hatte und hocherhoben war, doch noch immer gegen die andern mächtigen Ritter wie ein anwachsender Knabe gegen einen überaus großen und starken Mann, der neben ihm wohnte und mehr solche Knaben unter sich hätte, denen er befehlen könnte, was er wollte, aber wenn dieser Knabe zu schnell groß würde und der große starke Mann befürchten mußte, daß er ihn überwachsen und dann ihm gleich

oder wohl gar über ihn kommen könnte, so würde er mit Gewalt oder List sein Wachsthum zu hindern auch ihm lieber was beyzubringen suchen, wodurch er wieder zusammen krèche. Wenn das nun der Knabe merkte, der sich seines Wachsthums freute, und alles anwendete, dasselbe noch zu vermehren, wenigstens nicht zu hemmen, was ihm wohl nicht zu verdenken, daß wenn er, so viel an ihm wär, Gewalt gegen Gewalt, List gegen List setzte, überall auf seiner Hut wär und bald so bald anders einlenkte? Alle Leute, mit einer richtigen Einsicht, wünschten auch dem Ritter Tobias und überhaupt den Rosemundischen Glück zu ihrem Unternehmen und meynten, daß ihre Macht die beste Schutzwehr

gegen den trotzigen Ritter und besonders das Schulzenhauß sey, weswegen man unsern Herr Gott lieber um Seegen und Gedeihen für die Rosemundischen bitten sollte. Die Leute durften auch in seinen Gauen immer noch klüger seyn als in den Gauen der anderen, besonders der Schulzen, wo nicht einmal rechtliche Leute nach ihrem Verstand handeln und kosen durften. Dort musten seit langen Zeiten etliche Männer aus der geheimen Halle alles besehen und lesen, was die Meister-Sänger, Historien-Schreiber und andere Scribenten schrieben und wenn etwas darinnen vorkam, was der gesunden Vernunft, die den Zwang nicht immer ertragen konnte, so herausplatzte, fluchs ward das Buch, wo das vorkam, unterfagt.

ſagt. Der wilde Schulze, der den kleinen Ritter zum Vorbild genommen hatte, wollte das zwar nicht mehr haben, ein jeder durfte ſingen und ſagen, was er wollte; auch fing da die Vernunft an, ſich für ihre lange Unterdrückung gütlich zu thun und alles von ſich zu geben, was ſie bis anher verſchlucken muſte, ihre Freude dauerte aber nicht lange, denn als der weiſe Schulz, der auf ihn folgte und die Vernunft fortplaudern ließ, dahin war, ſchlug die geheime Halle oder vielmehr die Pfaffenhalle, welche unter dem ſchlafenden jungen Schulzen wieder die Oberhand gewann, die gute Vernunft der aufs Maul. Sie muſte ſchweigen. weil ſie ſich aber nicht gleich drein finden konnte, brachte ſie doch noch viel aufs

Tapet, was nicht gelitten werden sollte, da gings denn ärger als jemals an ein untersagen und verbannen. In den Ländereyen der Schulzen war von jeher das meiste durch Pfaffen gegangen und sie erwachten nun aufs neue. Ritter Tobias Burgen und Ländereyen gehörten zu denen, die sich aus diesem eisernen Arm, welcher zu alten Zeiten einen großen Theil der Welt umfaßte, losgerissen hatten. Freylich war Bruder Kurth unter Ritter Tobiesen daran, die Leute in seinem Sprengel aufs neue zu fassen und einen Zank mit der Vernunft anzufangen, aber sein Arm konnte nun schon nicht mehr eisern werden, er war kaum von Blech und die Vernunft lachte ihn aus. Nimmermehr konnte ers mit allem guten Willen

len so weit bringen, daß sie ganz schwieg, er muste sich schämen, und die Rosemundischen Leute thaten von allem, was er ihnen auflegte, nicht mehr, als was sie selbst wollten. Auch war ja zu hoffen, daß sein heiliger Eifer nur auf seine Zeit und auf die Zeit des frommen Ritter Tobias reichen würde; denn der Junker, welcher einst an Statt des letzten die Ländereyen beerben sollte, und den wir, weil wohl in der Folge mehr von ihm vorkommen könnte, unter seinem Nahmen Wolfgang bekannt machen wollen, war nicht so fromm als sein Vater. Aber weil er nicht so fromm war, und so viel betete, konnte er auch nicht so viel heimliche Lüste genießen, sondern muste keuscher und züchtiger Leben; denn

das Gebet und die Beichte iſt gleichſam die Arzney, wodurch man von der Sünde geheilt wird. Wer ſolche Arzney nicht gebrauchen will, der halte ſich diät und thue nichts, was die Pfaffen verdammen. Es taugt aber gar nichts, wenn der Menſch ſo klugthuig iſt, und denkt, eine ordentliche Lebensart, und daß man immer thut, was man für recht hält, das Unrecht aber unterläßt, gefalle Gott baß, als daß man nach ſeinen Lüſten lebt und darnach abbüßen will. Dadurch verliehrt die Pfafferey ſo ſehr ihr Anſehn als die Arzeneygelehrten verlieren würden, wenn ſie lauter Patienten vor ſich hätten, welche mäßig lebten, ſich gehörige Bewegung machten und behaupteten, man brauche ihre Arzeney nicht. (Der ehrliche Alte

hat seine Gleichnisse nicht ganz übel gewählt, und doch ist es nicht völlig anwendbar, besonders nicht auf die Pfaffen seiner Zeit, welche die Leute mit Vergnügen sündigen sahen, damit sie und ihre geistliche Pflege um so unentbehrlicher waren, rechtschaffene Aerzte aber aus jeder Epoque, empfahlen immer das, was den Menschen für Krankheiten schützt. Ob die Priester unserer Zeit, besonders die von einer gewißen Religion, nicht noch die nehmlichen Grundsätze haben und ihre geistlichen Kinder nicht nach wie vor in den schädlichen Lehren unterrichten, daß Opfer, Rosenkranz, Beicht und Absolution von allen, ja den größten, muthwilligsten Verbrechen heile, darf ich Uebersetzer weder bejahen noch verneinen,

nur

nur wünschen darf ich, daß es zu verneinen seyn möchte. Zu Ritter Tobias Zeiten mag es noch nicht der Fall gewesen seyn, denn der alte Autor fährt also fort): Also achtete man das Geklappre, welches Klerisey vogt Kurth machte, wenig, wußte gewiß, daß es nicht um sich greifen und zu keiner gewaltigen Mühle werden würde, auf der man Wahrheit und Vernunft wieder zu Staub mahlen würde, und wünschte überall, daß die Rosemundischen mächtig bleiben, ja immer mächtiger werden möchten, damit das Schulzenhauß zurückgehalten würde, seine Gewalt weiter zu verbreiten, wodurch denn auch die Macht der Klerisey aufs neue gestiegen wär, welche unter dem jungen Schulzen wieder viel Ansehn ge-

gewonnen. Die heiligen Väter, welche mit ihren Schlüsseln den Layen alle Thüren, innerhalb welcher Verrath, Meineyd, heimlicher Mord u. s. w. als verbotene Waaren liegen, aufschließen und zuzulangen erlauben, wenn es zu Ausübung ihrer Absichten nöthig ist, die den guten Leuten weiß machen, daß sie von solchen Sünden durch ihre Absolution wieder gereinigt würden, oder daß es gar etwas Gutes wär, wenns darum oder darum geschäh: diese geistliche Väter hätten denn wohl wieder großen Unfug anrichten können.

Sechzehnter Abschnitt.

Vom Vater Peter.

Daß es dem Schulzenhause so contrair ging und es sich anlassen wollte, als würden ihm immer engere Grenzen gesetzt, war keinem verdrüßlicher, als eben den geistlichen Vätern und besonders dem Oberhaupte derselben dem heiligen Vater Peter. Von diesem Wundermanne haben wir noch nicht gehandelt, woran wir einen Fehler begangen, da er doch in der Welt ein großes Licht ist. Wir beginnen also nunmehro: In einer großen berühmten Burg im Sängerlande, wo sonst gottlose Heyden gelebt hatten, die sich einbildeten, ein weißes und edles Volk zu seyn, schlug der heilige Vater

Peter vor uralten Zeiten seine Wohnung für sich und alle seine Nachkommen auf, welche samt und sonders Peter heißen sollten. Aller Anfang ist schwer, das erfuhr auch der erste Vater Peter, denn er durfte sich das große Ansehn nicht geben, wie er gern gewollt hätte, aber er hielts mit Meister Beelzebub, der versprach ihm, daß das Ansehn seiner Nachkommen so schnell wachsen sollte, wie das Unkraut auf dem Felde eines nachlässigen Wirths. Er hielt Wort, ehe man sichs versah, wütheten die heiligen Väter Peters oder vielmehr Beelzebub in ihnen mit Macht und Tyranney durch die ganze Welt, wo man den Christenglauben hatte. Stelle sich einer jedes Laster und jedes Verbrechen vor, dessen Nahmen er

weiß, und denke ſich, daß es noch andere Greuel giebt, die er nicht begreift, ſo weiß er, was dieſe ehrwürdige Männer wenigſtens die meiſten von ihnen ausübten. Dazu budelten ſie alle Menſchen und große Ritter, die ihnen ſämtlich unterworfen waren, nach Herzensluſt und Belieben und vornehmlich ſpielten ſie den Schutzen im Abendlande erbärmlich mit. Wer ſo alle die Unbilden, Frechheiten und Bübereyen hören und erfahren ſollte, welche die Peters alle an Gottes ſtatt, wie ſie ſagten, ausübten, der müßte vor Wunder ſteif werden, daß es den Menſchen möglich war, für dieſe Leute ſolch eine tiefe Ehrfurcht zu haben, und daß ſie nicht an ſtatt deſſen ſie verabſcheuten und gemeinſchaftliche Sache machten, um ſie,

ihren

ihren Nahmen und ihr Amt zu vertilgen. Daß das erste aber geschah, und nicht das letztere, hatten sie ihrem Beschützer Beelzebub zu verdanken, dieser zog über die Vernunft der Menschen eine Nebelkappe und befahl den Pfaffen an allen Orten und Enden, daß sie dieselbe mit einem Band von Trug und Lügen fest zuschnüren möchten und damit das Band ja niemals locker würde, oder einen Riß bekäme, mußten sie es immer durch neue Materialien von dieser Art befestigen. Nun reichten die Enden dieses Bands bis in die berühmte Feste, und Vater Peter hielt sie in der Hand, so konnte er also die arme blinde Vernunft hinführen, wohin er wollte. Es gab nicht nur diese Enden, die Peter hielt, sondern noch

tausend andere, welche von den Pfaffen gehalten wurden, aber wenn sie nun die Vernunft irgend nach ihrem Vortheil daran leiten wollten, mußten sie immer den Vortheil des Vater Peters mit bedenken, sonst hielt er seine Enden an, war er aber bey der Sache bedacht, lenkte er fluchs auch dahin, wo seine Gehülfen wollten. Aber bey allem verkappt halten und zuschnüren, wußte sich doch manchmal die Vernunft zu lüften, zumal wenn ihre beyden guten Freunde, Stolz oder eigener Vortheil, zu sehr gekränkt wurden. Aber alles, was sie dann begann, war, daß sie zwischen den Zähnen murmelte, aus Furcht aber vor der Tyrannen Beelzebubs, Peters und ihrer Gesellen verstummte sie immer wieder. Etliche mal traten gelehr-

lehrte und dreuſte Leute auf, die ſich unter der Nebelkappe hervorgeſchlichen hatten, in Gottes freye Welt hinausſcharten und das, was ſie ſahen, andern kund thäten; aber die ehrlichen Leute mußten ſolche Vermeſſenheit mit ihrem Leben bezahlen. Allein, alles hat ſeine Zeit und Stunde; Beelzebub ſollte auch nicht immer allein Recht haben! Unſer lieber Herr Gott hatte beſchloſſen, ihm Grenzen zu ſetzen, und als die Zeit dazu gekommen war, ſtand ein kleiner verachteter Mann auf, der aber viel Herz und Muth hatte. Sein Zorn über die Frechheit des Vater Peters, die immer weiter um ſich griff, war erſt anzuſehn, wie ein Funken, da man ihn aber durch Widerſpruch und Drohungen anblieſs, ward er zur hellen

lich-

lichten Flamme, die weit um sich griff. Dadurch ward der Mann groß, berühmt und geehrt, und da er, ob wohl ein braver und geradsinniger, doch auch ein kluger Mann war, so richtete er seine Sachen dergestalt ein, daß er die großen Ritter nicht vor dem Kopf stieß, sondern ihnen bey seinen neuen Lehren Nutz und Vortheil verschaffte. Dadurch erlangte er, daß viele ihren Leuten mit gutem Exempel vorgingen. Und so fielen grose Ländereyen und Gaue von dem Vater Peter ab, welcher vor Bosheit bersten wollte, aber nebst allen seinen Pfaffen nichts gegen Gottes Stunde, die gekommen war, ausrichten konnte. Er hatte darob einen groken Zank mit seinem Beschützer und Bundesgenossen Beelzebub, wel-

welcher aber sagte: du kannst zufrieden seyn; ich habe den Stuhl, worauf du sitzest, lange genug beschützt, und ihn so herrlich und mächtig gemacht, daß Groß und Klein davor gezittert hat. Immer kanns nicht gut gehen; manchmal kommt ein Querstrich, eh sichs ein ehrlicher Teufel versieht. Aber laß nur seyn, ich will doch dein treuer Gehülfe bleiben; sollst auch viel schöne große Districte behalten, wo des verwegenen Mannes aufgestecktes Licht die stock-dicke Finsterniß doch nicht durchdringen soll, da wirst du tyrannisiren, brennen, morden, stehlen und lügen mit deinem Pfaffenheer, wie zuvor. In dem Abendland und andern angesteckten Ländern ists freylich schon zu weit mein böse; da rath ich dir, klein zu-

zu-

zugeben und dich in die Zeit zu ſchicken! Ich muß dir auch ſagen, daß es immer weiter gehen wird. Aber nur Geduld! Schau in die Zukunft, da ſtehen etliche große Ritter mitten in den hellſten Zeiten, die vor mir und der Hölle zittern und die Pfaffen hoch ehren und ihnen gehorchen werden, damit ſie in den Himmel kommen möchten. Dieſe Zeit, wenn ſie gekommen ſeyn wird, will ich nutzen und ſehen, was zur Wiederherſtellung des Peterthums oder vielmehr ihrer groſſen Macht und zu dem Verderben der Menſchen zu thun ſeyn wird. Wenn du auch gleich das nicht erlebſt, ſo muß dichs doch ſehr erfreuen zu wiſſen, daß deine Nachfolger dieſe Ehre erleben werden. Auch wirſt du es wohl in der Hölle erfah-

fahren. Dieſen Troſt gab Beelzebub etlichen heiligen Vätern, die in der Zeit lebten und ſtarben, da der Lerm dauerte, den der halsſtarrige Mann angerichtet hatte, und der ſolchen groſſen Abfall von ihnen zuwegebrachte. Was das immer weiter um ſich greifende Licht betrift, ſo hat Meiſter Beelzebub recht gehabt; das konnt er aber als ein kluger Geiſt an den Fingern abzählen, daß wenn die Vernunft ihre Augen einmal offen hätte, ſie immer mehr forſchen und ausklügeln würde. Was er von gewiſſen ſchwachköpfigen Rittern geſagt hat, iſt wohl eitel Prahlerey und Lügen geweſen. Oder ſollte er etwa damit auf den jungen Schulzen und den Ritter Tobias gedeutet haben, ſo ſehts freylich aus, als wenn der Arge

recht

recht gehabt hätte. Er mußte auch hernach Wort halten und tüchtig zuschnüren wollen, wer weiß, war er an der Geistes Schlafsucht des jungen Schulzen nicht schuld, und gab selbst Achtung, daß die Pfaffen ihm beständig mit Höll und Fegfeuer drohten, sobald er einmal die Augen aufschlug, damit er ihnen geschwind, ehe er wieder einnickte, blindlings Gewalt, und Macht zu schaffen was und wo sie wollten, ertheilen möchte. In Tobias großer Burg war er auch wohl schuld, daß der Klerisepvoigt Kurth und Lips Schnips der Ortotex, der Erzpfaff, und sein Eydam Pav, der Secher, nebst andern, die Gewinn suchten, zu denken wie diese, sich zu geistlichen Scorpionen aufgeworfen hatten, damit sie stechen und ver-

vergiften möchten die Lehren der heiligen Gottes Gabe Philosophie. Meister Beelzebub mag wohl seine Gegenwart bey diesen Aposteln noch für nothwendiger gehalten haben, als bey den Pfaffen in der Schulzenburg, diese waren schon von der Schule an abgerichtet, und wußten, was sie zu thun hatten, jene aber waren in der Lehr des kühnen Mannes erzogen, dessen wir auf dem vorigen Blatte erwähnten, welche Lehre noch dazu immer mehr gereinigt worden war, sie mußten sich also selbst ins alte Pfaffenthum wieder hinein arbeiten und brauchten sie wohl Beystand dazu. Die Leitung des bösartigen Geistes war auch so sichtbar, daß wenn ein solcher Gewissensverweser in Tobias Burg den Leuten begegnete, sie

das Kreuz vor sich schlugen und auswichen, wobey aber doch immer gelacht wurde.

Meister Beelzebub und sein Beschützer der Vater Peter, hatten wirklich in den damaligen Zeiten alle Hände voll zu thun, denn ihr Reich und Ansehn durch das heillose Beginnen der Mittagsländer wieder einen tüchtigen Puff bekam; zwar hatte Beelzebub Anfangs auch viel Freude an diesen Leuten, weil eine Menge Höllenthaten geschahen nicht von allen, sondern nur von denen, die von ihm, der sich gleich in alles mengt, besessen waren. Daß sie aber die Pfaffen zum Lande hinaus jagten, war nicht von ihm, er hatte diese Anstalt unter der Geschäftigkeit,

unſchuldige Leute morden zulaſſen, über-
ſehen, und wir meynen, er hätte vor lau-
ter Freude über alle die Feſte, welche
man ihm gab, gar nicht daran gedacht,
wenn er nicht in die berühmte Burg zu
Vater Petern citirt worden wär. Hier
mußte er erſcheinen und bekam tüchtige
Schelte: wie kannſt du, ſagte Peter, ſo
nachläſſig ſeyn und zugeben, daß die Mit-
tagsländer Pfaffen und Pfaffereyen abſchaf-
fen? Haſt du dein Verſprechen, mich im
Schuz zu behalten, ganz vergeſſen, daß
du mir ein ſo ſchönes, großes Revier, wo
die Leute, bey aller weltlichen Klugheit,
doch noch ſo blind in Glaubensſachen wa-
ren, als ich nur wünſchen konnte, entzie-
hen läſſeſt? Beelzebub konnte ſeine Nach-
läſſigkeit nicht leugnen, verſprach aber

alles wieder gut zu machen, und rühmte, um Vater Petern wieder auszuzöhnen, die That, welche er gethan hatte, indem er den weisen Schulzen hätte ins Reich der Schatten bringen lassen, damit die Pfaffen durch den schläfrigen jungen Schulzen regieren möchten; aber Vater Peter sagte, er sollte sich dergleichen Thaten ja nicht anmaßen, die wüßten seine Untergebene besser zu verrichten, als er selbst. Beelzebub ärgerte sich, daß er hierinnen dem Vater Peter Recht geben mußte, und um seine Scharte wegen der Nachläßigkeit im Mittagslande wieder auszuwetzen, fuhr er durch alle Lüfte in die Schulzenburg und ermunterte da in der geheimen Halle, als auch unter den Pfaffen, alles zum strengsten Diensteifer. Von da begab

gab er sich in Tobias Burg und unterrichtete Kurthen, Lipsen, Schnipsen und ihre Gehülfen, denn er dachte, vielleicht säen sie doch nicht vergeblich aus. In der Zeit, da er diese Geschäfte ausrichtete und denn zu Petern zurückgieng, ihm Nachricht aus den beyden Burgen mitzutheilen, und sie verschiedenes abzureden hatten, ward im Mittagsland sein geschicktestes Werkzeug, jener wüthige Kerl, deß schon gedacht worden, verurtheilt und am Leben gestraft. Dieß that ihm zwar ein wenig leid, aber es war geschehn! Er fuhr hurtig in die Hölle hinunter, um ihn zu bewillkommen und ihn sogleich in den Genuß seines verdienten Lohns zu sezzen. Gern hätt er ihn mit in den Höllenrath genommen, um mit ihm zu über-

legen, was nun weiter zu thun sey; aber dazu war der Wicht zu dumm; er hatte in seinem Leben nichts gewußt, als, so lange es gehen wollte, fortzumorden, der Umschlag, der ihn endlich zu seinem Zweck führen sollte, war ihm selbst noch unbekannt. Beelzebub konnte überhaupt keinen festen Entschluß fassen, bis er wieder in der Oberwelt gewesen war. Er begab sich zuerst ins Mittagsland; da fand er, daß man sich vorgenommen hatte, den Weg der Gelindigkeit einzuschlagen, und denen, welche entflohen oder vertrieben waren, zu vergönnen, daß sie wiederkommen durften. Nur einen Augenblick war der Arge darüber betroffen, der Umstand, daß nun die Pfaffen auch wieder nach Hause kommen könnten, tröstete ihn gleich wieder,

wieder, weil er vorausſah, daß dieſe neues Unheil ſtiften würden. Sogleich fuhr er in die berühmte Burg zu Vater Petern. Viel Glücks, ſagte er, der Wagſchaale der Vernunft wird wieder das überſchlagende Gewicht genommen werden; die Pfaffen werden den Aberglauben ſchon wieder einzupredigen und einzuraumen ſuchen, werden hetzen und heimlich Feuer anlegen, bis es wieder über und über brennt. Das hoff ich auch, ſagte Vater Peter, ich hab den Troſt, daß noch mit der Zeit alles gut geben wird. An meiner Müh, heimlich mit im Spiele zu ſeyn, wo's nur angeht, ſolls nicht fehlen; paß du nur auch gut auf, ſo wirds vielleicht noch dazu kommen, daß der Ritter Lutz, des umgebrachten Moguls Bru-

der, der sich schon Mozart nennen läßt oder einer seiner Söhne diese Stelle wirklich bekömmt. Dazu wird wohl lange Zeit gehören; aber ich und meine Gehülfen verlieren die Geduld nicht, wir können zwanzig, dreißig Jahr an einem Rubensstück arbeiten, ohne zu ermüden, zuletzt kommts doch zu Stande. Da antwortete Beelzebub mit Kopfschütteln, es will mir doch nicht so ganz ausgemacht dünken, daß die sämmtlichen Mittagsländer sich von deinen Gehülfen wie vordem sollten einnehmen lassen; ich fürcht, ich fürcht, die letztern werden im Ganzen nichts ausrichten. Aber ists doch schon gut genug, daß sie hetzen und einblasen werden, wo sie können, daß ich meine Lust seh. Allein weißt du, was mir einfällt?

Der

Der abgesetzte Orden der Thatbrüder ist ja noch nicht ganz ausgetilgt, und haben bisher ihr Wesen unter einem andern Rahmen getrieben, diese konnten ja vordem, durch heimliche Ränke, was wir in der Hölle selbst nicht können. Es war, wenn sie was unternahmen, keine festere Regel, als die: „Zum Zweck muß alles führen, Heuchelei und Verbrechen und Laster, wenn mans nöthig hat; der Tugend wird der Stab gebrochen, wenn sie uns hinderlich ist.“ Diese Leute mußt du itzt zu brauchen suchen, nehmlich daß sie wieder heimlich arbeiten. — Ey! sagte Vater Peter, schrey nicht so, was du da sagst, beweißt, daß zwey kluge Leute oft einerley Gedanken haben. Es kann sich, sag ich dir, noch alles machen laßen, nur

Schade,

Schade, daß ich wohl nicht mehr am Leben seyn werde, wenn Pfafferey wieder überhand nimmt, und die Mittagsländer nochmals unterm Joch Moguls sind, der es einsehn wird, wie sehr das blinde Pfaffenthum einen Despoten schützt. Es wär wohl einmahl Zeit, daß unser Stuhl wieder ein wenig mehr Glanz bekäm. Es sieht auch nicht uneben darnach aus, denn zu dem Krieg mit den Mittagsländern ließen sich doch schon alle große Ritter, wie ehemals, von uns aufhetzen, ob wir gleich uns nur heimlich und durch Schleichwege einmischen konnten, man muß sich aber in die Zeiten schicken. — Traun! wir werden, wenn wir noch eine Weile heimlich gethan, mit desto größerm Ansehn hervortreten können. Ja doch, — o Freude!

im Ritter Tobias Roſemundiſchen Gebiete, welches der freche Mann vor etlichen hundert Jahren, mit ſeiner verbeſſerten Lehre auch erreicht hat, und wo ſeit Tobias klugen Vorfahr noch mehr Philoſophie als anderwärts herrſchte, heute die Rede von geiſtlicher Verfolgung aller, die nicht jene, dort längſt vergeßne Fabeln, lehren und glauben, und Kurth und Lips und Conſorten ſeyn eifrig daran, daß die Jugend ſo gelehrt werde.

Dazu, antwortete Beelzebub, hab ich mir alle Mühe gegeben, damit ich die Männer, die du genennt haſt, immer beſſer anfeure. Und ich könnte faſt ſagen, daß ſie Chriſtbrüderſche Geſinnungen haben; auch werden ſie ſchon andere zuſtutzen.

ſitzen, denn es giebt allerwegen Leute, die für Geld und Brodt alle Meynungen annehmen, die man verlangt. Aber darum kann ich dir doch nicht ſchmeicheln, daß wir dahin kommen in dieſen Diſtricten, die Rebellkappe wieder anzubringen. Die Zeit, in der Lobias noch zu leben hat, iſt zu kurz. Sein Sohn Wolfgang iſt dir nicht der Mann, der die Kurths und Lipſen ſo fort regieren läßt; vielleicht gehn ſie auch mit ihrem Herrn zugleich zu Grabe, ſollten ſie aber auch noch leben, ſo thun ſie dir gewiß, um bey Ehren und Würden zu bleiben, wieder ſo vernünftig, als es haben will, alſo wird auch der Schade in den Schulen nicht erheblich ſeyn, daß uns viel Früchte davon gewähren könnten. Mit der Bekehrung der

Mit-

Mittagsländer, womit du dir Hofnung machst, ists auch so so, glaub immer, daß die Vernunft und die gute Sache die Oberhand behalten wird; deine Pfaffen werden nicht weit kommen. Ich bin zufrieden, daß sie unmenschliche Grausamkeiten in einem Theil des Mittagslandes angerichtet. Solcher Späßchen werden so mir wohl noch etliche machen und lange wühlen in den Gemüthern, hetzen und spioniren, aber schwerlich werden sie siegen. Das ist also, sagte Vater Peter, dein Versprechen und dein guter Rath? Ich glaube, Teufel, du bist selbst ein Philosoph und Freyheitsprediger geworden! Was hast du denn meinen Vorfahren geweissagt und was mir selbst zugesagt? Da antwortete Beelzebub, man

thut

thut, was man kann, und läßt die Hoffnung nicht sinken. Arbeite du nur immer mit deinem Anhange, was möglich ist, 's soll dir in der Hölle schon angerechnet werden, so gut als wärs von größtem Nutzen gewesen: Zum wenigsten wollen wir der Wahrheit, dem Frieden und der Rechtschaffenheit so lange widerstehen als wir können und die Vernunft verwirren und blenden, wenn wir sie nicht ganz unterdrücken können.

Dergleichen Unterredungen hatten zu der Zeit Vater Peter und Beelzebub öfter; sie hofierten allen mächtigen Rittern und ihren geheimen Hallen, wes Glaubens sie auch seyn mochten, und man meynte, sie hätten viel dazu beygetragen, daß

daß die drey Ritter soviel Glück im Mitternachtslande hatten, und den Ritter Zwickelbart bey den Wasserrittern hatten sie auch zum Freunde. Es gab noch andere Länder, welche mit den Mittagsländern Fehde gehabt hatten, diese wohnten alle in Sonnenländern und hießen die Faulen, die Dummen und Stolzen und wie sie alle weiter genennet wurden.

Alle hatten sie von den Mittagsländern Schläge bekommen, waren zum Kreutz gekrochen und hatten Friede gemacht. Darüber ärgerte sich Beelzebub und Vater Peter gar sehr, aber da's doch nicht anders seyn konnte, so ließen sie sich zum wenigsten von ihnen versprechen, daß sie noch spioniren und heimlich hetzen helfen

sen sollten, welches sie auch angelobeten. Aber so viel Freude, als von Ritter Zwickelbart, versprachen sie sich nicht. Dieser unterhielt Hetzerey, Mord, Hungersnoth, Krieg und Haß mit unermüdetem Eifer, daß die Wasserritter selbst fast darüber zu Grunde giengen. Viele davon waren heftig auf Zwickelbarten erbittert, aber Beelzebub hatte einen Bund mit ihnen gemacht, daß sie ihm nichts anhaben und ihn nicht stöhren sollten. Die Folge wird lehren, auf wie lange der Bund gemacht war, denn wir kennen den Meister Urian und wissen, daß er seine guten Freunde doch zuletzt holte.

Siebenzehnter Abschnitt.

Von andern groſſen Rittern, welche in diesen Büchern noch nicht vorgekommen und vom Plumpvolke

---

In der halben Welt war zu der Zeit Krieg und Aufruhr, und wenig groſſe Ritter waren, die klug handelten und sich in nichts mengten, unter den wenigen waren besonders zwey, welche angemerkt zu werden verdienen, sie herrschten über die Scandanavier, welche zu ihren Zeiten zwey Völkerschaften ausmachten. Diese Leute waren gut und brav, doch eine Nation wie die andre kalter Natur. Viele ihrer Ritter waren tapfre Leute gewesen und hatten groſſe Thaten gethan, auch viel Kriege geführt, besonders die Beherrscher desjenigen Volkes, wel-

welche man jetzt die Eisenmänner nannte. Zur Zeit von der wir schreiben, war bey den letzten ein Ritter mit einem unruhigen Kopf, der die kleinen Ritter, die vorhin in seinen Ländereyen viel zu sagen hatten, sehr in Zorn gebracht hatte. Er würde wohl auch mit gegen die Mittags-länder ausgezogen seyn, wenn ihm nicht etliche dieser kleinen Ritter das Garaus gemacht hätten. Derjenige, so nach seinem Tode das Land regierte, war so klug, sich still und ruhig zu verhalten, und ließ die andern großen Ritter thun, was sie wollten. Der Beherrscher derer, welche die Bleymänner hießen, machte es eben so. Er dachte, es sey besser, sich seine Leute durch Güte und Sorgfalt zu Freunden zu erhalten und ihr Blut zu

erſparen. Alſo waren in dieſen Ländereyen gute ruhige Zeiten. Dabey ſetzten ſie ſich aber in wehrſamen Stand. Das verdroß dem trotzigen Ritter über die Maßen, er hätte ſehr gern bey den Bleymännern, die mit ihm gränzten, Unglück angerichtet, machte allerhand Ränkereyen und ward ſogar zum Mordbrenner, welches kein Menſch, der dieſe Geſchichte einſt lieſt, glauben wird. Vielleicht hatte ſich der böſe trotzige Ritter, der kein Gewiſſen im Leibe hat, auch vorgenommen, dieſen Gau, ſo wie den der Mitternachtsländer, an ſich zu reißen, aber, und wenn ihm auch Beelzebub ſelbſt Hoffnung dazu gemacht hätte, ſo wollen wir doch nimmermehr glauben, daß es geſchehn ſeyn werde; denn ein Land, das

in

in sich selbst Friede hat und seinen Herrscher liebt, ein Herrscher, der mit dem, was er hat, zufrieden ist, und denkt, er habe genug, wenn er das wohl im Stand halte, weicht dem Krieg aus, so lange er kann, wird denn auch nicht so leicht in die Schlinge gelockt und weiß sich gegen ungerechte Angriffe zu halten.

Diese beyden Länder waren zu der Zeit die belebtesten und ihre Ritter, oder die, welche in ihren Nahmen regierten, die Klügsten. Es war Ordnung und innerlicher Friede in den Ländern, und wenn es auch böse Buben in den geheimen Hallen der großen Burgen gab, die sich vom trotzigen Ritter oder sonst von einem verführen ließen, so wards doch

bald

bald entdeckt und dem Böſen, das ſie ſtiften wollten, geſteuert. Der Engel des Friedens ſchwebte über den beyden Ländern und deckte ſie mit der Palme des Friedens. Das hatten ſie und ihre Ritter auch wohl verdient, denn die guten Leute zufrieden waren und über die Einrichtung im Lande nicht murreten und ihre Ritter von der giftigen Schlange Politica nicht ſo verführt waren als die andern Regierer, daß ſie und ihre geheimen Hollen auf nichts gedacht hätten, als wie ſie Bündniſſen beytreten, dadurch andere in die Schlinge ziehn und denn ſie wieder zerreißen wollten, um andere zu ſchwächen und ſich zu vergrößern. Alles, was ſie thaten, war, daß ſie ein wachſames Auge auf die andern Herren hatten, und

sich auf alle Fälle gesattelt hielten, welches auch nothwendig war. Im übrigen suchten sie für sich den Nutzen aus den allgemeinen Verwirrungen zu ziehen, den sie von rechtswegen und als kluge Leute ziehn konnten.

Nach diesen Scandanaviern war das Plumpvolk zu den damaligen Zeiten das vernünftigste. Anfangs hatten diese Leute zwar auch den Mittagsländern das Schwerd geboten und sich gegen sie mit dem Ritter Tobias, mit dem jungen Schulzen und den Wasser-Rittern verbunden. Das kam nicht sowohl von dem Volk selbst, sondern von dem Burggrafen her, den sie sich bisher gehalten hatten. Dieser sollte nicht eigentlich ihr Regent seyn,

ſeyn, ſondern nur hin und wieder zum Rechten ſehen und das Beſte des Plumpvolks beſorgen. Es war ein wohlhabendes Volk, welches ſich eigentlich um die ganze Welt nicht zu bekümmern brauchte, jedes andere Volk mußte es doch mit ihnen halten, denen ſie allen lieferten und wenn es Noth that gemünztes Gold genug verſchafften. Weil ſie ſich nun darauf verließen, waren ſie ſo grob und ungehobelt, daß kein Menſch gern mit ihnen umging. Was ihren Burggraf anlangte, den hätten ſie lange entbehren können, er verzehrte ſein Brod mit Sünden, und es war ein ſehr reichliches Brod, wovon er viel aufheben konnte. Aber obwohl das Plumpvolk dieſes einſahe, ſo ließen ſie ihn immer eſſen, trinken, ſchla-

ſen und Geld zuſammen ſcharren, weil das, was ſie ihm gaben, ie nicht ſehr beſchwerte und er doch nicht weiter greifen konnte, als ihm geſetzt war. Doch aber entſtand einsmals eine heimliche Rebellion, die lange wie ein inneres Geſchwür anzuſehen war, welches, wenns reif iſt, aufbricht. Sie hatten nehmlich ihren Burggrafen mit einer Tochter des kleinen Ritters verehligt. Da es geſchah, war viel Freude im Plumplande, auch erhielt die geſtrenge Frau Sibille groſſen Beyfall und koſtbare Geſchenke. Nach und nach wurden ſie inne, daß der Frau Sibille Roſemundiſch Blut durch die Adern flöſſe und ſie nicht die Kleine machen wolte. Sie fühlte, daß ſie zum Herrſchen gebohren ſey, und da ihr Eheherr zu

nichts

nichts taugte, als den Seckel gut in Acht zu nehmen, und immer mehrere anzufüllen, so nahm sie zuförderst die Regierung im Hause über sich und hielt ihn sehr unter dem Pantoffel. Von der Regierung im Hauße schritt sie zur Regierung im Lande. Ob in ihrem Kopfe ein Plan gelegen habe, das Land der Burggrafschen Familie völlig zu unterwerfen, wozu sie sich des Beystands ihres Vaters und der Wasser-Ritter versprach, war nicht gewiß zu bestimmen. Das aber ist gewiß, daß sie sich einen großen Anhang machte und unter den Burgemeistern durch allerhand Kunstgriffe viele gewonnen hatte, wodurch es immer nach ihrem Sinn ging. Das war nun eben die Ursache zu dem Geschwür, welches endlich aufbrach.

Es erhob ſich ein Getobe und Gewüthe, wobey ſich die edle Frau Sibille ihres Lebens befahrtete und mit ihren Kindern Reißaus nahm. Aber die aufgebrachte Parthey unter dem Plumpvolk ſetzte ihr nach und ſagte: bleibt bey uns Frau Burggrafin, wir wollen Euch nichts Leides thun, aber bewachen wollen wir Euch, daß Ihr nicht zu Eurem Vater könnt, wo Ihr alle Eure heimlichen Anſtalten kund thun, ihn um Beyſtand, ſie gegen uns auszuführen, bitten und ihn durch böſen Leumund wider uns aufhetzen und in Fehde mit uns ziehn wollt. Der kleine Ritter, welcher damals auf dem Siegbette lag, hatte keine Luſt, ſich der Sache genauer zu erkunden, er glaubte nicht, daß er ſo lange leben würde, um ſie mit gewaffne-

ter Hand auszumachen, und hatte überhaupt keine Luſt mehr zum Krieg. Darum that er, als glaubte er es nicht, daß ſeine Tochter gefangen ſäß, weil er es ſonſt übel nehmen mußte, ſondern ließ nur ſo viel von ſich vernehmen, daß er von allerley Zwieſpalt höre, davon er wegen ſeiner Krankheit nicht genaue Kunde nehmen könnte. Er rieth aber, wenn was an der Sache ſeyn ſollte, zum Vertrag. Kurz vor ſeinem Ende ließ der Bothe von dem Plumpvolk, welcher ſich in der Roſemundiſchen großen Burg befand, bitten, daß ihn der kleine Ritter vor ſich laſſen möchte, weil er Antwort zu bringen hätte, auf ſeine Vermahnung. Aber der ſchlaue kleine Ritter ließ ſeinen Sohn Tobias zu ſich fordern und ſagte: ſprich du mit dem

dem Bothen: was du ihm zu antworten hast, wirst du wohl wissen, Sibille ist deine Schwester, und wenn ich dahin gefahren bin zu meinen Vätern, so kannst du dann thun, was dir gut dünkt. Tos bias zeigte hier, daß Blut nicht Wasser ist, und daß es ihm nicht gleichgültig sey, wie man mit seiner erlauchten Schwester, einer Rosemundischen Tochter, umgehe. Er ging von seinem Vater stracks in die Hölle, wo er den Bothen des Plumpvolks empfangen sollte und ließ ihn eintreten. Weil es ihm noch nicht zukam zu drehen und von dem zu sprechen, was er im Sinn hatte, er es aber gleichwohl zu verstehen geben wollte, so fragte er ihn mit grimmigem Blick. Ob seine Schwester noch in dem kleinen Flecken, wo man sie auf-

aufgehalten, gefangen ſäße? Die Antwort konnte ſich der Todte ſparen, denn Tobias hörte ihn nicht an, ſondern ließ ihn ſieben und ging fort. Somit hatte er doch den Todten geſprochen und dieſer konnte errathen, was Tobias wohl thun könnte, wenn er regierender Ritter ſeyn werde. Dieſe Art ſich zu erklären, ohne ſich zu erklären, bewieß doch fürwahr, daß Ritter Tobias mehr Geiſt hatte, als er noch nicht die Ländereyen regierte, als er hernach zeigte, denn jeder muß geſtehen, daß dieſe kurze Rede, die viel ſagte, und das Ausweichen einer nähern Auseinanderſetzung, da es noch nicht Zeit war, ſich darauf einzulaſſen, Verſtand anzeigt. Ewig Schade um Ritter Tobiesen, daß er ſich ſo ganz zu Fleiſch,

Blut und — machte, er wäre ohne das vielleicht ein sehr kluger Herr gewesen. Seine Schmeichler, Günstlinge, Propheten und Buhlerinnen habens zu verantworten gehabt, jeder das, was er dazu beygetragen hat —

Der Bothe des Plumpvolks eilte in aller Hast in seine Herberge und schrieb Briefe an die Obersten des Plumpvolks, worinnen er ihnen Kund that, was vorgefallen war, und daß man sich nichts Gutes zu Tobiesen zu versehen hätte, welches sich bald aufweisen werde, massen der kleine Ritter täglich schwächer würde. Sie nahm es auch in so weit zu Herzen, daß sie Frau Sibillen etwas höflicher behandelten, sonst aber gaben sie nicht

nicht nach, und wollten mit dem Burggrafengeschlecht nicht Friede machen. Da nun Tobias Herr ward, ließ er es sein erstes Geschäft seyn, einen Trup seiner Leute gegen die Plumpländer zu schikken, und diese machten augenblicklich Ordnung, so daß alles still ward und der Burggraf wieder so viel galt als sonst. Frau Sibille war hierüber sehr erfreut, und kam mit ihren Kindern selbst zu ihrem lieben Bruder Tobias, um sich gar schön zu bedanken. Sie sagte zu ihm, wir wollen mit der Zeit schon noch unsern Willen ausführen und unser Ansehn bey den Plumpländern erhöhen, denn ich habe eine starke Parthie unter ihnen, welche deinen Leuten, da du sie hinschicktest, auch so ziemlich den Weg gebahnt hatten.

Sie

Sie werden nach und nach mehr thun; und du ſprichſt, wenn alles reif ſeyn wird, mit deinen Reitigen und Fußvölkern ein. Das wird und muß gelingen. Darum gieb deine Tochter meinem Sohn zur Ehe, damit Roſemundiſcher Same bleibe und aufkomme. Du kannſt ſie traun nicht beſſer verſorgen! Ich hoffe ſtark, daß, wo nicht mein Eheherr, doch mein Sohn nicht bloßer Burggraf, ſondern eigner Herr des ſchönen Haus der Plumpländer werden wird. Freylich iſt er nicht der klügſte, und artet ſeinem Vater nach; aber ſo lange ich am Leben bin, will ich für ihn denken und handeln, und will auch meine Schnur in der Politica unterrichten, was ich kann. Ritter Tobias war, als ihm die weiſe Sibille das alles vorſoſ-

koſte, ſchon in ſeinem Zuſtand der Trägheit, wovon wir in dieſem Buche ſoviel geſagt haben; aber wie wir auch bereits erwähnt, in auswärtigen Dingen, und welche Vergrößerungen der Seinigen beſtrafen, hatte er Ohren. Er ging das neue Bündniß zwiſchen ſeinem Neven und ſeiner Tochter ein, lobte alles, was Frau Sibille vorhatte, und verließ ſich ganz auf ſie. Wer weiß auch, ob nicht noch alles ſo ergangen wäre, wie ſie wünſchte, wenn die Mittagsländer nicht den Spectakel in der Welt angefangen hätten. Sie hatte ſchon ſo viel Gewalt und Einfluß, daß ſie die Plumpländer bewog, zu dem Bündniß der groſſen Ritter im Abendlande und der Waſſer-Ritter mitzutreten. Dieſe letzten ſpiegelten ihnen freylich

lich viel Vortheile vor, welche sie gegen die Mittagsländer zu Wasser zusammen haben und theilen wollten. Aber, wenn Frau Sibille nicht gethan hätte, so wären diese trägen Leute doch lieber ruhig geblieben, hätten sich wenigstens in gar nichts gemischt und nur darauf gesehen, wie ihr Handel und Wandel bey den Unruhen der andern [illegible] so baß blühte. Die, so schon einmal Lärm gegen den Burggrafen angefangen hatten, und die man die Mißvergnügten nannte, waren damit gar nicht zufrieden, aber sie mußten schweigen. Da trug es sich aber zu, daß die Mittagsländer mit Hülfe eines bösen Geistes, welcher von Beelzebub beleidigt war und ihm einen Possen thun wollte, das Wasser auf einmal zu einem festen

Kör-

Körper machte, der wie Glas aussah, und doch sie, ihre Wagen und Rosse trug, daß sie hinüber kommen konnten zu dem Plumpvolk. Das gab einen vertracten Spectacle, denn nun fielen alle die Mißvergnügten ihnen zu und freuten sich, daß sie kamen und das Land einnahmen, machten ein Bündniß mit ihnen und ließen sie alles einführen nach der Art wie im Mittagslande, so daß diese und jene nur ein Volk ausmachten. Das war nun fürwahr ein gar übler Streich und Strich durch die Rechnung des Burggrafen und der Frau Sibille. Sie mußten fliehn aus ihrer Burg bey Nacht und Nebel, und wußte lange Zeit niemand, wo sie hingekommen wären. Doch sie hatten sich durchgeschlichen und zu den Wasserrittern gewendet, wo sie

sich

ſich doch wenigſtens ihres Lebens nicht mehr beſahen durften. Frau Sibille hatte ohne Zweifel deswegen noch nicht alle Hoffnung, daß es einmal wieder beſſer werden würde, aufgegeben. Was ſie aber gedacht, als ihr lieber Bruder Tobias mit dieſen ihren Widerſachern den Mitzageländern Friede gemacht, können wir leicht errathen. Doch Tobias verſprach ihr, um nur einige Ruhe vor ihren Vorwürfen zu haben, auf andere Art und Weiſe für ſie zu ſorgen, und das wird auch wohl dahin gekommen ſeyn, wenn endlich Friede gemacht worden iſt, welches wir doch wohl in dem Fortgange dieſer Hiſtoria erfahren werden. Wenn es zu Friedensvorſchlägen gekommen iſt, wird aber viel Hin- und Wiederredens

und

und viel zu vergleichen gewesen seyn; denn es außer dem Burggrafen der Plumpländer mehr Ritterleute gab, die um ihre Burgen und Bestallungen gekommen waren.

Achtzehnter Abſchnitt.

Entdeckt alles durch einander.

So wie man im Mittagslande angefangen hatte, menſchlicher und billiger zu handeln, gab man auch allen Vorſchlägen, welche ſich annehmen ließen, Gehör. Nachdem ein unmündiges Söhnlein des Großmoguls entweder natürlich oder durch Hülfe guter Freunde geſtorben war, blieb von der Moguls Familie noch ein einziges Jungfräulein übrig. Dieſe zarte Dirn ward in leidlicher Haft gehalten, aber es ließ ſich weder Glück noch Ehre unter den Mördern ihrer Eltern und bey Leuten, welche ihre angebohrne Würde nicht mehr anerkannten, für ſie hoffen. Dieß ſah man in der großen Burg des jungen Schul-

Schulzen, der mit ihr befreundet war, wohl ein, und trachtete, die Jungfrau zu befreyen. Es ward also angefragt, ob sie dieselbe wollten ziehen lassen? Die Mittagsländer hatten hierwider nichts, versprachens und machten ihr eine Art von Morgengabe zusammen, damit sie doch nicht leer fortziehn möchte. Nun dachte jeder, der das hörte, die Dirn werde nun des nächsten abreisen, aber siehe da! nachdem man vier oder fünf Monate lang darüber gesprochen und geschrieben hatte, daß schon die Rosse und Mäuler zu ihrer Abfahrt parat stünden, saß sie noch auf dem alten Fleck. Einige sagten, es geschähe darum, weil die in der Schulzenburg die Mittagsländer nicht für ein freyes Volk erkennen wollten;

andere meynten, man könnte sich um die Reisekosten und die Art, wie die Reise eingerichtet werden sollte, nicht einigen; wieder andere, es wären gewisse Kleinodien, welche den Großmoguls gehört hätten, in den Händen des jungen Schulzen oder seiner geheimen Halle, welche sie erst haben wollten, wogegen sie aber der Jungfrau das Geschmeide ihrer Mutter mitgeben wollten. Nun sollte es uns, wenn das wahr wäre, Wunder nehmen, ob man das in der Schulzenburg eingegangen, und nicht lieber das Fräulein hätte sitzen lassen, wo sie saß. Die Kleinodien waren einmal ein Raub, welcher nun dem Schulzengeschlecht blieb, das Geschmeide aber, welches man der Moguls Tochter mitgegeben hätte, wäre ihr

Erb-

Erbtheil geweſen, das ihr die in der Schulzenburg wohl hätten laſſen müßen. Die großen Ritter aber und ihre Ratten-Könige ſind ja ſonſt nicht der Art, daß ſie etwas aus Wohlmeynung oder zum Beſten eines andern, ſollts auch die natürliche Pflicht verlangen, fahren laſſen. Noch alſo können wir das nicht glauben. Indem wir weiter nachſchlagen, finden wir, daß die ſchöne und zarte Moguls Tochter wirklich aus dem Mittagsland entlaſſen und in der Schulzenburg angekommen, auch daß man alles von beyden Seiten eingegangen ſey, was zur Richtigkeit der Sache erfordert wurde, welches bey den damaligen Zeiten ein Wunder iſt. Doch wer wuſte und erfuhr auch alle Nebenumſtände? Es war zu dieſer Zeit, wie zu allen

allen andern Zeiten! Die öffentlichen Angelegenheiten wurden wie die, der einzelnen Leute, beklatscht, beurtheilt, beklügelt und verdreht. Bey den öffentlichen Angelegenheiten iſt nur der Unterſchied, daß ſichs jedermann für eine Schande rechnet und glaubt, man hielt ihn für dumm, wenn er nicht etwas davon zu erzählen wüſte und ſie nicht mit bejudicirte. Jeder ſpricht alſo ins Gelag hinein, was er von andern aufſchnappt; der andere hats wieder von dem dritten, der dritte von dem vierten und wenn man's recht beſehen könnte, ſo kömmts nicht aus der Quelle der Wahrheit, ſondern aus der Quelle der Vermuthung, welche aus hundert Mäulern gelaufen iſt. Es ſind bey ſolchen Gelegenheiten nichts mehr als die Haup-

umſtände wahr, die jedem ins Geſicht und Gehör fallen müſſen, nehmlich daß Krieg Mordens, Raubens, mitunter Brennens und Plünderns iſt, daß wenn eine Schlacht iſt, eine Parthey nur den Sieg davon tragen kann, daß die Herren oder Länder, welche im Krieg verwickelt ſind, unterdeſſen ſie ſich raufen, doch daran denken, wie ſie aus dem Handel kommen wollen und in ihren geheimen Hallen friſch darauf hin und wieder geſchrieben wird, daß ſie alles, was dem Gegner Abbruch thun kann, ausſinnen und aufbieten. Die Nebenumſtände aber, welche von alledem erzählt werden, weiß keiner, als die zunächſt zur Sache gehören, nach der Wahrheit. Doch darauf kann ein jeder wohl ſchwören, daß die Kriegführenden ſamt

und

und sonders mit nichts beschäftigt sind, als mit aufhetzen, schmeicheln, heucheln, Zusage thun, Zusage brechen, und keiner dem andern, wenn er auch mit ihm im Bunde ist, Gutes gönnt, noch es redlich mit ihm meynt. Wer es nun ein wenig im Kopfe hat, was etwa einem oder dem andern großen Ritterhause Schaden oder Nutzen bringt, der kann, wenn er auch keine Solbe davon erfährt, was sie und ihr Rattenkönig heimlich abhandeln, doch genau errathen, wie sie gegen den und jenen unter ihres Gleichen gesinnt seyen und wird sich von dem Schein nicht blenden lassen. Diese Einsichtsvollen schwatzen auch immer am wenigsten mit, wenn man Discurse über die Politica führt, und lachen die andern aus, wenn sie so nach

Gut-

Gutdünken Bündniße ſchließen, Länder vertheilen, Friede machen, Abſichten von dieſer oder jener Handlung wiſſen und dabey ſo klug thun und ſich oft ſo mit einander zanken, als wenn ſie auch um Rath gefragt wären und es eben ſo einzurichten über ſich hätten. Wenn die großen Ritter und ihre geheimen Burgvögte zuhörten, wie man ſich die Köpfe zerbricht und doch ſo fehl abräth, ſie borſteten vor Lachen, beſonders, wenn etwas vorkommt, welches ſo einfältig, gemein weg ehrlich herauskömmt. Wie muſte nicht unter andern der geheime und allmächtige Oberburgvogt Zwickelbarth bey den Waſſerrittern heimlich lachen, wenn er hörte, daß jemand ihn, der doch unergründlich war, ergründen wollte! Dieſer Mann hatte zu

den

den damaligen Zeiten wenig seines Gleichen, man könnte ihn den Gefährlichsten, aber auch den Klügsten aller großen Männer nennen. Er war gehaßt und gefürchtet, aber eben so sehr bewundert und verehrt. Allenthalben muste es nach seinem Willen gehen, überall bey Freund und Feind hatte er die Hand im Spiel. Man könnte sagen, daß er die halbe Welt im Sold hatte. Jedes Hindernis wuste er zu überwinden, alles, was auch gefährlich und hinderlich aussah, machte er sich zu seinen Absichten zu Nutze. Im Mittagsland hatte er einen ganzen Haufen Creaturen, die, wenn sie nichts mehr thun konnten, doch immer Unruhe und Widerspruch anrichteten. Im Wasserlande selbst war eine Gesellschaft Menschen, welche mit seinem Regieren

gar

gar nicht zufrieden waren, über das viele Geld welches beym Krieg aufgieng, murrte, den Mittagsländern geneigt und alle Augenblicke zum Aufruhr bereit war. Dieß machte Zwickelbarths Freunde und Anhänger stutzen, er aber spottete ihrer Angst, denn das Mittel, jene Gesellschaften unschädlich, ja sie zu Beförderern seiner Absichten zu machen, fand er leicht. Diesem listigen und feinen Mann gaben die Leute viel Böses schuld. Und wie aus allem, was er gethan und gestiftet, abzunehmen ist, mag er wohl ein weites Gewißen gehabt haben, aber doch muste jedermann gestehen, daß er wegen seines großen Geistes, der nie an Hülfsmitteln verarmte, und alles nach seinem Belieben und Eigensinn auszuführen wuste, hochgeschätzt

ſchätzt zu werden verdiente. Er war einer von den ſeltenen Menſchen, deren Thaten nicht gefallen, und über die ſich viel Leute ärgern, die aber keiner zu ſtürzen noch ihnen zu widerſprechen vermag, weil ſie den Willen anderer hier zu lenken, dort zu unterdrücken wiſſen. Wir verlangen ſehr zu erfahren, ob nicht auch noch Zwickelbarths widriges Stündchen gekommen ſeyn wird; denn ſo klug und verſchmitzt auch ein Menſch ſeyn möge, ſo iſt er doch nicht ſicher, daß es ihm nicht einmal fehl ſchlägt. Da wir mit dieſer Hiſtorie bis hierher ſind, finden wir doch ſchon, das Gerede habe ſie erhoben, wie die trägen und ſtolzen Sonnenritter, welches wohl wieder von dem Geiſt, der ſich mit Meiſter Beelzebub verzürnt

zürnt hatte, hergekommen seyn muste, ein Bündnis gegen die Wasserritter mit den Mittagsländern gemacht hätten. Wo wir nun dieses alles wahr finden, so möchte dieß schon ein Anfang der Widerwärtigkeiten seyn; doch vielleicht findet Zwikkelbart auch hier ein Loch, wo er heimlich durchkriechen und das Ding so drehen kann, daß es ihm nicht viel schadet oder gar nutzt.

So weise und überlegt dieser Mann auch in allen Dingen war, wofür ihn der Oberritter, dessen Macht er durch seine Klugheit sehr befestiate, herzlich lieb hatte, so hatte er doch einmal etwas ersonnen, welches freylich ein Beweiß war, daß er die Augen allenthalben hinrichtete,

wo der Himmel blau ist, und auf alles raffinirte, wodurch die Stärke oder vielmehr der Uebermuth der Wasserritter wachsen konnte, aber wobey er gewaltig fehlgerechnet hatte. Diese Begebenheit ist es werth, daß wir sie erzählen. Weit weit hinter den stelzen und faulen und dummen Sonnenländern wohnte ein Volk, welches das reiche Volk genennt wird; dasselbe ward von einem großmächtigen Ritter beherrscht, welcher über Hab und Gut, Leib und Leben seiner Unterthanen zu gebieten hatte, über das alles aber wachte, wie ein Vater über seine Kinder und ihre Habe. In diesem Lande war kein Christenthum, aber es wurden so gute und sanfte Handlungen ausgeübt, als in der Christenheit gelehrt aber nicht voll-

vollbracht werden. Dieß Volk hatte alles genug, und brauchte es mit keinem Volk auf dem Erdboden zu halten. Sie waren fleißig, sehr geschickt und erfinderisch, viele ihrer Einrichtungen waren von andern Völkern, die sie doch weit klüger und einsichtsvoller dünkten, nachgeahmt worden. Sie hatten dabey ein sehr fruchtbares Land, welches sie wohl anbauten; auch hatten sie auf Flüssen und Meeren reichen Fischfang und viele Schifferkähne; sie verkauften ihre Fische und eine Menge ihrer Waaren an alle andere Völker, von denen sie hingegen nichts brauchten, weil sie selbst alles vollauf hatten, so klug waren, mit dem, was sie besaßen und hervorbrachten, zufrieden zu seyn und nichts, was bey andern Völkern Mode war, nach-

machten

machten oder ihre Erfindungen bey sich einführten. Dadurch nun blieben sie freylich dem Geiste nach ziemlich roh und unwissend aber den innern Kräften nach, die zum Wohlstande eines Volks gehören, blieben sie immer stark. Darum waren sie auch sehr stolz auf sich und ihre Einrichtung. Die Politica ihres großen, mächtigen Ritters und seiner geheimen Halle, welches auch die Politica seiner Vorfahren und ihrer geheimen Hallen gewesen, war sehr weise und überdacht; sie erstreckte sich aber nur auf die Angelegenheiten der Regierung; mit fremden Rittern hatten sie gar nichts zu thun. Sie verlangten mit keinem in Verbindung zu stehen; denn keiner konnte ihnen schaden. Eben so wenig trachteten sie darnach, neue Län-

der

der zu erobern, darum machten sie auch keine neuen Anschläge, Verbindungen u. s. w. Aber die Grundregeln ihrer Regierung waren völlig klug, sie hielten das Volk im Zaum, und dienten doch auch zu seinem Wohl, und eine dieser weisen Regeln brachte es eben mit sich, dasselbe vor der Verbindung und der Bekanntschaft mit andern Völkern, deren Sitten und Gebräuche sie geschwächt und verdorben hätten, zu sichern.

Schon lange hatten die Wasser-Ritter die Schätze dieses reichen Volks mit Lüsternheit angeschielt, und hätten gern eine nähere Bekanntschaft mit demselben gestiftet. Zwickelbarth wußte das; sein unternehmender Geist fiel darauf, daß

er sich nicht wenig bey seinen Landsleuten beliebt machen würde, wenn er diese grosse Absicht ausführte. Er trug darauf an, eine Bothschaft ins reiche Land zu schicken, und den mächtigen Oberritter ersuchen zu lassen, daß er ein Bündniß mit den Wasser-Rittern machen möchte. Die Bothschaft sollte sehr glänzend seyn; aber es war, als sie dort ankamen, das beste vergessen, welches schon kein gutes Omen war. Der oberste Bothe hatte vor Freuden, daß er eine Zeitlang den obersten Herrn der Wasser-Ritter vorstellen sollte, vergessen, auf den Staat zu sehen, den er doch auch mit seinen Leuten hätte machen sollen. Wie sie also hinkamen und vor dem grosen mächtigen Ritter paradiren sollten, hatten sie alle die Hosen ver-

vergessen. Da rafften sie sich zusammen, so gut sie konnten, und rannten kunterbund dem Oberbothen nach in die Veste des mächtigen Ritters. Dieser empfing den Oberbothen mit vieler Höflichkeit und ließ es ihm und seine Leute weder an Nahrung und Leckerbissen, noch an Geschenken mangeln, aber da der Herr Oberbothe das Verlangen seines Ritters kund thät, war es nichts und aber nichts. Der mächtige Ritter sagte: Er wäre den Wasser-Rittern sehr geneigt und wünschte ihnen alles Gute, wollte sich auch freuen, wenn er ihnen einen Gefallen erweisen könnte, aber in ein Verbündniß könnte er sich nicht einlassen, immaßen sie ja nichts von ihnen verlangten noch bedürften und sie einander gar nicht auf ihren

Wegen begegneten. Als dieses ausgesprochen war, mußte sich die Bothschaft der hochmüthigen Wasser-Ritter flugs trollen und mit der langen Nase abziehen. Zwickelbarth konnte das, was der mächtige Ritter zur Antwort gab, vorher wissen, wenn er alles recht überlegt hätte; doch er hatte es wohl überlegt, glaubte aber, man werde blos um der Ehre halben mit den Wasser-Rittern, welche man im reichen Lande doch wohl auch als die vornehmsten Leute auf der Welt kennen müßte, verbunden zu seyn, es gern und willig thun, ihnen alle Vortheile und Befehlshabereyn in ihren Districten einräumen, welches vorher nur noch keinem unter seinen Landsleuten so eingeleuchtet als ihm. Da wars also nicht ein Mangel der Ueberlegung

legung sondern eine Frucht des Wasser-
ritterlichen Dünkels, der diese Bothschaft
veranlaßte. Als sie wieder heimkamen,
wollte jedermann wissen, wie es abgelau-
fen war, und die Schrift sehen, welche
der mächtige Ritter hätte machen lassen.
Da nun keine Schrift vorhanden war, ent-
stand ein Gemurre über die vergebliche
Reise, welche doch so viel Geld gekostet
und nichts gefruchtet hatte. Aber Ritter
Zwickelbarth stellte den Leuten vor, daß
es allerdings gefrommt hätte, indem der
mächtige Ritter ja Freundschaft zugesagt
und ihren Oberritter zum Beweiß, daß
ers halten wollte, das Contrefey seines
Herzens mit geschickt hätte, welches er
wohl für keinen andern Herrn des Erdbo-
dens thun würde, und wär auch schon

durch

durch dieſen Anfang, auf welchem man mehr bauen wollte, viel gewonnen. Hiermit beruhigte er die Gemüther wiederum. Er aber ärgerte ſich heimlich nicht wenig, daß es nicht beſſer abgelaufen war, denn er dachte ſchon darauf, wie er, wenn er die Schriften hätte, mit nächſtem unter der Hand veranſtalten könnte, daß von Seiten des reichen Volks einer oder etliche Puncte gebrochen würden, damit er hernach über Unrecht ſchreyen könnte, daß hätte er denn ſo lange fort getrieben und immer Stänkereyen unterhalten, bis er Krieg ankündigen und während demſelben Eroberungen machen könnte, welches bey dem, des Kriegs ungewohnten und nicht ſo geübten Volk auch wohl würde geſchehen ſeyn. Wenn man dieſes bedenkt,

muß

muß man Zwickelbarthen doch loben, daß er ſolchen Verſuch machte; denn auch gute Abſichten verdienen Erkenntlichkeit!

Das Uebelſte bey dem mißlungenen Unternehmen war eigentlich, daß der mächtige Ritter ſo unhöflich war, und die Gäſte, ſobald er alle Antwort gegeben hatte, wieder fortziehen hieß; denn hätten ſie ſich einniſten können, ſo konnten Bekanntſchaften gemacht werden, und war doch zu hoffen, daß es dort auch Leute gäbe, die an waſſerländiſchen Gewichten Gefallen fänden, dafür gute Vorſprache leiſteten und hier und da behülflich wären. Führwahr der große mächtige Ritter und ſein geheimer Burgvogt müſſen gute Witterung gehabt haben, daß ſie lieber unhöflich

ſeyn,

seyn, als den versteckten und entdeckten Füchsen, die sich in vielbedeutende Menschen verkleidet hatten, und sich bey ihnen einnisten wollten, nicht von den Hühnerstalle hurtig wegzujagen.

Neunzehnter Abschnitt.

Enthält ein Recept, das reiche Volk gesitteter und ihre Mächtigen geschmeidiger zu machen.

Um dieses große Rittergeschlecht und ihre Vornehmen brauchbarer für andere große Ritter und ihre Rattenkönige zu machen, wäre kein besserer Rath gewesen, als erstlich gute und schlaue Köpfe, welche schöne und in den Burgen der großen Ritter erzogene Weiber und Töchter hätten, dort hinzuschicken, die weiter keine andere Ursach vorgäben, als daß sie die Länder und Gegenden wollten kennen lernen, was zu den damaligen Zeiten, da das Reisen der vornehmen Leute beyderley Geschlechts Mode war, recht wohl angegangen wäre. — Nun hätten sich die

diese Reisenden immer eine Zeitlang in der großen Burg des mächtigen Ritters und in allen großen Burgen aufhalten, sich schön putzen, sehr höflich seyn, Feste nach ihrer Art geben und die vornehmen Männer und Weiber des reichen Volks für sich, nehmlich die schönen Reisenden, einnehmen müssen, daß sie in sie verliebt geworden wären. Wogegen sie ihnen denn Minne gewährt und nach ihrer Art gelehrt hätten. Nach einer Weile wären denn diese wieder abgereißt, und andere auch als ob sie nur reisen wollten, wären hingekommen. Nach 10 ja nach 5 Jahren, wären dort schon viel Leute von der gewohnten rohen Art bekehrt worden, hätten Freude und Lust an allen den Lieblichkeiten gehabt, und sich nach immer mehrern

rern Umgang mit ſo feinen und ſchmucken Leuten geſehnt, wären auch wohl mit oder nachgereißt. Und dieſe Sehnſucht nach den neuen Bekanntſchaften, wäre denn endlich zur Begierde worden, der kein Menſch hätte widerſtehen können. Was wäre da nicht alles vorzuarbeiten und anzubauen geweſen! Hernach hätte man darauf halten, oder es dahin zu bringen ſuchen ſollen, daß einige junge Herren des mächtigen Ritters und der andern Vornehmen in einer oder der andern großen Burg erzogen worden wären, um gelehrt und artig zu werden und das Leben mit beſſerer Art genießen zu lernen, als ſie es in dem dummen reichen Lande verſtanden. Endlich hätte man ihnen auch Geſchmack am Chriſtenthum beybringen müſſen, damit

mit wenigstens die mächtigen Völker und ihre Großvögte diesen Glauben angenommen hätten. Mit dieser Manier wären Pfaffen ins Land gekommen, die in Stükken der Politica und ihrer geheimen Absichten die brauchbarsten Leute sind. Zwar sind solche Meisters einmal dort gewesen, aber die Bahn war nicht durch die Leute gebrochen, wie wir sie vorgeschlagen. Darum machten die rohen Leute, die noch keine Sitten verstanden, einen gewaltigen Lärm, da sie merkten, wo jene hin wollten, und waren so unhöflich, sie aus dem Lande zu jagen. Wenn nun dieses alles geschehen wär; wenn nach dem Fuß der Mittagsländischen, Wasserritterschen und Abendländischen Großen, oder auch bey dem trotzigen Ritter erzogne Herren; wenn

schö-

ſchöne Weiber und Dirnen aus den eben genannten Gegenden zuerſt dort geweſen wären, ſo hätte alles gelingen müſſen. Und wir wetten darauf, daß in einer Zeit von 20 Jahren die ſämtlichen civiliſirten und politiſirten Herrſchaften mit den Herrſchern des reichen Volks in Bündniſſen jeder Art geweſen, daß eine Vermiſchung [illegible] und bey jenem Staat ſeine Sitten, Mode- und Geſinnungswechſel, alle Arten von Zeitvertreiben und Scherzen nebſt den dazu gehörigen Krankheiten und Schulden eingeführt worden wären. Einigkeit und Genügſamkeit wäre unter ihnen ausgeſtorben, dagegen hätten ſich Verwickelungen in fremdes Intereſſe allenthalben eingeſchlichen. Kriege mit ihnen wären dann auch daraus erfolgt, wobey

die

die guten Freunde, die dort solche feine Lebensart eingeführt, vermuthlich hin und her was erobert und bey einem billigen großmüthigen Frieden, entweder als rechtmäßige Beute oder als Entschädigung oder für die Friedensvermittelung so manches hübsche Bißchen Meer und Land bekommen hätten. Auf die Art würde sicherlich nach und nach das weitläuftige Revier des mächtigen Ritters eingeschränkt, so daß er es besser übersehen könnte und auf nicht mehr so selbstgnügend und übermüthig gewesen wär, als vielmehr andre Leute gebraucht hätte. (Dieses Recept, wies der alte Schriftsteller nennt, könnte in den Kabinettern mancher großen Macht Beyfall finden, wenn es jemand da zum Vortrag brächte.) So

lange

lange man dieſes Recept nicht gebraucht, wird wohl der große Strich Erde, welcher noch auf Gottes Erdboden ſteht und blüht, immer für ſich bleiben und andern ehrlichen Leuten nichts nützen. Darum wundern wir uns, wie die großen Ritter der polirten Länder, beſonders Ritter Zwickelbarth die Sache nicht ſo nach unſerm Vorſchlag eingeleitet haben. Es iſt doch Jammer und Schade, wenn in der Welt ein großes mächtiges Land, von lauter Barbaren bewohnt wird, welche nicht verſtehn, wie ſie ſich das Leben angenehm machen, und wie ſie die Vernunft, die ihnen der liebe Gott gegeben, anwenden ſollen, ſondern ſo in ihrer Einfalt dahin leben, nichts von Feinheit, hundertfältigen Dreh- und Wendungen verſtehn und

denken, sie wären ein glückliches Volk, wenn sie künstliche Sachen machen, fleißig sind, der Regent das Beste seiner Unterthanen beständig vor Augen hat, so wie diese ihm treu und gehorsam sind — in billigen Stücken; unbillige verlangt er nicht; auch dürfen sie seine Burgvögte nicht verlangen. Wenn einer eine Unbilde an jemand im Volk begeht, und es vor den Herrn kommt, wird der böse Burgvogt gleich um einen Kopf kürzer gemacht. Das ist aber sehr strenge und tyrannisch, und meynt der strenge Herr, dies wäre wegen des Beyspiels nöthig; allein bey den policirten großen Rittern ist so eine Unmenschlichkeit, Gott Lob, nicht eingeführt, da weiß man einen Unterschied des Standes zu machen, wenn man straft.

Ihre

Ihre Großvögte sind auch weit klüger. Diese sind auf ihrer Hut, daß kein frecher Verräther vor die rechte Schmiede kömmt; geschiehts aber einmal, so haben sie Verstand genug, sich aus der Patsche zu ziehen. Fürwahr es ist in den Ländern und Gauen, wo sich alles verfeinert hat, gut wohnen und noch besser, ein vornehmer Herr zu seyn.

Zwanzigster Abschnitt.

Wie man eine Zeit gesetzt hat, um vom Streit auszuruhn und sich zu besinnen.

Als die Heere des jungen Schulzen einpaarmal hinter einander gesiegt und man dafür in der Schulzenburg Gott und den lieben Heiligen gedankt hatte, begann es den Mittagsländern vorzukommen, daß es möglich war, sie könnten endlich auch einmal in Nachtheil gerathen, und daß es nicht übel seyn würde, von dem Gedanken weiterer Eroberungen abzustehen. Sie wusten es am besten, wie es mit ihren Umständen beschaffen war, und die Schulzenburger wusten es ihrer Seits auch am besten. Da sie nun von beyden Seiten gern auf immer die Schwerdter in die

Scheide

Scheide gesteckt hätten, so that jede Par-
they, als wenn sie aus Nachgiebigkeit ge-
gen die andere Vorschläge dazu annehmen
wollte, und damit dieß geschehn könnte,
so beschlossen sie, den Streit auf eine Wei-
le liegen zu lassen und sich in der Gelassen-
heit zu besinnen, was sie thun und wie
weit sie nachgeben könnten, um Frieden
zu machen. Das sah nun so weit ganz
vernünftig aus. Wenn wir diese alte
Historie weiter vornehmen, werden wir
erfahren, was daraus geworden ist. Wir
meynen, es werde nicht so leicht zum
wirklichen Frieden gediehen seyn; denn
die Mittagsländer hatten dem Schulzen
gar zu viel abgenommen, was dieser ohn-
möglich so im Stich lassen konnte. Ueber-
dem war auch mehr ins Gleiche zu brin-

gen und herauszugeben, was zum Abendland gehörte. Die Mittagsländer aber waren, obwohl viel Stank und Drang um sie her war, doch auch zu übermüthig, um das alles wieder zu räumen. Es ist natürlich, daß man, indem man etwas liest, worinnen von zwey oder mehr Partheyen gehandelt wird, man sich für eine mehr als die andere portirt. Wenn wir z. E. den Schulzen, den trotzigen Ritter und Ritter Tobiesen vor uns haben, dann wünschen wir dem Letzten immer das Beste; handelt unser Buch von den Mittagsländern, dem Schulzen und den Wasser-Rittern, so ist uns von den dreyen der Schulz am liebsten, den Mittagsländern sind wir nicht ganz feind, aber hier, wo es darauf ankommt, wie

der Vergleich zwiſchen ihnen und dem Schulzen gemacht wird, wünſchen wir doch zu vernehmen, daß ſie ihm das Seinige wiedergeben mußten, ſo auch das, was ſie den Abendländern abgenommen. Sie hatten des Landes genug, und war nicht nöthig, daß ſie ſich immer weiter ausbreiteten, immaßen ſie ſonſt zu keck geworden wären, wie das einmal dieſem Volk in der Natur lag, wiſſen auch nicht wie das weitläuftige Gebiet, das nun keinen Oberherren mehr hat, beſtanden wäre, ohne beſtändigen Lerm, Aufruhr und Widerſpruch zu haben, denn ein Land muß, wenn es ſich ſelbſt regieren will, nicht ſo groß ſeyn, und nicht ſo viel unruhige Köpfe enthalten, wie das Mittagsland. Da nun dieſes ſchon an ſich ſelbſt zu groß war

für

für so eine Verfassung, so hätten die Mittagsländer besser gethan, alles, was sie erobert, wieder herauszugeben, sich in ihre Gränzen einzuschränken und da auf Ruh und Ordnung zu sehen. Diese Ruh und Ordnung könnte aber, wie uns bedünkt, auch nicht anders erlangt werden, als daß sie einen Oberaufseher annehmen, welcher zwar von den Vorstehern des Volks abhienge, daß er nehmlich nicht frey und frank thun dürfte, was er wollte, der aber doch, so zu sagen, die Schleife oder der Knoten wäre, welcher die Autorität in Eins drängte und die Herren, die zu laut würden, aus Eigenliebe, Gewinnsucht und Hochmuth immer etwas neues aufbringen und auf die andern hetzen wollen u. dgl. im Zügel hielt. Dieß wär

der

der einzige und beste Rath gewesen, wenn ihre neue Einrichtung bestehn sollte.

Ferner wünschten wir darum nicht, daß der Schulze hätte so viel Haare lassen müssen, weil sein Rattenkönig sonst gedacht und gesonnen haben würde, wie er auf andere Art sich im Abendland entschädigen möge, wozu sich schon Vorwand finden müßte, zum Exempel Kriegsunkosten, Schutz u. dgl.: denn obgleich die Mittagsländer darum in etliche Gegenden des Abendlands eingefallen waren, weil der Schulz sie gereizt hatte und die armen kleinen Ritter wohl zutreten mußten, so werden sie in der Schulzenburg doch gethan haben, als wären sie ihnen, wer weiß was, schuldig, weil sie einige ihrer Bur-

gen und Flecken, wie die Mittagsländer drinnen lagen, wieder eroberten; sind wohl gar im Stande gewesen, sich selbige anzumaßen oder so lange, bis ihre Kosten wieder herausgenommen wären, in Händen zu behalten. Denn eher läuft euch ein armer Mann zehn Meilen Wegs um ein bloßes Gottes Lohn, oder thut euch sonst einen wichtigen Gefallen, als ein großer Ritter etwas umsonst thut; sie lassen sich lieber doppelt und dreyfach bezahlen; ja sie übernehmen und machen oft Arbeit, worein andere so mit verwickelt werden, daß sie tüchtig bluten und verlangen denn doch für die Auswickelung noch Dank und Lohn. Wenn nun dieß etwa bei dem Frieden mit den Mittagsländern auch so gekommen wär, so hät-

ten

wieder andere groſe Ritter, beſonders Tobias nicht ſtille zu ſchweigen, da wärs vielleicht aufs neue ans Raufen gegangen. Uns will ohnehin dünken, daß man etwas auf Ritter Tobias irgend mit einer Abſicht gemünzt hat und ihn, auf was für Art und Weiſe es ſeyn möge, etwas anzuflicken geſucht haben wird; denn man ſein Abgehen von der Fehde nicht ſo leicht vergeſſen und ihn die ſchönen Diſtricte im Mitternachtsland nicht gegönnt haben wird. Ritter Tobias aber wird, wie uns däucht, klug geweſen ſeyn und lieber noch Kriegsentſchädigung verlangt haben, als daß er von Abgeben hätte hören wollen. Er hätte ſich jetzt ganz auf ſeine guten Freunde, die Mittagsländer verlaſſen können, daß ſie ihn

überall

überall verfechten halfen, wenn ihm nicht etwas Fremdes obgelegen hätte, dessen er sich durchaus unterziehen mußte, und weßhalb er sich entweder aufs neue mit ihnen verzürnen, oder wenn sie es ihm ohne Zorn durchsetzen halfen, auf andere Gefälligkeiten Verzicht thun mußte. Das nun betraf die Stelle und Würde des Burggrafen der Plumpländer, der, wie wir wissen, mit seiner Frau Sibille und Kindern, Schur und Enkeln hatte flüchtig werden müssen. Frau Sibille hatte im Wasserlande, wo sie im Schutz mit den Ihrigen war, weder Ruh noch Rast und setzte ihrem Bruder Tobias mit Weisen unaufhörlich zu, daß er ihr und ihrem Eheherrn wieder zu Ehren und Brod helfen möchte, welches er als ein

treuer

treuer Bruder und als der Vater ihrer lieben Schur zu thun, sich nicht weigern würde. Das Ding machte Tobiesen viel Grillen! Wie die Einrichtung itzt im Plumplande gemacht war, schickte sich ein so viel mitsprechender Burggraf gar nicht. Nun war es leicht, sie, wie ehemals, mit einem Troß gewaffneter Leute heimzusuchen und zu fragen, ob sie seinen Schwager wieder aufnehmen und in seine Rechte einsetzen wollten, so wär denn gewiß die Antwort auf die Art ausgefallen, daß Frau Sibille zufrieden gestellt wurde. Aber jetzt waren die Plumpländer doch mit den Mittagsländern im Bündniß. Wir wissen also nicht, wie Tobias Händel mit jenen hätte anfangen können, ohne diese zu erzürnen. Die alte Geschich-

te

te sagt, daß er vor allen Dingen einen bevollmächtigten Bothen in die große Burg der Mittagsländer gesandt habe, welcher ihnen hätte vorstellen sollen, daß es doch höchst unrecht wäre, daß der Burggraf der Plumpländer von Amt und Gütern vertrieben wär, welches er, der Recht und Gerechtigkeit liebe, nicht anders als mit dem höchsten Unwillen ersehen könnte. Da sie nun gute Freunde und Verbündete der Plumpländer wären, so böthe er freundlich, ihren Bundsgenossen das vorzustellen. Zwar würde er nicht lange in der Güte anhalten, sondern den bedrängten Mann mit den Waffen in der Hand wieder einsetzen; aber das wollte er blos darum nicht gern thun, weil die groben Plumpländer mit ihnen, den

höflichen Mittagsländern im Bunde wären. Er wünschte recht sehr, daß das gute Vernehmen, worinnen er, Tobias mit ihnen, den Mittagsländern, stünde, nicht gestört würde, doch sollten sie aber alles, was sich ziemte, auch fein bedenken, und den Plumpländern Sitte lehren. Was die Mittagsländer darauf geantwortet, werden wir wohl auch erfahren. Als wir in der Chronika soweit waren, fanden wir, daß der Bothe eben erst abgegangen war. Sie bricht also ab und erzählt wieder etwas von den Wasser-Rittern, woraus wir abnehmen können, daß Zwickelbarth damals gethan hat, als wollt er Frieden machen; aber nun wollten wieder die Unzufriedenen nicht, welches er weißlich so angestellt hatte. Er konnte ja

auch

auch den Leuten, ob sie gleich seine Gegner waren, nicht Unrecht gebend. Denn wenn die Mittagsländer vom Frieden saßen, war immer die unbillige Bedingung dabey, daß die Wasser-Ritter eine Kette gewisser Berge, die ans Meer gränzten und die den Plumpländern waren abgenommen worden, diesen wieder geben sollten, welches doch eine einfältige Gutwilligkeit gewesen wäre, die den Wasser-Rittern Schande gemacht hätte. Die guten Leute waren sehr angefochten, sogar der große Ritter des stolzen und faulen Volks im Sonnenlande begann, sich, wie wir schon gesagt, darein zu mengen, und meynte, es schicke sich durchaus nicht, daß sie die Berge behielten. War also wohl möglich, daß sie nicht nur mit den Mittags-

tagsländern keinen Frieden machen konnten, sogern auch Zwickelbarth wollte, sondern auch mit den Sonnenländern fehden mußten. Wie das alles noch geworden, werden wir hoffentlich noch vernehmen. Jetzt stoßen wir auf einen Wortwechsel oder Disputation, welche der, so diese Chronick verfertiget, mit jemand gehabt, den wir nicht kennen, wes Standes und Wesens er war, sintemal die Schrift weiter nichts von ihm sagt, als daß er Ruppert geheißen.

Ein und zwanzigster Abschnitt,

erzählt eine Disputation nach der sich Ruppert und Paul wieder geeinigt haben.

Ruppert. Ich habe, was du bisher aufgeschrieben, fleißig durchgelesen, muß dir aber nur sagen, daß mir ein paarmal die Galle übergelaufen ist, denn du manche Sachen nach Gutdünken auslegst, und Leute vertheidigst, die's nicht verdienen, andere ehrliche Ritter aber angreifst, daß es einem dauert. Ich weiß besser, wer Recht oder Unrecht hatte; geh Paul, ich hätte dir nicht zugetraut, daß du so partheyisch seyn könntest.

Paul. Wenn du mich dieses mit Recht zeihen kannst, will ich meine Sün-

de

de bekennen und die Meynung ändern, ſag an, was ich falſch geſchrieben!

Ruppert. Wir wollen alles andere bey Seit laſſen, und nur bey dem jungen Schulzen und Ritter Tobias Roſemund ſtehen bleiben. Zeigſt du da nicht, wie du den erſten und ſeinen Stamm haſſeſt, und alles übel ausleaſt? Hingegen haſt du einen ſonderlichen Gefallen an den Roſemundiſchen, denen du überall das Beſte gönnſt, ja ſogar Tobias iſt dein Schooßkind, lobſt ihn und ſeinen Raben-König vor allen voraus, da doch die Hiſtorie klar und deutlich beweißt, daß alle Ritter aus dieſem Hauſe nur bedacht waren, ſich durch anderer Leute Hab und Guth zu bereichern und ſies vom Vater zu

Sohn immer ärger machten, daß der kleine Ritter der abgefeimteste Mann war, und daß es Tobias mit seiner geheimen Halle und seinem alten Ohm Heinze, noch zehnmal schlimmer machte, wie der kleine Ritter, maßen sie ohne Scheu alle Leute belogen, betrogen, zu ihren Ränken neue Wörter aussannen, und wahre Raubthiere waren, die bald durch Falschheit und List, bald öffentlich und ohne Scheu wegrapsten, was sie konnten, und den andern Schaden thaten, wos nur möglich war. Zwar führst du das unterweilen mit an, aber gleich bist du wieder bereit mit einer Entschuldigung, und findest alles billig, was sie an dem Schulzenhause verübten. Das gute liebe Schulzenhauß, welches von so langen Zeiten her florirt hatte —

Paul.

Paul. Und einen Uebermuth ausübte, den Gott demüthigen mußte. Du hast ja wohl auch gelesen, wie ichs in diesem Buch gesagt, wies ehmals mit dem Schulzenamt beschaffen war, daß nämlich einer gewählt wurde, der Weisheit und Muth besaß, im Abendland zum Rechten sehn und sein Vater seyn sollte, und war die Würde nicht erblich. Wie aber die des Schulzenhauses, nämlich die Vorfahren des wilden, weisen und jungen Schulzen, einmal das Amt hatten, so wußten sie es immer so einzurichten, daß es bey ihrem Hause blieb, da war es also so gut als erblich. Da sie viel Ländereyen besaßen, wovon sie die meisten eben auch entweder durch Krieg oder durch die hundert fingrige Politica an sich ge-

bracht hatten, so machten sie sich so ziemlich zu den Despoten des Abendlandes, und wär das immer weiter gegangen, wenn die Rosemundischen nicht so aufgekommen wären, die ihnen hier und da einen Riegel vorschoben.

Ruppert. Das hatte der Gott sey bey uns den Rosemundischen gelehrt! Was hatten sie für ein Recht, ihre Oberherren einzuschränken, und ihnen Abbruch zu thun? Da sie nun einmal zu dieser Würde gelangt und doch alle gute, fromme Leute waren, besonders trat der junge Schulze wieder in die Fußtapfen seiner heiligen Vorfahren.

Paul. Hast Recht, er suchte die Pfaffen wieder in Ehren und Würden ein-

zu-

zusetzen und ihnen eine große Stimme zu geben wie ehemals, da sie im Abendland und besonders in den Ländereyen der Schulzen die Leute in einen peinlichen Gewissenszwang sperrten, wodurch oft die besten Menschen entweder Zeitlebens unglücklich gemacht wurden, um Güther und zuweilen gar ums Leben kamen, oder flüchtig werden mußten. Das war dem Vater Peter in der alten berühmten Burg und seinem Compagnon Beelzebub schon recht und könnts wieder so geworden seyn, wenn der junge Schulz und seine Pfaffen nur das ganze Abendland eingenommen hätten, nicht wahr?

Ruppert. Das ganze Abendland nun eben nicht, aber doch, was einmal dem

dem Hause gehörte, sollten sie behalten haben. Was deine Furcht vor den Pfaffen anbetrifft, das wäre wohl das wenigste gewesen. Bey Ritter Tobiesen herrschte Pfafferey und Freygeisterey durch einander. Das konnte nun eben auch nicht viel Gutes stiften.

Paul. Als ob das in den Schulzenländern anders wär! Weißt doch wohl, daß scheinheiliger Glaubens-Eifer und Unglauben immer beysammen wohnt? Aber wir wollen das übergehen und will ich nun zur Vertheidigung meines Ritter Tobias schreiten. Der hatte doch wohl recht, daß er sich lieber zu vergrößern und seinen Widerwärtigen, den Schulzenburgern, auch andern großen Rittern lie-

lieber zuvorzukommen suchte. Hast nicht gelesen, was ich von dem Riesen und dem anwachsenden Knaben gesagt?

Ruppert. Ja wohl, ein anwachsender Knabe, hundert Jahre vor der Zeit, wo deine Geschichte angeht, waren die Rosemunde noch so gut wie nichts, und nicht sehr zu ästimiren.

Paul. Und etliche hundert Jahr noch weiter vorwärts war das Schulzenhauß auch so gut wie nichts. Darnach wuchsen sie und wurden mächtig und setzten ganz Abendland in Furcht und Respect, dünkten sich Götter und die andern Fürsten sahn sie an wie kleine Würmchen. Da erhob sich eins der Würmchen, näm-

lich

lich der Rosemundische Stamm, so gut, wie jene sich einmal erhoben haben; darüber ärgerten sie sich. Die Rosemundischen aber wollten nicht wieder klein werden, sondern lieber wachsen und neben sie treten, dazu gehörte denn freylich, daß sie sie drängten und einzuengen suchten. Die Politica bringts einmal so mit sich.

Ruppert. Schön, daß du das billigen kannst! Fürwahr du findest es auch wohl gutgethan, daß sie im Abendlande soviel gelten wollten wie der Schulz, und dessen Ansehn raubten?

Paul Mich sollts gewundert haben, wenn die Rosemundischen dieses Ansehn noch

noch immer so demüthig anerkannt hätten, als zur Zeit ihrer kleinern Gestalt. Es würde sich schlecht geschickt haben, selbst ein großer vielvermögender Ritter zu seyn, und von einem andern großen Ritter Gesetze anzunehmen. Die Zeiten hatten sich damals gewaltig geändert, Schulzen-Amt und Ansehn war mehr Titel und auch nicht mehr so nöthig, als ehemals, da die Verfassung ganz anders war. Ich seh eigentlich gar nicht, warum ein Schulze im Abendland seyn muß. Wenn er aber einmal da bleiben sollte, so hatte Ritter Tobias ganz recht, daß er die andern Ritter als der Stärkste und Mächtigste leitete und warnte, und wo es Noth that, vertheidigte. Denn die Herren Schulzen wollten sie nur zu ihrem Nutz, wenn

wenn und wies ihnen beliebte, handhaben.

Ruppert. Sag ichs doch, daß du alles an Tobias billigst, also auch, daß er die andern Ritter auf den Schulzen aufhetzte, oder ihnen drohte, wenn sie nicht mehr auf ihn hörten, als auf jenen; auch daß er, als es etwas schief im Krieg mit den Mittagsländern ging, seinen eigenen Frieden und den heimlich mit diesen Leuten machte, seinen Bundesgenossen den Schulzen im Morast stecken liese, und wollte, die andern Ritter des Abendlandes sollten nun auch abgehen, wies ihrer etliche auch thaten.

Paul. Es war eine große Thorheit von dem Ritter Tobias, daß er sich in die-

diesen Streit mit den Mittagländern hineinziehen ließ. Da es nicht ging, wie es sollte, setzten ihm seine erfahrnen Männer und sein Ohm Heinze so lange zu, bis er abging. Wenn dieß nicht treu gegen den Schulzen gehandelt war, so war's doch klug. Die Pfunde der Wasser-Ritter hätten ihm doch das nicht eingebracht, was er verlohr, wenn er dabey blieb. Es war nahe daran, daß sie einen hübschen fetten Gau, der ihm gehörte, einnahmen, und wären dornach wohl auch weiter gekommen. Da sollte nun wohl nach deinem Sinne Tobias abwarten, bis das alles geschehen wär, damit er doch auch einen Strich Landes einbüßte, wie der junge Schulz. Was die kleinen Ritter im Abendland betraf, so hatte er sie

in

in seinem Anfall von Grimm gegen die Mittagsländer, selbst aus allen Kräften, und das zu ihren Schaden auffordern helfen. Da wars nun, als er abging, seine verdammte Schuldigkeit, daß er sie ermahnte, ein Gleiches zu thun, damit ihre Gaue fernerhin vor den Einfällen und Räubereyen der Mittagsländer gesichert blieben. Sonst, weiß ich wohl, daß man dem Ritter Tobias noch vieles schuld giebt: als, wie er es schon, ehe er noch Frieden machte, mit den Feinden gehalten, wie er saumselig gewesen und nicht losgeschlagen hätte, wie er sollt, sondern oft sogar den Feinden Luft gemacht habe. Das ist aber böser Leumund der Schulzenburger, denn Tobias sich nicht hat bestechen lassen, wohl

aber

aber den Feind einmal ein wenig laufen ließ — doch das mag gekommen ſeyn, wie es will, ſo haben Tobias Heere, ſo lange ſie dabey waren, doch tapfer genug gefochten und das meiſte gethan; hingegen ließens die Schalzenburger trefflich an ſich kommen. Und dies geſchah handgreiflich, um den Tobias matt zu machen; der ſollte ſich nun wohl, ſo viel als möglich, verbluten. Da hatte er alſo völlig recht, daß er ſich zuletzt ſchön bedankte und nach Hauſe ging. Aber daß Tobias dieß nicht gleich zur Abſicht hatte, daß ers dießmal wohl von Herzen meynte und nur durch wichtige Gründe dahin gebracht wurde, Friede zu machen, kann dir die Geſchichte ja beweiſen, denn ſie uns erzählet, daß er das Papier, worauf

auf der Erde geschrieben war, etliche Tage in seiner Halle liegen ließ, ehe er seinen Nahmen darunter kritzelte, und als ers darnach that, so trat er die arme Feder mit den Füßen, die doch nichts dafür konnte, daß Ohm Heinze und der Ratten-König, dem Ratten-König in der Schulzenburg mit einem so vertrackten Strich in die Quere kam. Aber ein Wort so viel als tausend! Dießmal hatte des Tobias Ratten-König recht. Wenn ich dich beredet hätte, nebst deinen Knechten, mit mir und meinen Knechten aufs andere Dorf zu gehen, um dort die Leute zu befehden, wir aber sie nicht bezwingen könnten und sie dir vielmehr deine Knechte krumm und lahm schlügen, dir die Sache auch große Kosten verursachte und

deinem Haus und Hof drohete Gefahr, aber gewinnen konnest du nimmermehr nichts, nichtwahr du ließest mich sitzen, gäbst den Leuten die Hand und sprächst, ich habe nichts mehr mit euch zu schaffen, gingst heim und suchtest das, was dir noch übrig wär, zu retten; ja du würdest wohl auch von mir noch verlangen, daß ich deinen Schaden bezahlen sollte.

Ruppert. Aber Ritter Tobias hat doch viel von den Wasser-Rittern bekommen, weil er Krieg führte, und sich wohl noch bereichert.

Paul. Oho! Hat sich wohl mit dem Bereichern! Hätte nur damals jemand in seine Hauptburg kommen und sehn sollen,

wies

wies in dem Keller aussah, wo der kleine Ritter seine Schätze aufgehäuft hatte, zu denen auch Tobias alle Jahre etwas zu thun pflegte, da war jetzt Platz und Raum für das, was nun der gute Ritter, sein Sohn, Enkel und Urenkel wieder hinunter legen konnten und wollten. Freylich war da eine gute Aussicht für die Schulzenburger, wenn nun alles weg war, und der Krieg ging ferner schlimm, so waren vielleicht sie diejenigen, die ihn sitzen liessen und nun zusamt dem trotzigen Ritter vollends beraubten. — Verdenks wer da will, daß Tobias seinem Ohm und seiner geheimen Halle folgte, und das nicht abwartete.

Ruppert. Wieder auf dein Gleichniß zu kommen, wenn ich im Bunde mit dir Schaden gehabt, und mir vorgenommen hätte, abzugehn, so hätte ich dies wenigstens gesagt und nicht geläugnet, da du so was merktest und mich darum befragtest, und hätte dir gerathen, auch Friede zu machen.

Paul. Wenn du geglaubt hättest, ich würde doch noch nicht Friede machen, oder mich so stellen und die Sache ins Lange ziehen, hätst es wohl auch gethan, um je eher je lieber loszukommen. Aber aufrichtig zu reden, so darfst du dich und mich nicht, ja nicht in allen Stücken mit den großen Rittern vergleichen. Hab ichs doch genug in meiner Historie gesagt,

daß ihre Politica ärger war, wie der Teufel, der voller Falschheit, List und Trug ist, und daß sie sich mit diesen Worten alles erlaubten, wofür unser Eins aufs Rad käm.

Ruppert. Und da war dein Ritter Tobias der ärgste von allen mit seinem Ratten-König.

Paul. Die andern hatten sich schon durch dergleichen in die Höhe geschwungen, er war im Flug, wußte, daß sie ihn gern hemmen, oder am liebsten im Fluge wegkapern wollten. Da sah er sich forn und hinten, links und rechts um, und übertraf nun in der Politica alle übrigen. Das große Geschrey, welches man mach-

machte, kam am meiſten daher, daß alles ſo bald raus kam, was er that und anſtellte, und ſich die andern, welche ihre Schlingen tiefer legten, ärgerten, wenn es ihm glückte und er ihnen zuvorkam, oder ihre entfernten Abſichten durch heimliche Hetzereyen, die freylich nur in der Politica erlaubt ſind, vereitelte.

Ruppert. Wirſt mich bald überreden, daß dein Tobias nicht ſchlimmer war als andre. Wahr iſts, wenn ichs recht bedenke, ſo war es einerley, ob das Schulzenhaus oben ſchwamm, oder das Roſemundiſche. Sie wollten eigentlich alle allein Hahn im Korbe ſeyn, keiner den andern neben ſich aufkommen laſſen, und dazu wendete kein einziger beſſe-

re Mittel an, als der andere. Es ist von alten Zeiten an so gewesen, und wird immer so seyn!

Paul. Wenn du das nun endlich einsiehst, so laß deinen Grimm auf Ritter Tobiesen fahren, gönne ihm sein Gedeyhen! Er und sein Stamm waren doch wackere Leute. Und ob sie gleich in der Schulzenburg behaupteten, daß in ihren Ländereyen eine viel ärgere Despoterey herrscht, als sonst wo, so ist das doch nicht wahr. Man durfte ja nur untersuchen, wie es bey ihnen zuging und dann in Tobias Burgen nachfragen, so war die Unwahrheit am Tage; und lag vielmehr vor Augen, daß die in der Schulzenburg es ärger trieben. Wenn man

nur

nur bedenkt, daß Kurth der Kleriſeyvogt und Conſorten ſo oft probirten, dem Geiſt der Menſchen Feſſeln anzulegen, und Le bieſen vermochten, ihnen beyzuſtehen, aber die Leute die Feſſeln abſchüttelten und ihre Meynung frey ſagten, wo man ſie denn auch geben ließ, ſo ſieht man gleich, daß an keine Deſpoterey zu denken. Hingegen in den Schulzenländern durfte, wenn ſo was aufkam, kein Menſch muchſen, und wie ſich nicht alles verbannten und bey hoher Strafe verboten, was ihnen nur mit einem Worte verdächtig vorkam. Alſo mußten ſie ihren Unterthanen noch weniger Treu und Liebe zutrauen, als Tobias den Seinigen, denn dieſe durften noch eher ein Wort ſchreiben und ſprechen. Auch waren die Unterthanen

des

des Schulzen seit drey ihrer Regenten, nicht sonderlich auf sie zu sprechen. Im Abendlande war man es auch nicht, denn der kleine Ritter hetzte doch nicht, so viel man weiß, und doch machten die Ritter des Abendlands einen Bund mit ihm gegen den Schulzen und nahmen ihn zu ihren Beschüzer an; mußten also doch wissen, daß den Schulzen nicht so recht zu trauen war. — Nein, laßt uns immer vernehmen, daß diesem Hause einmal Grenzen gesetzt worden sind, es hatte lange genug oben geschwommen und sich gebrüstet.

Ruppert. Man sagt, daß ein Ding, welcher Natur es auch sey, eine gewisse Höhe erreicht hätte, dann gieng

es oft wieder Berg unter. So mags wohl an den Schulzenhauß auch eingetroffen seyn, aber eben so ist es Ritter Tobiesen vielleicht auch noch widerfahren.

Paul. Darauf kann ich freylich nicht schwören, daß es wenigstens seine heimlichen Feinde im Sinn gehabt haben, ihn wieder klein zu machen, und habe ich in diesem Buch schon oft davon geschrieben. Wenn ich aber meiner Ahndung glauben soll, so haben sie es wenigstens in der Zeit, wovon wir schreiben, nicht durchgesetzt. Ich wünsche nur zu erfahren, daß Tobias in gutem Vernehmen mit den Mittagsländern geblieben ist, und wenigstens dort einen guten Geruch behalten hat, da er einmal Freundschaft

schaft mit ihnen gestiftet. Denn wie sie auch seyn mögen, so stell ich mir doch vor, daß sie sich dadurch werden hervorgethan haben daß sie treue Bundesgenossen seyn wollten und ihren Freunden beygestanden haben, wenn es ihre eigne Lage erlaubt hat. Dann wünsch ich ferner, daß sie, wie es hieß, wirklich Frieden gemacht und der Krieg nicht fortgedauert hat, wo sie etwa in Verlust gerathen wären, wodurch sie gezwungen wurden, sich die Punkte des Friedens vorschreiben zu lassen. Wenn das so wär, müßten sie wohl für sich selbst sorgen, und Tobias könnte sich schlecht auf sie verlassen. Doch er war im Stande, ehe ers dazu kommen ließ, sich zu ihnen zu schlagen und den Schulzen mit zu bekriegen.

Rup-

Ruppert. Was du da sagst, sah deinem ehrenfesten Tobias sehr ähnlich! Aber nein, wenn sie in Verlust gerathen wären, hätte er lieber Ursach an ihnen gesucht und sich wieder zum Schulzen gehalten, damit er sie vollends unterdrükken hülfe, und wenns was zu theilen gegeben, er auch etwas bekommen hätte.

Paul. Wohl möglich! In der Politica jener Zeit war alles erlaubt. Tobias Länder waren noch nicht verrundet, ob das nun durch Hülfe der Mittagsländer oder des Schulzen geschähe, kann ihm wohl einerley gewesen seyn. Wenn ihm der Schulze zu dieser Absicht hätte behülflich seyn wollen, so hätte er ihm wohl auch wieder was zu gefallen gethan,

than, da er aber wohl eingesehen, daß er nie sein ächter Freund werden möchte, so gweiße ich, daß er jemals wieder seine Partheie genommen. Ich wünschte auch, um Tobias Ruhm wegen, er wäre lieber, wenns nicht anders seyn könnte, sein offenbarer Feind, als sein falscher Freund gewesen. Noch lieber wär es mir zu vernehmen, daß von allen Seiten Fried' und Ruh' werde, daß jeder behielt, was er hat, und es einer dem andern gönnte. Doch dieses werden wir nicht erfahren, denn die grossen Ritter müssen wohl nicht so denken dürfen, wie andre Leute. Was bey uns gemeinen Leuten als Neid ausgelegt wird, heißt bey ihnen billige Sorge, daß nicht einer zu mächtig werden möchte. Uebrigens ist es doch eigentlich keinem

übel zu nehmen, wenn er alles hervorsucht, um den andern zu überlisten, ehe er selbst überlistet wird, und ihm in seinen Absichten zuvorzukommen. Für die großen Ritter mögen wohl nicht die Worte in der Bibel stehen: Wenn dir einer den Rock nehmen will, dem gieb auch den Mantel. Also ist es auch bey der Mißgunst und Bereicherungssucht, die sie an einander kennen, keinem zu verdenken, daß er sich so auszubreiten sucht, wie ihn die andern nicht leicht antasten können. Dieses bedacht, möchte sich Tobias immer noch mehr verrundet haben, wir hätten nichts darwider, wäre nur denn einmal Ruhe und Friede geworden und geblieben, und er hätte sammt seinen Nachkommen diese alten und neuen Unterthanen so gut regiert

giert und so glücklich gemacht, als es möglich war. Dieses Geschlecht und ihr Ansehn ist doch immer dem Abendlande mehr nützlich als schädlich gewesen.

Ruppert. Du hast so viel geplaudert, daß du mich schier überredet hast. Ich mache also Friede mit dir und wünsche zu vernehmen, daß es die streitenden Partheyen in unserer Geschichte auch bald so gemacht haben mögen.

Paul. Es ist auch am allerbesten, daß wir aufhören zu disputiren. Wir streiten uns sonst über Dinge, worüber wir doch im Grunde übereinkommen. Sieh, Ruppert, der Mensch gehört einmal unter die Raubthiere. Wenn das nicht

wäre,

wäre, so dürften die keine Gesetze gemacht worden seyn, die doch, so lange die Welt steht, an allen Orten und Enden entstanden, weil man gern Ordnung haben und jedem sein Eigenthum schützen wollte. Die Menschen haben zwar eine Lehre erdacht, die heißt Philosophia und aus der fließt wieder ein andres Wort, welches man Moral nennt. Diese wird auch durch das Christenthum unterstützt. Aber ich wollte darum nicht rathen, daß man die Gesetze aufhübe und dächte: das Christenthum, die Philosophie und ihre Pflegetochter; die Moral, würden schon die Menschen abhalten einander zu beschädigen und zu überlisten. Man sieht das an manchem der Pfaffen und Philosophen selbst; die thun soviel des

Gegentheils ausüben, als sie nur mit guter Manier und ungestraft können. Die großen Ritter aber, welche ein ansehnliches Heer haben und vor niemands Gericht gezogen werden können, bemächtigen sich aller Dinge, vergrößern, bereichern und behaben sich, wie's ihr Nutz erfordert, und wie's die Natur des Menschen mit sich bringt; zwar thun sie auch, als wenn sie Moral gelten ließen, aber das Gott erbarm! was für Wörter und welchen mannichfaltigen Vorwand ersinnen sie nicht und geben es für das gute liebe Kind aus. Ob nun andre Leute gleich mit sichtlichen Augen sehn, daß es ein ganz anderes Wesen und nicht die Moral ist, so darf doch kein Mensch das Maul aufthun, sonst kommt er noch dazu in Verantwortung.

Oder

Oder läßt mans passiren, so macht man sich nichts aus dem Gerede. So war's, so ists, und so wirds bleiben bis die Welt untergeht. Also kümmere dich nicht drum! 's hat auch sein Gutes, wenn die großen Löwen, Tyger und Leoparden denn so unter einander streiten, einander bevortheilen, Länder wegnehmen u. s. w. so gewinnen dir immer viele der gemeinen Thiere auch dabey. Und gegen diese sind sie auch keine Tyrannen, sondern geben vielen Aufkommen, und mancher bekommt zu leben, der sonst nichts hatte. Vieles kommt in eine andere Lage, was für eine Menge Menschen gut ist. Also laß die großen Raubthiere nur ihr Wesen treiben, die kleinen Raubthiere, welche das Gesetz in Zucht und Ehrbarkeit hält, gewinnen hin

und

und her auch dabey. Ritter Tobias war unter andern gar kein Filz, er ließ es viele genießen.

Ruppert. Besonders die Günstlinge und Buhlerinnen.

Paul. Und die spielens doch wieder in andre Hände, aber laß mich fortfahren, deine Worte haben mir in Erinnerung gebracht, wo ich geblieben bin.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Vom Ritter Tobias.

Derselbe erfuhr auch, was alle Menschen erfahren, daß man in diesem Leben nicht ruhig wird, besonders wenn man eine Menge große und kleine Dinge im Kopfe hat. Er mußte sich ärgern über die gemeine Magd Ilse, die er zu seiner Buhlerinn erkießt, ihr alle Herrlichkeit gegeben hatte. Dafür hätte sie sollen erkenntlich seyn und ihm treu bleiben, aber das that sie nicht, sondern minnte heimlich einen andern. Da das Tobias erfuhr, trieb er sie von sich und war sehr verdrießlich über den Unbestand der Weibsleute. Doch solche große Ritter finden immer wieder ein anderes gutes Herz, welches

sie über den erlittenen Verlust tröstet. Und fehlt es nicht an lieblichen Dirnen in Menge, die alle dazu bereitwillig sind. Tobias hatte also das Auslesen, und da fiel seine Wahl auf eine hübsche Magd, welche die Kunst erlernt hatte, sich durch den Reifen zu schwingen und auf dem Seile zu tanzen. Indem er nun einmal so zusah, machte sie Sprünge und Wendungen, die ihn besonders reizten, da ließ er sie holen und thät sich gütlich mit ihr. Tobias liebte die Künste und sah es gern, wenn seine Liebschaften geschickt waren, auch hatte er, da er einmal ein Liebhaber des weiblichen Geschlechts war, sich vorgenommen, alle Sorten durchzuprobiren, welches die Liebhaber anderer Dinge auch thun, indem sie sich nach und

nach alle Gattungen derſelben anſchaffen.

Wie lange es mit der Seiltänzerin gedauert hat, können wir nicht ſagen, uns ahndet, dieſe werde nur kurze Zeit ihr Glück genoſſen haben, denn es war eben Winter und in Tobias Hauptburg gieng es herrlich und in Freuden zu. Viel ſtattliche und reiche Leute hatten ſich dahin verſammelt. Viele Ritter und Herren von den eroberten Mitternachtsländern, die es jetzt für nöthig hielten, nach der neuen Pfeiffe zu tanzen, waren hingekommen, zu beſiren und ſich zu erluſtigen und der Hauptburg etwas zu löſen zu geben. Es fehlte alſo weder an ſchmucken Herren, noch an ſchönen Frauen und Jungfrauen,

von vornehmem und gemeinem Stand, wo denn die Neuangenommene wohl eine Nebenbuhlerin möchte bekommen haben. Tobias, der seinen Kopf zwar von vielen wichtigen Dingen voll hatte, welche wir weiterhin erwähnen werden, hatte sich dessen ohngeachtet einmal vorgenommen, es solte in seiner Hauptburg recht lustig hergehen, weil er die schönen Ländereyen im Mitternachtslande erobert hatte. Er ließ etwas drauf gehen und gab unter andern einem dicken Weibe, welches hinkam, und allerhand Künste und Geberden zu machen wußte, einen schweren Seckel voll Goldstücke, damit sie, so lange die Fastnachtslust dauerte, ihm und allen die da waren, durch ihre künstliche Sprünge und ihre Geberden der Lust noch

mehr

mehr machen möchte. Das Weib hatte ihren fetten Corpus in eine dünne Haut eingenäht, und schämte sich nicht, so vor allen Menschen aufzutreten. In der Burg eines andern nicht ganz großen Ritters mußte sie über die dünne Haut noch eine Bedeckung ziehen, denn der Ritter war sehr keusch und wollte, daß in seiner Hauptburg Ehrbarkeit herrschen sollte. Aber in des großen Ritters Tobias Burg war es ihr vergönnt, ohne die Bedeckung zu erscheinen, und darwider hatten die Kurthe und Lipse nichts! Woraus zu ersehen, daß sie nicht das Wesen des Christethums, sondern nur seinen Schein verbreitet wissen wollten, und nur das für ärgerlich hielten, was gegen ihre christbrüderischen und wider die Vernunft

ſtreitenden Lehren lief, nicht aber das, was zur Sünde reizen kann. Tobias war nun einmal des Glaubens, daß man nur beten dürfe, um mit unſerm Herr Gott gut Freund zu bleiben, wenn man auch ſonſt noch ſo locker lebte. Er vergaß auch mitten in den Luſttagen das ſechsmalige tägliche Gebet nicht, alſo durften ſeine heiligen Seelſorger nicht über ihn ſeufzen, da er ihre Vorſchriften nie vergaß. Sie hatten aber einige Zeit zuvor eine Kränkung erfahren, welche wir mittheilen wollen, um zu zeigen, wie heilige Leute zuweilen viel leiden müſſen. In Tobias Hauptburg war ein ſehr vornehmer Pfaff, Biedermann genannt, welcher ein eitler Mann war, der ſich einbildete, man dürfe bey den Chriſtenleh-

ren und ihrer Ausübung die Vernunft zu Rathe ziehen. Böse weltlich gesinnte Leute hielten ihn als einen gelehrten und sittigen Mann sehr in Ehren, und war er als der Bischoffe einer ein Beyspiel für viele junge Pfaffen, welche nun auch der heillosen Vernunft folgten. Aber der heilige Eiferer Kurth, welchen der Erzpfaff Lips noch besser belehrt hatte, was eigentlich der rechte Glaube sey, konnten endlich den Greuel nicht mehr mit ansehn. Sie verlangten, Bischoff Biedermann sollte den schädlichen Lehren absagen und rein pfäffisch predigen, da er dieses nicht wollte, sondern so eigensinnig war, dafür zu halten, daß es einem ehrlichen Mann nicht erlaubt sey gegen seine Einsicht zu sprechen, so bewogen sie, wie billig,

den

den Ritter Tobias, ihn auf eine Weile vom Amt abzusetzen, damit er in sich gehen und Buße thun möchte. Ja damit er sich seiner Boßheit noch mehr schämen sollte, war unterdessen sein Einkommen zur Verpflegung derer armen Leute bestimmt, welche der gesunden Vernunft beraubt waren. Das gab schier Verdacht, daß Kurth und Lips selbst davon genössen, aber hierinnen that man ihnen Unrecht! Sie ließen es ganz den andern Kranken. — Da nun Bischoff Biedermann, wie schon gesagt, viel Freunde und Verehrer hatte, war über die Behandlung, die man ihm widerfahren ließ, überall und auch in der Hauptburg viel Unwillen und Murren. Auch ärgerte sich Junker Wolfgang nicht wenig darüber;

er sann darauf, wie er Bischoff Biedermann, dem Kurth und Lips zum Possen wieder zu Ehren verhelfen, und ihm eine öffentliche Genugthuung geben wollte. Hierzu nun traf sich eine gute Gelegenheit: Es war nehmlich ein gewisser feyerlicher Gottesdienst, wobey alle Pfaffen seyn mußten, wenn sie auch nichts dabey zu verrichten hatten. Bischoff Biedermann, der nun wieder eingesetzt war, wiewohl er sich der Sage nach nicht gebessert haben soll, war auch dabey. Dieß wußte Wolfgang vorher, darum begab er sich zu seiner Mutter der edlen Adelheid und sagte: Ihr wißt, geliebte Mutter, wie Kurth und Lips meinen Vater, Euern Eheherrn, eingenommen haben, daß er alle Pfaffen, welche Verstand zeigen, verfolgt,

folgt, wißt auch, welche Schmach dem braven und gelehrten Biedermann widerfahren ist. Wiewohl ers nun nicht für Schmach halten kann, so gebührt es sich doch, öffentlich den Leuten zu zeugen, wie man ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt, und daß Ihr ein kluges Weib seyd, die an dem, worüber alle Welt die Achseln zuckt, keinen Gefallen hat. Mir will eine solche öffentliche Aeußerung noch nicht gebühren! Aber Euch kommt es zu, so etwas zu unternehmen, und mögt Ihr hier einmal die Gebieterinn mit Recht machen, wie die Rebsweiber meines Vaters oft aus Frechheit und unberechtigt thaten. Wenn jetzt das große Fest in der Burgkapelle seyn wird, muß sich Biedermann auch einfinden, so werdet Ihr wis-

ſen, wie Ihr ihn vor allen Leuten, hoch und niedrig, ehren könnt. Frau Adelheit war eine gut und billig denkende Frau, ſie verſprach ihrem geliebten Sohn Wolfgang, zu thun, was er wünſchte, da ſie ſelbſt dem Biſchoff Biedermann gewogen war und ſehr ſchätzte. Da nun alles zum Gottesdienſt verſammelt war, ſah ſich Frau Adelheit nach dem ehrlichen Biedermann um, welcher, wie alle Leute, die ihren Werth in ſich ſelbſt ſetzen können, und darum nicht nach zufälliger Ehre geitzen, oder ſich vordrängen, in einem Winkel ſtand, ſie ließ aber nicht ab, nach ihm zu ſehen, bis er auf ſie blickte, da winkte ſie ihm und hieß ihn, als er näher kam, ſich ſetzen, neben dem Oberklerikeyvogt Kurth, der ſich auf einen

sehr vornehmen Platz brüstete und jetzt vor Bosheit bald zerplatzt wär, was auch dem Erzpfaffen Lips schier widerfahren, welcher hinten bleiben mußte. Frau Adelheit ließ es noch nicht dabey bewenden, sondern als der Gottesdienst bald vorbey war, rief sie den braven Biedermann nahe zu sich, und besprach sich sehr lang mit ihm. Ritter Tobias, welcher immer am liebsten Güte erzeugte, nahm das gar nicht übel, sondern trat selbst hinzu und redete freundlich mit Bischoff Biedermann. Da freuete sich alles Volk hoch und schrieben aus der Hauptburg Briefe in die andern Burgen und Flecken, worinnen sie jedermann die frohe Nachricht gaben, daß die Finsterniß das Licht doch nicht verschlingen würde.

Aber

Aber Klerisеyvogt Kurth und der Erzpfaff Lips giengen hin und nahmen etwas ein, das die Galle abführt, lasen dabey den Psalm, welcher also anhebt: Warum toben die Heyden? Tobias erfuhr davon nichts, denn die Klugheit ließ es den gekränkten Männern nicht zu, sich darüber sogleich bey ihm zu beschweren, auch traf es eben in der Zeit, wo die Lustbarkeiten angiengen, von denen wir schon gesprochen und die so manche Sorge des Ritter Tobias zerstreuten. Dies war auch nöthig, denn er hatte allerley im Kopf. Vors erste lag ihm die Sache der Frau Sibille am Herzen, zweitens wußte er nicht, wie es zwischen dem Schulzen und den Mittagsländern ablaufen würde, worauf doch soviel ankam. In

der

der geheimen Halle gab es eine Menge Geschäfte, und war auch nöthig, jetzt besonders aufzupassen und zu arbeiten. In der großen Burg der Mittagsländer war eine solche Theurung und so großer Geldmangel, daß sie Gott um Frieden bitten, oder ein großes Unglück erleben mußten. Doch wollten sie auch nicht klein thun, und sich gutwillig in alles fügen, was man ihnen vorschlüge. Die Parthey derer, die wieder einen Mogul haben wollten, ward wieder sehr laut und Ritter Zwikkelbarth stärkte ihren Muth, so wie es, wes nur möglich war, den Geldmangel unterstützte. Wie sollte das nun werden, wenn sie entweder gezwungen würden nachzugeben, um, was es ihnen auch kosten möchte, Ruhe von außen zu erkaufen,

oder den innern und äußern Streit mit gutem Glück fortzusetzen. Doch es war auf beyden Arten Gefahr zu befürchten, wenn so viel Leute mehr ins Land kamen, die nun mitsprachen und allerhand verlangten, so konnte es auch tüchtig ans Kopfwaschen gehn. Die Mittagsländer waren immer in bedenklichen Umständen, so sehr sie auch prahlen mochten. Das Gerücht, als wollten die Sonnen-Ritter Händel mit den Wasser Rittern anfangen, war etwas, aber immer noch nicht viel für sie; denn die Wasser-Ritter durften sich, wenn es auch dahin kam, sobald noch nicht fürchten, aber die Mittagsländer konnten sich nicht sehr lange mehr halten. Der Schulze hatte auch kurz vor dem Uebereinkommen, den Streit eine

Weile

Weile liegen zu lassen, etliche Vortheile gehabt, und hatte nun Zeit, sich noch besser zu erholen. In Tobias grosser Burg war nach allen dem die Frage der vornehmste Gegenstand: Was wünschen und was machen wir? „Man „muß, war die Antwort eines alten „Schlaukopfs, sich nirgends und über „nichts erklären! Im Weinlande, welches „auch dem Schulzen gehörte, schwatzen „sie wieder von einem ansehnlichen Heere, „welches sie für den Schulzen errichten „wollen. Dieses Geschwätz zwar gieng „schon vor 3 Jahren im Schwange, und „verhoffen wir, es werde immer nur beym „Vornehmen bleiben, wollen auch, so „viel möglich, es ferner zu verhindern „suchen, welches wir können, da wir al-

„le

„te Bekannte in dieſem Lande haben. Im „Mittagslande ſoll unſer Bothe darauf „beſtehen, daß die Plumpländer den Burg„grafen wieder in ſeine ganzen Würden „und Einkünfte ſetzen, weil wir ſonſt die „Plumpländer mit Krieg überziehn müß„ten, welches ſo gut iſt, als den Mit„tagländern ſelbſt den Krieg ankündigen. „Davon müſſen wir nicht abgehn, bis „wir ſehn, ob ihre Sachen gut gehn und „ihre Freundſchaft uns nöthig iſt, dann „geben wir etwas nach, entſchädigen Frau „Sibillen auf eine andere Art, und ſie „handeln uns in andern Stücken zu Wil„len, wofür wir wieder erkenntlich ſind, „und uns von ihnen brauchen laſſen. „Sollte hingegen der Schulz und die „Waſſer-Ritter die Mittagsländer ſehr

„ängsten und drängen und abzusetzen seyn,
„daß er mit gutem Erfolg weiter gegen sie
„Krieg führen, auch wohl gar sie durch
„Zwickelbarths Ränke klein kriegen wür-
„de, dann ziehn wir wegen des Burg-
„grafens gegen sie los, suchen sonst aller-
„hand Ursachen an ihnen, und sind auch
„dabey, wenns Vortheile zu gewinnen
„giebt. In diesem Fall helfen wir sie
„unterdrücken, schlagen, verfolgen, einen
„aus ihrem Moguls-Stamm wieder ein-
„setzen, und was man sonst will.“

Als Tobias diesen Vorschlag hörte, meynte er, es sey nicht mehr als billig, sich in Zeit und Umstände zu schicken und sah er wohl ein, daß es besser sey, die

Par-

Parthey zum Freunde zu haben, welche oben ſchwämme, als bey der unterliegenden zu bleiben, da beſonders, wenn die Schulzenburger ihren Willen hätten, er und ſein Haus nicht ſicher vor ihrer Rache und feindlichen Behandlungen wären, welches zu neuen Kriegen Anlaß geben könnte, die nicht allemal erwünſcht ausfielen, Blut und Geld koſteten und die Ruhe in den Ländern dabey nie wieder hergeſtellt würde. Aber doch ſeufzte er über die Nothwendigkeit, nie aufrichtig zu Werke gehen zu können, und es mit keinem redlich meynen zu dürfen. Im Grunde hatte er zu den Mittagsländern nicht viel Zuneigung, und hätte lieber geſehn, wenn er wieder Urſach gefunden, ſich gegen ſie

zu erklären. Aber doch sah er ein, daß die Schulzenburger seine gebohrne und natürlichen Feinde wären, daß sie bey Ruhe und Muse wohl auch den trotzigen Ritter anhetzen könnten, und denn die Wasser-Ritter nicht faul seyn würden, ihn unterdrücken zu helfen. Ueberhaupt hatte er sich einmal bey allen großen Rittern in einen schlimmen Ruf gebracht; also war es hier das Beste, vor sich zu arbeiten und den Mittagsländern, die es noch so am ehrlichsten mit ihm meynten, Gutes zu wünschen. Das that er denn auch! Denn was die Politica anbelangte, die hatte er einstudirt, so gut und besser als irgend Einer; er überlegte alles, was man ihm vorschlug, und befolgte guten Rath, wenn er zu seinem Besten war, sollt

es auch seinen Privatneigungen gänzlich zuwider seyn.

Was nun folgt, ist ein Anhang zu den beyden Theilen dieser Geschichte, der ziemlich verworren ist, und wovon ich Uebersetzer einige Blätter vermisse; doch ich werde bemüht seyn, sie zu finden, und dem Publiko so wie das übrige liefern. Er enthält, soviel ich heraus buchstabiren konnte, das, was zwischen den Kriegführenden Partheyen weiter vorgefallen. Wenn nun ihre Streitigkeiten und Absichten für die Leser einiges Interesse haben, so werden sie auch wünschen, das weite-

re zu vernehmen. In dieſer Vorausſetzung erfolgt, wenn auch erſt künftiges Jahr, ein drittes Bändchen, welches den noch vor mir liegenden Anhang, deſſen fehlende Blätter ich aufs fleißigſte zuſammenſuchen will, enthalten wird.